

Gregor Samarow (Oscar Meding)

Die Saxoborussen

Ihr grünen Neckarwellen
Im goldenen Sonnenschein,
Ihr fröhlichen, stolzen Gesellen
Dort auf dem Riesenstein,
Gegrüßet seid mir mit Hand und Mund,
Gegrüßet, gegrüßet aus Herzensgrund!

Weißgrünschwarzweiße Zeichen
Tragt ihr auf Haupt und Brust,
Ihr kennt nicht Zagen noch Weichen
In freudiger Kampfeslust,
Die Wahrheit bekennt ihr mit Hand und
Mund,
Die Ehre tragt ihr im Herzensgrund!

Und was so hell verkläret
Die flüchtige Jugendzeit,
Blüht, fest und treu bewähret,
Hinauf zur Ewigkeit!
Drum Heil und Segen mit Hand und Mund,
Dir, Saxoborussia, aus Herzensgrund!

ERSTES CAPITEL.

Es war ein schöner, heiterer Frühlingstag des Jahres 1849, als der Schnellzug von Gießen her der alten Kaiserstadt Frankfurt am Main entgegenbrauste. Ueberall in Deutschland zuckte noch die Bewegung nach, die ein Theil der öffentlichen Meinung den erwachenden Völkerfrühling nannte, während die aus dem ruhigen Gleichmaß der Tage aufgeschreckten Anhänger der vergangenen Zeit sie mehr und mehr als eine schmachvolle Empörung brandmarkten – weder die eine noch die andre Partei aber ahnte, daß jene Zeit in der That das, wenn auch durch unreine Nebelwolken verhüllte und getrübte Morgenroth eines großen nationalen Tages gewesen war, dessen aufsteigende Sonne künftig die Herrlichkeit des neuerstandenen Deutschen Reiches mit ihren Strahlen zu vergolden bestimmt war.

Schärfer und erbitterter als jemals standen sich in jenen Tagen die Parteien gegenüber, und die Regierungen versuchten vergebens neue Formen zu finden, unter denen die neuen Gedanken und die erwachten Hoffnungen sich mit den alten Rechten vereinigen ließen. Die allgemeine politische Erregung machte sich auch auf dem über die Schienengeleise dahineilenden Schnellzug bemerkbar; in allen Waggons hörte man, wenn das Rasseln der Räder und das Schnauben der Locomotive auf einer Station schwieg, laute und heftige politische Erörterungen über die Wiederherstellung des alten Bundestags und über die von dem König von Preußen eingeschlagene Richtung, die die einen zu liberal, die andern zu reactionair fanden, und jedes hingeworfene politische Wort entzündete sofort das sprühende Feuer einer

allgemeinen Unterhaltung, in der die Gegensätze mit voller Schärfe und Heftigkeit aufeinanderstießen.

Nur in einem Coupé des Zuges schien die ungesellige Politik keinen Eingang gefunden zu haben, hier herrschte eine so tiefe, heitere und freundliche Ruhe, als ob das wilde Jahr 1848 niemals über die Welt dahingezogen wäre. In der einen Ecke dieses Coupés lehnte ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren in einem einfachen, eleganten Reise-costüm; ihr jugendfrisches, hübsches und piquantes Gesicht war von dunkelbraunem Haar umrahmt, dunkle Augenbrauen mit langen Wimpern gaben ihren großen, lebhaften Augen einen besonderen Reiz, und das schalkhafte Lächeln ihrer feinen, frischen Lippen schien den Gruß der freundlichen Frühlingssonne, die durch die Scheiben des Coupés hereingleuchtete, lustig und lebensfroh erwidern zu wollen. Aber aus diesen hübschen Augen blickte zugleich eine scharfe Beobachtung und mehr Weltkenntniß, als man bei einer augenscheinlich so jungen Dame hätte vermuthen sollen; man sah, daß dieses Lächeln und diese Blicke gewohnt waren, dem Willen zu gehorchen, und daß die junge Dame auf ihrem kurzen Lebenswege schon eine Summe von Erfahrungen gemacht haben müsse, wie sie weder die sichere Ruhe der Familie noch die stille Abgeschlossenheit einer Pension zu bieten vermögen.

In der andern Ecke saß eine ältere Dame von etwa fünfzig Jahren mit welken, faltigen Zügen, die auf vergangene Schönheit schließen ließen; ihre dunkeln Augen blickten bald stechend und listig beobachtend, bald wieder stumpf und gleichgültig umher. Sie trug einen großkarirten Reise-mantel, einen Hut mit bunter Feder, eine Menge von Taschen und Täschchen, Schachteln und Kisten umgaben sie

und auf ihrer ganzen Erscheinung lag ein Hauch von verwitterter Eleganz. Sie hatte die Augen halb geschlossen und schien durchaus nicht auf die lebhaftere Unterhaltung zu achten, die die junge Dame mit einem ihr gegenüberstehenden Herrn führte, der augenscheinlich durch die Schönheit und jugendliche Anmuth seiner Reisegefährtin eifrig in Anspruch genommen war.

Dieser junge Mann mochte etwa neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein. Er trug einen grauen Reiseanzug von elegantester Einfachheit; seine schlanke, hoch aufgeschossene und geschmeidige Gestalt, sein feines, noch bartloses Gesicht mit den kühn und lebenslustig blitzenden Augen und dem kurzen blonden Haar ließen noch die Spuren der Kindheit erkennen, während doch in seiner Haltung und in all' seinen Bewegungen sich jene ruhige Sicherheit zeigte, die aus einer vornehmen Erziehung und der Gewohnheit der guten Gesellschaft hervorgeht. Er hatte sich zu der anmuthig an den Polstersitz geschmiegt jungen Dame herübergebeugt und machte sie auf die Schönheiten der bald freundlich heiteren, bald romantisch pittoresken Gegend aufmerksam, durch die der Zug dahinglitt; er schien diese reiche und wechselnde Naturschönheit mit der ganzen Empfänglichkeit der Jugend zu empfinden, aber seine in die Ferne hinausschweifenden Blicke kehrten doch immer schnell wieder zu den Augen seines reizenden Visavis zurück, die ihn durch den Schleier der langen Wimpern bald neckisch fragend, bald lockend und verheißend anschauten.

Der junge Mann hatte die Hand auf den Vorsprung des Coupéfensters gestützt, und häufig, wenn seine schöne Reisegefährtin sich vorbeugte, um, seinen Andeutungen über

irgend einen schönen Punkt folgend, in die Ferne hinauszublicken, stützte sie wie zufällig ihre Hand auf die seine; er fühlte einen leisen Druck ihrer zarten Finger, und wenn sie sich dann wieder in ihre Ecke zurücklehnte, traf ihn ein so eigenthümlich schalkhafter Blick, daß er sich schon mehrfach schnell vorgebeugt hatte, um mit seinen Lippen die seine Hand zu berühren, aus der ein berauschendes Feuer in seine Adern strömte, die dann aber jedesmal zurückgezogen wurde, wenn auch so langsam, daß seine Lippen dennoch die rosigen Fingerspitzen streiften. Die alte Dame schien, in leichten Schlummer versunken, dies anmuthige Spiel, das sich immer häufiger wiederholte, nicht zu bemerken, nur zuweilen schoß aus ihren Augenwinkeln ein schneller Blick hinüber, worauf dann jedesmal ein flüchtiges, zufriedenes Lächeln um ihre dünnen, blutlosen Lippen zuckte.

»Wie schade,« sagte der junge Mann seufzend, »wir sind schon über die letzte Station hinaus, in einer Viertelstunde werden wir Frankfurt erreicht haben. Diese Eisenbahn ist so recht ein Bild des Lebens, der Zufall wirft uns nach seiner Laune mit unsern Reisegeossen zusammen, und wenn wir jemals dem Zufall so recht dankbar sein möchten, dann ist auch schon der Augenblick da, der uns wieder weit abführt von dem Wege, auf dem uns die Blüthe eines kurzen Glücks sich öffnete.«

»Ja, wie schade,« sagte das junge Mädchen, indem ihr dunkelglühender Blick sich voll zu dem jungen Manne aufschlug, und schnell, als ob sie auf seine unausgesprochenen Gedanken mehr noch als auf seine Worte antwortete, fügte sie hinzu: »Sie bleiben wohl in Frankfurt, mein Herr – wir gehen heute abend weiter nach Heidelberg.«

»Nach Heidelberg!« rief er freudig überrascht, indem er ihre Hand ergriff, die sie ihm nur langsam zögernd und mit einem leichten Druck entzog, »Sie gehen nach Heidelberg – o, dann ist der Zufall freundlicher, als ich es zu hoffen wagte, auch mein Reiseziel ist Heidelberg, ich –«

»Wie reizend!« rief sie, nun ihrerseits wieder seine Hand fassend, »Sie gehen nach Heidelberg – dann bleibt ja unser Weg gemeinsam. Sie sind Student, nicht wahr, mein Herr? Ja, ja, es muß so sein – Welch ein glücklicher, glücklicher Zufall; dann werde ich doch einen Freund in Heidelberg finden, und ich habe dort freundlichen Beistand nöthig.«

»Ich bin Student,« sagte der junge Mann mit einem gewissen Stolz, »und Sie, mein Fräulein, Sie wohnen in Heidelberg?«

»Für einige Zeit – ich bin Künstlerin, als erste Liebhaberin beim dortigen Theater engagirt – Sie wissen, mein Herr, es ist so schwer, sich eine Stellung zu machen, wenn uns auch die Natur ein wenig begünstigte und uns ein wenig Talent gab, wir bedürfen der Freunde, und nicht wahr – Sie werden mein Freund sein?«

Sie widerstrebte nicht, als er nun ihre Hand zu feurigem Kuß an seine Lippen zog.

»Gewiß,« rief er, »gewiß, mein Fräulein, ich werde Ihr treuer, Ihr ganz ergebener Freund sein. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle,« fügte er hinzu, indem er aus einem Etui von Perlmutter eine Visitenkarte nahm und ihr reichte, »verfügen Sie ganz über mich.«

Sie las lächelnd die Karte:

»Carl von Sarkow, *Studiosus juris*. Mein Name ist Clara Schönfeld,« sagte sie dann; »ich komme vom Stadttheater in

Bremen, man hat mich dort nur in kleinen Rollen beschäftigt, Sie wissen die Mißgunst und der Neid sind so groß in der Bühnenwelt, man muß sich mühsam zur Anerkennung durcharbeiten. Da habe ich denn das Engagement in Heidelberg angenommen, wenn das Theater dort auch noch etwas primitiv sein soll, um wenigstens in ersten Rollen mich dem Publikum zu zeigen.

»Mama, höre doch! Mama, höre doch!« rief sie, sich zu der alten Dame herüberbeugend und ihren Arm schüttelnd, »höre doch, wie glücklich sich das trifft, hier Herr von Sarkow, unser Reisegefährte, geht auch nach Heidelberg, um dort zu studiren; wir werden einen Freund haben, der uns beisteht gegen die Intriguen unsrer Collegen und gegen den bösen Willen der Critik – o, das ist reizend, ganz reizend!«

Die alte Dame war auffallend schnell aus ihrem Schlummer erwacht; sie grüßte Herrn von Sarkow mit der Würde einer Anstandsdame, die sich in die Rollen der zärtlichen Mütter und der Königinnen theilt, und sagte mit einer etwas heiseren Stimme:

»Ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Herr. O, es ist ein so großes Glück für zwei einzelne schutzlose Damen, einen Beistand und einen Rathgeber zu finden – die Welt ist so schlecht, man glaubt sich gegen Künstlerinnen vom Theater Alles erlauben zu dürfen, aber unter dem Schutze eines Cavaliers ist das ganz etwas Andres. Wir haben viel Glück, in der That viel Glück. Schon dachte ich,« fuhr sie fort, während Herr von Sarkow und Fräulein Clara mit beredten Blicken ihrer Freude Ausdruck gaben, »schon dachte ich mit Sorge daran, was wir allein während der Stunden unsers Aufenthalts in Frankfurt anfangen sollten,

der Zug geht erst gegen Abend weiter, und es ist so peinlich für zwei einzelne Damen, in der fremden Stadt die Zeit hinzubringen; nicht wahr, Sie erlauben, daß wir uns an Sie anschließen?»

»Es könnte mir in der That nichts Glücklicheres widerfahren,« rief Herr von Sarkow lebhaft; »ich bitte die Damen, sich mir ganz anzuvertrauen und mich zu ihrem Reisemarschall anzunehmen.«

Die Locomotive pfiff, der Zug rollte langsam in den großen Frankfurter Bahnhof ein und hielt nach einigen Augenblicken vor dem Perron.

Herr von Sarkow besorgte das Gepäck, ließ einen Fiacre kommen und befahl nach dem Hôtel de Russie zu fahren.

»Aber, mein Herr,« sagte die Mutter Schönfeld, die bereits im Wagen saß, »das ist das erste Hôtel, das übersteigt unsre Mittel, wir haben nur unsre Gage —«

»Aber, Mama —« flüsterte Clara vorwurfsvoll, indem sie, auf den Arm des jungen Mannes gestützt, in den Wagen stieg; dieser nahm seinen Platz auf dem Rücksitz und rief:

»Die Damen haben mich als Reisemarschall angenommen und müssen nun auch meinen Anordnungen folgen.«

Die Mutter machte keine weiteren Einwendungen, die Tochter dankte ihrem neuen Freunde mit einem zärtlichen Blick, und bald fuhr die kleine Gesellschaft vor dem Hôtel de Russie vor, wo die beiden Damen nach Herrn von Sarkow's Anordnung in zwei eleganten Zimmern des ersten Stockwerks einquartirt wurden, während der junge Mann selbst in ihrer Nähe seine Wohnung nahm, indem er zugleich drei Couverts an der Table d'hôte bestellte und um die Erlaubniß bat, die Damen zu besuchen, nachdem sie sich etwas ausgeruht haben würden.

Der junge Mann war so glücklich und fröhlich, als man es nur immer sein kann, wenn man in dem goldenen Alter von neunzehn Jahren steht und sich in dem Vollgefühl des Studententhums, dieses höchsten Maßes von Freiheit, Unabhängigkeit und romantischer Poesie, befindet, das dem Menschen auf der irdischen Laufbahn immer nur zu Theil werden kann und das zwischen dem Schulzwang und den harten Kämpfen und Arbeiten des Berufes wie ein duftiger Rosengarten inmitten der dornenvollen Irrwege des Lebens erscheint. Sein Vater war ein großer Gutsbesitzer in Pommern, der in seiner Jugend in der Armee gedient hatte und nun sein Leben zwischen den wirthschaftlichen Sorgen seines Besitzes und den kurzen, geselligen Zerstreuungen theilte, die ihm alljährlich ein Winteraufenthalt von einigen Monaten in der Residenz darbot.

Der junge Sarkow, der später die großen väterlichen Güter übernehmen sollte, hatte mit einiger Mühe von seinem Vater die Erlaubniß erlangt, das Gymnasium zu absolviren und die Universität zu beziehen; der alte Herr hatte kein Verständniß und keine Neigung für civile Verhältnisse und Wissenschaften, und außerdem hatten sich die Universitäten mehrfach als die Träger liberaler und oft revolutionairer Gesinnungen gezeigt, so daß er eine gewisse Scheu vor diesen Brutstätten schlechter Gesinnung hegte. Dennoch aber hatte er dem Wunsche seines Sohnes nachgegeben, weil er selbst bei seiner Güterverwaltung häufig den Mangel eigener juristischer Kenntnisse schmerzlich empfunden, und er hatte sogar, nachdem der junge Mann den Winter in Berlin zugebracht, die Erlaubniß zur Fortsetzung seiner Studien in

Heidelberg ertheilt, da ihm die Söhne befreundeter Familien so viel Vortreffliches von dem Studentenleben in Heidelberg erzählt hatten und auch ganz intact in ihren Gesinnungen von dort wieder zurückgekommen waren; nur hatte er die Bedingung gestellt, daß sein Sohn nach Absolvirung der juristischen Studien noch einige Jahre als Officier in der Armee dienen solle, bevor er sich seinem landwirthschaftlichen Berufe widme und den bereits für ihn designirten Theil des väterlichen Gütercomplexes übernehme.

So war denn der junge Carl von Sarkow mit dem Anbruch des Frühlings nach Heidelberg abgereist mit wohlgefülltem Portefeuille, reichen Anweisungen auf das erste Banquierhaus der Stadt und der ernstesten väterlichen Ermahnung, keine Schulden zu machen. Denn der alte Herr von Sarkow war ein sehr ordentlicher, pünktlicher Mann; fern von allem Geiz, lebte er auf großem, vornehmem Fuß und verlangte von den Seinigen standesgemäßes Auftreten; aber er hatte einen tiefen Widerwillen gegen jede Art von leichtsinniger Wirthschaft, die er mit Recht für die Ursache des Rückgangs und Verfalls so vieler vornehmer Familien hielt und deren Folgen er in abschreckendster Gestalt an so manchen seiner jungen Cameraden gesehen hatte, die einige Jahre leichtsinnigen Lebens mit dem Ruin ihrer ganzen Existenz hatten bezahlen müssen.

Der junge Sarkow hatte die Ermahnungen seines Vaters leichten Herzens angehört, er war von Jugend auf gewohnt, vernünftig zu wirtschaften; die reichen Mittel, die ihm sein Vater freigebig gewährte, setzten ihn in den Stand, sich keinen Genuß des Lebens versagen zu dürfen, und so trat er denn seine Fahrt mit jener vollständigen Sorglosigkeit und

ungetrübten Seelenheiterkeit an, die in der kurzen Jugendzeit die Mühen und Kämpfe des kommenden Lebens wie eine goldene Sommerwolke verhüllen. Die politischen Kämpfe jener bewegten Zeit berührten ihn wenig, er war seiner Geburt und Erziehung gemäß strengster Royalist, er haßte und verabscheute die Revolution, obwohl er, wie das bei so vielen jungen Leuten der Fall ist, von liberalen Ideen erfüllt war, aber den eigentlichen Streitfragen jener Tage war er ganz fern geblieben. Auf der Schule hatte er sich mit Vorliebe in den Geist des klassischen Alterthums vertieft und während des Winters in Berlin, unbekümmert um das politische Treiben und die parlamentarischen Streitigkeiten, sich dem bewegten Leben der Gesellschaft hingeeben. Viele seiner älteren Freunde, die theils im Staatsdienst standen, theils Officiere geworden waren, hatten in Heidelberg studirt, und wenn sie von den vergangenen Zeiten und von dem stolzen Corps der Saxoborussen sprachen, dem sie alle angehört hatten, so lauschte der junge Sarkow ihren Erzählungen mit ebensoviel Andacht als Begeisterung, wie sie nur immer die Seelen der griechischen Jünglinge erfüllen konnte, wenn sie aus dem Munde der Rhapsoden die Gesänge von den Thaten der Helden vor Troja vernahmen. Das höchste Ziel seiner Sehnsucht und seines Ehrgeizes war es während der ganzen langsam dahinziehenden Jahre in der Secunda und Prima gewesen, auch seine Brust einst mit dem weißgrün-schwarz-weißen Bande der Saxoborussia schmücken zu dürfen. Nun stand dieses Ziel nahe vor ihm, er berührte mit den Lippen den goldenen Becher voll schäumender Jugendlust, und er war entschlossen, ihn bis auf die Neige zu leeren, um daraus Kraft und freudigen, stolzen Muth für alle hohen Aufgaben zu trinken, die das Leben ihm bringen könnte und vor deren

keiner er zurückzuweichen sich vorgesetzt hatte; sein Herz wallte in heißen Schlägen der nächsten Zukunft entgegen, die ihm wie eine wunderbare Märchenwelt in zauberhafter Dämmerung entgegenschimmerte.

In dieser Stimmung befand er sich, als der Zufall ihn mit der hübschen und anmuthigen jungen Schauspielerin in dem Eisenbahncoupé zusammenführte; er erblickte in dieser Begegnung ein glückliches Vorzeichen, und es war natürlich, daß er mit der ganzen feurigen und übermüthigen Jugendlust seiner neunzehn Jahre ein so reizend piquantes Abenteuer erfaßte. Er erfrischte sich nach der langen Reise durch eine sorgfältige Toilette, machte eine kurze Promenade über die Zeil, diese glänzende Hauptstraße der Residenz des deutschen Bundestags und der ganzen bei ihm accreditirten europäischen Diplomatie, und beeilte sich dann, den Damen, die er unter seinen Schutz genommen, seinen Besuch zu machen.

Beide waren bereits mit dem Wechsel ihrer Toilette fertig. Fräulein Clara sah in ihrem einfachen Anzug, den sie nur mit einigen frischen Bandschleifen geschmückt hatte, so reizend, frisch und anmuthig aus, daß Herr von Sarkow ganz entzückt ihre Hand ergriff, die sie ihm mit herzlicher Vertraulichkeit wie einem alten Freunde reichte. Die Mutter freilich war durch den Wechsel der Toilette, den sie wohl zu Ehren ihres neuen Bekannten vorgenommen hatte, weniger vortheilhaft verändert; sie trug ein verschossenes braungelbes Seidenkleid, eine offene Haube mit hellblauen, etwas zerknitterten Seidenbändern, eine große goldene Kette und eine Broche mit flimmernden Steinen, die ein Vermögen bedeutet haben würden, wenn sie echt gewesen wären, denen man aber nur zu deutlich ansah, daß sie bestimmt waren,

im Lampenlicht der Bühne irgend einer Königin oder Herzogin der Tragödie oder des Schauspiels zum Schmuck zu dienen.

Herr von Sarkow fühlte einen leisen Schauer bei dem Gedanken, als Cavalier dieser Damen an der Table d'hôte zu erscheinen, aber er fand keine Zeit, diesen Gedanken weiter nachzuhängen, denn nach einem würdevollen Gruß und Dank für seinen Schutz zog sich die Mutter in das Nebenzimmer zurück, durch dessen halbgeöffnete Thür man dann nur zuweilen ein leichtes Husten oder ein Rascheln und Rauschen vernehmen konnte, als ob sie mit der Ordnung der Koffer beschäftigt sei. Die Tochter aber setzte sich leicht und fröhlich plaudernd an der Seite des jungen Mannes auf einen Divan nieder, der in der lauschigen Fensternische des behaglichen und eleganten Zimmers stand.

»Wie hübsch ist das,« sagte sie, »daß wir uns hier gefunden, daß ich nun sogleich mit einem Freunde nach Heidelberg komme – die guten Freunde,« sagte sie lachend, »das ist unsre Garde, die für unsern Erfolg kämpft und für uns eintritt, bis alle Welt zum Beifall mit fortgerissen ist. Aber,« sagte sie dann leiser, das halbverschleierte Auge zu ihm aufschlagend, »noch mehr als die Freunde bedeutet der Freund, der wahre, der rechte, der einzige, für den wir allein schön sein und unsre Kunst entfalten wollen; mit ihm verstehen wir uns, ohne daß das Publikum mit seinen hundert Augen etwas davon merkt, – die Blume, die er uns gab, tragen wir an der Brust, in seinem Blicke lesen wir, ob er zufrieden war, und seine Zufriedenheit wiegt uns allein den Beifall des ganzen Hauses auf. Und dann nachher, wenn wir die Maske von uns werfen, wenn das Spiel zu Ende ist, wenn wir dem Freunde Alles das sind, was wir auf den Brettern uns

zu scheinen Mühe gaben – dann findet er uns doch wohl noch schöner ohne Schminke und ohne Flitterstaat – o, es wird reizend sein! – Doch was spreche ich da,« rief sie, wie erschrocken die flammenden Augen niederschlagend, »welche thörichten Worte – das ist ja Alles nur noch ein Traum,« fügte sie ganz leise hinzu, doch so nahe zu ihm herübergebeugt, daß er die kaum hörbar hingeworfenen Worte verstehen mußte.

Auch seine Antwort war so leise, daß Niemand im Zimmer sie vernommen haben würde; sie aber mußte sie wohl verstanden haben, denn wieder sah sie zu ihm auf, halb demüthig fragend, halb neckisch triumphirend – es wurde still in dem Gemach, denn was die beiden sich zu sagen hatten, sprachen sie in leisem Flüsterton, – oft schienen ihre Lippen der Worte nicht zu bedürfen, um sich zu verständigen, und als nach einer Stunde der Kellner eintrat, um zu melden, daß die Table d'hôte beginne, da fuhren sie auseinander wie ein paar aufgescheuchte Tauben.

Sie rief die Mutter aus dem Nebenzimmer; diese hatte ihre Toilette noch durch einen Shawl von schottischer Seide vervollständigt, der in malerischer Drapirung um ihre Schultern hing, so daß nun keine Farbe des Regenbogens an ihrer Person fehlte, wenn auch diese Farben alle bei weitem nicht mehr die Reinheit und den Glanz besaßen, mit dem sie sich im Sonnenstrahl über die Wölbung des Himmels spannen. Abermals empfand Herr von Sarkow einen nicht geringen Schrecken, in dieser Gesellschaft an der großen Tafel des vornehmen Hôtels zu erscheinen; aber er tröstete sich damit, daß er sich ja in einer völlig fremden Stadt befinde und kaum erwarten konnte, einem Bekannten zu

begegnen; auch ließen ihn die Blicke und das reizend verständnißvolle Lächeln der Tochter das eigenthümliche Exterieur der mütterlichen Anstandsdame vergessen, und so stieg er denn, wenn auch etwas befangen und zögernd, mit den beiden Damen die große Treppe nach dem Speisesaal hinab.

Ein schneller Blick zeigte ihm unter den bereits anwesenden Tischgästen kein bekanntes Gesicht; erleichtert aufathmend nahm er seinen Platz an Fräulein Clara's Seite ein, und bald hatte er unter dem reizenden Geplauder der jungen Schauspielerin, die nur für ihn Augen hatte, alles Andre vergessen.

Es waren einige Gänge servirt, als sich rasch die Thür öffnete und, von dem Oberkellner mit ehrerbietiger Vertraulichkeit begrüßt, vier junge Herren in den Saal traten, um Herrn von Sarkow schräg gegenüber vor einigen noch leer gebliebenen Couverts an der Tafel Platz zu nehmen. Die neuen Gäste, die sämmtlich kaum das Alter von zwanzig bis einundzwanzig Jahren überschritten haben konnten, trugen einfache Reiseanzüge von höchster Eleganz in Schnitt und Stoff; sie zeigten in ihrer ganzen Haltung vornehme Sicherheit und jenen kecken Uebermuth, in dem die Jugend geneigt ist, auf die ganze Welt herabzuschauen, als ob sie diese nach ihrer Laune zu beherrschen berufen sei; sie plauderten heiter und fröhlich miteinander, ohne die übrige Gesellschaft zu beachten. Der Oberkellner setzte, eine Bestellung nicht abwartend, einige Flaschen Bordeaux mit großen Etiquetten vor sie hin, indem er zugleich dem Kellermeister Befehl gab, frisch gefüllte Eiskübel mit einer besonders bezeichneten Champagnermarke bereit zu halten.

Fräulein Clara hatte die jungen Leute mit augenscheinlichem Interesse bemerkt, ihre Augen blitzten feurig zu ihnen hinüber, und auch sie schienen die hübsche Erscheinung wohlgefällig zu bemerken, denn sie riefen den Oberkellner heran, und ihre Mienen ließen keinen Zweifel darüber, daß sie ihn nach der jungen Schauspielerin befragten, worauf ihnen jedoch nur ein bedauerndes Achselzucken zur Antwort wurde, in Folgedessen Fräulein Clara lächelnd die Augen niederschlug. Dies Alles aber entging Herrn von Sarkow, denn als die jungen Leute an der Tafel Platz genommen, war eine auffallende Veränderung mit ihm vorgegangen; eine dunkle Röthe stieg in seinem Gesicht auf, dann neigte er den Kopf tief auf seinen Teller, als wolle er den Blicken der neuen Gäste ausweichen, indem er zugleich wie unwillkürlich ein wenig seitwärts rückte, wie wenn er sich dem Verdacht der Zugehörigkeit zu den beiden Damen entziehen wolle. Er hatte auf der Brust der neuen Gäste, die so plötzlich und unerwartet erschienen waren, das weißgrün-schwarzweiße Corpsband der Saxoborussen erblickt, das während der langen, gleichförmigen Schuljahre das sehnstichtige Ziel seiner Träume gewesen war, aber die Freude darüber, nun endlich wirkliche, leibhaftige Vertreter des edlen Corps vor sich zu sehen, dessen Mitglied zu werden sein höchster Ehrgeiz war, erstarb fast unter dem niederschmetternden Gedanken, daß er nun vor den Augen dieser jungen Leute, die seine Ideale verkörperten, in der eigenthümlichen Begleitung der mütterlichen Anstandsdame erscheinen sollte. Er wurde stiller und stiller, nur zerstreut und einsilbig antwortete er auf Fräulein Clara's Bemerkungen und suchte in seiner Haltung sich den Anschein zu geben, als ob er nur eine gleichgültige Conversation mit einer zufälligen Tischnachbarin führe.

Fräulein Clara schmolte über die plötzliche Kälte und Einsilbigkeit ihres neuen Freundes, die sie sich nicht erklären konnte; sie wurde ebenfalls schweigsam und füllte die Zeit des rasch servierten Diners damit aus, den jungen Studenten immer feurigere Blicke zuzusenden, die auch von diesen verständnißvoll und bereitwillig erwidert wurden, während ihre Mutter sich um gar Nichts kümmerte und sich nur mit dem Diner beschäftigte, bei dessen Würdigung sie einen wahrhaft heroischen Appetit entwickelte, der die lächelnde Verwunderung der servirenden Kellner erregte.

Endlich war das Dessert servirt, die Damen und die meisten Fremden erhoben sich von der Tafel; der junge Mann mußte einen Entschluß fassen – die weißgrün-schwarzweißen Farben trugen den Sieg über Fräulein Clara's schöne Augen davon. Mit einem leichten Seufzer sagte er:

»Ich bitte die Damen um Verzeihung, wenn ich Sie nicht weiter begleite; ich sehe dort einen Herrn, dessen Bekanntschaft ich wieder aufnehmen möchte. Wenn es mir nicht mehr möglich sein sollte, Sie hier zu sehen, so hoffe ich, in Heidelberg Ihnen meine Dienste zur Verfügung zu stellen.« Er wagte nicht, die Augen zu Fräulein Clara aufzuschlagen, die, ohne ein Wort zu sprechen, sich schnippisch abwendete, die Mutter machte mit strafender Miene einige Bemerkungen über das theure Hôtel, in das sie eigentlich wider ihren Willen gekommen seien, und schnell rief Herr von Sarkow den Oberkellner heran, um ihm zu sagen, daß die Rechnung der beiden Damen auf die seinige zu schreiben sei. Fräulein Clara hatte schon den Saal verlassen, die Mutter folgte ihr mit einer Miene voll kalter Verachtung, indem sie den schottischen Umhang noch faltenreicher um ihre Schultern drapirte.

Die vier Saxoborussen waren fast allein an der Tafel sitzen geblieben und hatten lachend den Abgang der Frau Schönfeld beobachtet. Herr von Sarkow trat, hochklopfenden Herzens und mühsam seine Bewegung verbergend, zu ihnen heran; er stellte sich mit der Bemerkung vor, daß er ihre Farben erkannt habe und um die Erlaubniß bitte, sich ihrer Gesellschaft anzuschließen, indem er zugleich einige seiner Freunde nannte, die früher Mitglieder des Corps gewesen waren und ihm Empfehlungen an dieses mitgegeben hatten.

Die jungen Leute erhoben sich mit der entgegenkommendsten Artigkeit; einer von ihnen, ein großer, schön gewachsener junger Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen, dunkeln Augen und Haaren, mit einem leichten Flaum auf der Oberlippe, sagte:

»Seien Sie uns willkommen, Herr von Sarkow – ich bin Graf Kronau, erster Chargirter der Saxoborussia.«

Herr von Sarkow verbeugte sich tief und ehrerbietig; der Senior des berühmten Corps stand in seinen Augen auf einer Höhe, die alle andern Grüßen der Welt weit überragte.

»Studiosus Hartmann,« fuhr Graf Kronau fort, indem er einen schlanken jungen Mann mit frischem, noch kindlichem, aber fast hochmüthig herausforderndem Gesicht vorstellte, – »von Lindenberg,« fuhr er fort, auf den nächsten seiner Gefährten deutend, der, hoch aufgeschossen, sich ein wenig vorwärts gebückt hielt, – »und hier endlich Herr von Souza, der von Brasilien herübergekommen ist, um unsere Farben zu tragen und den Beweis zu liefern, daß der Geist der deutschen Corps über alle Nationen seine Herrschaft ausbreitet und bis über das Meer hin alle edlen Herzen erobert.« Der junge Mann, den er auf diese Weise zuletzt vorgestellt hatte, war eine eigenthümlich anziehende

Erscheinung; er war groß und schlank, seine geschmeidige Gestalt schien nur aus Sehnen und Nerven zusammengesetzt, sein regelmäßig schönes Gesicht zeigte in seinem gelblichen Teint, seinen dunkel glühenden, etwas schwermüthig blickenden Augen und in den über die Stirn herabfallenden schwarzen Locken den Typus des Südländers; ein anmuthiges Lächeln seines feinen Mundes milderte den fast abstoßend stolzen Ausdruck, der auf seinen Zügen lag – man hätte glauben können, einen jener alten Castilianer vor sich zu sehen, die mit dem Cid Campeador in's Feld zogen und unter deren kalt-feierlicher Würde sich so viel glühende Leidenschaft verbarg. Ein Schlägerhieb hatte sein Gesicht getroffen, eine starke Narbe lief über einen Theil der Wange, und seine feingebogene Adlernase war an der Spitze gespalten gewesen und nicht ganz glücklich wieder geheilt; diese Narbe aber, so sichtbar sie war, entstellte sein Gesicht nicht, sondern gab ihm vielmehr einen gewissen eigenthümlichen Reiz, wie dies häufig der Fall bei einem Schönheitsfehler ist, der den Blick anzieht und durch die leichte Störung die anmuthige Harmonie des Ganzen noch mehr hervortreten läßt.

Die Saxoborussen ersuchten Herrn von Sarkow, neben ihnen Platz zu nehmen und in ihrer Gesellschaft am Abend die Fahrt nach Heidelberg zu machen. Die Eiskübel wurden mit neuen Flaschen garnirt, und Herr von Sarkow vergaß über dem unerhörten und nie geträumten Glück, seinen Einzug in Heidelberg in der Begleitung und unter der Aegide des Seniors der Saxoborussen halten zu dürfen, vollständig die hübsche kleine Schauspielerin; er antwortete flüchtig und ausweichend auf die etwas boshaft neugierigen Fragen, die seine neuen Bekannten über seine Tischnachbarinnen an

ihn richteten, und lauschte begierig jedem Wort ihrer Unterhaltung, in der sie ihn mit aller Artigkeit behandelten, die die Formen der guten Gesellschaft verlangten, ihn aber dabei doch eine gewisse herablassende Ueberlegenheit fühlen ließen.

Die vier Studenten hatten einen Ausflug nach Homburg vor der Höhe gemacht und dabei ihre ganze Baarschaft geopfert, was jedoch ihrer Heiterkeit nicht im mindesten Abbruch zu thun schien. »Und ich hatte bereits zweitausend Gulden gewonnen,« rief Hartmann, »ich hatte schon so schöne Pläne gemacht, was ich mit dem Gelde Alles anfangen könnte und wie ich meine Rechnungen bezahlen wollte, und da ist Alles wieder hingegangen bis auf einige elende Guldenstücke für die Rückreise.«

»Nun,« sagte Graf Kronau, »ich gewinne niemals und bin auch sehr zufrieden damit, denn in der That wüßte ich nicht, was ich mit dem Gelde der Bank anfangen sollte; ich würde in Versuchung kommen, es in den Neckar zu werfen, um mich von dem Fluche zu befreien, der vielleicht daran haften möchte – wenigstens hat die Corpskasse ihren Vorteil davon –, wir müssen nämlich,« fügte er erläuternd zu Herrn von Sarkow gewendet hinzu, »eine namhafte Strafe bezahlen, wenn wir an den Banken gespielt haben, unter uns selbst ist natürlich jedes Hasardspiel ganz und gar ausgeschlossen, und da man doch nicht lassen kann, immer wieder von der verbotenen Frucht zu naschen, so bringen die Banken von Baden-Baden und Homburg unsrer Corpskasse eine ganz hübsche Einnahme, so daß unser dritter Chargirter Derenburg sich immer ganz vergnügt die Hände reibt, wenn jemand eine Spritzfahrt nach den Bankplätzen macht. Sie kommen übrigens zu rechter Zeit, wir werden in

einigen Tagen den Antrittscommers haben und Sie können diesen bei uns mitmachen.«

»Das wird mir eine große Ehre sein,« erwiderte Herr von Sarkow ganz glücklich; »und ich muß gestehen,« fügte er schüchtern hinzu, »daß ich seit Jahren gehofft habe, dem Corps anzugehören – daß ich die Absicht habe, mich zum Eintritt zu melden.«

»Das ist recht von Ihnen,« sagte Graf Kronau, indem er den jungen Mann, der höchstens um zwei Jahre im Alter gegen ihn zurückstand, mit dem Ausdruck eines fast väterlichen Wohlwollens ansah – »das ist recht von Ihnen, Sie werden heute abend auf dem Riesenstein die übrigen Herren kennen lernen, und ich zweifle nicht, daß diese Sie gern als Renoncen aufnehmen werden. Nach dem Antrittscommers beginnen die Paukereien, und da Sie bereits im zweiten Semester stehen, so können Sie ja dann bald das Band erlangen – wenn Alles gut geht,« fügte er ein wenig ernster hinzu.

»An mir wird es nicht fehlen,« rief Herr von Sarkow lebhaft und leerte schnell sein Glas, um dem Grafen Kronau nachzukommen, der ihm zugetrunken hatte.

Schnell verging die Zeit. Jedes Wort der Unterhaltung, die leichthin über die verschiedenen Verhältnisse des Heidelberger Lebens geführt wurde, grub sich tief in die Seele des jungen Mannes, der im Begriff war, die erste Stufe des langersehnten studentischen Corpslebens zu ersteigen; eine ganz neue Welt öffnete sich vor ihm, und wenn auch diese Wunderwelt schon lange seine Träume beschäftigt hatte, so schien ihm doch die Wirklichkeit, die ihm nun in persönlicher Verkörperung entgegentrat, noch schöner und glänzender, als es seine Hoffnungen gewesen waren.

Die Stunde der Abfahrt kam.

»Wie ist es,« sagte Graf Kronau, »am Eisenbahnschalter haben wir keinen Credit und ich glaube, unsre Kassen sind bis auf den Grund erschöpft; sehen wir zu, ob wir noch das Reisegeld zusammenbringen, sonst müssen wir uns hier im Hôtel etwas geben lassen.«

Die Uebrigen öffneten lachend ihre Portemonnaies, es fanden sich nur einzelne übrig gebliebene Guldenstücke vor.

»Darf ich Ihnen,« fragte Herr von Sarkow schüchtern, »meine Kasse zur Verfügung stellen?«

Graf Kronau nickte ihm freundlich zu.

»Wir nehmen das an,« sagte er, »es ist besser so. Ich er-
nenne also den vortrefflichen Fuchs von Sarkow zu unserm
Reisemarschall. Und nun müssen wir aufbrechen, es ist die
höchste Zeit.«

Mit verbindlichem Lächeln empfing der Oberkellner den Befehl, die Rechnung zu notiren, zwei Fiacre fuhren vor, Herr von Sarkow bezahlte für sich und die Damen und fuhr ganz glücklich mit seinen neuen Freunden nach dem Bahnhof. Der Zug war vorgefahren. Herr von Sarkow nahm die Billette für die übrigen Herren, die sich ein Coupé erster Klasse hatten öffnen lassen. Als er über den Perron kam, sah er Fräulein Clara Schönfeld, die sich lebhaft mit einem großen, hochblonden jungen Mann unterhielt, der eine rote Mütze mit goldrothgoldenen Streifen trug, während die Mutter bereits in das Coupé gestiegen war und geschäftig ihre Taschen und Schachteln ordnete. Herr von Sarkow konnte es nicht vermeiden, die junge Schauspielerin zu begrüßen und ihr einige Worte der Entschuldigung darüber zu sagen, daß er durch die Gesellschaft seiner Bekannten verhindert worden sei, sie zur Bahn zu begleiten.

»O, ich habe Glück gehabt!« rief Fräulein Clara, mit spöttischer Miene ihn unterbrechend. »Ich habe hier einen Bekannten, Herrn Prollmann aus Bremen, gefunden, wir begegneten uns im Wartezimmer, und er hat die ritterliche Liebenswürdigkeit, uns nach Heidelberg zu begleiten.«

Herr von Sarkow fühlte zu seinem großen Verdruß, daß er in diesem Augenblick eine etwas einfältige Miene machte, was Fräulein Clara sehr zu amüsiren schien, denn sie brach ohne Grund in ein helles Lachen aus. Er grüßte den Studenten mit der rothen Mütze mit kühler Höflichkeit, dieser musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit einer fast beleidigenden Schärfe, und es entstand eine peinliche Pause, die zum Glück durch den Ruf des Schaffners unterbrochen wurde, der zum Einsteigen mahnte. Mit flüchtigem Kopfnicken sprang Fräulein Clara, von Herrn Prollmann unterstützt, in das Coupé, die Saxoborussen riefen aus dem nächsten Waggon Herrn von Sarkow heran, er stieg schnell zu ihnen hinein und die Thüren wurden geschlossen.

»Was hatten Sie denn mit dem Vandalen zu schaffen,« fragte Graf Kronau – »kennen Sie ihn? Es war Prollmann, der vor kurzem recipirt ist, ein tüchtiger Schläger!«

»Ich kenne ihn nicht,« erwiderte Herr von Sarkow verlegen ausweichend, »ich sprach nur einige Worte mit jener Dame, mit der ich zusammen hierher fuhr; sie wird in Heidelberg als erste Liebhaberin auftreten,« fügte er ein wenig zögernd hinzu.

»Ah, das ist piquant,« rief Graf Kronau, »das war wohl eine kleine Eroberung – die dürfen Sie sich von dem Vandalen nicht wegnehmen lassen.«

Das Brausen der Locomotive und das Rollen des abfahrenden Zuges brach das Gespräch ab, bald schlummerten

die jungen Leute, jeder in eine Ecke gelehnt, ein, und Herr von Sarkow konnte trotz der Freude über seine Begegnung und seine so schnell eingeleitete Bekanntschaft mit den Saxoborussen einen immer wieder aufsteigenden grimmigen Unmuth nicht unterdrücken, wenn er daran dachte, daß der große Student mit der Corpsmütze der Vandalia in einem Coupé desselben Zuges neben der hübschen und piquanten Schauspielerin saß, die es so vortrefflich verstand, in die Langeweile einer Eisenbahnfahrt reizvolle Abwechslung zu bringen.

ZWEITES CAPITEL.

Es ist ein schönes Stück deutscher Erde dort, wo der grüne Neckar sich aus den Bergthälern hervor in die weite freie Ebene ergießt, um sich mit dem Rhein zu vereinigen und seine Wellen mit denen des mächtigen Stromes vereint nach dem Nordmeer hinab zu rollen. Einst leuchtete hier der Glanz des fröhlichen Hofhalts der Kurfürsten von der Pfalz, und wohl kaum konnte jemals ein deutsches Fürstengeschlecht einen schimmernderen Sitz aufweisen, als es die stolze Burg von Heidelberg war, die von ringsum gebietender Höhe herabsieht auf den grünen Neckar, auf die im Thalufer lang hingestreckte Stadt und weit darüber hinaus auf die Rheinebene und die im fernen Nebel dämmernden Hardtberge. Der alte Prachtbau des Heidelberger Schlosses ist zusammengesunken unter den furchtbaren Schlägen des übermüthigen Herrschers von Frankreich, der sich den Sonnenkönig nennen ließ, der stolz darauf war, von seinem Hof aus die Strahlen des Geistes über die ganze Welt leuchten zu lassen, und der doch seiner despotischen Laune den blühenden Wohlstand der deutschen Grenzländer opferte, um

auf blutgedüngten Feldern und rauchenden Trümmern das Götzenbild seiner majestätischen Allmacht aufzurichten.

Aber wenn auch die Herrlichkeit jener Zeit versank, der freundliche Blick des Himmels blieb auf jener lieblichen Stätte irdischer Schönheit haften. Wo einst die Pracht deutscher Fürstenherrlichkeit schimmerte, da erhebt sich heute die Hochschule deutscher Wissenschaft und strahlt von Neuem ihren Glanz aus, weithin über alle Gauen des großen Vaterlandes; die *alma mater Ruperto-Carolina* steht hoch und geehrt da unter den Pflanzstätten deutscher Cultur, und die deutsche Jugend schöpft dort immer neue Kraft aus den Quellen des Wissens und immer neue Begeisterung aus dem unerschöpflich sprudelnden Born der Freude, der Schönheit und der Freiheit, der unter dem Schatten der grünen Berge hervorsprudelt; was Großes und Schönes dem Geist des deutschen Volkes entkeimt und entwachsen ist, davon gehört ein großer und edler Theil der alten, edeln, geliebten und unvergeßlichen *Ruperto-Carolina*.

Die stolze Hofburg der alten Pfalzgrafen und Kurfürsten des Rheins läßt nur in ihren Trümmern noch die alte Herrlichkeit erkennen; zersprengt sind die alten Mauern und Thürme, und von der hochragenden Schloßterrasse blickt man über die Ruine hin auf die Stadt und das Thal hinab, durch leere Fensterhöhlen und verfallene Prunksäle rauscht der Wind; verklungen sind die fröhlichen Weisen, die einst in diesen Hallen sich mit dem Klange der Pokale an den Festtafeln vermischten; verklungen die flüsternden Stimmen der schönen Damen und der glänzenden Cavaliere, die auf den

schattigen Terrassen unter den silbernen Strahlen des Mondes sich suchten und fanden in kosendem Spiel; in die Museen zerstreut sind die Waffen und Rüstungen der Hellebarriere, die klirrend in den Bogengängen des Fürstenschlosses auf und nieder schritten – aber dennoch ist das fröhliche Leben nicht ausgestorben auf der Stätte so vielen Glanzes, so vieler Lust und Herrlichkeit. Von allen Seiten her strömt hier die Blüthe der deutschen Jugend zusammen, den schäumenden Becher der so schnell verduftenden Lebensfreude zu kosten und zugleich in tiefen Zügen den edeln, reinen Trank des Wissens zu schlürfen, an keinem andern Orte erfüllt sich wie hier das Dichterwort:

»Neues Leben blüht aus den Ruinen.«

Wenn der Mond aufgeht über den Trümmern des alten Schlosses und mit seinen silbernen Strahlen den hochragenden Kaiserstuhl in seinem dunkeln Waldschmuck beleuchtet, wenn er in zitternd gebrochenen Streifen sich spiegelt in den smaragdgrünen Wellen des Neckars, dann bewegt sich wieder mannigfach gestaltetes Leben auf der hohen Terrasse und in den Parkgängen um die Schloßruine; junge Herzen träumen hier von der hoffnungsreichen Zukunft und weihen ihr Gelübde dem kühnen Ringen des Lebens mit dem Schwur, wie Achill:

»Immer der Beste zu sein und vorzustreben
den andern.«

Und was hier in dem Rausch jugendlicher Begeisterung in der Seele Wurzel schlug, das trägt weit hinaus seine Blüten und Früchte in dem Leben des deutschen Vaterlandes und oft weit fernhin bis in fremde Länder und Völker. Und reife Männer kehren hierher zurück aus des Lebens ringenden

Kämpfen, um in einem Augenblicke weihevoller Erinnerung die erlahmende Kraft neu zu stärken und frischen Muth zu trinken aus dem ewigen Jugendborn des Geistes und Herzens. Greise kommen hierher, um wehmuthsvoll und doch glücklich noch einmal die Stätte zu sehen, von der ihr Leben einst ausging, bevor sie die Erde verlassen, die nirgends so schön ist als hier, und wenn sie auch seufzend erkennen, daß gar so viele von den Träumen und Hoffnungen der Jugend zerschellt sind an den Klippen, untergegangen sind in den Wogen des Lebens, so leuchtet doch ihr erlöschender Blick hier noch einmal höher auf, denn sie erkennen, zurückschauend in die Vergangenheit, daß keine Wolke jemals des Lebens hellen Leitstern verdunkeln kann, der ihnen einst hier aufgegangen: die Ehre – und daß kein brandender Wogendrang jemals den Fels erschüttern kann, auf den sie hier einst ihren Fuß stellten: die Treue. Und wenn sie herabsteigen von dem hohen Schloßberg und zurückkehren in die ferne Heimath, um sich vorzubereiten zur schweren letzten Mensur mit dem Tode, so klingt noch heller und freudiger in ihren alten Herzen das stolze Jugendlied wieder:

»Der die Sterne zählet am Himmelszelt,
Der ist's, der unsre Fahne hält.«

Die Sterne waren aufgegangen über der freundlichen, langgestreckten Neckarstadt, über der phantastischen Schloßruine der alten Pfalz und über den rauschenden Waldbergen des Kaiserstuhls. Am Abhange der Ausläufer dieses Berges, hoch über der eleganten Promenade, die man den »Pariser« nennt, an deren Seite hübsche Villen in freundlichen Gärten

sich ausdehnen, liegt das Haus »Zum Riesenstein«, seit langen Zeiten her die Kneipe der Saxoborussia. Das alte, einfache, aber weithin sichtbare Haus enthielt einen größeren, bei besonderen Gelegenheiten gebrauchten Saal und daneben das regelmäßige abendliche Versammlungslocal des Corps. Auf dem kleinen Hofe stand ein mächtiger Mastbaum, an dem bei festlichen Gelegenheiten, sowie jedesmal, wenn am Tage drei Corpsburschen versammelt waren, die große weißgrün-schwarzweiße Fahne des Corps aufgezogen wurde, die die Farben von Sachsen und Preußen miteinander vereint. Die Stelle, auf der dieser Mastbaum sich erhob, gehörte dem Corps; der Grund und Boden war erworben, damit die Fahne auf eigener Stätte aufgezogen werden konnte, und weithin sichtbar verkündete das stolze Banner, daß hier der Sitz der Verbindung sei, die den edeln Wahlspruch führte: »*Virtus sola bonorum corona!*« das heißt: Die Mannhaftigkeit ist der Güter höchstes.

Das Kneipzimmer bot um die neunte Abendstunde einen eigenthümlichen Anblick dar. Die Wände des dreifensterigen Raumes waren mit einfachem Holzgetäfel bekleidet und ringsum dicht bedeckt mit den kleinen, in Goldrahmen gefaßten Silhouetten aller Corpsburschen bis zu den ersten Zeiten zurück. In der Mitte aller dieser Silhouetten hing, auf einer großen Porcellanplatte kunstvoll gemalt, ein geharnischter Ritter mit dem Wappenschild und der Schärpe des Corps; weiter sah man ringsumher mächtige Trinkhörner mit silbernen Schildern und Beschlügen, gekreuzte Korbschläger mit den weißgrün-schwarzweißen Farben und manche andre werthvolle Trinkgeschirre, von scheidenden Mitgliedern des Corps der Kneipe zum Andenken geschenkt. An den Wänden her liefen hölzerne Bänke, lange hölzerne

Tische standen davor, die durch zahlreiche, in ihre Platte geschnittene Namen ihr Alter bekundeten und gewissermaßen eine Chronik des Corps bildeten; einfache Holzstühle standen den Bänken gegenüber und auf den Tischen brannten in zinnernen Leuchtern eine Reihe von Wachskerzen. In einer Ecke des Zimmers war auf einem Kreuzgestell ein Faß Bier kunstgerecht aufgelegt, denn jedes andre Getränk war von der Corpskneipe commentmäßig ausgeschlossen, und nur Unpäßlichkeit gab die Berechtigung, Zuckerwasser oder leichten Rothwein zu trinken. Neben dem Faß stand vor einem mit hohen, cylinderförmigen Schoppengläsern bedeckten Tisch der Kellner, ein corpulenter Mann von etwa vierzig Jahren, dessen rothes Gesicht, von dem niemals das gutmüthige Lächeln verschwand, bewies, daß er nicht die Gewohnheit habe, sich bei seinem Schenkenamt selbst zu vergessen; er trug über der kurzen Jacke eine weiße Schürze. Das ehrenvolle und wichtige Amt, das er schon seit langen Jahren bei dem Corps bekleidete, wurde nach der süddeutschen Sprache mit dem Namen »Fax« bezeichnet, und Niemand kannte diesen langjährigen Mundschenken der Saxoborussia, der Generationen auf Generationen hatte kommen und gehen sehen und dem die Geschichte des Corps zur Geschichte seines eignen Lebens geworden war, unter einem andern Namen als dem des Fax vom Riesenstein. Gar stolz und feierlich stand er da an der Spitze von drei halbwüchsigen kleinen Faxen, die scheu und ängstlich zu ihrem Meister aufsahen, seines Winkes gewärtig und gewiß, daß sie bei jedem Verstoß in ihrem Dienst von seiner wuchtigen Hand eine fühlbare Mahnung zur Aufmerksamkeit empfangen würden.

Bald begann sich das Zimmer zu füllen; drei junge Herren traten zuerst ein. Der eine von ihnen war groß und schlank, sein Gesicht mit glattgescheiteltem dunkelblondem Haar zeigte in seinen regelmäßig schönen Zügen den nordländischen Typus, es war Lord Edward Fitzgerald, der Sohn des Herzogs von Nottingham, der in Heidelberg die Rechtswissenschaften studirte und sich in dem Corps, dem er sich mit Begeisterung angeschlossen, zur Würde des zweiten Chargirten emporgeschwungen hatte.

Neben ihm trat der Graf von Steinborn ein, der Sohn eines süddeutschen Diplomaten, der in Paris geboren und auch größtentheils erzogen war und sich nun auf der Universität für den Staatsdienst vorbereitete. Graf Steinborn zeigte, dem jungen Lord Fitzgerald ganz unähnlich, die eigenthümliche, etwas gesuchte Eleganz des vornehmen Pariser Dandy; sein braunes Haar war krausgelockt und zeigte deutlich die kunstgerechte Mitwirkung der Hand eines Haarkräuslers. Sein jugendlich hübsches, aber etwas bleiches Gesicht bewegte sich in lebhaftem Mienenspiel, sein kleiner Schnurrbart war aufwärts gespitzt und ein langer, sorgfältig gepflegter, wenn auch noch ziemlich dünner Knebelbart hing weit über sein Kinn herab.

Den beiden folgte ein junger Mann von starker, athletisch gedrungener Gestalt, dessen Erscheinung einen wundersam fremdartigen Eindruck machte; er trug einen kurzen, weit offenen Rock ohne Kragen, das Faltenhemd von weißem Batist, durch kein Gilet verdeckt, war am Halse weit zurückgeschlagen, sein bartloses Gesicht mit kurzen blonden Haaren und hellblauen Augen hatte scharfe, wie vom Meißel geformte Züge und zeigte, wie der mächtige, stierartige Nacken, eine fast kupferbraune Farbe, wie man sie

bei Personen findet, die sich rücksichtslos dem Sonnenbrande und den Wetterstürmen auszusetzen pflegen. Es war Mr. Charles Clarke, ein junger Hurone, der Sohn eines großen nordamerikanischen Grundbesitzers, der, nachdem er seine Jugend auf den Besitzungen seines Vaters in unumschränkter Freiheit zugebracht hatte, nun auf die große Tour gesendet war und in Heidelberg sich die in Amerika so hochgeschätzte deutsche Bildung erwerben sollte; auch er, der Sohn der Wildniß, war ebenso wie der auf den Höhen der englischen Aristocratie geborene Lord Fitzgerald mit begeisterter Hingebung von der ritterlichen Poesie des deutschen Corpslebens ergriffen worden, die schwarz und weiße Cerevismütze der Renoncen saß keck auf seinem Haupt, er ersehnte mit Ungeduld den Augenblick, der ihm das weißgrün-schwarzweiße Band bringen sollte, und setzte inzwischen die Heidelberger Philister durch die Rücksichtslosigkeit in Erstaunen und Schrecken, mit der er seine huronische Weltanschauung in überraschenden Acten souveräner Willkür kundgab, wobei er dann freilich den zuweilen gegen ihn ausbrechenden Unmuth durch die gleiche Rücksichtslosigkeit besänftigte, mit der er die ihm unbeschränkt zu Gebote stehenden Dollars seines Vaters um sich streute.

Der alte Fax begrüßte die Eintretenden ehrerbietig, munterte seine Gehilfen durch einige schnell und geschickt applicirte Püffe zu aufmerksamer Pflichterfüllung auf und brachte dann Lord Fitzgerald selbst einen schäumend gefüllten Schoppen, während die kleinen Fäxe den beiden andern Herren den gleichen Dienst erwiesen.

»Noch Niemand da,« sagte Fitzgerald, indem er dem Grafen Steinborn einen Halben vortrank, während der Fuchs Clarke einen Ganzen auf das specielle Wohl des zweiten

Chargirten zu leeren sich erlaubte – »noch Niemand da, selbst die Fäxe nicht, das ist noch die Ferienunordnung, und dann wissen sie, daß Kronau nicht da ist – es ist eigentlich gar nicht recht, daß er selbst mit nach Homburg fährt, das Spiel kann doch einmal eine böse Wendung nehmen.«

»Wenn Kronau dabei ist, niemals,« sagte Graf Steinborn, indem er dem vorgetrunkenen Halben nachkam, »er hält streng darauf, daß Niemand mehr Geld mitnimmt, als er, ohne sich in Verlegenheit zu setzen, entbehren kann.«

»Gleichviel,« sagte Fitzgerald kopfschüttelnd, »ich hasse das Spiel an den Banken, es wäre besser, wenn wir es ganz verbieten würden; mir wäre es fast ebenso widerwärtig, viel zu gewinnen als zu verlieren.«

»Mir würde es Freude machen,« rief Clarke, »einmal die Bank zu sprengen; ich werde nächstens nach Baden-Baden gehen und den Versuch machen, um zu sehen, welche Gesichter die verdammten Banquiers schneiden, wenn man ihnen etwas von ihrem Raube abnimmt.«

»Das wirst du nicht thun,« sagte Fitzgerald kurz; »wirf dein Geld fort, wie du willst, aber wenn es dir gelänge, die Bank zu sprengen, so soll man nicht sagen, daß die Saxoborussenfuchse sich mit dem fluchwürdigen Gelde der Bank bereichern.«

Clarke beugte schweigend zum Zeichen des Gehorsams das Haupt – der unbändige Sohn der amerikanischen Wälder, der in schrankenloser Freiheit aufgewachsen war und kaum jemals ein Hinderniß seines Willens gefunden hatte, unterwarf sich ohne Widerspruch der Autorität, die das freiwillig anerkannte Gesetz des Corps über ihn gestellt.

Die Thür öffnete sich und drei andre junge Leute traten ein. Es war der Studiosus Derenburg, der Sohn eines hohen

preußischen Beamten und dritter Chargirter des Corps, ein junger Mann, der in seiner Erscheinung und Haltung bereits trotz der jugendlichen Sorglosigkeit einen Anflug von dem gemessenen Wesen der Bureaucratie zeigte, in deren Kreisen er aufgewachsen war und die künftig seinen Lebensberuf bilden sollte. Im folgten die jungen Freiherren Fritz und Franz von Helmholt, Söhne eines alten süddeutschen Adelsgeschlechts: der Aeltere, Fritz, ruhig und phlegmatisch, von etwas gebückter Haltung, während Franz, der Jüngere, lebhaft, stolz und feurig einherschritt.

»Ich muß meinen Bruder verklagen, Fitzgerald,« rief Franz, nachdem die drei Platz genommen; »seit einem halben Jahre ist er Majoratsherr und mein Vormund, der mir meinen Wechsel auszuzahlen hat; nun ist die Zeit schon lange vorüber, ich habe in aller Form eine Quittung ausgestellt und immer macht er Schwierigkeiten und Winkelzüge. Ich bitte dich, befiehl ihm, daß er mich nicht länger warten läßt.«

»Er giebt zu viel Geld aus,« fiel Fritz von Helmholt mit komischer Würde ein, »ich will mich erst vergewissern, wie viel Schulden er hat, damit ich diese nicht noch einmal zu bezahlen habe.«

»Pfui Fritz,« sagte Lord Fitzgerald, »wie geizig, ich weiß doch, daß vor einem Jahr dein Vormund einen ganz hübschen Posten Schulden für dich bezahlt hat, als du noch minorenn warst, und nun willst du gegen das arme, unmündige Kind da so streng sein! Nein, nein, das ist nicht erlaubt, du sollst ihm morgen in aller Frühe seinen Wechsel bezahlen.«

»Welche Sorgen hat man mit den Kindern,« sagte Fritz achselzuckend – »aber es ist eine harte Aufgabe, Vormund

eines solchen Verschwenders zu sein; nun, ich will's morgen noch einmal thun, aber er muß Alles beichten, was er noch auf dem Gewissen hat, damit ich später nicht dadurch überrascht werde.«

»Er hat noch hundert Gulden Corpsschulden,« sagte Derenburg trocken, »ich lege Beschlag auf seinen Wechsel, ich habe das Vorrecht.«

»Kein Steuerexecutor kann schlimmer sein als der dritte Chargirte,« sagte Franz; »ich glaube, er betrachtet seine Charge als Vorschule zum künftigen Finanzminister.«

»Es ist doch das Gleiche,« bemerkte Derenburg, indem er durstig den ersten Zug aus seinem Schoppen Fitzgerald zutrank, »jeder will Geld von mir haben und Niemand will zahlen, wenn ich nicht wie ein Argus aufpaßte, so würde die Corpsskasse bald auf dem Trockenen sein.« Graf Kronau trat mit Hartmann und Lindenberg ein, Fitzgerald räumte ihm den Platz des Vorsitzenden.

»Denkt euch,« rief Kronau, »wir kommen von Homburg zurück – unser Geld haben wir freilich ganz richtig dort gelassen, aber einen Fuchs bringen wir mit, den wir in Frankfurt gefunden, – von Sarkow, ein Pommer, er verspricht Gutes und hat sich schon zum Eintritt gemeldet.«

»Eine sehr anständige Familie,« sagte Derenburg, »mit großem Grundbesitz; soviel ich weiß, ist nur ein Sohn da und das wird wohl unser Fuchs sein.«

»Nun, er hat mir gut gefallen,« sagte Graf Kronau, »er ist im zweiten Semester, und wenn er sich gut paukt, wie ich nicht zweifle, wird ein tüchtiger Corpsbursche aus ihm werden. Luiz Antonio hat ihn nach dem Badischen Hof geführt und wird bald mit ihm kommen, dann könnt ihr ihn gleich kennen lernen – ah, da ist er schon!«

Herr von Souza trat mit dem jungen Sarkow ein. Dieser wurde den übrigen vorgestellt und erhielt seinen Platz neben dem Grafen Kronau; alle tranken ihm nach der Reihe zu und er ließ seine Blicke neugierig und ehrfurchtsvoll zugleich in dem Raum umherschweifen, von dem er schon so viel gehört hatte.

Immer mehr füllte sich die Kneipe, es kamen noch die Füchse des Corps, von Wilberg, von Steinwald und zwei junge Amerikaner aus Boston, die Brüder George Dudley und Charles Edward Howlins, dann eine Anzahl von sogenannten »Mitkneipanten«, Studenten, die sich zum Corps hielten und dessen Schutz genossen, ohne die Farben zu tragen, der griechische Graf Maros mit langem schwarzem Haar und schwarzem Vollbart, ein lang aufgeschossener blonder Amerikaner Mr. Parker und ein eleganter Pariser, der Vicomte von Bellair.

Graf Kronau schlug auf den Tisch.

»*Silentium!*« rief er mit lauter Stimme – »wir singen das Lied:

»Brüder zu den festlichen Gelagen
Hat ein guter Gott uns hier vereint.«

Augenblicklich verstummte jedes Gespräch und in vollem Klange schallte das alte schöne Lied zum aber- und aberhundertsten Male durch diesen Raum, wenn auch nicht ganz musikalisch richtig, so doch von all' diesen jugendlich frischen Stimmen voll und wohlklingend gesungen und alle Herzen erfüllend mit dem freien, frischen Geist des deutschen Burschenthums.

»Wir wollen Schmollis trinken, Herr von Sarkow,« sagte Graf Kronau, nachdem das Lied beendet war, mit wohlwollender Herablassung; zitternd vor Freude berührte Sarkow mit seinem Glase das des Seniors, und beide schüttelten sich dann die Hände zum Zeichen der hergestellten Brüderschaft. Lord Fitzgerald und die andern alle folgten dem Beispiel des ersten Chargirten, und so sah sich denn Herr von Sarkow ganz übergücklich in die brüderliche Gemeinschaft seiner Commilitonen aufgenommen.

Franz von Helmholt war der jüngste Corpsbursch und bekleidete als solcher die Würde des Fuchsmajor, dem das Commando über die Füchse und deren Erziehung besonders obliegt; er ließ die sämtlichen Füchse einen Ganzen auf das Wohl des Gastes trinken. Herr von Sarkow revangirte sich durch drei Ganze und bat dann den Grafen Kronau um die Erlaubniß, sich zu den Füchsen, denen er bald anzugehören hoffe, setzen zu dürfen. Die Unterhaltung wurde immer lauter und fröhlicher, die Fäxe hatten alle Hände voll zu thun, um die geleerten Schoppen wieder zu füllen, und bald wurde ein zweites Faß an die Stelle des ersten gelegt. Die Fäxe und die Mitkneipanten machten untereinander unzählige Bierjungen aus, während die älteren Corpsburschen lächelnd dem Treiben der jungen Welt zusahen, hin und wieder einen der Füchse durch einen zugetrunkenen Halben auszeichneten oder auch wohl irgend einen gemachten Verstoß durch einen dem Schuldigen auferlegten Schoppen *pro poena* rügten.

Mitten in die fröhliche Gesellschaft hinein trat, die Thür weit öffnend, eine eigenthümlich absonderliche Erscheinung. Es war ein großer, athletisch gebauter Mann von

etwa fünfzig Jahren, sein volles, grobes Gesicht mit kleinen, listig und verschmitzt blickenden Augen war aufgeschwemmt und zeigte in seiner dunkelrothen Farbe die Spuren des reichlichen Genusses herzstärkender Getränke; sein Oberkörper war nur mit einem groben, aber äußerst sauberen Hemde bekleidet, das weit offen stand und den starken braunen Nacken und die behaarte Brust sehen ließ; die Aermel waren bis zum Ellbogen der mächtigen muskulösen Arme aufgeschlagen, auf dem großen Kopfe mit dünnen röthlichen Haaren trug er eine österreichische Mütze von außerordentlicher Höhe, auf der die Farben sämtlicher Heidelberger Corps übereinander angebracht waren. Man sah auf dieser merkwürdigen Mütze das Gelbweißschwarz der Schwaben, das Goldrothgold der Vandalen, das Blauweißroth der Rhenanen, das Grünweißschwarz der Westphalen und das Weißgrün Schwarzweiß der Saxoborussen in breiten Streifen übereinandergestellt.

»Hoho, der rothe Schiffer!« riefen die der Thür zunächst Sitzenden, als die sonderbare Gestalt in den Lichtkreis trat – »der rothe Schiffer – einen Schoppen für den rothen Schiffer!«

Der mit dem Namen des rothen Schiffers begrüßte Mann, der seines eigentlichen Gewerbes Neckarschiffer war und seine kleinen Ruderboote zu Spazierfahrten auf dem grünen Strom zu vermietten pflegte, bekleidete außerdem die Stelle eines Factotums der sämtlichen Corps und trug deshalb die sogenannte S.C.-Mütze mit den Farben aller in dem Seniorenconvent vertretenen Corps; er war seit langen Jahren mit dem Corpsleben verwachsen und spielte eine bedeutende Rolle bei allen Commersen und Paukereien.

»Nun, Fax,« rief er mit einer etwas heiseren, aber doch lautschallenden Stimme, »hörst du nicht, einen Schoppen für den rothen Schiffer!«

Als er das bis zum Rande gefüllte Glas erhalten hatte, nahm er seine Mütze ab und rief: »Der rothe Schiffer trinkt einen Ganzen auf das Wohl der Herren Saxoborussen!« Er leerte in einem ungeheuren Zuge das Glas in einem Augenblick, dann füllte er dieses, die kleinen Fäxe zur Seite stoßend, von Neuem und rief: »Und noch einen Ganzen trinkt der rothe Schiffer auf das Wohl der Füchse, damit sie gut gedeihen und bald jeder von ihnen eine Abführung in das Paukbuch bringen möge.«

»Du bist ein schlechter Kerl, rother Schiffer,« sagte Graf Kronau, »du lügst, dieses wünschst du den Vandalen, wenn du auf ihrer Kneipe bist.«

»Donnerwetter, Herr Baron,« rief der rothe Schiffer, mit seiner gewaltigen Hand sich vor die Brust schlagend, »das dürfen Sie mir nicht sagen, das kränkt mich – die Herren Vandalen sind vortreffliche Leute, das muß wahr sein, und ich lasse Nichts auf sie kommen, aber die Herren Saxoborussen, das sind doch die Besten, und für sie gehe ich durchs Feuer, und wenn ihre Füchse eine Abführung mit zwanzig Nadeln in's Paukbuch bringen, das ist ein Festtag für mich.«

Laut dröhnend schlug er noch einmal auf seine Brust, und um seine Worte zu bekräftigen, nahm er zweien von den kleinen Fäxen die gefüllten Schoppen ab und goß deren Inhalt in einem Augenblick in seine Kehle.

»Laß es gut sein,« sagte Graf Kronau lachend – »was willst du?«

»In drei Tagen,« sagte der rothe Schiffer, indem er, militärisch salutirend, in grotesk komischer Haltung zu dem

Senior herantrat, »in drei Tagen soll der Antrittscommer sein, die Saxoborussen haben das Präsidium, und ich komme, mir die Befehle zu holen, wie Alles eingerichtet werden soll auf der Hirschgasse, denn ohne den rothen Schiffer geht's ja doch nicht, und wenn er nicht seine Hand dazu thut, so stimmt und klappt Alles nicht.«

»Nun, es würde wohl auch ohne den rothen Schiffer gehen,« lachte Graf Kronau.

»Herr Baron,« unterbrach ihn der rothe Schiffer, indem er ihn in die Seite stieß und rückwärts über die Schulter deutete, »sagen Sie so etwas nicht, die Fäxe hören es und das comprimirt mich, das untermontirt meine Stellung.«

»Du bist ein Narr. Jetzt höre zu. Du läßt Alles wie gewöhnlich einrichten, die Schärpen und Schläger an die Wand hängen, du bestellst die Musik, um acht Uhr muß der Saal hell sein, verstehst du, weiter ist Nichts nöthig; die Leute auf der Hirschgasse wissen ja alle, was sie zu thun haben. Doch nun, da ist ein neuer Fuchs gekommen,« sagte er, auf Herrn von Sarkow deutend, »erzähle ihm die Geschichte, wie du den französischen Fechtmeister abgeführt hast, er kennt sie noch nicht und könnte daran zweifeln, daß der rothe Schiffer seine Klinge zu führen versteht.«

»Ein neuer Fuchs?« rief der rothe Schiffer, indem er Herrn von Sarkow's Hand ergriff und diese so mächtig schüttelte, daß der junge Mann fürchtete, sein Arm werde aus den Gelenken gerissen werden – »Fax, einen Schoppen, der neue Fuchs soll leben, sein specielles Wohl! – Der rothe Schiffer hat Durst, oft großen Durst, er trinkt gern seinen guten Schoppen Rothwein, aber leider verdient er nicht viel, er vernachlässigt sein Geschäft, weil er es einmal nicht lassen

kann, den ganzen Tag für die Herren Corpsburschen herumzulaufen und für die Herren Saxoborussen ganz besonders – das ist traurig – sehr traurig, wenn der rothe Schiffer dürsten muß.«

Er zog ein buntkarirtes Taschentuch hervor und fuhr damit über die Augen, indem er zugleich einen schluchzenden Ton hören ließ, der dem unterdrückten Brüllen eines wilden Thieres glich. Unter schallendem Gelächter reichte ihm Herr von Sarkow einige Guldenstücke, worauf er plötzlich, in laute Freude ausbrechend, den jungen Mann umarmte und bis zum Ersticken an seine Brust drückte.

»Der Herr Baron ist ein vortrefflicher Fuchs, ganz vortrefflicher Fuchs, er wird dem Corps Ehre machen, das sage ich vorher. Sehen Sie, Herr Baron,« fuhr er dann fort, »die Geschichte mit dem französischen Fechtmeister verhält sich so: der Kerl kam hierher und wollte Fechtunterricht geben, und da hat der rothe Schiffer auch einen Gang mit ihm gemacht – aber, habe ich gesagt, ich brauche keinen Degen, ich könnte den Kerl todtstechen und dann hätte ich einen Mord auf dem Gewissen – und da nahm ich einen Stock – so lag ich aus,« sagte er, einen der an der Wand stehenden Spazierstöcke ergreifend und mit überwältigender Komik die Auslagestellung der französischen Fleuretfechter nachahmend – »so lag ich aus – der Kerl tanzte um mich herum – eins, zwei, drei hatte ich ihm seinen Bratspieß aus der Hand geschlagen, und wieder eins, zwei, drei bearbeitete ich ihn mit meinem Stocke, daß der Kerl jämmerlich um Hilfe schrie, und kein fremder Fechtmeister hat seitdem jemals wieder gewagt, mit dem rothen Schiffer anzubinden.«

Um seinen Sieg über den Franzosen noch deutlicher zu veranschaulichen, hieb er mächtig auf die kleinen Fäxe ein,

die sich unter lautem Wehgeschrei hinter das Faß verbargen; dann warf er den Stock fort, leerte schnell noch einen Schoppen und eilte, seine S.C.-Mütze in der Luft schwingend, hinaus.

»Er wird sicher bald am *Delirium tremens* zu Grunde gehen,« sagte Graf Kronau, »das wird schade sein, denn er gehört nun einmal dazu. Doch jetzt, da der Antrittscommer bevorsteht, reiben wir einen Salamander auf das Glück unserer Waffen in dem beginnenden Semester: *Exercitium salamandri* – eins – zwei – drei!«

Schnell waren die Schoppen geleert, und der donnernde Ton der auf den Tisch gewirbelten Gläser klang durch den Saal, bis endlich auf das letzte Commando: »Eins, zwei drei!« ein gleichzeitig mit musterhafter Präcision ausgeführter Schlag den Salamander beendete.

»Die Füchse haben nachgeklappt,« sagte Franz von Helmholt kalt und ruhig – denn es verstand sich von selbst, daß die Füchse, auch wenn sie noch so vortrefflich und präcis gerieben hatten, immer nachgeklappt haben mußten – »sie trinken einen Schoppen *pro poena*.«

Immer lauter wurde die Fröhlichkeit, das Trinkhorn ging herum, ein scherzhaftes Lied folgte dem andern, die Amerikaner sangen unter allgemeinem Jubel den Jankee-Doodle, und endlich begann einer nach dem andern stillschweigend aufzubrechen, bis zuletzt nur noch Herr von Sarkow, der Hurone Clarke und die beiden jüngsten Füchse übrig waren. Herr von Sarkow hatte es für seine Pflicht gehalten, bis zuletzt zu bleiben, aber sein Kopf war ein wenig betäubt, und die Trinkhörner an den Wänden schienen ihm zuweilen einen eigenthümlichen Rundtanz rings um ihn her aufzuführen.

»Ich werde dich nach dem Badischen Hof zurückführen,« sagte der Hurone und nahm seinen Arm; während die beiden andern stillschweigend in der Dunkelheit verschwanden, führte er seinen Schützling durch die engen Straßen nach dem Hôtel hin. Sie kamen über den großen Museumsplatz, der, ein weites Viereck bildend, von dem Universitätsgebäude und dem sogenannten Museum, der Ressource der Heidelberger Gesellschaft, auf zwei Seiten eingeschlossen war; in der Mitte dieses Platzes stand ein Brunnen, der aus vier Röhren das immerwährend sprudelnde Wasser in ein mächtiges Steinbassin ergoß. Die Sterne funkelten am Himmel, der weite Platz bot in der Beleuchtung des zitternden Sternenlichts und einiger flackernden Straßenlaternen einen phantastischen Anblick, dieser rauschende Brunnen in der Mitte mit seinen steif ausgestreckten Armen erschien wie ein drohendes Gespenst.

Clarke blieb plötzlich stehen, drückte Herrn von Sarkow's Arm und sagte: »Halt, mir fällt etwas ein – ich habe lange nicht gemauert, das ist ein guter Gedanke –«

»Gemauert?« fragte Herr von Sarkow, welcher träumend neben ihm hergeschritten war – »was willst du mauern?«

»Warte, du wirst es sehen – o, das ist sehr gut, sehr gut,« sagte er, ganz heiter sich die Hände reibend, »die Philister werden sich wundern – bleibe hier stehen.«

Er führte Herrn von Sarkow an den Rand des Wasserbassins und verschwand in der Dunkelheit. Der junge Mann lehnte sich auf den Rand des Bassins, blickte in das rieselnde Wasser, und wieder schien es ihm, als ob der Brunnen mit seinen Armen sich im Kreise drehe und als ob er mit in dem tollen Tanz umhergewirbelt werde; er tauchte die Hand in das Bassin und befeuchtete mit dem kühlen Wasser

seine Stirn. Da schien es ihm, als vernähme er in einiger Entfernung ein leises Klirren und Krachen – er lauschte, schon wollte er der Richtung folgen, aus der die eigenthümlichen Töne herüberklangen, da erschien plötzlich aus dem Schatten hervortretend der Hurone neben ihm, er schleppte etwas Schweres hinter sich her, das Sarkow in der Dunkelheit nicht deutlich zu erkennen vermochte.

»War kein Nachtwächter da?« fragte er leise.

Herr von Sarkow verneinte.

»Nun, so gehe im Kreise umher,« sagte Clarke, »sowie du jemand siehst, pfeife, und laß mich machen.«

Herr von Sarkow befolgte, so gut er es mit seinen etwas unsicheren Schritten vermochte, die Anweisung. Nach kurzer Zeit kam Clarke und führte ihn zu dem Brunnen zurück.

»Siehst du da,« sagte er, »das wird ein herrlicher Spaß sein, wenn die Philister morgen aufwachen und den Museumsplatz unter Wasser sehen.«

Herr von Sarkow sah nun zu seinem höchsten Erstaunen und zu seiner großen Erheiterung, daß Clarke vier lange Dachrinnen von Zink von den nächsten Häusern losgebroschen und an die Arme des Rohrbrunnens gesetzt hatte; das Wasser ergoß sich nun in diese über das Bassin hinausragenden Rinnen und floß rauschend auf den Museumsplatz hin, so daß, wenn diese sinnreiche Construction nicht während der Nacht bemerkt wurde, in der That der Platz am Morgen unter Wasser gesetzt sein mußte.

»Jetzt fort, schnell fort!« rief Clarke, in kindlicher Freude über seinen so wohlgelungenen Streich lachend, »der Teufel könnte einen Nachtwächter oder einen Pudel herführen.«

Unendlich vergnügt eilten beide davon. Clarke lieferte seinen Schützling glücklich im Badischen Hof ab, und es

würde Herrn von Sarkow sehr schwer geworden sein, am nächsten Tage genau die Art und Weise anzugeben, wie er in sein Bett gekommen sei. Er erinnerte sich, als er am nächsten Morgen geweckt wurde, nur ziemlich verworrenner Träume, in denen der rothe Schiffer, der Riesenstein, die hübsche Schauspielerin Clara Schönfeld in eigenthümlichen und immerfort wechselnden Bildern durcheinander schwirrten und in denen er zuweilen den großen Vandalen, der ihm die niedliche Soubrette von Frankfurt entführt hatte, auftauchen sah, um ihn mit kochendem Grimm, eine Dachrinne in der Hand, anzugreifen.

DRITTES CAPITEL.

Trotz der dumpfen Betäubung, die auf Herrn von Sarkow's Haupt lastete, erhob sich der junge Mann doch sogleich, als der Kellner ihn weckte, um nach seinen Befehlen zu fragen. So unklar auch im ersten Augenblick noch die Erinnerungen an den gestrigen Abend durch seinen Kopf wogten, so wußte er doch genau, daß er auf der Saxoborusenkneipe gewesen, daß er sich zur Aufnahme in das Corps gemeldet, und der für ihn so hochwichtige und bedeutungsvolle erste Tag in Heidelberg mußte ihn wach und gerüstet finden für alle Erlebnisse, die ihm bevorstanden. Die wiederholte Anwendung eines Kopfbades von kaltem Wasser gab ihm bald seine ganze Frische und Klarheit wieder, er vollendete seine Toilette und empfand eben die vortreffliche Wirkung einer ersten Tasse schwarzen Kaffees, als sich nach kurzem Klopfen die Thür des Zimmers öffnete und ein kleiner, schwächiger und beweglicher Mann von etwa fünfzig Jahren eintrat; er trug einen kurzen grauen Rock und graue Unterkleider, sein lebhaft bewegliches Gesicht hatte

eine etwas kränkliche graue Farbe und sein leicht ergrautes Haar fügte sich vollständig in den gesamten Farbenton seiner Erscheinung ein; er trug einen großen Beutel von grauem Wollenstoff unter dem Arm und näherte sich lächelnd mit der freundlich verbindlichen Miene eines alten Bekannten dem jungen Manne, der ihn ganz verwundert ansah.

»Ich dachte wohl, daß ich den Herrn Baron noch treffen und zur rechten Zeit kommen würde,« sagte er mit einer Stimme, deren gedämpfter, leiser Ton in seiner unbestimmten Klangfarbe ganz dem Colorit der Kleidung, des Haares und des Gesichts des Mannes entsprach – »der Herr Baron sind gestern angekommen und auf dem Riesenstein gewesen. Sie werden natürlich bei den Herren Saxoborussen eintreten, o, ich kenne das, ich sehe den Herren sogleich an, wohin sie gehören – der Herr Baron sind etwas müde und angegriffen – ja, ja, ich sehe das den Augen an, ja, ja, da thut Nichts besser als eine tüchtige Waschung mit Honey-Water, vielleicht nachher noch etwas Eau de Quinquina, das verbindet sich zu einer unglaublich nervenstärkenden Wirkung – der Herr Graf von Kronau befehlen es immer so und auch der Lord Fitzgerald, es giebt nichts Besseres, und ich bin gewiß, daß der Herr Baron sich künftig auch für diese Behandlung entscheiden werden.«

Er hatte, während er schnell und lebhaft, aber ohne jede Abwechslung im Tonfall sprach, seinen grauen Beutel geöffnet und eine Anzahl von Flaschen, Schälchen, Schwämmen, Bürsten und Kämmen auf dem Tisch ausgebreitet.

»Was wollen Sie, wer sind Sie?« fragte Herr von Sarkow, den ein leichter Ueberrest von Kopfschmerz nicht besonders freundlich gegen den mit so eigenthümlicher Sicherheit auftretenden Unbekannten stimmte.

Dieser hielt einen Augenblick in der beweglichen Geschäftigkeit, mit der er die verschiedenen aus seinem Beutel emporsteigenden Sachen ordnete, inne, sah den jungen Mann halb mitleidig bedauernd, halb vorwurfsvoll an und sagte dann: »Ich bin Schreckenberger, *ami de la tête*, sollte der Herr Baron nicht von Schreckenberger gehört haben? – Das wäre undenkbar, ich habe doch seit so vielen Jahren die Herren Saxoborussen frisirt und ihnen die Köpfe gewaschen – ich kann mich wohl rühmen, daß ich die Ehre habe, zum Corps zu gehören und dem Corps unentbehrlich zu sein – was wäre Heidelberg ohne die Herren Saxoborussen, und was wären die Herren Saxoborussen ohne Schreckenberger, der es allein versteht, das Haar richtig zu schneiden und vornehm zu arrangiren, der allein die echten englischen Parfüms hat und der es allem versteht, den Kopf zu waschen, daß der Blick auch nach der schärfsten Kneiperei scharf und klar wird für die gefährlichste Mensur.«

Während er so sprach, war er mit einem großen Kamm durch Herrn von Sarkow's Haar gefahren und schüttelte wie mißbilligend den Kopf; der junge Mann ließ ihn lächelnd gewähren – er berief sich ja auf die Saxoborussen, und dies genügte, um ihm eine freundliche Aufnahme zu sichern.

»Das ist nicht der richtige Schnitt,« fuhr Schreckenberger fort, »das paßt nicht für Ihr Gesicht, das ist zu eckig, zu pedantisch, zu philiströs – mein Gott, wie ist es nur möglich, daß es Künstler giebt, die so wenig Verständniß für die Harmonie zwischen dem Haar und der Physiognomie haben.«

Ohne Herrn von Sarkow Zeit zu einer Einwendung zu lassen, hatte er bereits mit einer Scheere den unteren Theil

der Haare am Hinterkopf verkürzt, dann den Scheitel höher hinaufgerückt und noch einige Schnitte an den Schläfen gethan; er hielt dem jungen Manne einen Spiegel vor, und in der That mußte derselbe mit einem leichten Anflug von selbstgefälliger Eitelkeit den von dem Haarkünstler vorgenommenen Aenderungen seinen Beifall ausdrücken. Schreckenberger füllte darauf einige kleine Schälchen mit den duftigen Essenzen aus seinen Flaschen, übergoß Herrn von Sarkow's Kopf mit dem von ihm gerühmten Honey-Water, ließ eine zweite Abwaschung von Eau de Quinquina folgen und bearbeitete dann mit harten Tüchern und starken Bürsten den Kopf so energisch, daß Herrn von Sarkow Nichts übrig blieb, als die Augen zu schließen und sich der über ihn verhängten Operation stillschweigend zu unterwerfen, was ihm um so leichter wurde, als er in der That eine auffallend erfrischende Wirkung von der gerühmten Procedur verspürte; Schreckenberger rieb den Kopf mit einer Pomade ein, deren Vortrefflichkeit er nicht genug rühmen konnte, und wußte dann trotz des ziemlich kurzgeschnittenen Haares einige Griffe mit dem Brenneisen zur Vollendung der neuen Frisur auszuführen, worauf er endlich abermals dem jungen Manne den Spiegel mit den Worten vorhielt:

»Es war in der That Zeit, Herr Baron, daß Ihr Kopf in meine Hände kam, es wäre schade um ihn gewesen. Nun,« sagte er dann, indem er die benutzten Geräthschaften wieder einpackte, »bleibt nur noch die Wahl des Parfüms. Die meisten Herren benutzen Eßbouquet, der Herr Baron von Helmholt zieht Springflower vor und der Herr Graf von Kronau nehmen nur Vetivert. Ich werde von jedem eine Flasche hier lassen, der Herr Baron werden dann später Ihre definitive

Wahl treffen, wenn Sie nicht die Abwechslung vorziehen; ich stelle noch zwei Flaschen Eau de Cologne hin, die man ja immer braucht, und hoffe, daß der Herr Baron damit für den ersten Augenblick versorgt sein werden. Ich werde natürlich an jedem Morgen kommen, denn ich bin gewiß, daß Sie die Wichtigkeit meiner Waschung begriffen haben; es ist nicht nöthig, nach mir zu schicken, ich werde es sogleich erfahren, sobald der Herr Baron eine Wohnung gewählt haben.«

Er hatte seinen Beutel wieder unter den Arm genommen und wollte sich mit einer tiefen Verbeugung entfernen, Herr von Sarkow öffnete sein Portemonnaie, aber die Frage nach der Rechnung des wohlthätigen Haarkünstlers erstarb auf seinen Lippen bei dem wohlwollend belehrenden Blick, mit dem Schreckenberger schnell abwehrend sagte:

»Bitte, Herr Baron, diese Kleinigkeiten machen wir später ab, wie es die andern Herren auch thun – ich habe die Ehre, mich dem Herrn Baron auf Wiedersehen zu empfehlen.«

Er ging zur Thür hinaus, indem er auf der Schwelle mit einem andern Mann zusammenstieß, der gerade in diesem Augenblick die Thür von draußen geöffnet hatte. Der Neueintretende mochte etwa in dem gleichen Alter stehen wie Schreckenberger, es war eine gedrungene, kräftige Gestalt mit scharfgeschnittenem, pockennarbigem Gesicht, dünnem Haar und scharfblickenden Augen.

»Donnerwetter!« rief der Eintretende, indem er den Friseur Schreckenberger unsanft auf die Flur hinausschob – »das muß wahr sein, das ist ein vortrefflicher Zuwachs für das Corps; ja,« fuhr er fort, indem er sich dicht vor Herrn von Sarkow hinstellte und denselben musterte, wie es etwa

ein alter Corporal mit einem Recruten gethan haben würde – »ja, man steht es den Herren gleich an, wohin sie gehören und was in ihnen liegt; der junge Zuwachs, das ist es, darin liegt es, in Ihnen, Herr von Sarkow, da steckt ein erster Chargirter – ich sehe das gleich – ich täusche mich nicht –, Sie erinnern mich an den Herrn von Burgdorf, ganz gewiß, vor fünf Jahren war er hier, solch ein erster Chargirter kommt nicht wieder – ich will zwar Nichts gegen den Grafen von Kronau sagen, bei Gott im Himmel nicht, aber Donnerwetter noch einmal, der Herr von Burgdorf, das war auch ein Herr, wie er sein muß; wenn er durch die Straßen ging, dann sahen ihm alle Philister nach und die Mädchen standen hinter den Gardinen, und wenn er auf der Mensur stand, dann war die Abführung sicher – in der That, Sie haben eine merkwürdige Aehnlichkeit, war es vielleicht ein Verwandter von Ihnen?«

»Nein, mein Herr,« sagte Herr von Sarkow ebenso erstaunt als belustigt über die Art und Weise des ihm völlig unbekanntes Mannes; »ich habe wohl seinen Namen gehört, aber ich habe ihn nicht persönlich gekannt.«

»Schade, schade,« sagte der Fremde, »ich hätte darauf gewettet, daß Sie mit ihm verwandt wären. Sie haben so etwas von ihm. Ihre Familie ist in Hinterpommern ansässig – Sie haben ein schönes Wappen, in der That ein schönes Wappen; quadrirtes Feld, rothe Rose in Gold, gekreuzte Schwerter in Roth, zwei Helme mit der Rose und den Schwertern, zwei Greife als Wappenhalter.«

»Ganz recht« sagte Herr von Sarkow erstaunt, »ich begreife in der That nicht –«

»Ich bin nämlich Lieber, Herr von Sarkow,« fiel der Fremde ein, »Sie wissen ja, Lieber, der Porcellanmaler, bei dem

die Herren ihre Dedicationen malen lassen,« es werden prachtvolle Sachen bei mir gearbeitet, wirklich prachtvolle Sachen – natürlich für die Herren Saxoborussen – die andern,« sagte er achselzuckend, »nun ja, – es sind ganz vortreffliche, sehr brave und ehrenwerthe Herren, aber Donnerwetter noch einmal, ich gehöre nun einmal mit meinem ganzen Herzen zu den Saxoborussen, und wenn ich die Farben sehe, dann geht mir das Herz weit auf, Donnerwetter – *Virtus sola bonorum corona* – wenn ich jung wäre und ein vornehmer Herr, nichts Andres wäre ich geworden als Saxoborusse! Nun,« fuhr er fort, »Sie werden wohl bald einige Dedicationen zu machen haben, Herr von Sarkow, die Herren wetten und würfeln ja oft um ein hübsches Stück Porcellan, und bei den Paukereien kommen dann die Dedicationen für die Secundanten; es wird mir eine große Freude sein, Ihre Wappen zu malen, ich habe schon die Zeichnung entworfen nach dem Wappenbuche. Sie werden sich natürlich ein Theeservice anlegen – für die Theekanne empfehle ich Ihnen das Corpsswappen, wenn Sie dazu nicht einen großen Präsentirteller wählen und vielleicht mit dem Herrn Grafen Steinborn eine Theekanne auswürfeln – er hat zwei Steinböcke als Wappenhalter und vier Helme, das macht sich vortrefflich auf der Theekanne, ich habe noch ein Theebrett mit dem Corpsswappen fertig, das könnten Sie gleich nehmen als Grundlage für das Service, ich werde es Ihnen schicken, auch ist eben eine Tasse mit dem Schloß fertig geworden, ich sage Ihnen, Donnerwetter, es ist eine Pracht, kein anderer soll sie haben als Sie, ich werde sie Ihnen auch schicken, sobald Sie eine Wohnung haben.«

Es klopfte an die Thür.

»Sie bekommen Besuch, ich gehe,« sagte der Porcellanmaler, indem er Herr von Sarkow's Hand ergriff und sie kräftig schüttelte; »ich wollte Ihnen nur guten Morgen sagen, ich kann es nicht anders – der Lieber gehört nun mal dazu – aber noch eins,« sagte er, sich zu Herrn von Sarkow's Ohr neigend, während das Klopfen draußen wiederholt wurde, »hören Sie einen guten Rath – nehmen Sie sich in Acht, alle Welt wird Sie überlaufen, man wird Sie anschmieren wollen, seien Sie vorsichtig – da ist noch so eine Porcellanmalerei, die Wittve Rosenberg – elende Schmiererei, keine Kunst, kein Verstand darin, fallen Sie ja nicht darauf herein, halten Sie sich an den Lieber, der nun einmal zu den Saxoborussen gehört. Das Theebrett mit dem Corpswappen und die Tasse mit dem Schloß ist also für Sie zurückgestellt, natürlich, wenn sie Ihnen gefallen, aber das versteht sich ja von selbst – ja, ja, ein erster Chargirter steckt darin,« sagte er noch halblaut wie für sich, indem er, den jungen Mann mit einem letzten Blick musternd, das Zimmer verließ.

Unmittelbar nach ihm trat ein junger, schwächtiger, gebückter Mann von etwa sieben- bis achtundzwanzig Jahren ein; er war mit einer gewissen Eleganz gekleidet, sein blaßes, mageres Gesicht mit glänzenden schwarzen Haaren und schwarzen, klugen, beobachtenden Augen zeigte stark ausgesprochen den jüdischen Typus.

»Ich kann nicht unterlassen,« sagte er, sich tief verbeugend, »dem Herrn Baron meine Aufwartung zu machen; ich habe schon gehört, daß Sie gestern sind angekommen und eintreten werden bei den Herren Saxoborussen – nun, das versteht sich ja von selbst bei solch einem vornehmen Herrn – und da bin ich denn auch gleich gekommen. – Sie werden gehört haben von Salomon Nürnberger, mein Vater ist

der Nathan Nürnberger, der berühmte Sammler von Antiquitäten und Raritäten, und ich bin jetzt eingetreten in's Geschäft, weil der Alte nicht mehr so beweglich ist und frisch wie früher. – Freilich,« sagte er achselzuckend, »das Geschäft ist schlecht, der Alte versteht sich nicht darauf, Geld zu machen, er ist zu nobel, ich sage Ihnen, Herr Baron, zu nobel. Wenn er hat ein schönes Stück, wofür ihm die Engländer würden bezahlen viel Geld, hundert Pfund und mehr, so giebt er's den Herren Saxoborussen für den Einkaufspreis, denn es ist sein Stolz, daß seine Sachen in würdige Hände kommen und Verständniß finden für Kunst und Alterthum. Und ich bin ebenso; wenn ich auch einsehe, daß der Alte unrecht hat, ich mache es auch wie er; und wenn ich habe ein schönes Stück und ein Engländer würde mir bieten Gott weiß was für eine Summe, so gebe ich es doch wahrhaftig lieber einem von den Herren Saxoborussen, wenn er Gefallen daran findet. Nun, man muß sehen, wie man weiter kommt, der Herr Baron werden gewiß eine gute Kundenschaft für mich werden und mit mir zufrieden sein – da habe ich zum Beispiel ein ganz vorzügliches Stück,« fuhr er fort, indem er eine außerordentlich kleine Genferuhr mit einem Emaildeckel von kunstvoller Arbeit hervorzog – »der Herr Baron von Souza, der Brasilianer, hat so eine ganz besondere Vorliebe für kleine Uhren, sie können ihm nie klein genug sein! er wird mir böse sein, wenn ich ihm diese nicht bringe, aber da der Herr Baron eben angekommen sind, so möchte ich doch gleich machen ein erstes Geschäft, damit wir uns kennen lernen; – was sagen Sie zu dem Stück? Wie? – Zweihundert Gulden – ich darf es eigentlich gar nicht thun für den Preis, aber es mag sein wegen der ersten Bekanntschaft. – Nun – was sagen Sie?«

Während Herr von Sarkow noch die allerliebste kleine Uhr betrachtete, öffnete sich nach bescheidenem Klopfen abermals die Thür, und ein blonder Mann von einigen dreißig Jahren, dessen Kopf, mit krausem Haar bedeckt, ebenfalls in außerordentlich ausgeprägter Weise den jüdischen Typus zeigte, trat in das Zimmer. Nürnberger fuhr zurück wie bei der Annäherung einer Schlange, ein Ausdruck unaussprechlicher Verachtung zuckte über sein Gesicht, und schnell sich zu Herrn von Sarkow hinneigend, flüsterte er:

»Der Rauchthaler, Herr Baron, ein ganz gewöhnlicher Mensch, nehmen Sie sich in Acht vor ihm, fallen Sie nicht darauf herein! – Hat er was? – Nichts hat er, – altes Gerümpel kauft er sich zusammen und dann versucht er es anzubringen bei den Herren für hohe Preise – Gott, der Rauchthaler! – Nu – der Herr Baron werden sehen, was ist der Rauchthaler!«

Rauchthaler schien ebenfalls wenig freudig überrascht durch Nürnberger's Anblick, er streifte ihn mit einem giftigen Blick und trat zu Herrn von Sarkow heran, indem er sich ihm auch seinerseits zum Ankauf von Antiquitäten und Raritäten empfahl. Plötzlich warf er wie erstaunt einen prüfenden Blick auf die kleine Uhr, die Herr von Sarkow noch in den Händen hielt.

»Gott, Herr Baron,« sagte er, »was haben Sie da für ein kleines Uehrchen, vielleicht ein Erbstück von irgend einer gnädigen Großmama oder Tante, man hat in früheren Zeiten wohl so etwas gehabt, wollen der Herr Baron machen ein Geschäft damit? Ich würde Ihnen rathen, das Uehrchen zu behalten zum Andenken, einen Werth hat ja so was nicht. Nu, was kann es für einen Werth haben an Gold,« fuhr er achselzuckend fort – »wollen wir sagen fünfundzwanzig

Gulden – eine große Rarität ist es nicht – werden mir angeboten alle Tage eine Menge solcher Dinge – aber wenn der Herr Baron das Uehrchen will loswerden, so will ich es ihm abnehmen, um ein erstes Geschäft zu machen, ich will dem Herrn Baron geben zwanzig Gulden und einen alten Degen mit einer Toledoklinge, worauf eingegraben ist das Wappen von Isabella der Katholischen.«

Er streckte die Hand aus, als wolle er die Uhr zu näherer Prüfung Herrn von Sarkow abnehmen.

Nürnberg, der mit zornsprühenden Blicken zugehört hatte, sprang schnell heran und rief:

»Herr Baron, lassen Sie nicht anfassen die Uhr, er wird einen Schaden daran thun, er wird sie hinfallen lassen aus Bosheit! – Fünfundzwanzig Gulden sagt er – wo ich doch habe gegeben selbst hundertundfünfundneunzig Gulden, und will sie nur verkaufen für zweihundert dem Herrn Baron, um nur zu machen ein erstes Geschäft mit fünf Gulden Profit! – Nun freilich – aber was kann er wissen von dem Werth, was kann er verstehen von seinen Sachen? – Wenn er hat ein Stück, was werth ist zehn Gulden, und er verkauft es für fünfundzwanzig, dann ist's ein Festtag bei ihm. – Lassen Sie ihn nicht anrühren die Uhr, Herr Baron,« sagte er noch einmal, sich zwischen Rauchthaler und Herrn von Sarkow drängend, der nicht umhin konnte, über diesen Streit der beiden Nebenbuhler laut aufzulachen.

Ehe Rauchthaler, der wie von Zorn erstickt nach Luft schnappte, eine Antwort fand, traten Franz von Helmholt und Charles Clarke in das Zimmer, um Herrn von Sarkow abzuholen.

»Ah, da seid ihr schon,« rief Helmholt lachend, »macht, daß ihr fortkommt, und laßt den Herrn von Sarkow in Ruh'.

Nimm dich vor den beiden in Acht,« sagte er zu Sarkow, »das ist die Scylla und die Charybdis, hereinfliegen wirst du doch noch bei ihnen, aber jetzt ist keine Zeit dazu.«

»Der Herr Baron von Helmholt,« sagte Nürnberger lächelnd, »ist ein sehr scherzhafter Herr, das muß wahr sein – Scyllus und Charybda – mag der Rauchthaler sein Scyllus, ist der Nürnberger noch lange nicht Charybda. Der Herr Baron von Helmholt weiß, was der Nürnberger werth ist, hat er ihm doch verschafft eine Sammlung von Meerschaumköpfen, wie sie zum zweiten Mal nicht da ist in der Welt, und wenn ich sagen sollte, daß ich hätte gemacht einen Gewinn, so müßt' ich lügen! Nun – es ist mir genug mit der Ehre, daß, wenn jemand kommt und bewundert die Sammlung beim Herrn Baron von Helmholt, der Herr Baron kann sagen, das habe ich vom Nürnberger, und es giebt nur einen Nürnberger, der mir hat verschaffen können solche Stücke.«

»Lassen Sie Ihre Sammlung holen, Nürnberger, für fünfzig Gulden,« sagte Helmholt, »so rette ich wenigstens noch zehn Procent von meinem Schaden.«

»Gerechter Gott!« rief Nürnberger entsetzt, »fünfzig Gulden, das wäre ein Straßenraub, wenn ich das annehmen wollte, ich könnte reich werden bei dem Geschäft – aber wie würde ich den Herrn Baron berauben von einer Sammlung, wie sie nicht zum zweiten Mal da ist in ganz Deutschland. Behalten Sie die Uhr, behalten Sie die Uhr,« rief er lebhaft, als Sarkow die kleine Genferuhr zurückgeben wollte, »Sie können ja sehen, wie sie Ihnen gefällt, und wenn Sie sie mir wollen zurückgeben, so können Sie sich jeden Tag etwas Andres aussuchen in meinem Laden dafür.«

»Jetzt genug,« rief Helmholt, »Clarke, wirf die Kerle hinaus!«

Clarke öffnete die Thür, Rauchthaler eilte schnell, gebückt, über die Schwelle, Clarke aber faßte Nürnberger am Arm und beförderte ihn, während er noch fortwährend lebhaft sprach und gesticulirte, in beschleunigtem Tempo bis an die ersten Treppenstufen, wo er ihn mit einem letzten, so kräftigen Druck entließ, daß man nur noch seine hastig herabpolternden Tritte vernahm.

»Der Corpsconvent,« sagte Helmholt zu Sarkow, »hat einstimmig deine Aufnahme als Renoncen beschlossen; wir kommen, dich abzuholen, die Uebrigen sind bei Kronau, um dich zu recipiren.«

Herr von Sarkow erröthete vor Freuden; er nahm mit einem gewissen Widerstreben seinen Hut, den er zum letzten Male tragen sollte, und folgte seinen beiden Freunden. Unterwegs kaufte er eine kleine Cerevismütze, die in Silber und schwarzem Sammet die Renoncenfarben der Saxoborussia trug – denn erst die Corpsburschen hatten das Recht, die vollen Farben zu führen –, und klopfenden Herzens trat er in den eleganten Salon der Wohnung des Grafen Kronau, in einem dem Carlsplatze nahegelegenen Hause der Hauptstraße. Das Zimmer war mit Pauk- und Kneipbildern und Portraits von Mitgliedern der Saxoborussia und befreundeter Corps sowie mit Schlägern und kostbaren alten Waffen verschiedener Art decorirt; Lehnstühle und bequeme Divans standen umher, einige riesige Hunde von der Ulmerrasse lagen auf dem Teppich ausgestreckt, auf einem Divan lag ein kleiner, häßlicher gelber Pintscher, der sich mit kühler Gleichgültigkeit die Liebkosungen gefallen ließ, die die Herren von Wilberg und von Steinwald an ihn verschwendeten.

Die drei Chargirten und die sämmtlichen Renoncen waren versammelt. Graf Kronau begrüßte Herrn von Sarkow

herzlich, aber mit einer gewissen ernsten Zurückhaltung; er las ihm das Statut der Renoucen vor, das ihn vor allen Dingen verpflichtete, überall und zu allen Zeiten die Ehre des Corps in jeder Weise hochzuhalten und zu vertreten und den Anordnungen des Senioren- und des Corpsconvents unbedingt Folge zu leisten; er verpflichtete den jungen Novizen durch Handschlag auf die Befolgung des Statuts und sprach die Hoffnung aus, daß dieser sich bald würdig machen werde, das Band zu erhalten; alle übrigen begrüßten ebenfalls den nunmehr ihrer Gemeinschaft Angehörigen mit brüderlicher Herzlichkeit, und zitternd vor Stolz und Freude bedeckte er zum ersten Mal sein Haupt mit der Cerevismütze.

»Jetzt wollen wir frühstücken,« sagte Graf Kronau, »und dann auf den Fechtboden, das Semester beginnt, und wir müssen uns zusammenehmen, denn die Vandalen haben schon ausgezeichnete Schläger, und ich höre, daß auch unter ihren Renoucen ganz tüchtige Kräfte sein sollen.«

Der kleine gelbe Pintscher, der anfangs Herrn von Sarkow mißtrauisch, mit halb unterdrücktem feindlichem Knurren betrachtet hatte, sprang nun freundlich wedelnd an ihm empor.

»Ah,« sagte Franz Helmholt, »sieh ihn, das ist unser Corpshund Moses, er hat sich vor Jahren einmal angefundem, Niemand weiß, woher er kommt, und jetzt gehört er zum Corps. Gestern abend hat er die Kneipe geschwänzt, in den Ferien erlaubt er sich das zuweilen, sonst ist er regelmäßig da und sucht sich dann immer einen von uns aus, mit dem er nach Hause geht, besonders gern geht er mit den Füchsen, die ihn am besten pflegen, gegen alle Fremde ist er feindlich, vorhin würde er dich gebissen haben, hättest du ihn angerührt, jetzt sieht er die Farben auf deinem Kopfe, –

nun begrüßt er dich und wird wahrscheinlich heute bei dir bleiben.«

»Er frühstückt am liebsten Milch mit Zucker und frischem Weißbrod,« sagte der Fuchs von Wilberg mit einer gewissen Wichtigkeit, und Herr von Sarkow streichelte eifrig den kleinen Hund, der freundlich wedelnd an ihm emporsprang.

Man begab sich in die Conditorei von Louis Walz, in der Mitte der Hauptstraße, dem regelmäßigen Frühstückslocal des Corps, wo auch die Übrigen bereits anwesend waren. Dies Local führte eigentlich mit Unrecht den Namen einer Conditorei, denn in dem kleinen Laden mit einem noch kleineren Hinterzimmer fand man außer einigen leichten Kuchenbäckereien und frischen Südfrüchten alle Arten von piquanten Delicatessen vereinigt, die auf kleinen Tellern zierlich angerichtet, das im Halbkreise das Zimmer einschließende Büffet bedeckten; Messer, Gabeln und kleine Löffel lagen daneben, Flaschen mit Bordeaux, Sherry und Portwein standen geöffnet, von Gläsern umgeben da, so daß jeder Gast ohne weitere Frage und Bestellung sich an Speisen und Getränken wählen konnte, was ihm beliebte, kleine Stühle und Tischchen standen umher.

Alle in Heidelberg anwesenden Mitglieder des Corps waren versammelt, sie hatten theils an den Tischen Platz genommen, theils ihre Stühle vor die Thür auf das Trottoir getragen, um dort während der angenehm und nützlichen Beschäftigung des Frühstückens zugleich die Vorübergehenden Revue passiren zu lassen; alle jungen Damen, die um diese Zeit durch die Hauptstraße gingen, bogen in Folgedessen schon weit vor dem Walz'schen Locale ab und gingen auf der andern Seite der Straße vorüber, wobei es jedoch häufig

vorkam, daß die zur Erde gesenkten Augen einen flüchtigen Blick nach der Walz'schen Conditorei herüberschießen ließen, und daß ein ebenso flüchtiges Lächeln, das man füglich für einen verstohlenen Gruß halten konnte, über manche schöne Lippen hinglitt.

Herr von Sarkow, der nunmehr recipirte Fuchs, wurde von allen Saxoborussen freundlich begrüßt und leerte manches Glas Sherry, das ihm als Willkommensgruß zugetrunken wurde. Aus dem Fenster eines schräg gegenüberliegenden Hauses blickten zwei reizende Mädchenköpfe – die eine der beiden jungen Damen war blond, die andre brünett, sie mochten etwa sechszehn Jahre alt sein und plauderten eifrig miteinander, ohne daß sie der gegenüberliegenden Walz'schen Conditorei die geringste Aufmerksamkeit zu schenken schienen; dennoch bemerkte Herr von Sarkow, der in der Thür stand, daß zuweilen ein flüchtiger Blick herüberstreifte, und ohne übertriebene Eitelkeit konnte es ihm nicht entgehen, daß er der Gegenstand neugieriger Beobachtung von Seiten der beiden hübschen Kinder war.

»Es ist unerhört,« rief Fritz von Helmholt, »wie dieser Walz uns ausplündert, ihr merkt das gar nicht, weil ihr niemals bezahlt, mein Bruder am wenigsten, der auf seinen Vormund rechnet, aber ich als ordentlicher Familienvater rechne nach, er verdient eigentlich, daß man gar nicht mehr herkommt.«

Herr Walz, ein kleiner Mann mit einem freundlich gutmüthigen Gesicht, der hinter dem Büffet stand, protestirte feierlich und versicherte, daß er bei seinem Geschäft kaum etwas verdiene.

»Ja, es ist wahr,« rief Herr von Lindenberg neckend, »wir werden ausgeplündert, ich werde einen Vorschlag machen:

wir erklären Walz den Krieg, seine Höhle soll von heute an vogelfrei sein, und wir nehmen seine Sachen mit List, er soll aufpassen, was er nicht bemerkt, wird ihm nicht bezahlt, dann wird sich die Sache ungefähr ausgleichen.«

Alle jubelten diesem Vorschlage Beifall zu, einige gingen hinter das Büffet, umarmten den sich heftig sträubenden und protestirenden Walz, drehten ihn laut lachend um sich selbst, und während er so von dem Büffet abgewendet wurde, bemächtigten sich die Uebrigen verschiedener kleiner Teller und Gläser, um sich mit ihrer Beute in das Hinterzimmer oder auf die Straße zurückzuziehen.

»Gut, meine Herren,« rief Walz, als er endlich losgelassen wurde, zwar ein wenig unwillig, aber doch mit heiterem Verständniß auf den Scherz eingehend, »thun Sie, was Sie wollen, das ist schlimmer als Faustrecht – gut, ich werde nun jedem von Ihnen, der die Lippen bewegt, dreißig Kreuzer anschreiben.«

In der That nahm er seine Notiztafel und machte, die jungen Leute scharf beobachtend, auf dieser seine Notizen, während jeder eifrig bemüht war, sich seinen Blicken zu entziehen, – eine Art der Kriegführung, die durch die verschiedenen, mit List erbeuteten Gläser ungemein zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit beitrug und auch Herrn Walz trotz der erzürnten Miene, die er anzunehmen sich bemühte, sehr zu amüsiren schien; sein Griffel war unausgesetzt in Bewegung, und die Totalsumme, die er nach seiner Schätzung notirte, blieb wohl kaum hinter der auf diese Weise vermehrten Consumption zurück.

»Wer fährt heute abend mit nach Mannheim?« fragte Franz von Helmholt, »es ist Ball beim Grafen Schwertheim, maskirter Ball,« fügte er hinzu, indem er listig lächelnd den

Finger an die Lippen legte, »Steinborn hat ganz besondere Intriguen vor, er hüllt sich in ein undurchdringliches Geheimniß und will sein Costüm nicht verrathen, damit er völlig unerkant bleibt.«

»O, ich bin gewiß,« sagte Graf Steinborn, indem er die Spitzen seines Schnurrbarts emporwirbelte, »ich bin ganz gewiß, daß Niemand mich erkennen wird; ich habe einigen Damen in Mannheim gesagt, daß ich als Türke kommen würde, andern als Spanier, aber Niemand kennt doch mein wahres Costüm, auch ihr nicht, und ihr sollt's auch nicht erfahren.«

»Es ist ein vortrefflicher Spaß,« flüsterte Franz Helmholt dem Grafen Kronau zu, »der Schwertheim giebt einen ganz einfachen Ball, und wir haben Steinborn eingeredet, es sei ein Maskenball, nun will er alle Welt intriguiren und wird ganz unkenntlich vermummt in die Gesellschaft treten.«

»Macht nur, daß er's nicht übel nimmt,« sagte Graf Kronau lächelnd.

»Er wird etwas schelten, aber er versteht Spaß,« sagte Franz Helmholt.

»Wie ist es mit dir, Sarkow,« fragte er dann, »gehst du mit?«

»Wie kann ich? Ich bin in der Gesellschaft ganz unbekant.«

»O, das thut Nichts,« rief Franz, »du fährst am Nachmittag mit uns hinüber, du gibst deine Karte ab, und ich bin gewiß, daß Graf Schwertheim dich sogleich einladen wird, denn sie freuen sich dort über jeden Zuwachs an jungen Herren, Luiz Antonio geht auch hin und mein Bruder, wir werden uns vortrefflich amüsiren – die Großherzogin Stephanie wird da sein, Graf Schwertheim ist ihr Hofcavalier, unverheirathet

und giebt vortreffliche Bälle, bei denen dann immer eine Dame aus der Gesellschaft die Honneurs macht – komm mit, ich übernehme deine Einführung.«

Herr von Sarkow stimmte ein wenig zögernd zu. Dann begab man sich auf den Fechtboden, wo alle sich mit Kopfmasken, ledernen Bruststücken und hohen Stulphandschuhen versahen, um sich mit stumpfen Korbrapieren in der Handhabung der commentmäßigen Corpswaffe zu üben und für die gleich nach der Eröffnung des Semesters beginnenden Paukereien vorzubereiten. Der neue Fuchs von Sarkow wurde einer scharfen Prüfung unterzogen, Graf Kronau und Lord Fitzgerald, die beiden besten Schläger des Corps, machten selbst jeder einen Gang mit ihm; der junge Mann aber hatte sich schon auf der Schule fleißig geübt, und seine Handhabung der Waffe fand die allgemeinste Anerkennung, so daß Lord Fitzgerald, der zweite Chargirte, welche Würde etwa dem Waffenwarth und Marschall der alten Orden entspricht, ihm freundlich zunickte und die Hoffnung aussprach, daß der Fuchs eine Zierde des Paukbuches, in das die Resultate aller Corpspaukereien eingetragen werden, bilden würde.

Nach dem Schluß des Fechtbodens trat Luiz Antonio de Souza, der sich meist still und schweigsam zurückhielt, zu Herrn von Sarkow heran und sagte, indem er ihn mit seinen dunkeln, schwermüthigen Augen ansah: »Du gefällst mir, Sarkow, du bist frei und offen und fröhlich, und ich bin oft traurig, das paßt zusammen und giebt einen guten Accord, ich glaube, wir werden gute Freunde werden; in meinem Hause ist eine Wohnung frei, komm mit mir, du kannst sie nehmen.«

Herr von Sarkow stimmte freudig zu und begab sich, von Luiz Antonio geführt, nach der Unterwasserstraße, wo dieser zwei Zimmer in dem Hause des jüdischen Tuch- und Kleiderhändlers Treuberg bewohnte. In diesem Hause war noch ein großer, eleganter Salon mit daranstoßendem Schlafzimmer zur Vermiethung an die Studenten frei; schnell wurde Herr von Sarkow mit dem alten Treuberg, einem einfachen, biederem Geschäftsmanne, einig: es wurde verabredet, daß am Nachmittage schon seine Koffer in seine neue Wohnung gebracht werden sollten. Als er mit seinem neuen Hausgenossen die Treppe herabstieg, trat ihnen aus dem im unteren Stockwerk gelegenen Ladenraum ein junges, mit geschmackvoller Einfachheit gekleidetes Mädchen entgegen, in dem Herr von Sarkow sogleich die Blondine erkannte, die er vorhin an dem Fenster gegenüber der Walz'schen Conditorei gesehen hatte. Hier in unmittelbarer Nähe frappirte ihn noch mehr die außerordentliche Schönheit des Mädchens, auf deren zartem Gesicht noch der liebliche Schmelz der Kindheit lag deren rehbraune Augen vertrauensvoll herzlich und zugleich übermüthig neckisch in die Welt hinausblickten, die in vollem Sonnenschein der jugendlichen Hoffnung vor ihr lag.

»Fräulein Dorchen Treuberg,« sagte Luiz Antonio, »meine kleine Hausphilisterin – hier ist Herr von Sarkow, unser neuer Fuchs, der eben die Wohnung neben der meinigen gemiethet hat.«

»O, das ist hübsch von Ihnen, Herr von Souza,« rief Dorchen, »daß Sie den Herrn hierher geführt haben; ich habe Sie schon gesehen, Herr von Sarkow,« fügte sie mit schalkhaftem Lächeln hinzu, »als Sie drüben bei Walz vor der Thür

standen. Sie werden zufrieden bei uns sein, Sie sehen so solid aus, da passen Sie zu dem Herrn von Souza, der immer still und ruhig nach Hause kommt.«

Sie reichte dem jungen Mann herzlich die Hand, und dieser blickte entzückt in das liebeliche Gesicht und die strahlenden Augen seiner neuen Hausgenossin. »Nun komm, wir müssen zu Tisch gehen,« sagte Luiz Antonio, »ihr werdet künftig noch Zeit genug haben, eure Bekanntschaft zu machen, und du wirst dich bald genug in Fräulein Dorchen verlieben.«

»Sie sind ein abscheulicher Mensch, Herr von Souza,« sagte Dorchen, indem sie sich schmollend abwendete, wobei sie aber dennoch Zeit fand, Herrn von Sarkow mit einem flüchtigen Blick zu streifen, dessen Ausdruck deutlich erkennen ließ, daß sie selbst die angedeutete Möglichkeit nicht für ausgeschlossen hielt.

Im Badischen Hof war die eine Ecke der im großen Speisesaal gedeckten Tafel für die Saxoborussen reservirt; der kleine Corpshund Moses, der Herrn von Sarkow nicht verlassen hatte, erhielt in einer Ecke des Saales auf kleinen Tellern sein *dîner à part*. Unter fröhlicher Unterhaltung verlief der Mittagstisch, manche Flasche wurde geleert, und beim Kaffee wurde der getrunkene Wein gegeneinander ausgewürfelt, bis die ganze Rechnung an einem der Herren hängen geblieben war, ein Schicksal, das heute wie häufig den in jedem Spiel unglücklichen Charles Clarke traf.

Nach Tisch packte Herr von Sarkow einen Gesellschaftsanzug in eine Reisetasche, gab Befehl, seinen Koffer nach seiner neuen Wohnung zu schaffen, und fuhr dann mit Luiz Antonio de Souza, Franz von Helmholt, dem Grafen Steinborn und Herrn von Lindenberg nach Mannheim, um in der

dortigen Gesellschaft, von deren reizendem, ungezwungenem Leben er ebenfalls durch seine älteren Freunde bereits viel gehört hatte, sein Debüt zu machen.

VIERTES CAPITEL.

Die glänzenden Gesellschaftsräume in dem Hause des Grafen von Schwertheim in Mannheim strahlten in schimmerndem Kerzenglanz, und eine zahlreiche Gesellschaft bewegte sich in den mit üppigen Blattpflanzen und duftigen Blüten decorirten Gemächern bei dem Klange der Ouverturen und Symphonien, die die Kapelle aus dem Tanzsaal bis zum Beginn des Balles ertönen ließ. Man sah einen reizenden Flor von jungen Damen in einfachen und doch mit der in Süddeutschland so besonders heimischen Eleganz arrangirten Toiletten von duftig zarter Frische; Herren in schwarzen Ballanzügen und den kleinen Interimsuniformen der Hofchargen, mehr oder minder bedeckt mit heimischen und ausländischen Ordensdecorationen, Officiere der in Mannheim und der Umgegend garnisonirenden Reiterregimenter; ältere Damen, strahlend im Glanz der Edelsteine, die sich in den alten Familien des süddeutschen Adels mehr noch wie anderswo als unantastbar vererbter Familienschmuck erhalten haben. Diese ganze Gesellschaft bewegte sich mit jener Leichtigkeit, die dem süddeutschen Leben überhaupt eigenthümlich ist und in ihrer Anmuth und Eleganz an die Gesellschaft des französischen *ancien régime* erinnert, während sie doch zugleich so viel rein deutsche Gemüthlichkeit und Harmlosigkeit in sich schließt, – ein norddeutsches Ohr würde mit Verwunderung in dieser so distinguirten und hochvornehmen Gesellschaft die etwas breiten Klänge des schwäbischen Dialects vernommen haben, in dem sich die

jüngere Welt mit jener zwanglosen Freiheit unterhielt, die sich in einem Kreise zu entwickeln pflegt, dessen Mitglieder vielfach untereinander verwandt sind und sich fast sämmtlich von Jugend auf kennen; die älteren Herren und Damen dagegen unterhielten sich fast ausschließlich in französischer Sprache, und auch die jüngeren Damen zogen die französische Conversation stets vor, wenn sie mit Fremden verkehrten, die nicht zu dem altgewohnten und eng in sich abgeschlossenen Cirkel gehörten.

Der Hausherr Graf Schwertheim war ein Mann von einigen vierzig Jahren. Er trug die kleine Uniform der Kammerherren, ein Ordensstern schimmerte auf seiner Brust. Sein etwas blasses, feingeschnittenes Gesicht mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart zeigte die kalte, fast strenge Ruhe eines am Hofe erzogenen und entwickelten Cavaliers, der gewohnt ist, unter gleichmäßigem Lächeln jede heftige und unruhige Regung zu verbergen; seine treuherzig und freundlich blickenden grauen Augen aber zeugten von Gutmüthigkeit und Herzengüte, das dichte, kurzgelockte und leicht ergrauende Haar erinnerte ein wenig an eine gepuderte Perücke und gab seiner ganzen Erscheinung noch mehr das Ansehen eines Hofmannes aus dem vergangenen Jahrhundert.

Die Baronin von Starckenburg, die Gemahlin eines der großen Majoratsherren der Gegend, eine große, stolze Frau von etwa fünfunddreißig Jahren, machte die Honneurs des unverheiratheten Festgebers, und beide hielten sich in dem großen, von der übrigen Gesellschaft nur hin und wieder noch betretenen Tanzsaal in der Nähe des nach der Flur hinführenden Eingangs, um die Eintretenden zu begrüßen. In den Seitengemächern hatten sich einzelne Gruppen und

Paare gebildet, die bald in buntem Wechsel sich schnell lösten und zusammenfanden oder auch zu längerem, vertraulichem Gespräche sich nach den von Blättern und Blüten überragten, lauschigen Eckplätzen zurückzogen; die jungen Herren suchten sich ihre Tänzerinnen für den Abend, und wer in die kleinen Geheimnisse dieser Gesellschaft eingeweiht war, der konnte aus den stolzen und fröhlichen oder niedergeschlagenen und enttäuschten Gesichtern der Einzelnen manche Schlüsse auf die mehr oder minder aussichtsvollen Gefühle machen, die die verschiedenen jungen Herzen bewegten. Neben den eben der Kindheit entwachsenen Mädchen, die sich mit hochwichtigen Mienen zu flüsternden Gesprächen zusammenfanden, waren es besonders zwei Damen, die stets zahlreiche Gruppen von Herren um sich versammelten und augenscheinlich als die Schönheitsköniginnen der Gesellschaft anerkannt wurden.

Auf einer Causeuse inmitten eines Bosquets von blühenden Kamelienbäumen saß eine junge Frau von etwa fünf- undzwanzig Jahren, fast mondscheinartig beleuchtet von dem gedämpften Licht der Lampenkuppeln aus weißem Milchglas, die zwischen den grünen Blättern hervorragten. Ihre zierliche, fast zu schlanke Gestalt war eingehüllt in eine Robe von leichter silbergrauer Seide mit einer Garnitur von künstlichen Vergißmeinnichtblüthen, auf denen ganz kleine Diamanten wie Thautropfen glänzten; um ihren schlanken Hals und ihre elfenbeinweißen Arme schmiegt sich mehrfache Perlenschnüre von außerordentlicher Schönheit. Ihr zartes Gesicht, von jenem leichten Roth überhaucht, wie es der Schimmer der Morgensonne zuweilen über die Blätter der weißen Rose ausgießt, hatte noch den vollen frischen Reiz der Jugend, und dennoch lag in ihren Zügen und in

dem Lächeln ihres Mundes ein leichter Hauch von Melancholie, der im Verein mit dem bald schwermüthig sinnenden, bald sehnsüchtig fragenden Blick ihrer dunkelblauen Augen ihrer ganzen Erscheinung den eigenthümlichen Reiz eines ungelösten Räthsels gab. Ihr schönes dunkelblondes Haar umgab in einfachen Flechten ihre Stirn und war nur mit einem Kranz von Vergißmeinnicht geschmückt. Sie lehnte wie ermüdet in den Polstern, ihre ganze Erscheinung entsprach dem gedämpften Lampenlicht, dem Schimmer der Perlen und den zarten Blumen, die sie schmückten; sie erschien wie ein duftiges Märchenbild, das einem Elfenreigen in sommerlicher Mondnacht entschlüpft war, und hörte kaum auf die Worte, die die zahlreich sie umringenden Herren an sie richteten, hin und wieder nur durch ein flüchtiges Lächeln oder ein hingeworfenes Wort auf die eine oder die andre Bemerkung antwortend.

Frau von Wartenstein war sehr jung an ihren um mehr als zwanzig Jahre älteren Gemahl verheirathet, der eine Reihe von Jahren auswärtige Gesandtschaftsposten bekleidet hatte und nun auf seinem großen Majoratsbesitz lebte, während des Winters bald in Mannheim, bald in Karlsruhe der Gesellschaft sich anschließend, in der er durch seinen Namen und seinen Reichthum eine hervorragende Stellung einnahm. Die junge und schöne Frau war überall von den eifrigsten Huldigungen umringt, ihr Haus selbst war sowohl auf ihrem in einiger Entfernung von Heidelberg gelegenen Schlosse Trottlingen, als in der Stadt der Sammelplatz der eleganten Welt. Sie bewegte sich leicht und frei, aber weder

die neidische Beobachtung der Damenwelt noch die auffallende und allgemein bekannte, wenn auch in die vornehmsten Formen beschränkte Eifersucht des Herrn von Wartenstein hatten auch nur den leisesten Anlaß zu einem Verdachte finden können, als ob das Herz der schönen jungen Frau jemals einen Ersatz für die strenge, wenn auch stets höflich aufmerksame Kälte zu suchen geneigt sei, mit der ihr so viel älterer Gemahl sie behandelte. Wohl hatte man sich mehrfach von unglücklichen Leidenschaften des einen oder des andern jungen Herrn der Gesellschaft für die reizende Frau von Wartenstein erzählt, aber sie selbst war stets jeder Nachrede unnahbar geblieben und hielt mit feinem Takt und sicherer Gewandtheit jede Annäherung der jungen Herrenwelt an der Grenze der einfachen, gesellschaftlich galanten Höflichkeit zurück.

Auch heute stand Herr von Wartenstein, ein großer, kräftig gebauter Mann mit einem strengen, kalten, aber edel geschnittenen Gesicht und glänzend schwarzem, sorgfältig frisirtem Haar auf der Schwelle des gleichen Zimmers, in dem seine Frau ihren Platz gewählt hatte; er unterhielt sich ruhig mit einigen Herren, aber dennoch blickten seine scharfen, dunkeln Augen zuweilen schnell aufblitzend zu seiner Gemahlin hinüber, und so wenig die schöne Frau auf das, was rings um sie her in der Gesellschaft vorging, zu achten schienen, so zuckte sie doch jedesmal leicht zusammen, so oft ein schneller, forschender Blick ihres Gemahls wie ein aufsprühender Blitz zu ihr hinüberschoß. Obwohl sie ihr Auge niemals nach der Stelle hinwendete, wo ihr Gemahl stand, so schien sie dennoch jeden seiner Blicke wie durch einen magnetischen Einfluß peinlich zu empfinden, wenn auch wohl

Niemand in der sie umgebenden Gruppe die Wirkung dieses Einflusses bemerken mochte.

In einem Nebengemach stand, übergossen von dem strahlenden Licht eines prächtigen Lüster von Bergcrystall, eine hochgewachsene Dame; in ihrer ganzen Erscheinung war sie von der Frau von Wartenstein so vollständig verschieden wie der helleuchtende Tag von der duftig verschleierte Dämmerung. Fräulein Antonie von Herbingen, ebenso wie Frau von Wartenstein von einer dichten Gruppe von Herren umringt, die ihr ihre galanten Huldigungen darbrachten, war die Schwester der Frau von Starckenburg, die heute in dem Hause des Grafen Schwertheim die Honneurs machte; sie hatte mehrere Jahre an einem kleineren Hof Süddeutschlands gelebt, dessen regierende Fürstin ihre Jugendfreundin war und sie bei ihrer Vermählung gebeten hatte, unter dem Titel einer Ehrendame, in der That aber mehr als ihre Freundin und Vertraute, bei ihr zu bleiben. Vor kurzem nun war Fräulein von Herbingen zur großen Verwunderung der Gesellschaft, die sich allerlei flüsternde Vermuthungen mittheilte, von jenem Hof zurückgekehrt, hatte ihre Wohnung bei ihrer Schwester genommen und richtete sich zu dauern dem Aufenthalt bei ihr ein, ohne daß jemals ein Wort über ihre Lippen kam, warum sie ihre bisherige so angenehme und ehrenvolle Stellung aufgegeben habe.

Sie war von außergewöhnlicher, blendender Schönheit, ihre hohe Gestalt überschritt trotz ihrer üppigen Fülle nicht die Grenzen anmuthiger Eleganz; in ihrem Gesicht lag etwas von der stolzen Kühnheit des Adlers, und ihre dunkelbraunen Augen, aus denen leuchtende Flammen hervorsprühen schienen, blickten so siegesgewiß, so frei und gebietend, als ob sie sicher sei, daß Alles, was ihr nahte, ihrer

Herrschaft sich unterwerfen müsse. Trotz dieser fast herausfordernden Sicherheit, die in ihrer Miene und Haltung lag, hatte ihre Erscheinung aber dennoch nichts unweiblich Abstoßendes; sie war in jeder Bewegung immer die vornehme Dame, die die Huldigung der Herrenwelt als einen schuldigen Tribut entgegennimmt, ohne daß sie jemals sich die Mühe giebt, diese Huldigung durch kleinliche Coquetterie eringen zu wollen. Sie trug eine Robe von kirschrother Seide, die die prächtig reinen Farben ihres Teints noch glänzender hervortreten ließ; ein Collier von außergewöhnlich schönen und großen Rubinen, dessen einzelne Glieder je durch einen tadellosen Solitair zusammengehalten waren, umschloß ihren Hals; dunkelrote Rosen schmückten ihr schönes Haar, das in kurzen Locken über die reine Stirn herabhing; – so, wie sie dastand, mußte die farrenäugige Juno nach Homers Beschreibung auf den Höhen des Olympos erschienen sein, stolz herabblickend auf die Götter und Menschen zu ihren Füßen. Während Frau von Wartenstein halb zu träumen und oft kaum zu hören schien, was um sie her und zu ihr gesprochen wurde, ließ Fräulein von Herbingen die hellen Blicke ihrer glänzenden Augen rings umher schweifen; auf jede Bemerkung gab sie stets schlagfertig eine scharfe und sicher treffende Antwort, und jede Schmeichelei, jeder Ausdruck galanter Bewunderung aus dem Munde ihrer zahlreichen Verehrer fand stets eine hochmüthig höhnische oder boshaft spöttische Erwiderung.

Ganz besonders traf dies letztere Schicksal die Huldigungen des Kammerherrn Baron Felseneck, der nicht müde wurde, ihr seine Bewunderung und Verehrung in schwärmerischer Weise auszudrücken und das Amt eines *Cavaliere servente* an ihrer Seite in Anspruch zu nehmen schien. Herr

von Felseneck mochte fast fünfzig Jahre alt sein, aber seine außerordentlich elegante Toilette, sein volles, wohlgepflegtes Haar von hellblonder Farbe, in dem man die einzelnen etwa auftauchenden Silberfäden nicht zu unterscheiden vermochte, sein zierlich gelockter Backenbart, seine geschmeidige Gestalt und sein rosig blühender Teint unterstützten ihn vortrefflich in dem Bestreben, sein Alter etwas zurückzudatiren – er war Alles in allem ein vollendeter Cavalier von ausgezeichneten Manieren, wenn auch seine großen, etwas vorstehenden wasserblauen Augen und das auf seinen Lippen festgebannte stereotype Lächeln nicht eben auf ein besonders reges geistiges Leben und auf die Neigung zur Anstrengung im Denken schließen ließen.

Während die Gesellschaft in den Salons sich bewegte, erschienen die beiden Brüder Fritz und Franz von Helmholt, Luiz Antonio de Souza, Herr von Lindenberg und Herr von Sarkow. Der letztere hatte mit dem in der Gesellschaft aufgewachsenen und mit einem großen Theil derselben verwandten Franz von Helmholt bei dem Grafen Schwertheim und in einigen andern der bedeutendsten Häuser seine Karte abgegeben und eine halbe Stunde später im Hôtel die Karte des Grafen Schwertheim mit einer Einladung zum Ball erhalten. Graf Steinborn hatte die andern vorausgehen lassen und sich in sein Zimmer eingeschlossen, denn auch seine Freunde sollten Niemand das Geheimniß seines Costüms, in dem er die ganze Gesellschaft intriguiren wollte, verrathen.

Graf Schwertheim begrüßte die jungen Leute herzlich, Herr von Sarkow wurde ihm und der Baronin von Starkenburg vorgestellt und mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit aufgenommen. Die Saxoborussen trugen zu dem Ballcostüm das Corpsband, mit dem Herr von Sarkow zu seinem

großen Schmerz seine Brust noch nicht schmücken konnte. Als die jungen Leute in das Zimmer traten, in dem Frau von Wartenstein ihren Hof hielt, flammte eine flüchtige Röthe auf den Wangen der schönen Frau auf; sie bedeckte, sich Kühlung zuwehend, ihr Gesicht mit dem Fächer von weißen Straußfedern, den sie spielend in der Hand hielt; Luiz Antonio's dunkle Augen ruhten einen Augenblick glühend auf ihrer schönen Gestalt, aber sie schien die Eintretenden nicht zu beachten, die auf der Schwelle bei Herrn von Wartenstein stehen blieben, der sie freundlich, mit der wohlwollenden Herablassung eines älteren, hochstehenden Mannes begrüßte. Herr von Sarkow wurde ihm vorgestellt; er sprach einige Worte über seine Heimath und seine Familie mit ihm und führte ihn dann zu seiner Frau, um ihn ihr zu präsentiren. Nach einem kurzen, gleichgültigen Gespräch führte Franz Helmholt seinen jungen Freund in das nächste Zimmer, um ihn auch dem Fräulein von Herbingen zu präsentiren. Die Dame empfing die Vorstellung in der Haltung einer Königin, die prüfend eine in den Kreis ihrer Diener neu eintretende Erscheinung mustert. Herr von Sarkow, der ein wenig befangen, aber doch in der sicheren Haltung vor ihr stand, die die Gewohnheit der guten Gesellschaft verleiht, schien vor ihren Augen Gnade zu finden; sie unterhielt sich lange mit ihm, ohne daß irgend eine spöttische oder boshafte Bemerkung den Weg über ihre Lippen fand, und der Baron von Felseneck schüttelte dem jungen Manne, der von der gebietenden Dame seines Herzens so ausgezeichnet wurde, wiederholt herzlich die Hand. Er schien diese Auszeichnung für völlig ungefährlich zu halten und nicht daran zu denken, daß dieser junge Student, der in seinen Augen noch ein Kind war, mit ihm in die Schranken treten könne.

Luiz Antonio war ebenfalls in das Nebenzimmer getreten, er hatte mit Fräulein von Herbingen einige höfliche Begrüßungsworte gewechselt und wählte dann seinen Platz so, daß er durch die Portière hindurch Frau von Wartenstein im Auge behalten konnte; auch die Blicke der schönen jungen Frau streiften häufig über die Federn ihres Fächers hin zu dem Brasilianer herüber, und sie schien noch gleichgültiger gegen die um sie her geführte Conversation zu werden.

Plötzlich machte sich eine lebhafte Bewegung in der ganzen Gesellschaft bemerkbar; Alles drängte sich nach dem großen Tanzsaal hin, die Lakaien öffneten weit die Thürflügel, Graf Schwertheim eilte die Treppe hinab, während Frau von Starckenburg langsam die ersten Stufen herabstieg. Bald darauf kehrte der Graf zurück; an seiner Seite, sich leicht auf seine Hand stützend und von Frau von Starckenburg mit tiefer Verbeugung begrüßt, erschien Ihre Königliche Hoheit die verwittwete Frau Großherzogin Stephanie, die geborene Gräfin Beauharnais, die Napoleon I. adoptirt und zur französischen Prinzessin erhoben hatte, um sie mit dem damaligen Erzgroßherzog von Baden zu vermählen. Nachdem sie an der Seite ihres Gemahls den badischen Thron bestiegen hatte und im Jahre 1818 Wittwe geworden war, residirte sie in Mannheim und bildete dort den anziehenden und geistvollen Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie war damals sechszig Jahre alt, aber noch von zierlich eleganter Gestalt und ebenso anmuthiger als fürstlich würdevoller Haltung. Ihr blasses, feingeschnittenes Gesicht mit den lebhaften dunkeln Augen war ein Bild jener altfranzösischen Aristocratie, die unter den Stürmen der Revolutionen fast ganz verschwunden zu sein scheint und von der man in Frankreich selbst nur noch

einzelne Ueberbleibsel in den Salons des Faubourg Saint-Germain findet. Auf den Lippen ihres feinen Mundes lag der Ausdruck verbindlichen Wohlwollens, vermischt mit einer gewissen wehmüthigen Resignation, die die schmerzlichen Erschütterungen ihres wechselvollen Lebens, der Verlust ihrer beiden Söhne, die bald nach der Geburt gestorben waren, in ihr zurückgelassen hatten. Sie trug eine dunkelblaue Robe, ihr kaum noch ergrautes Haar war mit einem prachtvollen Diadem von Diamanten geschmückt, gleich schöne Steine funkelten in ihrem Collier und ihren Armspangen. Sie trat, die ehrerbietigen Grüße der Gesellschaft mit freundlichem Kopfnicken erwidern, in den Saal und wendete sich bald zu einzelnen ihr näher bekannten Damen, um, von einer Gruppe zur andern fortschreitend, einen kleinen Cercle vor dem Beginn des Balles zu halten.

Graf Schwertheim führte Herrn von Sarkow heran, um ihn Ihrer Königlichen Hoheit vorzustellen. Die Großherzogin betrachtete mit freundlichem Wohlwollen den jungen Mann, der erröthend und ein wenig verlegen vor ihr stand, da er zum ersten Male einer fürstlichen Dame von so hohem Range gegenübertrat.

»*Il me fera plaisir de vous voir chez moi, Monsieur de Sarkow,*« sagte sie mit der lebenswürdigsten Artigkeit, – »*vous etes membre de la Saxoborussia?*« fügte sie hinzu.

Herr von Sarkow bejahte, ganz erstaunt, daß die hohe Dame gerade diese Frage an ihn richtete. »*Vous ne portez pas le ruban,*« sagte die Großherzogin, »*ah – je comprends,*« fuhr sie lächelnd fort, »*vous n'etes pas encore ce qu'on dit Corpsbursch.*«

Sie sprach die deutschen Worte etwas langsam, mit eigenthümlicher Betonung aus, während Herr von Sarkow in

immer höhere Verwunderung über diese Kenntniß der studentischen Verhältnisse gerieth und in seiner Verwirrung nur durch eine Verbeugung zu antworten vermochte.

»*Eh bien,*« sagte die Großherzogin freundlich, »*je vous souhaite bonheur pour votre première Paukerei et je serais heureuse de pouvoir vous féliciter d'un bon succès.*«

Sie wendete sich huldvoll grüßend ab und trat zu Fräulein von Herbingen, an deren Seite lächelnd und dienstbereit der Baron von Felseneck stand. Ihr Blick ruhte auf der schönen Gestalt mit traurig ernstem Ausdruck, als ob eine schmerzlich mitleidige Empfindung sie bewege, die die so schöne, so glänzende und so bewunderte Dame durchaus nicht zu rechtfertigen schien. Sie fragte mit leicht scherzendem Ton, ob der Baron Felseneck für seine treuen Ritterdienste noch immer keine Erhöhung hoffen dürfe. Fräulein von Herbingen verneinte lachend mit großer Entschiedenheit, aber doch mit einem Blick auf ihren Verehrer, der dafür Sorge trug, daß der stets in seiner Brust glimmende Hoffnungsfunke wieder ein wenig lebhafter aufflammte. Die Großherzogin ging weiter. Trotz des heiteren Tons, in dem das flüchtige Gespräch geführt war, hätte doch ein aufmerksamer Beobachter bemerken können, daß über die lächelnden Gesichter der Großherzogin und des Fräulein von Herbingen ein schnell vorüberfliegender dunkler Schatten dahinzog, als ob beide mit peinlicher Empfindung die Grenzen eines düsteren Geheimnisses streiften, – nur der Baron Felseneck schien ganz glücklich, und als die Großherzogin vorübergegangen war, drückte er einen Kuß auf den duftigen Handschuh des Fräulein von Herbingen, wofür ihn diese mit einem leichten Fächerschlag bestrafte.

Die Großherzogin hatte ihren Cercle beendet. Die Musik ließ die vollen Töne einer Polonaise erklingen und der Graf Schwertheim näherte sich Ihrer Königlichen Hoheit mit der Bitte, ihm die Hand zur Eröffnung des Balles reichen zu wollen. Die Paare hatten sich geordnet, der Umgang begann. Als der Zug an der nach dem Eintritt der Herzogin verschlossenen Eingangsthür des Saales vorüberging, öffnete sich diese plötzlich leise und vorsichtig, und herein trat halbgebückt und scheu eine schwarze Gestalt ganz eingehüllt in das Costüm, das man mit dem Namen *Chauve souris* zu bezeichnen pflegt, einen Domino, dessen Kapuze den ganzen Kopf verumummt, und der nur die Fußspitzen frei läßt. Unter der Kapuze sah man eine schwarze Seidenmaske, aus deren Oeffnungen die Augen unheimlich hervorblitzten.

Die plötzliche Erscheinung dieser Gestalt, die, wie von dem strahlenden Lichte der zahlreichen Kerzen geblendet, langsam gegen die paarweis geordnete Gesellschaft heranschlich, war so außergewöhnlich und überraschend, daß die Großherzogin betroffen stehen blieb und das geheimnißvolle Wesen, das sich ihr fast unmittelbar gegenüber befand, voll Verwunderung betrachtete, während Graf Schwertheim mit Mühe eine ernste Miene behauptete, und in dem Zuge, der Ihrer Königlichen Hoheit folgte, die eigenthümlichen Laute einer gewaltsam unterdrückten Heiterkeit sich vernehmen ließen.

»Was bedeutet das, Graf Schwertheim?« fragte die Großherzogin in französischer Sprache, indem sie, irgend eine scherzhafte Ueberraschung vermuthend, lächelnd den Kopf schüttelte – »lebten wir in einem vergangenen Jahrhundert und wäre ich die Herrscherin eines großen Reiches, so könnte ich fast an eine blutige Verschwörung glauben und einen

unter dieser schwarzen Hülle gezückten Dolch fürchten – oder haben Sie eine der Hexen von Endor hierhergerufen, um uns die Zukunft zu künden?»

»Herrlich – köstlich – ein unbezahlbarer Scherz,« hörte man ringsumher die leise kichernden Damen flüstern.

Fräulein von Herbingen, die nahe hinter der Großherzogin an der Seite des Herrn von Felseneck einherschritt, trat vor und sagte, die Hand ausstreckend:

»Wohlan, ich wage es, und bitte den großen Unbekannten, mir die Zukunft zu künden, wenn ihr dunkles Reich vor ihm seine Geheimnisse öffnet.«

Die schwarze Gestalt stand wie in die Erde gewurzelt, ihre Augen blickten aus der schwarzen Maske heraus entsetzt auf alle diese von unendlicher Heiterkeit strahlenden Gesichter.

»Graf Steinborn,« hörte man endlich eine von unterdrücktem Lachen fast erstickte Stimme rufen, und plötzlich brach die mühsam zurückgehaltene Heiterkeit in lautem Jubel aus, die Paare lösten sich. Alle drängten sich heran, und in großem Kreise den Vermummten umgebend, riefen die Damen lachend und in die Hände klatschend:

»Graf Steinborn – Graf Steinborn – guten Abend, Graf Steinborn!«

In einem Augenblick hatte der Vermummte den Domino abgerissen und von sich geschleudert; Graf Steinborn stand nun im Ballanzuge vor der in immer lautere Fröhlichkeit ausbrechenden Gesellschaft; seinen kleinen Schnurrbart aufwirbelnd, blickte er zornig umher, dann sagte er, sich tief vor der Großherzogin verneigend:

»Ich bitte Eure Königliche Hoheit unterthänigst um Entschuldigung, es ist nicht meine Schuld, man hat mir gesagt, daß heute hier ein Maskenball stattfände –«

»Und,« fiel Fräulein von Herbingen lachend ein, »Graf Steinborn wollte im tiefsten Incognito uns alle intriguire; wir aber wollten ihm beweisen, daß unsre Augen scharf genug sind, um jede Maske zu durchdringen – oder sagen wir lieber, daß der Glanz seiner ausgezeichneten Person auch durch die dunkelste Hülle unverkennbar hervorstrahlt.«

»Eure Königliche Hoheit wollen mir also verzeihen,« sagte Graf Steinborn, dessen Gesicht sich bei der allgemeinen Heiterkeit immer mehr verfinsterte, »daß ich auf diese Weise hier eingetreten bin, es ist nicht meine Schuld – es war ein Scherz, den man sich mit mir erlaubt hat, und die einzige Bemerkung, die ich in diesem Augenblick noch hinzufügen darf, ist die, daß dieser Scherz in der That nicht zu den besten gehört.«

Er blickte bei den letzten Worten drohend umher und trat, zornig die Lippen zusammenpressend, mit einer tiefen Verbeugung zurück.

Eine tiefe, peinliche Stille folgte auf die frühere Heiterkeit; man begriff, daß der in harmlosem Uebermuth begonnene Scherz ernste Folgen nach sich ziehen könne.

Die Großherzogin, die mit ihrem feinen Scharfblick die gespannte Situation erfaßte, trat einen Schritt vor und sagte mit lauter Stimme: »Nein, Graf Steinborn, ich kann Ihnen nicht Recht geben, der Scherz war dennoch gut, denn er hat die ganze Gesellschaft erheitert und unserm Abend die fröhliche Laune gebracht, die wir festzuhalten uns bemühen wollen. Sie aber, mein lieber Graf, hat der kecke Scherz zum Löwen des Abends gemacht; – Sie wissen, daß der Löwe stolz die Pfeile abschüttelt und zertritt, die man gegen ihn abschießt, und die ihn kaum zu ritzen vermögen; hören Sie

also, meine Herren und Damen,« fuhr sie mit unnachahmlicher Hoheit umherblickend fort, »ich erkläre den Grafen Steinborn für den Löwen unsers Festes, und da er das ist, so bitte ich ihn, mir die Hand zu reichen, um den Ball zu eröffnen. Treten Sie voran, Graf Schwertheim, und führen Sie unsern Zug.«

Die Musik, die bei der eigenthümlichen Unterbrechung des Tanzes geschwiegen hatte, setzte wieder ein, Graf Steinborn ergriff die Hand der Großherzogin, stolze Freude strahlte von seinem Gesicht, aus dem aller Unmuth verschwunden war. Graf Schwertheim trat halb rückwärts gewendet dem Zuge voran, die ganze Gesellschaft athmete erleichtert auf bei der glücklichen Wendung, die die Großherzogin mit so leichter, anmuthiger Sicherheit der peinlich gespannten Situation gegeben hatte, und unter fröhlicher Unterhaltung wurde die Polonaise zu Ende gethanzt, während der die Großherzogin durch ihre liebenswürdige Herablassung den Grafen Steinborn so entzückte und bezauberte, daß er allen Groll vergaß und nach Beendigung des Tanzes selbst von der Vortrefflichkeit des Scherzes, den man sich mit ihm erlaubt hatte, überzeugt zu sein schien; er eilte von einer Gruppe zur andern, lachte selbst am lautesten und herzlichsten über den Streich, den man ihm gespielt, und erreichte es dadurch in der That, daß er der Held des Abends wurde, und daß die sämtlichen Damen ihm durch das liebenswürdigste Entgegenkommen Ersatz für die peinliche Verlegenheit zu bieten suchten, die ihnen auf seine Kosten so viel Heiterkeit bereitet hatte.

»Bist du noch böse?« fragte Fritz Helmholt den Grafen Steinborn, als dieser einen Augenblick allein in dem Saal stand.

»Ich sollte es eigentlich sein,« erwiderte dieser, indem er mit gutmüthigem Lachen drohend die Hand erhob, »aber ich darf es ja nicht mehr. Wir müßten eigentlich die Großherzogin zu unserm Ehrenmitglied ernennen, denn sie hat sich ein unsterbliches Verdienst um die Eintracht im Corps erworben.«

»Nun, es war wohl ein wenig stark,« erwiderte Fritz Helmholt, »aber wir wußten ja, daß du einen guten Scherz verstehst, und du weißt ja auch, daß wir es nicht böse gemeint haben, daß wir einer für alle und alle für einen stehen.«

Beide drückten sich herzlich die Hand; die Musik intonirte den ersten Walzer, die Großherzogin nahm auf einer für sie errichteten, mit Purpursammet überzogenen Estrade Platz, und die Paare ordneten sich im Umkreise des Saales.

FÜNFTES CAPITEL.

Herr von Sarkow hatte sich inzwischen den sämmtlichen jüngeren Damen vorstellen lassen, aber alle waren bereits für die ersten Tänze versagt, und mit Mühe erhielt er noch einige Zusagen für den späteren Theil der Tanzordnung. Herr von Wartenstein hatte sich, als das Signal zum Tanz ertönte, seiner Frau genähert und sah mit zornigen Blicken und finster gefalteter Stirn auf einen jungen Dragonerofficier, der herantrat, die schöne Frau um den ersten Tanz zu bitten; diese erhob sich von ihrer Causeuse und sagte:

»Ich bedaure sehr, ich bin bereits versagt – ich erinnere mich, daß ich diesen Tanz dem Herrn von Souza versprochen habe,« fuhr sie, die Stimme erhebend, fort, indem sie die Augen zu dem jungen Brasilianer aufschlug, der einige Schritte hinter ihrem Gemahl stand.

Der Dragonerofficier wendete sich mit einer kurzen Verbeugung, seinen großen blonden Schnurrbart streichend, ab; ein zufriedenes Lächeln glitt über das strenge Gesicht des Herrn von Wartenstein; er nickte Luiz Antonio freundlich zu, der eifrig herantrat, um die schöne Frau in den Tanzsaal zu führen. Dies Arrangement schien sich der völligen Zustimmung des Herrn von Wartenstein zu erfreuen, denn er folgte seiner Frau nicht in den Saal, sondern blieb in der Unterhaltung mit einigen älteren Herren in dem Nebenzimmer zurück.

Herr von Sarkow hatte sich neben eine Gruppe von blühenden Myrthenbäumen gestellt, um von einer Ecke des Saales aus dem Tanze zuzusehen. Fräulein von Herbingen streifte ihn mit einem flüchtigen Blick ihrer großen, glänzenden Augen und sagte zu dem Baron von Felseneck, der um die Erlaubniß bat, sie in die eintretenden Reihen zu führen:

»Ich tanze nicht, lieber Baron, das wollen wir der Jugend überlassen – übrigens müssen wir hier in der Nähe Ihrer Königlichen Hoheit bleiben, Sie wissen, wie gern die Großherzogin sich mit Ihnen unterhält.«

Sie trat in die Nähe der Estrade, auf der die Großherzogin Platz genommen hatte – Baron Felseneck folgte ihr; er schien entschlossen, um keinen Preis den Platz an der Seite der Dame seines Herzens aufzugeben. Während der Tanz seinen Fortgang nahm und Herr von Sarkow, halb in dem grünen Schatten der Myrthenbäume verborgen, mit seinen Blicken den anmuthigen Mädchengestalten folgte, die im Walzertact an ihm vorüberschwebten, hörte er plötzlich, fast unmittelbar an seinem Ohr, dicht hinter der Blätterwand, neben der

er stand, Luiz Antonio's Stimme, die dieser wegen der rauschend durch den Saal klingenden Musik nicht zu dämpfen für nöthig hielt, obgleich der Inhalt seiner Worte, bei dem Herr von Sarkow erschrocken zusammenzuckte, gewiß für kein fremdes Ohr bestimmt war.

»Ich ertrage es nicht länger,« hörte er seinen Freund voll feuriger Leidenschaft sagen, »ich ertrage es nicht länger, Sie zu sehen, immer wieder zu sehen, und so fremd und kalt Ihnen gegenüberstehen zu müssen, da Ihnen doch meine ganze Seele auf Flammenschwingen entgegenfliegt. Ich beschwöre Sie, Elise, haben Sie Mitleid mit mir – Sie müssen Mitleid haben, Sie müssen es möglich machen, daß wir uns, wenn auch eine Stunde nur und unbeobachtet, begegnen, damit ich all' die Gluth zu Ihren Füßen ausströmen kann, die mich verzehrt, die meine Brust sprengt und die in wahn-sinnigem Ausbruch hervorflammen wird, wenn ich sie noch länger in meine Brust zurückdrängen muß.«

»Es ist unmöglich, mein armer Freund – unmöglich,« antwortete eine zitternde Frauenstimme, »Sie sehen, wie ich beobachtet werde, wie der eifersüchtige Blick des Mannes, der das Recht hat, sich als meinen Herrn zu betrachten, mich überall verfolgt – es ist unmöglich.«

Herr von Sarkow bebte erschrocken zurück vor der unwillkürlichen Indiscretion, die er absichtslos beging; seine erste Bewegung war, seinen Platz zu verlassen, um nicht noch mehr von dem verhängnißvollen Geheimniß zu vernennen, dessen Mitwisser er wider seinen Willen geworden: aber er dachte daran, daß dann ein Anderer, ein Fremder diesen Platz einnehmen könnte; er zitterte vor dieser Möglichkeit, er mußte stehen bleiben, um das Geheimniß des Freundes zu decken, und bog sich so weit als möglich

von den grünen Myrthenkronen zurück, um Nichts mehr zu vernehmen; aber dennoch hörte er, wie Luiz Antonio mit noch leidenschaftlicherer Gluth fortfuhr:

»Immer näher kommt die Stunde, Elise, der ich mit kaltem Schauer wie dem Tode entgesehe, die Stunde, in der ich zurückkehren muß über das Meer in meine Heimath, die mir zur Fremde geworden ist, seit ich hier mit allen Fasern meines Wesens Wurzeln geschlagen habe; bald werde ich für Sie Nichts mehr sein als ein verflogener Traum – Elise, wollen Sie es mir versagen, eine Erinnerung mitzunehmen über das Meer hin, die meinem künftigen einsamen Leben allein Licht und Wärme zu geben vermag?«

Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer war die einzige Antwort, die Herr von Sarkow vernahm.

»Es ist unmöglich,« fuhr Luiz Antonio fort, »Sie können nicht so grausam sein, mich ohne den Trost einer glückseligen Erinnerung der tödtlichen Abschiedsstunde entgegengehen zu lassen – oder habe ich in vermessener Selbsttäuschung die Grüße Ihres Blickes, den Druck Ihrer Hand, Ihre holden Worte falsch gedeutet, empfinden Sie wirklich Nichts für mich, Elise, Nichts als kaltes Mitleid für all' meine Liebe?«

Herr von Sarkow hörte nur halberstickte, flüsternde Worte, aber diese Worte mußten wohl einen beglückenden, verheißungsvollen Sinn haben; denn noch feuriger, wie in jubelnder Freude aufjauchzend, rief Luiz Antonio:

»Dank, Elise, – Dank für dieses berauschte Wort, das bis zu meinem letzten Athemzug in meiner Seele wiederklingen wird – o, nun muß es möglich sein, einen Augenblick zu finden, in dem die Flammen meines Herzens frei vor Ihnen auflodern und Sie umhüllen dürfen mit all' der

Gluth, die ich in meiner Brust verschlossen habe – es muß möglich sein, einen solchen Augenblick zu finden, dessen Erinnerung genügt, um mein ganzes künftiges Leben auszufüllen.«

»Und dennoch ist es unmöglich,« antwortete die weiche Frauenstimme – »äußerlich unmöglich, weil ich immer und überall von spähenden Blicken umgeben bin – und auch innerlich unmöglich, weil ich meiner Pflicht treu bleiben will, die mir allein den Stolz und den Muth giebt, das Leben zu ertragen.«

»Eine Pflicht?« rief Luiz Antonio – »giebt es eine Pflicht, die höher ist als die Pflicht gegen das eigne Herz, gegen die Liebe, die den Himmel und die Erde erfüllt, und die ein Recht ist, das Gott den geschaffenen Menschen gab, um vom Staub der Erde sich zum himmlischen Licht zu erheben –«

Herr von Sarkow zuckte erschrocken zusammen, er fühlte einen leichten Schlag auf seiner Schulter, und schnell sich umwendend, sah er Fräulein von Herbingen neben sich stehen, die ihn mit der Spitze ihres Fächers berührte.

Sie hatte, neben der Estrade der Großherzogin stehend, es geschickt verstanden, Ihre Königliche Hoheit in ein Gespräch mit dem Baron Felseneck zu verwickeln; als dieser so an den Stuhl der Fürstin gefesselt war, hatte sie sich unbemerkt zurückgezogen, um, neben den tanzenden Paaren vorbeigleitend, zu Herrn von Sarkow herüberzugehen.

Der junge Mann sah sie mit dem Ausdruck tiefen Entsetzens an; er dachte an das Geheimniß seines Freundes, das auf diesem Platze so dringend gefährdet war, und zog sich in einer hastigen, erschrockenen Bewegung so weit als möglich von der grünen Blätterwand zurück.

»Nun, Herr von Sarkow,« sagte Fräulein Antonie, ebenso verwundert als belustigt durch den Ausdruck jähren Schreckens, den sein Gesicht zeigte und den sie seiner Verlegenheit zuschreiben mochte, »Sie sind so erschreckt beim Anblick einer Dame, die einen Augenblick mit Ihnen plaudern will, da sie nicht mehr das Glück hat, einen Tänzer zu finden – Sie machen Miene, mir zu entfliehen, ist das galant? Doch es soll Ihnen nicht gelingen, Sie sollen mir Stand halten, – ich interessiere mich für die Jugenderziehung und traue mir einiges pädagogische Talent zu; also vertrauen Sie sich immer meinen Händen an, wenn Sie gelehrig und gehorsam sind, so hoffe ich, Ehre mit Ihnen einzulegen.«

Er fühlte sich wie eingehüllt in den Feuerstrom, der aus ihren großen Augen hervorbrach, während sie mit spöttischem Lächeln, aber doch mit herzlich vertraulichem Ton zu ihm sprach; die leise flüsternden Stimmen aber, die durch die Myrthenkronen an sein Ohr drangen, machten ihn unempfindlich für den Zauber ihrer Blicke, und immer noch ängstlich, immer noch bemüht, sich ein wenig weiter von den grünen Zweigen zu entfernen, sagte er mit zitternder Stimme:

»O, Sie sind zu gütig, mein gnädiges Fräulein – gar zu gütig, ich habe kaum so viel lebenswürdige Freundlichkeit verdient.«

»Die Freundlichkeit einer Dame verdient man nicht,« sagte Fräulein von Herbingen, wohlgefällig sein jugendfrisches, durch innere Bewegung verschöntes Gesicht betrachtend, »sie ist ein freies Geschenk, das wir nach unsrer Laune verteilen, dessen man sich aber würdig zeigen muß, um es nicht zu verlieren, und ich hoffe, daß Sie sich meiner Huld

würdig zeigen werden, denn ich habe Neigung, mich ein wenig mit Ihrer Erziehung zu beschäftigen. Haben Sie wohl,« fragte sie, sich auf den Polstersitz an der Wand des Saales niederlassend, während er seinen Platz vor ihr so wählte, daß Niemand Anderer sich der Baumgruppe nähern konnte – »haben Sie wohl jemals die Geschichte von dem kleinen Jehan de Saintré und der *Dame des belles cousines* gelesen?«

Herr von Sarkow verneinte, ganz erstaunt über diese eigenthümliche Unterhaltung, während er zugleich ängstlich auf die Stimmen hinter der Blätterwand lauschte, die zu seiner großen Beruhigung zu immer leiserem Geflüster herabsanken.

»Nun dann,« fuhr Fräulein von Herbingen fort, »Jehan de Saintré war ein Edelknabe am Hofe des Königs von Frankreich und die *Dame des belles cousines* war eine Prinzessin, des Königs Verwandte, die dem Edelknaben die Gunst erwies, ihn zu einem vollendeten Ritter zu erziehen – eine große Gunst, mein Herr, deren sich der kleine Jehan würdig erwies, so daß er ohne Fehl und Makel aus den Händen seiner Erzieherin hervorging. Nun, ich bin keine Prinzessin, aber ich kenne die Welt – ich habe sie kennen gelernt, als Sie noch ein Kind waren – als ich Sie sah, erinnerte ich mich jener romantischen Geschichte, es ergriff mich die Laune, Ihnen dieselbe Gunst zu erweisen, denn Sie müssen wissen, daß es keinen vollendeten Cavalier giebt, an dessen Erziehung nicht eine Dame die letzte Hand gelegt hat.«

»O, mein gnädiges Fräulein,« sagte Herr von Sarkow, der kaum noch auf die leisen Stimmen hinter der Myrthenwand achtete, »Sie überhäufen mich mit zu viel Güte, befehlen Sie über mich, ich werde glücklich sein, Ihnen in allem zu gehorchen.«

»Nun, ich sehe,« sagte sie, mit der Miene einer Königin den Kopf neigend, »daß ich mich nicht in Ihnen getäuscht habe – Sie treffen sogleich den wichtigsten Punkt, denn der Gehorsam ist in der That die erste Bedingung, durch die Sie sich der Erziehung einer Dame würdig machen müssen, geloben Sie mir also unbedingten Gehorsam.«

Sie streifte den Handschuh ab und reichte ihm ihre weiße Hand, durch die die feinen, bläulichen Adern hervorschimmerten. Er hielt diese schöne Hand einen Augenblick in der seinen, indem er mehr mit Blicken als mit Worten den verlangten Gehorsam versprach, und hätte dieselbe an seine Lippen geführt, wenn Fräulein Antonie sie nicht nach einem flüchtigen Druck zurückgezogen hätte.

»Gut,« sagte sie. »Ihr Gelübde ist angenommen. Nun hören Sie meine erste Lehre: ein junger Mann wie Sie muß nicht einsam in einem Winkel des Saales stehen – das Alter der Einsamkeit kommt später,« fügte sie hinzu, indem ein Anflug von ernster Wehmuth über ihr Gesicht zog.

»Ich fand keine Tänzerin mehr,« sagte er – »und habe ja überreichen Ersatz für meine Einsamkeit gefunden,« fügte er mit feuriger Galanterie hinzu.

»Das ist mein Verdienst, nicht das Ihre,« antwortete sie kopfschüttelnd; »ein junger Mann muß immer den Damen seine Dienste widmen, und wenn die jungen versagt sind, muß er sich zu den alten wenden.«

Herr von Sarkow machte ein so verwundertes, fast erschrockenes Gesicht, daß sie herzlich auflachte.

»Ja, ja, sagte sie, »ich meine es ganz ernst; im Verkehr mit den alten Damen lernt man die jungen gewinnen, und der Mann wird am sichersten die jungen Herzen erobern, der

sich die Mühe giebt, zu lernen, wie man die alten Damen bezaubert.

»Oder,« fuhr sie fort, tragen Sie etwa irgend eine Liebe im Herzen, die Ihren Blick in die Vergangenheit zurückzieht? Sie sind ja fast noch ein Kind, Sie dürfen noch nicht in die Vergangenheit blicken – auch das kommt später, jetzt gehören Sie noch der Gegenwart und der Zukunft – Wie – habe ich Recht? Leiden Sie an der Krankheit der eingebildeten Liebe, war es der jugendliche Weltschmerz, der Sie so trübe und starr auf den an Ihnen vorüberschwebenden Reigen so vieler jugendlichen Schönheiten blicken ließ?«

Herr von Sarkow schüttelte erröthend den Kopf.

»Nun, das ist gut,« sagte sie, mit dieser stummen Antwort zufrieden, »denn es giebt nichts Thörichtereres und Lächerlicheres, als einen unglücklichen, melancholischen Liebhaber, der nach der Ferne hin schmachtet und die Blumen nicht sieht, die neben ihm blühen und duften – auch die Liebe muß gelernt sein, – die Gefühle des Herzens sind ein Instrument, das man zu spielen verstehen muß, um es in schöner Harmonie melodisch erklingen zu lassen; die vorzüglichste Harfe wird unter ungeschickten Händen ohrzerreißend kreischen in häßlichem Mißklang, während sie, von ihrem Meister gespielt, diesen selbst und alle Hörer entzückt. So ist es auch mit den Herzen,« fuhr sie fort, während Herr von Sarkow ihr mit großgeöffneten Augen zuhörte, »man muß sein Herz zu behandeln wissen, um die zarten Saiten der Gefühle zur Harmonie des wahren Glücks erklingen zu lassen; die harte Hand des Lebens greift später schon rauh genug in diese armen Saiten, und sie müssen in schrillum Mißton zerspringen, wenn wir nicht gelernt haben, sie immer wieder zu harmonischem Einklang zu stimmen. Sie verstehen

mich jetzt wohl kaum, aber Sie werden mir später dankbar sein, wenn ich Sie in der Harmonielehre des Lebens unterrichte. Beginnen wir also unsre Schule: nehmen Sie an, Sie wären verliebt, nehmen Sie an, ich wäre die Dame, der die Saiten Ihres Herzens entgegenklingen; ich werde mich dann bemühen, Sie die Harmonieen und Melodieen der Liebe zu lehren, damit Sie künftig im Stande sind, alle Dissonanzen der Eifersucht, des Mißtrauens, der Empfindlichkeit und so weiter harmonisch aufzulösen und vor Allem die falschen Quinten und Septimen der Langeweile und Ermüdung zu vermeiden. Nun, sind Sie bereit, den Cursus zu beginnen?«

»Und wenn das Spiel Ernst würde, mein gnädiges Fräulein,« sagte Herr von Sarkow zitternd, indem er kaum wagte, den Blick zu ihren strahlenden Augen aufzuschlagen – »wenn dieser Ernst dann vielleicht den schlimmsten, unheilbaren Mißklang in den zerrissenen Saiten meines Herzens zurückließe?«

»Das überlassen Sie mir,« sagte sie, stolz den Kopf emporwerfend, »ich bin Meisterin auf dem Saitenspiel des Menschenherzens und weiß jede Dissonanz zu lösen. Abgemacht,« sagte sie wieder in heiter scherzendem Ton, »ich bin von nun an Ihre Dame, ich verlange Gehorsam und unbedingte Ergebenheit – Sie werden mir den Hof machen, wie es einem eifrigen Schüler der Minnegelahrtheit geziemt, ich nehme Sie in meinen Dienst und werde Sie nicht eher freigeben, als bis Ihre Erziehung vollendet ist! Tanzen Sie nun mit den jungen Mädchen oder machen Sie den alten Damen Ihre Cour, ich werde scharf beobachten. Zum Souper erwarte ich Sie als meinen Cavalier, ich werde dann Gelegenheit haben, meine Erziehung theoretisch und practisch zu beginnen.«

Der Tanz war beendet, Fräulein von Herbingen schwebte davon, um sich wieder dem Kreise anzuschließen, der den Sessel der Großherzogin umgab. Herr von Sarkow blieb einen Augenblick noch ganz betäubt stehen; als er seinen Platz verließ, um sich der Weisung des Fräuleins von Herbingen gemäß den älteren Damen zu nähern, trat unmittelbar vor ihm Luiz Antonio mit Frau von Wartenstein hinter den Myrthenbäumen hervor. Die schöne junge Frau war bleich, ihre Augen schimmerten in feuchtem Glanz, und Luiz Antonio's Gesicht zuckte unter der gewaltsamen Anstrengung, mit der er seine Bewegung zu verbergen suchte.

»Frau von Wartenstein!« flüsterte Herr von Sarkow, indem er traurigen Blickes dem Paare nachsah – »der arme Luiz Antonio.«

Herr von Wartenstein war auf die Schwelle des Tanzsaales getreten, seine Frau näherte sich ihm und sagte:

»Ich fühle mich angegriffen und will nicht mehr tanzen; ich bitte dich, mich darin zu unterstützen und den Herren allen zu sagen, daß du wünschest, ich möge mich schonen.«

»In der That, du siehst blaß aus,« erwiderte Herr von Wartenstein, »und du thust recht, den Tanz zu meiden; ich werde dafür sorgen, daß man dich nicht bestürmt.«

Er trat mit seiner Gemahlin in den Kreis vor der Estrade der Großherzogin und erklärte laut, daß ihre Gesundheit die Zurückhaltung vom Tanze nöthig mache. Auch Luiz Antonio tanzte nicht wieder, was bei der überwiegenden Zahl der Herren nicht auffiel; er unterhielt sich hier und dort mit seinen Freunden und Bekannten, wobei er stets seinen Platz so wählte, daß er Frau von Wartenstein im Auge behielt, die

jedesmal ihr Gesicht hinter den Federn ihres Fächers verbarg, sobald sie fühlte, daß seine glühenden Blicke auf ihr ruhten.

Herr von Sarkow unterhielt sich, mit Ausnahme der wenigen Tänze, für die er noch ein Engagement gefunden hatte, eifrig mit den alten Damen, indem er häufig fragend zu Fräulein von Herbingen hinüberblickte, das ihm dann jedesmal durch ein freundliches Kopfnicken oder ein huldvolles Lächeln ihre Zufriedenheit zu erkennen gab; die Folge davon war, daß der junge Mann, der heute sein erstes Debüt in der Gesellschaft machte, von allen Müttern für ein Muster von Geist und Liebenswürdigkeit erklärt wurde, wovon wiederum die Folge war, daß alle Töchter voll Neugier auf den vorher kaum von ihnen beachteten Fremden blickten und daß er endlich bei dem Cotillon mit Schleifen überschüttet wurde – die erste Regel, die seine schöne Lehrerin ihm gegeben, hatte sich also vollständig bewährt.

Als der Graf Schwertheim der Großherzogin meldete, daß das Souper bereit sei, näherte sich Herr von Sarkow der schönen Antonie von Herbingen, der bereits der Baron von Felseneck seinen Arm bot.

»Nein, mein lieber Baron,« sagte sie lachend, »Sie sind den ganzen Abend über mein Cavalier gewesen, die Abwechslung ist die Würze des Lebens, ich wähle jetzt Herrn von Sarkow – doch ich erlaube Ihnen, an meiner andern Seite Platz zu nehmen.«

Sie gab Herrn von Sarkow ihren Arm, und der Baron Felseneck folgte ihr, indem er seine großen blauen Augen noch weiter als sonst öffnete und ohne daß er Worte fand, seinem Unmuth über diese summarische Abweisung Ausdruck zu geben, die indeß nicht im Stande war, das unverwüstlich

freundliche und verbindliche Lächeln von seinen Lippen verschwinden zu lassen.

Während des Soupers, dem die Großherzogin mit liebenswürdigster Heiterkeit präsidirte, übte Fräulein von Herbingen, wie sie es versprochen hatte, mit unübertroffener Meisterschaft ihren practischen und theoretischen Unterricht. Sie wußte Herrn von Sarkow durch reizend vertrauliches Geplauder bis zum höchsten Entzücken zu berauschen, so daß er, den Blick in ihre strahlenden Augen getaucht, Alles um sich her vergaß; dann wendete sie sich wieder zu dem Baron Felseneck und zeigte ihm eine solche Menge kleiner, zarter Aufmerksamkeiten, daß Herr von Sarkow sich erbleichend auf die Lippen biß und Mühe hatte, seinen Unmuth zu verbergen, während der Baron vor Glück strahlte und kaum eine Ahnung davon hatte, daß er seiner übermüthigen Nachbarin als erotisches Unterrichtsmittel diene. War die Dissonanz der Eifersucht bei Herrn von Sarkow dann aufs höchste gestiegen, so wußte die schöne Antonie immer wieder eine harmonische Lösung zu finden, die ihn mit neuem Entzücken erfüllte, so daß er sich endlich ganz betäubt von so viel wechselnden Empfindungen von der Tafel erhob und beim endlichen Abschiede von der Gebieterin, der er gehorsame und gelehrige Ergebenheit geschworen hatte, kaum wußte, ob das Spiel nicht dennoch zum Ernst werden würde.

Mit dem frühen Morgenzuge kehrten die Saxoborussen nach Heidelberg zurück. Herr von Sarkow fand seine neue Wohnung bereits behaglich eingerichtet. Luiz Antonio kam zu ihm herüber, streckte sich auf dem Divan aus und sagte:

»Laß uns noch eine Cigarre rauchen, ich vermag nicht so gleich zu schlafen, wenn ich den Abend in Gesellschaft war.«

Bald durchdufteten bläuliche Rauchwolken das Zimmer, man plauderte von diesem und jenem, von der Liebenswürdigkeit der Großherzogin Stephanie, von dem so freundlichen Interesse, das diese in Frankreich geborene Prinzessin an dem deutschen Studentenleben bewies, von den einzelnen Persönlichkeiten der Gesellschaft – endlich trat Herr von Sarkow, der lange mit sich gekämpft hatte, zu seinem Freunde heran, ergriff dessen Hand und sagte:

»Höre, Luiz Antonio, ich muß dir etwas gestehen, es ist besser, ich sage es dir, damit du vorsichtiger bist und nicht etwa einmal ein Anderer als ich dich belauscht. Ich stand hinter den Myrthenbäumen und hörte dein Gespräch mit –«

Er konnte den Namen nicht aussprechen, denn schnell wie der Blitz fuhr Luiz Antonio empor, legte die Hände auf seine Schulter und sah ihn drohend, mit wildblitzenden Augen an.

»Du hast gehört?« rief er zitternd – »Alles gehört?«

»So ziemlich Alles,« sagte Herr von Sarkow – »ich mußte ja auf meinem Platze bleiben, damit ihn nicht ein Anderer einnahm – bei mir, davon wirst du überzeugt sein, ist dein Geheimniß sicher wie im Grabe.«

»Mein Gott, mein Gott!« sagte Luiz Antonio verzweiflungsvoll, »wie konnte ich so unvorsichtig sein – Sarkow, du wirst schweigen, schwöre mir, daß du schweigen wirst!«

»Ist das nöthig,« sagte Herr von Sarkow mit vorwurfsvollem Ton, »fürchtest du Verrath von einem Saxoborussen?«

»Nein, bei Gott, nein!« rief Luiz Antonio, indem er ihn stürmisch an seine Brust drückte – »nein, das ist unmöglich – o, ich wußte es wohl, daß wir Freunde werden würden, jetzt sind wir es für das Leben. Es ist ein Glück, daß es so gekommen ist, das Geheimniß dieser so schmerzvollen und

doch so seligen Liebe hätte mich verzehrt, wenn ich all' seine Gluth, all' seine Wonne und all' seinen Jammer noch länger in meiner Brust hätte tragen sollen; jetzt kann ich davon sprechen, mit dir davon sprechen, das ist eine Wohlthat des Himmels.«

»Sprich, mein armer Freund, sprich,« sagte Herr von Sarkow innig, »ich werde immer bereit sein, zu hören.«

»Ja,« rief Luiz Antonio, »ja, es mußte so kommen, ich mußte einen Vertrauten finden, – jede Qual wird leichter, wenn man sie aussprechen kann vor dem Freunde, der mit uns fühlt – aber mehr noch,« rief er, Herrn von Sarkow noch einmal in seine Arme schließend, »mehr noch, du wirst mir beistehen, für mich denken und für mich handeln, jetzt sind wir zwei – zwei muthige Herzen sind allmächtig gegen alle Schwierigkeiten und Hindernisse; mit dir werde ich alle Schranken überwinden, ich werde sie sehen, ich werde die Erinnerung mitnehmen über das Meer an eine glückliche, selige Stunde wenigstens – Sarkow, Sarkow, dich hat mein guter Stern hierhergeführt!«

»So sehr liebst du diese Frau!« sagte Herr von Sarkow kopfschüttelnd – »ist das nicht Thorheit – Wahnsinn?«

»Ja,« rief Luiz Antonio in wildem Ausbruch – »ja, es ist Wahnsinn, ich weiß es, aber dennoch halte ich diesen Wahnsinn fest als den höchsten Schatz meines Lebens, dennoch möchte ich nicht erwachen zu kalter, vernünftiger Ruhe! – O, mein Freund, du kannst es kaum verstehen, was in mir vorgeht, euer Blut ist Eis hier im kalten Norden, ihr vermögt es, eure Leidenschaft zu beherrschen, wie der Reiter das feurige Pferd im Zügel hält – aber wir, das ist etwas Andres, unser Blut ist durchglüht von den Sonnenstrahlen des Südens,

wenn es flammend aufwallt, so reißt es in seinem Feuerstrom alle Dämme der Vernunft nieder. Sieh, mein Freund,« fuhr er, sich in die Kissen des Divans werfend, schmerzlich fort, »es gibt schöne Frauen in meinem Vaterlande, ihre Augen funkeln und leuchten wie die Sterne des tropischen Himmels, ihre Wangen schimmern wie die Wunderblüthen des Urwalds; ich habe mit ihnen gespielt und getändelt, und mein Herz blieb ruhig und fröhlich, warum habe ich dort nicht die Liebe kennen gelernt, dort, wo ich die Blüthen hätte pflücken können, die sich freundlich zu mir neigten? – Aber nein, ich mußte hierherkommen, ich mußte diese Frau sehen, deren bleiche Schönheit schimmert wie der Mondschein des Nordens, und sie, die mir ewig unerreichbar ist, von der ich hinwegziehen muß in die weite Ferne, sie muß die Gluth meines Herzens erwecken zu wilden, unbezähmbaren Flammen!«

Einen Augenblick starrte er finster vor sich hin, während Herr von Sarkow schweigend seine Hand drückte.

»Aber ich will nicht fortgehen,« rief er dann aufspringend und die Hand ausstreckend, »ich will nicht fortgehen, ohne die Erinnerung mit mir zu nehmen, nach der meine Seele lechzt – sie liebt mich, o, sie liebt mich, ich habe das be rauschende Wort leise wie einen Hauch von ihren Lippen gehört, und doch hat es mich erfaßt mit der Gewalt eines flammenwirbelnden Wettersturms – ist das ein Glück? Ich weiß es nicht, vielleicht wäre ich Herr über mich selbst geworden, wenn sie mich kalt und stolz zurückgewiesen hätte, nun aber ist es um mich geschehen – nun kann ich so nicht scheiden – du mußt mir beistehen, du mußt mir helfen, sie zu sehen, du bist kalt und ruhig, du kannst denken, du wirst Mittel finden, um mir den Weg zu öffnen.«

»Ich verspreche es, ich will für dich denken,« sagte Herr von Sarkow, erschrocken über die wilde Fiebergluth, die aus des Freundes Augen flammte. »Aber jetzt sei ruhig, ich beschwöre dich, sei ruhig und vergiß nicht, daß ihr Leben und ihre Ehre in der strengen Bewahrung deines Geheimnisses eingeschlossen ist.«

»Ich will ruhig sein,« sagte Luiz Antonio, »ich will ruhig sein – jetzt kann ich's, da du mir zur Seite stehst, da ich das überschäumende Gefühl in deine Freundesbrust ergießen kann.«

Er streckte sich wieder auf den Divan aus, und lange noch sprach er, während Herr von Sarkow geduldig zuhörte, von seiner Liebe.

»Aber du,« sagte er dann endlich, »wie ist's mit dir, – Fräulein von Herbingen hat ihr Netz nach dir ausgeworfen, bist du gefangen?«

»Sie ist schön, wunderbar schön,« erwiderte Herr von Sarkow, »aber sie wird mir schwerlich das anthun was Frau von Wartenstein dir gethan.«

»Nimm dich in Acht,« sagte Luiz Antonio, »sie ist gefährlich, in ihren Augen soll ein böser Zauber liegen – sie war Ehrendame bei einer Fürstin, mit der sie in Jugendfreundschaft aufgewachsen ist – sie ist plötzlich zurückgekommen, man flüstert viel von einer unglücklichen Leidenschaft des Gemahls ihrer Freundin – nimm dich in Acht vor ihr.«

»Ich habe einen Talisman gegen allen bösen Zauber,« sagte Herr von Sarkow – »wir sind Freunde, du hast mir dein Herz geöffnet, du sollst auch in das meine blicken. Sieh her,« sagte er, ein kleines Medaillon an seiner Uhrkette emporhebend – »hier ist mein Talisman, diese kleine Kapsel schließt zwei Vergißmeinnichtblüthen ein, eine Freundin gab sie mir

beim Abschiede, ich spielte mit ihr als Kind, und aus dem kindlichen Spiel wuchs eine frische, duftige Herzensblüthe empor.«

»Wie glücklich seid ihr, ihr kalten Menschen des Nordens, das ist Alles bei euch so klar, so frisch, so rein und wohl auch so kühl – wie glücklich seid ihr! Doch jetzt laß uns schlafen, ich bin ruhiger, seit ich mit dir habe sprechen können, ruhiger als seit langer Zeit. Gute Nacht!« sagte er leise, indem er sich schnell abwendete und in sein Zimmer ging.

Auch Herr von Sarkow war tief erschüttert, die ermüdete Natur verlangte ihr Recht. In seinem Schlafzimmer fand er eine Schaale mit frischen Veilchen: überrascht durch diese freundliche Aufmerksamkeit seiner Wirthsleute beugte er sich auf die kleinen Blüten herab und sog deren lieblichen Duft ein, – es war ihm, als ob plötzlich das Gesicht des kleinen Dorchen Treuberg mit den braunen Rehaugen ihn lächelnd anblickte, und das freundliche Bild begleitete ihn in den rasch auf sein Haupt herabsinkenden Schlummer.

SECHSTES CAPITEL.

Der Tag, an dem die sämmtlichen Corps gemeinschaftlich den großen Antrittscommerz zur Eröffnung des neuen Semesters feiern und zugleich einander die inzwischen neu aufgenommenen und dem Seniorenconvent angemeldeten neuen Mitglieder vorführen sollten, war herangekommen. Der Antrittscommerz wurde stets in dem großen Saale der Wirthschaft zur Hirschgasse begangen die der Stadt gegenüber, auf der andern Seite des Neckars, etwa eine Viertelstunde entfernt, am Eingange des schmalen Bergweges, der

sogenannten Hirschgasse, lag, von dem das freundlich hinter einem hübschen Vorgarten gelegene Etablissement seinen Namen führte. Der Saal der Hirschgasse war der größte in Heidelberg und eignete sich schon wegen seines ausgedehnten Raumes ganz besonders zu einer Feier, bei der die sämtlichen Corps vollzählig vertreten waren; außerdem aber fanden nach dem Schluß des Commercis zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Corps die üblichen Gegenforderungen durch den nach dem Corpscomment einzig erlaubten Tusch eines »Dummen Jungen« statt, und da die aus diesen Forderungen hervorgehenden Corpsspaukereien während des Semesters in dem Saale der Hirschgasse, dem traditionellen akademischen Kampfplatz, abgemacht wurden, so eignete sich auch in dieser Beziehung der große Saal ganz besonders für den Antrittscommers.

Herr von Sarkow war am Morgen mit dem zweiten Chargirten, Lord Fitzgerald, und dem Fuchs von Wilberg hinausgefahren, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen und die Schläger und Corpsschärpen für die Feier des Abends nach dem Saale der Hirschgasse zu bringen. Der rothe Schiffer saß auf dem Bock des Wagens, er nickte mit Gönnermiene allen Corpsburschen zu, an denen er vorbeifuhr, und blickte mit unendlich souverainer Verachtung auf alle Studenten herab, die keine Farben an ihren Mützen trugen, und von denen er kaum zu begreifen schien, wie sie es wagen könnten, unter dem freundlichen Frühlingshimmel einherzugehen, der nach seiner Ueberzeugung wohl eigentlich die vereinigten Corpsfarben statt des gleichmäßigen und bedeutungslosen Blau hätte zeigen sollen. Da der Antrittscommers ohne besonders reichen Schmuck gewissermaßen als eine geschäftsmäßige Eröffnung des Semesters gefeiert wird, so

waren die Vorbereitungen, die den Saxoborussen als dem jeweilig präsidirenden Corps oblagen, bald getroffen; der Wirth und die Kellner der Hirschgasse wußten ja vollständig Bescheid, und der rothe Schiffer wurde in dem Saal gelassen, um an die Anordnung der Tische die letzte Hand zu legen. Man frühstückte wieder in der Conditorei des Herrn Walz, wobei der Kriegszustand zwischen den Saxoborussen und dem kleinen runden Wirth mit dem kupferröthlichen Gesicht zur großen Erheiterung der Gesellschaft und trotz seiner jammernden Betheuerungen, nicht zum Schaden des Herrn Walz, aufrecht erhalten wurde. Die Gesellschaft zerstreute sich darauf, und Herr von Sarkow begab sich nach dem Universitätsgebäude, um die Collegia für das Semester zu belegen und insbesondere sich für die Pandektenvorlesungen des berühmten Professors Bangerow einschreiben zu lassen, die trotz des fröhlich bewegten Lebens von den Studenten der juristischen Fakultät, zu denen die Saxoborussen sämtlich gehörten, eifrig und pünktlich besucht wurden.

Als er über den Museumsplatz zurückkehrte und mit stillvergnügtem Lächeln den wieder ruhig und friedlich rieselnden Brunnen betrachtete, dessen geheimnißvolle Ableitung, die vor wenigen Tagen den großen Platz unter Wasser gesetzt hatte, noch immer den Stoff zur Unterhaltung sämtlicher Philister in den Weinstuben bot und den Gegenstand eifriger Nachforschungen sämtlicher Pedelle und Nachtwächter bildete, befand er sich plötzlich Fräulein Clara Schönfeld gegenüber, die er unter den so mannigfach verschiedenen Eindrücken der letzten Tage fast vergessen hatte. Er grüßte mit einiger Verlegenheit, die hübsche Schauspielerin aber blickte unter dem halb über ihre Stirn herabfallenden schwarzen Spitzenschleier freundlich zu ihm

auf und sagte, ihm mit schalkhaftem Lächeln die Hand reichend:

»Sie waren nicht sehr galant gegen mich, Herr von Sarkow, als Sie mich damals in Frankfurt so plötzlich im Stich ließen; doch ich begreife es wohl, daß die Herren Saxoborussen damals stärkere Anziehungskraft für Sie hatten, ich sehe ja,« sagte sie, auf seine Mütze deutend, »daß Sie schon die Farben tragen –, ich weiß schon ganz gut Bescheid unter den Corps, man muß immer sein Publikum kennen, und,« fügte sie mit einem reizend neckischen Blick hinzu, »ein lebenswürdiges Publikum als hier kann man ja in der ganzen Welt nicht finden.«

»Das wundert mich nicht,« sagte Herr von Sarkow lächelnd, indem ein leichter Mißmuth aus seiner Stimme hervorklang, »Sie haben gewiß einen vortrefflichen Lehrmeister in allem, was die Corps angeht, gefunden – jener große Herr mit der Vandalenmütze –«

»Ein Bekannter aus Bremen,« fiel sie schnell ein, »weiter Nichts – weiter gar Nichts – nun also, ich bin Ihnen gar nicht mehr böse – Sie mußten sich ja zu Ihrem Corps halten, Alles sei vergessen und vergeben, wir sind wieder gute Freunde, nicht wahr?«

»Sie wissen wohl, Fräulein Clara, daß jedermann Ihr Freund sein muß, den Ihre schönen Augen dazu anwerben.«

»Schmeichler,« sagte sie, mit einem leichten Druck ihm ihre Hand entziehend, indem ihr Blick und ihr Lächeln deutlich zeigten, daß sie sich der Macht ihrer Augen vollkommen bewußt war, – »vergessen und vergeben also. Uebermorgen wird das Theater eröffnet im großen Saale des Hôtels zum Prinzen Max, nicht wahr, Sie werden nicht fehlen und auch ein wenig applaudiren, um zu beweisen, daß Sie wirklich

mein Freund sind? Meine Wohnung ist dicht neben dem Hôtel, die Mama wird sich sehr freuen, wenn Sie uns besuchen.«

»Und Sie, Fräulein Clara?«

»Ich bin eine gehorsame Tochter,« sagte sie mit verheißungsvollem Lächeln – »auf Wiedersehen also – auf baldiges Wiedersehen, Herr von Sarkow.«

Noch einmal drückte sie ihm flüchtig die Hand und schwebte schnell davon. Als er nach einigen Schritten noch einmal rückwärts blickte, sah er, wie der große Vandale, der eben aus dem Universitätsgebäude gekommen war, grüßend zu ihr trat und an ihrer Seite weiter über den Platz ging.

»Wieder dieser Vandale,« sagte er, die Lippen aufeinanderpressend – »wie vertraut sie mit ihm ist – ich habe sie freilich ein wenig schlecht behandelt, aber es ärgert mich doch, daß sie gerade den gefunden hat.«

Er begegnete einigen seiner Freunde, man machte eine Promenade auf dem Pariser, wo sich auch der kleine Corps-hund Moses einfand, um, wie er täglich zu thun pflegte, langsam und gravitatisch auf und nieder gehend, die Saxoborussen zu erwarten und sich mit ihnen zu Tisch nach dem Hôtel zum Badischen Hof zu begeben. Nach dem Dinner, bei dem diesmal zur großen Freude von Charles Clarke die ganze ausgewürfelte Rechnung an Franz Helmholt hängen blieb, was seinem Bruder Fritz Veranlassung gab, sich bitter über die Verschwendung seines leichtsinnigen Mündels zu beklagen, begab sich die ganze Gesellschaft in ihre Wohnungen, um sich für den Commers ein wenig auszuruhen. Als Luiz Antonio de Souza und Herr von Sarkow, deren innige Freundschaft sich mit jedem Tage mehr befestigte,

nach Hause kamen, fanden sie, im Begriff, die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufzusteigen, die Thür des an die Flur stoßenden Wohnzimmers der Familie Treuberg offen stehen. In dem freundlichen und behaglichen Zimmer saß Dorchen Treuberg auf einem niedrigen Tritt in der tiefen Nische des Fensters mit einer Häkelarbeit beschäftigt.

Vor dem an der Wand stehenden Klavier saß die hübsche Brünette, die Herr von Sarkow an Dorchens Seite am Fenster erblickt hatte; sie hatte sich von dem Instrument abgewendet und fuhr nur leicht spielend und hin und wieder einen Ton anschlagend über die Tasten. Vor den beiden Mädchen stand ein junger Mann von starker, kräftiger Gestalt, dessen blasses Gesicht hätte schön sein können, wenn in seinen unruhig bewegten Zügen und in seinen düster und unstät blickenden Augen nicht ein Ausdruck von feindlicher Verbitterung gelegen hätte, der unangenehm und abstoßend wirkte.

Als die beiden Saxoborussen an der Thür vorbeingingen, rief ihnen Dorchen Treuberg mit ihrer hellen Stimme einen freundlichen Gruß zu, während ihre Freundin sich neugierig vorbeugte und der junge Mann, der das gelb-weiß-schwarze Corpsband der Schwaben trug, noch finsterer und feindlicher aufblickte. Luiz Antonio und Herr von Sarkow traten, den Gruß erwidern, in das Zimmer.

»Wahrhaftig,« rief Dorchen Treuberg, »fast hätte ich geglaubt, die Herren würden da so stolz an uns vorbeigehen, ohne uns einen guten Tag zu wünschen, das wäre noch schöner gewesen – dem Herrn von Souza hätte das freilich ganz ähnlich gesehen, das ist ein solcher Menschenfeind – aber

unser neuer Zimmerherr da, der Herr von Sarkow,« plauderte sie weiter, während Luiz Antonio mit wehmüthigem Lächeln schmerzlich aufseufzte, »der sieht schon eher so aus, als ob er wohl Lust hätte, ein wenig zu schwätzen – doch,« fuhr sie sich unterbrechend fort, »ich bitte um Entschuldigung, Herr von Sarkow, das ist Evchen Meier, meine Freundin – ja, wir sind gute Freundinnen, wenn wir uns zuweilen auch ein wenig streiten – und hier Herr Studiosus Langenberg, auch unser Zimmerherr, er wohnt eine Treppe höher im Giebelzimmer.«

Herr von Sarkow verbeugte sich artig vor der hübschen Brünette und wechselte einen kühlen Gruß mit dem Studiosus Langenberg, dessen Gesicht sich bei dem fröhlichen Geplauder des kleinen Dorchen immer finsterer zusammenzog.

»Gelt, Sie setzen sich ein wenig daher und plaudern etwas mit uns,« sagte Dorchen.

Luiz Antonio lehnte die Einladung ab und stieg in seine Wohnung hinauf, Herr von Sarkow aber zog einen Stuhl herbei und setzte sich zwischen die beiden jungen Mädchen; der Studiosus Langenberg sah ihn finster und feindselig an.

»Ich muß fort,« sagte er dann kurz und rauh – »ich will nicht stören.«

Er verbeugte sich vor den beiden Mädchen, grüßte Herrn von Sarkow mit einem flüchtigen Neigen des Kopfes, ohne die Augen zu ihm aufzuschlagen, und stürmte hastig hinaus.

»Dieser Schwabe ist nicht eben höflich,« sagte Herr von Sarkow, »ein angenehmer Hausgenosse scheint er nicht zu sein, und es wird vielleicht gut sein, wenn wir uns nicht zu oft begegnen.«

»Lassen Sie ihn gehen,« sagte Dorchen, »es ist ein wilder Mensch, der Herr Langenberg, er ist ein großer Democrat und Republikaner, und da ist er unzufrieden mit allem; mir wird oft ganz angst, wenn er so wild spricht und Alles zusammenwerfen möchte, die Regierung und die Polizei, und sogar von unserm Großherzog selbst spricht er so schlimm und so unehrerbietig, daß der Vater ihm schon oft verboten hat, solche Reden zu führen.«

»Und am wildesten und bösesten ist er,« fiel Evchen Meier lachend ein, »wenn andre Herren hier sind und besonders die Herren Preußen, denn wenn es nach seinem Willen ginge, dann dürfte das Dorchen da mit Niemand Anderm sprechen, als mit ihm,« fügte sie kichernd hinzu.

»Ah, so steht es!« sagte Herr von Sarkow lachend, indem er Dorchens flüchtig erröthendes Gesicht prüfend musterte.

»Glauben Sie es nicht, Herr von Sarkow,« sagte das hübsche Mädchen schnell, »Nichts ist davon wahr, an so etwas denkt er gar nicht, und ich fürchte mich immer, wenn ich den Herrn Langenberg sehe, wie er so verstört ist, und es thut mir leid, daß er niemals so recht von Herzen froh ist, und der Vater sagt, er wird sich noch einmal unglücklich machen mit seinem wüsten, unruhigen Treiben.«

Sie brach das Gespräch, ihrer Freundin einen unwilligen Blick zuwerfend, ab; heiter und fröhlich plauderte Herr von Sarkow mit den beiden Mädchen weiter, neugierig fragten sie nach seiner Heimath und nach seiner Familie, und erinnerten sich auch an mehrere seiner älteren Freunde, die sie freilich nur noch als Kinder gekannt hatten.

Dorchen Treuberg war das Garn für ihre Arbeit ausgegangen; sie nahm eine neue Winde aus ihrem Arbeitskorb und

versuchte dieselbe an dem Fensterhaken zu befestigen, um den Faden abzuwickeln.

»Geben Sie mir die Winde,« sagte Herr von Sarkow, »ich verstehe das vortrefflich und habe meiner Schwester oft das Garn gehalten, wenn sie ihre Knäuel wickelte.«

Er streckte seine beiden Hände aus, Dorchen hing die Garnwinde über seine Finger.

»Es ist merkwürdig, wie gut der Herr von Sarkow damit Bescheid weiß,« sagte Evchen Meier neckend – »man sagt, es wäre gefährlich, so das Garn zu halten, es soll ein Funken auf dem Faden hin und her laufen, und ehe man es sich versieht, brennt es auf beiden Enden – nun, ich werde Musik dazu machen.«

Sie wendete sich mit dem Drehstuhl, auf dem sie saß, dem Klavier zu und begann ohne besondere Schule, aber mit einer hübschen, frischen Stimme das Lied zu singen:

»Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn an's Land –«

Fast schien es, als ob sie mit dem auf dem Faden hin und her laufenden Funken recht hätte, denn als Herr von Sarkow so der hübschen Doris gegenüber saß und in ihr hübsches, rosiges Gesicht blickte, da schien es ihr in der That, als ob der feine Wollenfaden in ihrer Hand zu glühen anfinge, schnell schlug sie die Augen nieder, wenn ihr Blick dem seinen begegnete, hastig wickelte sie weiter, sie beugte sich von dem Fenstertritt herab in ihrer eifrigen Arbeit – da war ein Knoten in der Winde, der ein augenblickliches Hinderniß bildete; sie wickelte ihr Knäuel bis dicht zu Herrn von Sarkow's Hand heran, ihre zitternden Finger berührten die

seinigen – schnell bog er sich vor und berührte mit den Lippen ihre kleine Hand.

Ein wundersamer Blick, halb schalkhaft, halb vorwurfsvoll, traf ihn, schnell zog sie ihre Hand an sich und lehnte sich weit in die Fensternische zurück – aber seltsamerweise fanden sich immer wieder Knötchen in dem Faden, immer wieder verkürzte sich derselbe, so daß sie mit ihrem Knäuel sich noch oft der immer kleiner werdenden Winde nähern mußte; jedesmal fühlte sie wieder seine Lippen auf ihrer Hand und jedesmal schien es ihr, als ob der flüchtige Kuß heißer und heißer bis zu ihrem klopfenden Herzen hin sein Feuer sprühte und als ob der auf dem Faden hin und her laufende Funken in der That die Kraft habe, auf beiden Seiten helle Flammen zu entzünden.

Evchen Meier hatte ihr Lied beendet und wendete sich schnell um.

Auch das Garn war abgewickelt, aber sie sah noch eben, wie Herr von Sarkow, das letzte Ende des Fadens festhaltend, seine Lippen auf Dorchens Hand drückte und wie diese lächelnd und erröthend den Kopf senkte.

»Nun, wie hat Ihnen mein Lied gefallen, Herr von Sarkow?« fragte Evchen spöttisch – »Sie sagen mir gar Nichts und ich verdiene doch wohl einen Dank!«

»O, ich danke Ihnen tausendmal, mein Fräulein,« sagte Herr von Sarkow ein wenig verwirrt, »das Lied war reizend – ›Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein‹ – ich höre das ganz besonders gern, es ist eins meiner Lieblingslieder – ich danke Ihnen tausendmal.«

»Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein?« sagte Evchen lachend – »wie ist das, Dorchen, was meinst du dazu?

Ich glaube, es heißt eigentlich: ›Es zog ein Funken wohl über den Faden —‹

»Wie thöricht du bist, ich verstehe das nicht – geh' mit deinen Funken,« sagte Dorchen, indem sie ihr erröthendes Gesicht nach den Fensterscheiben hinwendete, als ob irgend ein Gegenstand auf der Straße ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nähme.

»Nun, ich werde gehen,« sagte Evchen aufstehend, »ihr habt wohl keine Musik mehr nöthig, der Faden ist ja abgewickelt.«

»Bleibe hier, Evchen,« sagte Dorchen vorwurfsvoll, indem sie aufsprang, um ihre Freundin zurückzuhalten.

Herr von Sarkow sah nach der Uhr und empfahl sich schnell, die beiden Mädchen einem langen und eifrigen Gespräch überlassend, das durch häufiges Kichern unterbrochen wurde. –

Der Abend war herabgesunken, heller leuchteten die Kerzen auf den einfachen blechernen Kronleuchtern im großen Saal der Hirschgasse, die Wände waren mit farbigen Schärpen geschmückt, der rothe Schiffer stand dienstbereit neben der Tribüne, auf der die Musik Platz genommen hatte, und an den langen Tischen versammelten sich allmählig die einzelnen Corps. Es kamen die Rhenanen mit den blauen Mützen und den blau-weiß-rothen Bändern, meist junge Leute aus der Pfalz und vom Rhein, die Schwaben, die sich aus Baden, Württemberg und Bayern recrutirten, mit gelber Grundfarbe in ihren Cereviskappen und weiß-schwarz-gelben Bändern, die Vandalen in Gold-Roth-Gold,

hochgewachsene, blonde junge Leute aus den Hansestädten und Mecklenburg, endlich die Westphalen in grün-weiß-schwarzen Farben. Ihren Stamm hatten meist Kurländer gebildet, und sie standen in einer gewissen Rivalität mit den Saxoborussen, mit denen sie bald in inniger Freundschaft lebten, bald erbitterte Corpsspaukereien durchführten; die Schwierigkeiten, die man nach dem Jahre 1848 den russischen Unterthanen bei der Erlaubniß, im Auslande zu studiren, entgegensetzte, hatten zur Folge gehabt, daß das Corps sehr klein geworden war und nur noch aus wenigen Corpsburschen bestand.

Die Saxoborussen waren bereits vollzählig versammelt. An jedem Ende der Corpstische nahmen zwei Präsidés, mit den großen Corpsschärpen über der Brust, die blanken Korbschläger mit den Farben in der Hand, Platz. Endlich, nachdem alle Corps vollzählig versammelt waren, rief Graf Kronau, mit der flachen Schlägerklinge auf den Tisch schlagend, ein lautes »*Silentium*« in die brausende Versammlung hinein. Der Ruf wiederholte sich an sämtlichen Tischen, und augenblicklich herrschte tiefe Stille in dem großen Saale.

»Wir singen das Lied: »Stoßt an, Heidelberg lebe —« rief Graf Kronau, und sogleich intonirte die Musikkapelle die Melodie des alten, schönen Liedes, das den ganzen Stolz und die ganze Freiheitsfrische des deutschen Burschentums in der edlen Begeisterung seiner einfachen Poesie ausdrückt. Man kam zu der Strophe:

»Stoßt an, Landesfürst lebe,
Hurra hoch!
Er versprach, zu schützen das alte Recht,

Drum wollen wir ihn auch lieben recht.«

Die Saxoborussen erhoben sich bei dieser Strophe wie ein Mann und sangen dieselbe stehend zu Ende, während die übrigen Corps sitzen blieben und unter den Rhenanen und Schwaben sogar einzelne spöttische Mienen und leise geflüsterte höhnische Worte bemerkbar wurden.

Der Commers nahm seinen gewöhnlichen Fortgang, es wurden noch zwei Lieder gesungen, die Mitglieder der verschiedenen Corps, die miteinander bekannt waren oder schon miteinander gepaukt hatten, tranken sich zu, aber die ganze Versammlung blieb trotz zahlreicher geleerter Schoppen in einer gewissen feierlich erwartungsvollen Stimmung.

Endlich begann der Landesvater, laut hallte das alte Weihelied durch den Saal:

»Alles schweige.
Jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr.«

Die Präses der einzelnen Corps durchbohrten zuerst ihre Mützen, indem sie, zwei Finger der rechten Hand auf die blanke Klinge gelegt, sangen:

»Seht ihn blinken
In der Linken,
Diesen Schläger, nie entweicht;
Ich durchbohr' den Hut und schwöre,
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Bursche sein.«

Immer wieder wurde dieser Vers wiederholt, während die Präses, den Reihen entlang fortschreitend, den einzelnen Mitgliedern ihres Corps die Schläger zur Vollziehung der alten studentischen Ceremonie darreichten. Dann setzte die

Musik zu einer schnelleren Melodie ein, und die Präsidés gaben den einzelnen und sich gegenseitig die von der Schlägerklinge herabgezogenen Mützen wieder, indem sie dann, die Waffe über eines jeden Haupt ausstreckend, sangen:

»So nimm ihn hin, dein Haupt will ich be-
decken
Und drauf den Schläger strecken.
Es leb' auch dieser Bruder hoch.
Ein Hundsfott, der ihn schimpfen soll.
Solange wir uns kennen,
Woll'n wir uns Bruder nennen,
Es lebe Bruder N. N. hoch.«

– wobei dann jedesmal der Name des wieder mit seiner Mütze Bekleideten genannt wurde.

Der ganze Landesvater verlief mit außerordentlicher Feierlichkeit, und wohl selten im Leben wird ein Schwur ernster geleistet und treuer gehalten, als das Gelöbniß, das die begeisterte Jugend auf die fleckenlose Waffe ihres Corps ablegt, stets der Ehre und den in gleicher Gesinnung verbundenen Brüdern die Treue zu bewahren. Herr von Sarkow fühlte sich mächtig ergriffen, sein Herz schlug in hochaufwallender Begeisterung, als er die Hand auf den Schläger legte, es schien ihm, als ob der Geist der deutschen Vergangenheit und Zukunft sein Haupt berühre, und er fühlte, wie bei den vollen Klängen des gewaltig ergreifenden Liedes eine Thräne sein Auge verdunkelte.

Endlich waren die Mützen alle vertheilt, die Musik schwieg; Graf Kronau schlug mit der Schlägerklinge auf den Tisch und rief laut:

»*Ex est commercium, initium fidelitatis!*«

Damit war die ceremonielle Burschenfeier beendet und das Zeichen zu freier Bewegung und unbeschränkter Heiterkeit gegeben. Kaum war der letzte Ton aus Graf Kronau's Munde verklungen, als der rothe Schiffer auf die zur Musiktribüne führende Treppe heraufsprang und mit seiner rauhen Stimme durch den Saal brüllte:

»Der rothe Schiffer trinkt einen Ganzen auf das Wohl des hohen S.C. und der sämmtlichen Corps von Heidelberg!«

In einem mächtigen Zuge stürzte er den Schoppen hinunter und schleuderte dann das Glas zu Boden, daß es klirrend in Scherben brach. Nach dieser den Corps dargebrachten Huldigung, die sich der rothe Schiffer bei keiner festlichen Gelegenheit nehmen ließ, begann an allen Tischen eine lebhaftere Bewegung; die sämmtlichen jungen Leute zogen ihre kleinen Notizbücher aus der Tasche, und den Bleistift bereit haltend, riefen sie den einzelnen Mitgliedern der feindlichen Corps, mit denen sie loszugehen wünschten, den verhängnißvollen »Dummen Jungen« in artigster Weise und mit verbindlichstem Gruß zu, um dann sogleich die Forderungen genau und sorgfältig in ihre Notizbücher einzutragen. Am lebhaftesten flog der übliche Tusch zwischen den Tischen der Saxoborussen und Vandalen hin und her, welche beiden Corps in beständiger Feindschaft miteinander lebten und in gleich ritterlich tadelloser Weise einander zugleich die höchste gegenseitige Achtung bewiesen; diejenigen, die sich nicht persönlich kannten, gingen wohl zu den gegenseitigen Tischen hinüber, um sich einander in der artigsten

Form vorstellen zu lassen und dann durch den commentmäßigen »Dummen Jungen« den mit bereitwilligem Entgegenkommen aufgenommenen Wunsch auszudrücken, die angeknüpfte Bekanntschaft auf der Mensur mit der Waffe in der Hand fortzusetzen.

Herr von Sarkow hatte schnell eine beträchtliche Anzahl von Forderungen zusammengebracht, und an der Spitze derselben stand mit großen Zügen der Name des Vandalen Prollmann, der ihm bereits auf halbem Wege zwischen den beiden Corpstischen entgegengekommen war und auch seinerseits den lebhaften Wunsch hegte, die auf dem Frankfurter Bahnhof so flüchtig geschlossene Bekanntschaft in dem Saale der Hirschgasse weiterzuführen. Bald waren die sämtlichen Notizbücher so reichlich angefüllt, daß für das beginnende Semester eine vollkommen ausreichende Anzahl von Paukereien in Bereitschaft stand, und nachdem auf diese Weise für das ritterliche Waffenspiel zwischen den einzelnen Corps vorgesorgt war, begann eine allgemeine gemüthliche und heitere Kneiperei, die Einzelnen besuchten Bekannte an den Tischen der andern Corps, meist Gegner aus früheren Paukereien, und überall wurden solche Besuche mit der liebenswürdigsten Artigkeit aufgenommen, Neuangekommene ließen sich untereinander vorstellen, man plauderte harmlos miteinander, man trank sich zu, es wurden gemeinsame Salamander gerieben, und die ganze Gesellschaft schien so harmlos friedlich und freundschaftlich miteinander zu verkehren, daß man kaum hätte glauben können, alle diese jungen Leute seien eigentlich nur zu diesem Feste zusammengekommen, um die Veranlassung zu

finden, sich während des nächsten Semesters in unermüdlichem Eifer mit der blanken Waffe in der Hand zu bekämpfen.

Der Morgen dämmerte schon herauf, als Herr von Sarkow den immer mehr sich leerenden Saal verließ und auf Luiz Antonio's Arm gestützt den Heimweg antrat. Lange gingen sie noch am rauschenden Neckarufer auf und nieder. Luiz Antonio sprach, während die Sterne allmählig vor dem Morgenlicht verblichen, von seiner Liebe, die sein ganzes Herz erfüllte; Herr von Sarkow versprach begeistert, Blut und Leben dem Beistande des Freundes zu weihen, mit dem ihn die Feier des Landesvaters noch enger, noch unauflöslicher verbunden hatte – aber trotz seiner feurigen Versprechungen würde es ihm sehr schwer geworden sein, am nächsten Morgen von dem Inhalt dieses nächtlichen Gespräches am Neckarufer klare und deutliche Rechenschaft zu geben.

SIEBENTES CAPITEL.

Die Tage nach dem Antrittscommers verflossen in ruhiger Gleichmäßigkeit, da die ganze Studentenschaft sich das Leben für das neue Semester einrichtete, die Neuangekommenen sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden hatten und das wissenschaftliche wie das gesellige Leben sich erst wieder in die glatten Geleise der täglichen Gewohnheit einreihen mußte. Aber auch diese Tage waren für den jungen Herrn von Sarkow voll der mannigfaltigsten Eindrücke, die sich in jener schönen Jugendzeit voll poetischen Schimmers und Dufts so tief in die Seele einprägen, daß ihre Bilder bis in das höchste Alter hinein immer die glänzende Farbenfrische behalten und in der Erinnerung den hellen Mittelpunkt des langen Lebens zu bilden scheinen, während ganze lange

dazwischen liegende Jahre kaum aus den Nebeln dämmerner Vergessenheit auftauchen.

Der junge Mann, der so stolz und freudig die Renoncenfarbe der Saxoborussia auf seinem Haupte trug, besuchte, wie die meisten seiner Corpsgenossen, am Vormittag regelmäßig die Vorlesungen des Professors von Bangerow, dieses großen Rechtslehrers, der es so meisterhaft verstand, die trockene Wüste der Institutionen und Pandekten durch die immer frisch sprudelnden Quellen seines Geistes zu befruchten und in den starren juristischen Formen der römischen Welt die Wege des Menschengestes in seinem Streben nach der Ordnung, Gerechtigkeit und Wahrheit zu verfolgen und nachzuweisen.

Mit Eifer gab er sich im Kreise seiner Genossen dem fröhlichen Corpsleben hin mit seiner ritterlichen Frische und mit all' dem tollen, kecken Uebermuth der überwallenden Jugendkraft – er lernte das eigne Ich, den eignen Willen unterordnen unter die freiwillig anerkannten Gesetze einer ebenbürtigen Gemeinschaft und dabei doch zugleich so sorgsam und streng die eigne Ehre und Würde zu vertreten und vor jedem Flecken zu bewahren. In ganz besonders inniger Freundschaft schloß er sich immer fester an seinen Hausgenossen, Luiz Antonio de Souza, an, und die tiefe Charakterverschiedenheit, die zwischen beiden bestand, knüpfte ihre Freundschaft enger und machte ihren Verkehr miteinander anziehender und reizvoller. Herrn von Sarkow's norddeutsch-kalte Natur gab dem Grunde seines Wesens eine gewisse contemplative Ruhe, die ihn vor jeder leidenschaftlichen Ueberreizung bewahrte und aus seiner jugendmuthigen Lebensfreude sorglos heiteren Humor erwachsen ließ – der junge Brasilianer dagegen war in seinem ganzen

Wesen von der tropischen Sonne durchglüht, wilde Flammen unbändiger Leidenschaft loderten aus den Tiefen seines Wesens auf und schienen oft seine Seele verzehren zu wollen, dabei aber sprühten diese Flammen in so wunderbar poetischem Farbenspiel, daß der kühle Nordländer oft vor den leidenschaftlichen Ergüssen seines Freundes bewundernd, wie vor einem immer von neuem überraschenden Phänomen, stand, erschreckt, neugierig und theilnehmend zugleich und in immer wachsender Zuneigung sich dem Freunde anschließend, wie man etwa einem Fieberkranken immer innigere Liebe und immer zartere Sorge zuwendet.

Fast an jedem Abend, wenn sie spät nach Hause zurückkehrten, kam Luiz Antonio in Herrn von Sarkow's Zimmer, um mit ihm von seiner Liebe zu sprechen; bald klagte und jammerte er voll finsterer Verzweiflung – bald wieder strömte er, die finstere Zukunft vergessend, wie man im Rausch des frischen Lebens den langsam und sicher heraufziehenden Tod vergißt, all' sein Entzücken, all' seine Leidenschaft in jubelnder Wonne aus; immer aber kleidete sich seine Empfindung in so schöne, bald zart hingehauchte, bald flammend aufglühende poetische Form, daß Herr von Sarkow bewundernd lauschte und es im Stillen bedauerte, daß mancher lyrische Dichter nicht aus diesem Feuerquell schöpfen könne. Selbst wenn Luiz Antonio, von seinem Gefühl fortgerissen, in seiner Muttersprache redete, so lauschte Herr von Sarkow tief bewegt dem melodischen Musikklange der portugiesischen Worte, ohne deren Sinn zu verstehen, bis dann endlich beide ihr Lager aufsuchten – Herr von Sarkow, um in festen, ruhigen Schlaf zu versinken, Luiz Antonio, um von seiner Liebe Schmerz und Glück weiterzuträumen.

An jedem Morgen, wenn er ausging, sah der junge Student in dem Wohnzimmer der Treuberg'schen Familie, deren Thür dann regelmäßig offen stand, Dorchen Treuberg am Fenster sitzen, vor dem sich außerhalb ein kleiner Spiegel befand, durch den man bis nach der Hauptstraße herauf die Vorübergehenden beobachten konnte; es war natürlich, daß er eintrat, um seiner anmuthigen Wirthstochter guten Morgen zu sagen; bald hatte sich die Gewohnheit entwickelt, daß er lange vor dem Beginn des Collegs herabkam und mit dem jungen Mädchen, das ihn pünktlich erwartete, ein reizendes Morgenstündchen verplauderte. War auch nicht immer wieder ein Garnknäuel aufzuwickeln, so nahm er doch seinen Platz vor dem Fenstertritt stets so nahe zu ihren Füßen ein, daß es nicht zu verwundern war, wenn seine Lippen zuweilen die Spitzen ihrer feinen Finger berührten, und während sie leicht und heiter miteinander plauderten, erzählten sich ihre Augen in stummer Sprache gar manche reizende und duftige Märchen, die zwar nicht so schwärmerisch und traurig waren, als Luiz Antonio's nächtliche Seelenergüsse, aber doch voll lieblicher Poesie zwischen den jungen Herzen hin und her gaukelten wie der Schmetterling, der sich im Sonnenstrahl des Augenblicks auf der blühenden Rose wiegt, unbekümmert um den eisigen Wintersturm der Zukunft, der doch kommen muß, um sein kurzes Leben mit der ganz lichten und blühenden Frühlingswelt zu zerstören.

So kam er an einem Morgen herab und blieb unmuthig an der Schwelle der offenen Thür des Wohnzimmers stehen. Dorchen Treuberg war nicht allein wie sonst, ihre Freundin Evchen war bei ihr und saß, dem Eintretenden neckisch entgegenlächelnd, vor dem Klavier; auf seinem eignen Platz

aber, zu Dorchens Füßen, vor dem Fenstertritt, sah er den Studiosus Langenberg sitzen, dessen finstres Gesicht leidenschaftlich bewegt schien und der eifrig zu dem jungen Mädchen sprach. Schon wollte Herr von Sarkow, erbittert über den Verlust der süßen Morgenstunde, mit kurzem Gruß vorübergehen, als Dorchen ihn hocherröthend, mit etwas gezwungen heiterer Miene anrief; zugleich sah sich Langenberg nach ihm um, und aus seinen Augen blitzte ihm so viel Haß und so viel feindliche Drohung entgegen, daß er diesem herausfordernden Blick nicht weichen konnte, selbst wenn er es über sich vermocht hätte, der lieblichen Bitte in Dorchens schönen Augen zu widerstehen. Er trat ein, begrüßte den Schwaben mit hochmüthig kalter Zurückhaltung und begann mit den beiden Mädchen eine leichte, galante Plauderei, als ob Niemand als sie weiter im Zimmer anwesend wäre, wobei er seine Aufmerksamkeit in besonders auffallender Weise Evchen Meier zuwendete, die es nicht unterließ, mit ihm so liebenswürdig als möglich zu kokettiren und ihrer Freundin von Zeit zu Zeit boshaft spöttische Blicke zuzuwerfen. Langenberg war verstummt und saß finster brütend da, während Dorchen, erbleichend und erröthend, oft hörbar mit dem kleinen Fuß auf den Boden trat und mehrmals den Faden ihrer Arbeit zerriß.

Endlich, als er Evchen Meier, die sich nahe zu ihm herüberbeugte, einige leise Worte in's Ohr flüsterte, sprang Dorchen auf und rief:

»Mein Gott, ich habe vergessen, meinen Vogel zu füttern, der arme kleine Hans ist es nicht gewohnt, vernachlässigt zu werden, er kennt mich und weiß, daß ich nicht veränderlich und unzuverlässig bin wie viele andre Menschen – da schlägt er mit den Flügeln und sieht mich ganz zornig

an, ich muß mein Unrecht gut machen – wollen Sie mir helfen, Herr von Sarkow?« fügte sie heftig, in fast befehlendem Ton hinzu.

»Gewiß, Fräulein Dorchen!« rief Herr von Sarkow, indem er ihr diensteifrig den Drahtkäfig abnahm, den sie von der Wand der Fensternische herabhob und in dem der kleine gelbe Kanarienvogel zwitschernd hin und her flatterte. Sie stellte den Käfig auf den Sophatisch in der Ecke des Zimmers, während Langenberg erbleichend die Lippen aufeinander preßte, und bald war sie mit Herrn von Sarkow's Unterstützung eifrig beschäftigt, das kleine Futterkästchen zu füllen, den Trinknapf mit frischem Wasser zu versehen und einige Resedablüthen zwischen dem Gitterwerk zu befestigen.

»Ich war so böse über den frühen Besuch,« flüsterte sie leise – »aber Sie scheinen ja recht froh zu sein, daß Sie Evchen hier gefunden,« fügte sie mit einem vorwurfsvollen Blick hinzu, der ihn aus nächster Nähe traf, da sich beide über den Käfig gebeugt hatten, in dem der kleine Vogel ihnen fröhlich zwitschernd seinen Dank für die ihm bewiesene Sorgfalt auszusprechen schien.

Er sah sie ganz glücklich an, und da sie gerade in diesem Augenblick einen Resedazweig durch das Gitter des Käfigs schlang, so griff er, um ihr behilflich zu sein, nach dem Zweige und beugte sich herab, als ob er den Duft der Blüthe einsaugen wollte, dabei schlangen sich seine Finger um die ihrigen und seine Lippen ruhten lange auf ihrer Hand, die zitternd den kleinen Zweig immer nicht an die rechte Stelle zu bringen vermochte; doch schien ihr diese stumme

Antwort auf ihre Bemerkung zu genügen, der Vorwurf verschwand aus ihrem von den gesenkten Wimpern beschatteten Blick, ein freundliches Lächeln spielte um ihre Lippen, und er fühlte einen leisen Druck ihrer schlanken Finger. Es war eigenthümlich, wie langsam die Versorgung des kleinen Vogels vor sich ging, immer mußten die Näpfchen noch einmal wieder abgenommen und von Neuem angehängt werden, immer wieder saß der kleine Blüthenzweig noch nicht am rechten Orte fest, und so oft das Arrangement des Käfigs geändert und neu geordnet werden mußte, ebenso oft fanden sich ihre Hände zu einander, ebenso oft strömte aus seinen warmen Lippen heiße Gluth zu ihrem klopfenden Herzen hin.

Evchen Meier hatte eine Zeit lang mit schalkhafter Miene dies anmuthige Spiel verfolgt, das hinter dem Rücken des finster zur Erde blickenden Langenberg stattfand; endlich sagte sie lachend:

»Erzählen Sie mir etwas, Herr Langenberg – wir sind mit unsrer Unterhaltung auf einander angewiesen, die beiden dort haben so viel mit ihrem Käfig zu thun, daß sie keine Zeit für uns übrig haben – es ist freilich auch ein wichtiges Ding, für den armen kleinen Vogel zu sorgen, und dann,« fügte sie lachend hinzu, »ist es auch ein merkwürdiges Ding um den Käfig dort – du weißt, Dorchen, ich habe dir neulich eine Geschichte erzählt von dem Faden, auf dem die Feen ihren zauberischen Funken hin und her laufen lassen –! heute sehe ich, daß sie sich auch mit dem Draht des Käfigs beschäftigen – ich sehe da die Funken knistern und sprühen, da muß wohl Feenzauber im Spiele sein, wenn nicht etwa dein kleiner Vogel electricisch geworden ist wie das Haar des Fuchses und der schwarzen Katzen.«

Dorchen warf ihr einen unmuthig strafenden Blick zu.

»Ich bin fertig,« sagte sie, indem sie den Käfig emporhob, um denselben, während Herr von Sarkow ihren Arm stützte, wieder auf seinen Platz an der Wand zu hängen.

»Ich begreife nicht,« sagte Langenberg mit dumpfer Stimme, »wie Sie an dem Vogel in dem engen Käfig Freude finden können; das arme Thier ist eingesperrt und schmachtet in seiner Gefangenschaft trotz aller Leckerbissen, die Sie ihm reichen; geben Sie ihm die Freiheit, er wird tausendmal glücklicher sein bei der dürftigen Nahrung, die er sich mit freiem Flügelschlage in der weiten Natur nach eigner Wahl sucht.«

»O nein, Herr Langenberg, Sie haben unrecht,« sagte Dorchen, die bei dem grimmigen Klang seiner Stimme erschreckt zusammengefahren war – »Sie haben unrecht, mein Hans ist glücklich in seinem Käfig und sieht mich so freundlich an, er würde draußen in der Welt Nichts anzufangen wissen und elend umkommen.«

»Besser umkommen in der Freiheit,« erwiderte Langenberg finster, »als in der Knechtschaft von Leckerbissen leben – das ist ja, wie es die Fürsten mit den Völkern machen,« fügte er höhnisch lächelnd hinzu – »sie sperren sie ein in den Käfig der Tyrannei und glauben sie glücklich zu machen, wenn sie die Gitter des Kerkers vergolden und ihnen je nach ihrer Laune ihr Futter zumessen. Es giebt freilich auch unter den Völkern arme Gimpel, die zufrieden sind mit dem Slavenleben, weil sie im Käfig geboren sind und selbst die Erinnerung an die Freiheit nicht kennen – ja,« fuhr er heftiger fort, »auch unter den Menschen giebt es elende Fürstendiener, die stolz sind auf ihre Slaverei und sich an

dem Goldglanz der Kerkerstäbe erfreuen – aber dennoch erwacht immer mächtiger in den Völkern der Naturdrang nach Freiheit, und dennoch werden sie ihren Kerker einmal zersprengen, sie werden sich mit rauschendem Flügelschlag in den lichten Aether der Freiheit erheben und vielleicht ihre früheren Kerkermeister in den leeren Käfig sperren zu Spott und Schande.«

Herr von Sarkow hatte hoch aufgehorcht, als Langenberg immer bitterer und höhnischer sprach – seine Wangen rötheten sich, seine Augen blitzten.

»Pfui, Herr Langenberg,« sagte Dorchen ängstlich und unruhig, indem sie sich bemühte, einen heitern, scherzenden Ton festzuhalten, kommen Sie schon wieder mit Ihrer Politik und Ihren demokratischen Geschichten? Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß mich das langweilt, und nun muß mein armes Vogelhänschen Ihnen gar noch Stoff dazu geben – sehen Sie nur, wie froh und zufrieden er in seinem Käfig ist,« fügte sie, auf den kleinen Vogel deutend, hinzu, der lustig an der Resedablüthe pickte. Aber es gelang ihr nicht, das bedenkliche Gespräch auf ein harmloses Gebiet hinüberzuführen – Herr von Sarkow war vorgetreten, hochmüthig kräuselte sich seine Lippe und in schneidend kaltem Ton sagte er:

»Herr Langenberg irrt sich, nur das niedrige und gemeine Federvieh muß in Käfige gesperrt werden; der edle Falke steigt von der Hand seines Herrn hoch in die Lüfte hinauf, das Wild zu jagen in der Freiheit des muthigen Kampfes, und dann kehrt er in freiem Gehorsam wieder auf die Hand seines ritterlichen Herrn zurück. So sind die Fürstendiener,

kein Käfig engt sie ein, keine Gefangenschaft drückt sie, unter dem freien, sonnenlichten Himmel suchen sie in freudigem Gehorsam Ruhm und Ehre.«

Langenberg lachte höhnisch.

»Und wenn sie sich blutig gerauft haben zur Freude ihres Herrn,« sagte er, »dann zieht ihnen dieser wieder die Kappe der Knechtschaft über den Kopf – die sehr viel Aehnlichkeit hat mit der preußischen Pickelhaube.«

Flammenden Blicks, hochaufgerichtet trat Herr von Sarkow vor ihn hin.

»Halt, mein Herr!« rief er drohend und gebieterisch – »kein Wort weiter, ich bin Preuße, und in meiner Gegenwart darf Niemand irgend eine Bemerkung über die Uniform meines Königs und Herrn machen, die die edelsten und besten Söhne meines Vaterlandes mit stolzer Freude tragen.«

»Ich habe keine Bemerkung über die preußische Uniform gemacht,« sagte Langenberg achselzuckend, indem er, ohne Herrn von Sarkow anzusehen, aufstand und seine Mütze nahm – »mag sie tragen, wem sie Freude macht, – aber so viel ist gewiß, daß die Pickelhaube eine ganz frappante Aehnlichkeit mit der Falkenhaube hat, die den gefangenen Vogel blendet und zur Knechtschaft dressirt.«

Er ging mit einem kurzen Gruß gegen die beiden erschrockenen Mädchen hinaus.

Schnell wie der Blitz eilte ihm Herr von Sarkow auf die Flur nach und vertrat ihm, ehe er noch die Hausthür erreicht hatte, den Weg.

»Mein Herr,« sagte er mit gedämpfter Stimme, »die Aeußerungen, die Sie soeben zu machen die Dreistigkeit hatten, sind für mich persönliche Beleidigungen, und ich fordere Sie auf, sie auf der Stelle zurückzunehmen.«

»Und wenn ich das nicht thue?« fragte Langenberg.

»So werden Sie begreifen,« erwiderte Herr von Sarkow, »daß Sie mir Rechenschaft zu geben haben über eine Beleidigung, die weit über die Grenzen des Corpscomments hinausgeht.«

»Ich bin gewohnt, Alles zu vertreten, was ich sage und thue,« antwortete Langenberg.

Ohne Gruß drängte er sich an Herrn von Sarkow vorbei und warf die Hausthür klirrend in's Schloß.

Die beiden Mädchen standen aneinander gedrängt wie verschüchterte Tauben auf der Schwelle des Wohnzimmers.

»Herr von Sarkow – bitte, Herr von Sarkow, hören Sie!« rief Dorchen.

Bleich, aber ruhig lächelnd trat der junge Mann zu ihnen heran.

»Was haben Sie gehabt?« fragte Dorchen, indem sie ängstlich seine Hand ergriff – »o, ich bitte Sie, lassen Sie ihn gehen – es ist so ein wilder Mensch, ich fürchte mich immer vor ihm, wenn er kommt, er kann einmal seine demokratischen Reden nicht lassen – nicht wahr,« fragte sie bittend, »es ist Nichts, Sie werden nicht weiter von der Sache mit ihm sprechen, es wird – es wird keine Folgen haben – nicht wahr. Sie versprechen mir das?«

»Seien Sie ganz ruhig, Fräulein Dorchen,« sagte Herr von Sarkow ganz heiter, »ich habe ihm meine Meinung gesagt, und Sie können gewiß sein, daß ich mit ihm nicht weiter über die Sache sprechen werde.«

»Ist das gewiß?« fragte Dorchen – »ganz gewiß – geben Sie mir Ihre Hand darauf?«

Er drückte ihre Hand und neigte den Kopf.

Noch einmal sah sie ihn besorgt und fragend an – aber seine lächelnde Miene schien sie zu beruhigen. Freundlich grüßend ging er davon, und als er sich an der Ecke der Straße noch einmal umsah, erblickte er in dem Fensterspiegel Dorchens liebliches Bild, wie sie ihm einen letzten Abschiedsgruß zuwinkte.

Als das Colleg beendet war und die Saxoborussen sich in der Walz'schen Conditorei zum Frühstück versammelten, führte Herr von Sarkow den Grafen Kronau in das kleine Hinterzimmer und theilte ihm das Vorgefallene mit.

Graf Kronau schüttelte bedenklich den Kopf.

»Das ist eine ernste Sache,« sagte er, »das kann mit einer gewöhnlichen Corpsspaukerei nicht abgemacht werden. Du bist entschlossen, sie zu verfolgen?«

»Fest entschlossen,« erwiderte Sarkow – »entweder Widerruf und Entschuldigung vor Zeugen oder die schärfste Forderung.«

»Langenberg ist ein vortrefflicher Säbelschläger, du bist darauf noch nicht eingepaukt,« sagte er mitleidig, das hübsche, jugendfrische Gesicht des jungen Renoncen betrachtend.

»Dann wähle ich Pistolen,« sagte Sarkow, »das gleicht Alles aus und scheint mir überhaupt für diesen Fall richtiger.«

»Gut also,« sagte Kronau, »das ist mir auch lieber so. Vor allem schweige jetzt gegen jedermann, auch gegen die Unsrigen; ich werde dein Secundant sein und mit dem ersten Chargirten der Schwaben sprechen, damit Alles mit strengster Discretion behandelt wird. Ein Pistolenscandal wird ernst genommen, und wir müssen alle Vorsicht anwenden

– vielleicht zieht Langenberg noch zurück, aber ich erwarte es kaum, er ist ein exaltierter Mensch voll revolutionärer Ideen.«

Beide traten wieder zu den übrigen, damit ein längeres Gespräch kein Aufsehen erzeuge.

»Die Damen aus Mannheim sind heute nachmittag draußen in der Nähe von Weinheim, im Schlosse der Gräfin Waldburg,« sagte Franz von Helmholt; »sie haben uns bitten lassen, hinauszukommen – ich habe Fräulein von Herbingen einen Augenblick auf dem Bahnhof gesprochen, sie hat mir besonders aufgetragen, den kleinen Fuchs von Sarkow mitzubringen – was meint ihr, wenn wir hinausführen?«

Luiz Antonio und Graf Steinborn gingen sogleich bereitwillig auf den Vorschlag ein.

»Ich kenne die Gräfin Waldburg nicht,« sagte Herr von Sarkow zögernd.

»Dann machst du heute deinen Besuch,« rief Franz Helmholt, »du mußt doch dorthin und nimmst gleich die Gelegenheit wahr, ich werde dich vorstellen, und Alles ist abgemacht. Wir haben gefrühstückt, laßt uns nicht erst zu Tisch gehen, um keine Zeit zu verlieren, und gleich von hier aus abfahren; die Damen kehren ohnehin früh nach Mannheim zurück, wir haben nur den Nachmittag für uns.«

Schnell wurden die Wagen bestellt, Fritz Helmholt und Graf Steinborn stiegen in den einen, Herr von Sarkow und Luiz Antonio in den andern, und in jenem schnellen Tempo, das die Heidelberger Kutscher stets innehielten, wenn die Saxoborussen ihre Fahrgäste waren, fuhr man auf der von hohen Walnußbäumen beschatteten Chaussee der Bergstraße nach Weinheim hin. Diesseits der Bergspitze, die die Ruine der alten Burg Windeck trägt und an deren Fuß sich das

freundliche Städtchen Weinheim ausbreitet, lag das großartige Schloß der alten Gräfin Waldburg, im alten Feudalstil erbaut und von einem weiten, prachtvollen Park umgeben.

Nach kurzer Fahrt war man dort angelangt.

Als die Saxoborussen vor dem großen Portal ausstiegen, drückte Luiz Antonio Herrn von Sarkow's Hand, und dieser fühlte, daß die Hand seines Freundes kalt und feucht war.

Die Gesellschaft befand sich in dem großen Gartensalon, dessen weitgeöffnete Thüren die milde Luft des erwachenden Frühlings einströmen ließen und der eine weite Aussicht auf den sich mit dem ersten grünen Schimmer bekleidenden Park darbot.

Herr von Sarkow wurde der alten Gräfin, die ihn mit freundlicher Herzlichkeit empfing, vorgestellt und folgte dann einem lächelnden Wink des Fräuleins von Herbingen, um sich an die Seite der schönen Lehrmeisterin zu begeben, die so liebenswürdig seine Erziehung übernommen hatte. Luiz Antonio unterhielt sich mit einigen Herren, indem er ganz zitternd zu der schönen Frau von Wartenstein hinübersah, die unnahbar in einem Kreise von älteren Damen saß. Auch Herr von Wartenstein trat zu dem jungen Brasilianer heran und unterhielt sich in seiner strengen und gemessenen Weise herablassend freundlich mit ihm. Aber immer unruhiger wurde der junge Mann, immer unzusammenhängender antwortete er auf die Fragen und Bemerkungen, die Herr von Wartenstein an ihn richtete, denn es war ihm nicht möglich, auch nur einen Blick von derjenigen zu erhalten, der seine ganze Seele entgegenflog; die schöne Frau schien entschlossen, die Augen nicht von ihrem Schooß aufzuschlagen; sie spielte mit ihrem Fächer, eifrig mit den alten Damen

an ihrer Seite sprechend, und wenn jemals ihre Augenwimpern sich erhoben, so streifte ihr Blick den jungen Dragonerofficier, der auf dem Ball in Mannheim sie vergebens um einen Tanz gebeten hatte.

Immer unruhiger wurde Luiz Antonio, und als es ihm endlich möglich war, das Gespräch, das er kaum weiter zu führen vermochte, abubrechen, ging er wie in einem verzweifelten Entschluß auf die schöne Frau zu, sie mit einer gleichgültigen Phrase, aber mit zitternder Stimme anredend. Sie antwortete ihm kühl, ohne die Augen aufzuschlagen. Nach einigen flüchtig gewechselten Worten rief sie den jungen Dragonerofficier zu sich heran, indem sie ihn fast gewaltsam in die Unterhaltung hineinzog.

Luiz Antonio drehte sich heftig um – seine Lippen bebten und sein Gesicht wurde erdfahl. Herr von Sarkow, der ihn beobachtet hatte, zitterte vor einer heftigen Scene, auch Fräulein von Herbingen schien ähnliches zu fürchten. Schnell erhob sie sich und führte mit einem lachenden Scherzwort Luiz Antonio zur Seite, der seiner selbst kaum mehr mächtig war – eine wilde Lustigkeit schien sich seiner zu bemächtigen, laut und lebhaft begann er mit Fräulein von Heilungen sich zu unterhalten, und aus der kleinen Gruppe, die diese mit ihm und Herrn von Sarkow in einer Ecke des großen Saales bildete, erschallte wiederholt helles, fröhliches Gelächter, jedermann mußte glauben, daß der feurige Brasilianer dem schönen Fräulein von Herbingen seine lebhaften Huldigungen weihte, – selbst Herr von Sarkow wurde irre an seinem Freunde und konnte kaum ein leises Gefühl von Unmuth überwinden, als er sah, daß seine schöne Erzieherin sich fast ausschließlich mit jenem beschäftigte.

Nun aber begann Frau von Wartenstein unruhig zu werden, sie schien kaum auf die galanten Worte des Dragonerofficiers zu achten, ihre Blicke suchten, aber immer vergebens, Luiz Antonio's Augen, und immer heftiger bewegte sich der Fächer in ihrer zitternden Hand. Herr von Wartenstein blickte immer finsterer zu seiner Gemahlin hinüber, – es schien, daß er ihre sichtbare Erregung der Unterhaltung mit dem Officier zuschrieb; endlich trat er ziemlich brüsk zu ihr heran und begann ein allgemeines Gespräch, indem er den Dragoner in fast herausfordernder Weise zu übersehen sich den Anschein gab.

Fräulein von Herbingen bemerkte die nach allen Richtungen gespannte Situation.

»Wie wäre es,« sagte sie, indem sie schnell aufstehend sich der Gräfin Waldburg näherte, »wenn wir ein wenig Musik machten – Herr von Souza weiß so hübsche Lieder zu singen.«

Die Gräfin nickte zustimmend.

Luiz Antonio erklärte mit finsternen Blicken fast unhöflich, daß er heiser und keines Tones mächtig sei.

Da näherte sich ihm Frau von Wartenstein, begierig die Gelegenheit ergreifend, um das immer peinlicher werdende Gespräch mit ihrem Gemahl abubrechen, und bat ihn lächelnd, zu versuchen, ob er nicht dennoch seiner Heiserkeit Herr werden könne.

Luiz Antonio zitterte bei ihrer Annäherung – einen Augenblick stand er verwirrt und un schlüssig da, dann aber trat er zum Flügel und begann nach einem kurzen Präludium in einer jener scharf accentuirten Melodien der altfranzösischen Romanzen zu singen:

»Dans un Moment de jalousie
J'ai cru puvoir – pardonne moi –
Briser de charme de ma vie
Le charme, qui m'enchaîne à toi.
J'ai voulu fuir mon esclavage,
J'ai voulu bannir ton image –
Mais – un regard est tombé sur moi
Et mon âme entière a volé vers toi!
Je t'aime, – je t'aime,
Sans toi je ne peux vivre un jour –
Je t'aime, je t'aime,
Rends moi mon coer ou rends moi ton
amour!«

Er hatte die Augen niedergeschlagen, während seine anmuthig weiche Stimme durch den Saal klang, nur bei den letzten Worten erhob sich sein glühender Blick zu Frau von Wartenstein, die lauschend seitwärts stand und nun das Zeichen zu lautem Beifall gab, in den die ganze Gesellschaft einstimmte. »Sehr schön,« sagte sie dann, »sehr schön – ich danke Ihnen, daß Sie meiner Bitte nachgegeben.«

Auch Herr von Wartenstein trat heran, um dem jungen Manne ein freundliches Compliment zu sagen; dann aber wendete er sich wieder mit drohender Miene zu seiner Frau, als ob er die Annäherung des jungen Dragoners zurückweisen wollte.

»Wie wäre es mit einem Spaziergang im Park?« rief Fräulein von Herbingen. – »Kommen Sie, Herr von Sarkow, Sie waren noch niemals hier, ich werde Ihnen meine Lieblingsplätze zeigen – komm mit. Elise,« fuhr sie fort, den Arm der Frau von Wartenstein ergreifend, »und Sie, Herr von Souza,

sollen uns ebenfalls begleiten. Sie haben so schön gesungen, daß Sie wohl eine Belohnung verdienen, und ich hoffe, es ist eine Belohnung für Sie, unser Cavalier zu sein.«

Eilig folgte Luiz Antonio den beiden Damen, die bereits an Sarkow's Seite den Gartensaal verlassen hatten. Auch der Dragonerofficier machte Miene, sich dem Spaziergange anzuschließen, aber Herr von Wartenstein, über dessen Gesicht bei Fräulein von Herbingens Aufforderung ein Schimmer zufriedener Zustimmung geflogen war, trat vor ihm in die Thür, den Ausgang mit seiner Person fast verschließend, und da die Damen sich mit schnellen Schritten bereits weit entfernt hatten, so wendete sich der Dragoner, unmuthig seinen Schnurrbart streichend, wieder zu der übrigen Gesellschaft zurück.

Als die Damen mit den beiden Studenten die dunkeln Gänge des Parks erreicht hatten, nahm Fräulein von Herbingen Sarkow's Arm und ging schnell voraus, so daß nach kurzer Zeit die beiden Paare durch eine ziemliche Entfernung voneinander getrennt waren. Fräulein von Herbingen plauderte heiter, neckisch und übermüthig mit ihrem jungen Begleiter, der sich heute noch mehr als auf dem Ball vollständig von dem eigenthümlichen und fast dämonischen Zauber ihres kühnen, stolzen Geistes und ihrer wechselvollen Laune bestrickt fühlte und kaum an seinen Freund dachte, der mit Frau von Wartenstein immer weiter zurückblieb und häufig auf dem gewundenen Wege hinter den Baumgruppen der Bosquets verschwand. »Unsre Lection ist für heute beendet,« sagte Fräulein von Herbingen endlich, indem sie sich rückwärts wendete, »ich hoffe. Sie werden fleißig repetiren und über Ihrer Jurisprudenz meinen Unterricht nicht vergessen.«

»Die Gefahr des Vergessens ist auf seiten der Jurisprudenz,« rief Herr von Sarkow feurig, indem er einen heißen Kuß auf die schöne Hand drückte, die sie ihm reichte, aber schnell wieder entzog, um ihrer Freundin entgegenzugehen, die, an Luiz Antonio geschmiegt, mit strahlenden Augen zu ihm aufblickte und den Worten lauschte, die er, sich herabbeugend, ihr in's Ohr flüsterte.

Beide fuhren auseinander, als Fräulein von Herbingen mit Herrn von Sarkow ihnen entgegentrat.

»Scheint die Sonne noch so schön.

Einmal muß sie untergehn« –

trällerte Fräulein von Herbingen leichthin, »und die heutige Sonne sinkt in der That hinab; wir müssen uns zur Abfahrt rüsten, um den Zug nach Mannheim nicht zu versäumen.«

Die beiden Paare blieben bei einander, und Fräulein von Herbingens leichter Sicherheit gelang es, eine allgemeine heitere Unterhaltung fortzuführen, an der Luiz Antonio mit glückstrahlenden Blicken lebhaft theilnahm, während Frau von Wartenstein in schweigende Träumerei versank.

Man brach auf. Fräulein von Herbingen erbat sich die Begleitung der Frau von Wartenstein und theilte deren Gemahl ihrer Schwester, der Frau von Starkenburg, als Cavalier zu. Herr von Wartenstein, der außergewöhnlich heiter war und Fräulein von Herbingen für den Spaziergang in den Park, zu dem sie seine Frau entführt hatte, sehr dankbar schien, nahm das vorgeschlagene Arrangement bereitwillig an, und so fuhren denn die Wagen der Damen und der Heidelberger Studenten unmittelbar hintereinander ab.

Als man etwa eine Viertelmeile gefahren war, begann der Kutscher des Wagens, in dem Fritz Helmholt und der Graf

Steinborn saßen, plötzlich in vollem Lauf seiner Pferde dahinzujagen, während die beiden Herren ihn durch laute Zurufe zu immer größerer Eile antrieben. Der zweite Kutscher, solcher schwindelnden Wettfahrten, wie sie die Studenten häufig auszuführen pflegten, gewohnt, jagte ebenfalls wie toll voran, um den ersten Wagen zu überholen. Luiz Antonio achtete kaum darauf, er war zu sehr mit seinen Erinnerungen beschäftigt; Herr von Sarkow blickte besorgt in den dunkelnden Abend hinaus – ein einziger Stein im Wege mußte bei dieser rasenden Fahrt die Räder zertrümmern.

Da plötzlich jagte ein dritter Wagen hinter ihnen her, dessen Pferde, durch den tollen Lauf der beiden ersten Gespanne aufgeregt, jene ebenfalls zu überholen strebten. In wahn sinniger Eile jagten die Wagen vorwärts – der dritte hatte Herr von Sarkow und Luiz Antonio bereits überholt – man hörte ängstliche Frauenstimmen in ihm; jetzt näherte er sich dem ersten Wagen, in wilder Eile wollten die Pferde vorbeistürmen, aber sie waren dem Graben an der Seite der Chaussee zu nahe gekommen – ein erschrockenes Aufsteigen der Pferde – ein gellender Angstruf, und der Wagen lag umgestürzt an dem Rande des Weges.

»Halt!« rief Herr von Sarkow, »halt, um Gottes willen!«

Mühsam brachte der Kutscher die Pferde zum Stehen.

Schnell waren die beiden jungen Leute zur Erde gesprungen und eilten dem umgestürzten Wagen zu. Aus ihm tauchte zuerst Fräulein von Herbingen auf, in heftigem Unwillen Herr von Sarkow, der ihr die Hand bot, mit einer Fluth von zornigen Worten überschüttend – Luiz Antonio beugte sich herab und hob in seinen Armen Frau von Wartenstein empor, die sich bleich und ängstlich an ihn anschmiegte und zitternd in seinen Armen ruhte.

»So machen Sie meinen Lehren Ehre?« rief Fräulein von Herbingen. »Ist es ritterlich, zwei Damen in solche Gefahr zu bringen um eines tollen Uebermuthes willen?«

Herr von Sarkow kniete vor ihr nieder und sagte mit ganz zerknirschter Miene:

»Die Gefahr ist Gott sei Dank vorüber, bestimmen Sie selbst die Buße, mein gnädiges Fräulein – wenn Sie befehlen, werden wir uns sogleich mit unserm Wagen hier ebenfalls in den Graben stürzen – freilich,« fügte er seufzend hinzu, indem er bittend ihre Hand drückte, »hätten wir dann keinen Platz mehr, um Sie sicher nach Heidelberg zu bringen, denn Steinborn und Fritz Helmholt sind bereits in weiter Ferne verschwunden und kümmern sich wenig darum was hinter ihnen vorgeht.« Fräulein von Herbingen mußte über die jammervolle Miene des Herrn von Sarkow, aus der doch so viel heiterer Uebermuth hervorblickte, laut lachen.

»Nein,« rief sie, »das geht in der That nicht – nicht Ihretwegen, Sie könnten sich zur gerechten Strafe für Ihre Unart Arm und Beine brechen, ohne daß ich Sie bemitleiden würde, aber die andern sind noch weit zurück, hier auf der offenen Landstraße können wir unmöglich bleiben, und in den Wagen mit den tollgewordenen Pferden setze ich mich nicht wieder. – Elise,« sagte sie, schelmisch zu ihrer Freundin hinüberblickend, die noch immer in Luiz Antonio's Armen ruhte, »Elise scheint auch milde und zum Verzeihen geneigt zu sein, also steigen wir ein, wir sind ja auf Ihren Schutz angewiesen, der uns freilich nach dieser Probe sehr wenig Vertrauen einflößen kann.«

Herr von Sarkow untersuchte mit dem Kutscher, der nur einige leichte Beulen erhalten hatte, die Pferde; sie waren völlig unbeschädigt und standen zitternd und schnaubend

da; auch an dem Wagen war Nichts gebrochen, er wurde wieder aufgerichtet, und die beiden Damen stiegen zu den Studenten ein, die ihnen gegenüber auf dem Rücksitz Platz nahmen. In kurzem Trabe fuhr man auf der Straße nach Heidelberg weiter, während der Wagen der Frau von Wartenstein folgte. Der Unfall war bald vergessen, und fast schien es, als ob alle Beteiligten damit durchaus zufrieden seien: Herr von Sarkow und Fräulein von Herbingen sprachen laut und heiter miteinander in der eigenthümlichen, halb leicht neckischen, halb feurig galanten Weise, die sich zwischen ihnen entwickelt hatte – die flüsternde Unterhaltung zwischen Frau von Wartenstein und Luiz Antonio wurde durch das Rollen des Wagens übertönt, aber sie saßen nahe zu einander hinübergebeugt, trotz der herabsinkenden Dunkelheit mußten sie in ihren Augen lesen können, denn ihre Blicke lösten sich nicht voneinander, und Frau von Wartenstein schien es nicht zu bemerken, daß ihre Hand in der des jungen Mannes ruhte.

Als man auf dem Bahnhofe ankam, färbte höheres Roth die Wangen der schönen Frau, und Luiz Antonio's Augen leuchteten in glücklichem Entzücken. Bald kamen die andern Wagen heran – der Dragonerleutnant hatte die Fahrt mit einigen alten Damen gemacht, und Herr von Wartenstein schien auch jetzt mit dem ganzen Arrangement ungemein zufrieden; er dankte Luiz Antonio und Herrn von Sarkow für den Beistand, den sie seiner Frau bei dem Unfall geleistet, den er von dem langsam fahrenden Kutscher erfahren hatte.

Die Gesellschaft trennte sich, der Zug fuhr nach Mannheim, Fräulein von Herbingen erlaubte Herrn von Sarkow,

ihre Hand zu küssen, Frau von Wartenstein nahm durch eine stumme Verbeugung von Luiz Antonio Abschied. —

Die Saxoborussen begaben sich, da der Abend noch nicht weit vorgeschritten war, auf den Riesenstein. Sie fanden dort das ganze Corps versammelt und wurden mit vielen Ganzen begrüßt, die man ihnen von allen Seiten zutrank. Herr von Sarkow stimmte laut in die allgemeine Heiterkeit mit ein, während Luiz Antonio schweigend und träumerisch an seiner Seite saß und ihm von Zeit zu Zeit die Hand drückte, als müsse er dem Freunde in irgend einer Weise wenigstens ein äußeres Zeichen von dem Glück geben, das ihn erfüllte. Bald erschien der Cartellträger der Vandalen, die für die Corpsspaukerei am nächsten Morgen ihren Bestimmungstag hatten. Auf der Liste, die ohne Veränderung angenommen wurde, stand Prollmann mit Herrn von Sarkow, der ganz glücklich darüber war, so schnell eine Gelegenheit zu der ersten der drei Paukereien zu finden, die für die Erlangung des Corpsbandes nothwendig waren. Der Cartellant blieb etwa eine halbe Stunde, von allen Seiten wurde ihm mit der bei solchen Gelegenheiten üblichen entgegenkommenden Höflichkeit zgetrunken. Bald wurde die Kneipe aufgehoben, da die Paukereien schon früh am nächsten Morgen beginnen sollten, und als Luiz Antonio seinem Freunde Sarkow, nachdem sie nach Hause zurückgekehrt waren, noch sein volles Herz ausschütten wollte, drängte dieser ihn sanft in sein Zimmer und sagte lächelnd:

»Träume, lieber Freund, träume, heute kann ich dich nicht anhören, ich bedarf des Schlafes, um morgen ein sicheres Auge und ein festes Handgelenk zu haben.«

ACHTES CAPITEL.

In der Frühe des nächsten Morgens vollzog sich von dem Neckarthor aus eine eigenthümliche, einem uneingeweihten Auge kaum bemerkbare und dennoch streng militairisch geordnete strategische Operation. Eine Anzahl alter Weiber, die auf kleinen Handkarren Körbe voll Weißbrod und Gemüse aller Art vor sich her schoben, zogen nacheinander über die große Neckarbrücke nach dem andern Ufer hin, an dem dem Flusse entlang der Weg nach der Hirschgasse führt. Alle diese Frauen, die untereinander in keinem Zusammenhang zu stehen schienen, wählten sich an der Seite der Chaussee in Zwischenräumen von etwa dreißig bis vierzig Schritten ihre Plätze; sie setzten sich auf die umgekehrten Schiebkarren und stellten ihre Körbe vor sich hin, als ob sie, zum Markte kommend, hier eine kurze Rast zu halten gedächten. Eine jede dieser Frauen führte einen großen Regenschirm von rothem oder blauem Baumwollenstoff bei sich, den sie neben ihren Korb lehnte, um sich dann einem ruhigen, beschaulichen Nachdenken zu überlassen, wobei jedoch eine jede Sorge trug, ihre nächste Nachbarin scharf im Auge zu behalten.

Den Frauen folgten, ebenfalls einzeln aus dem Neckarthor hervorkommend, eine Anzahl kleiner, halbwüchsiger Jungen, die in ebenso regelmäßigen Zwischenräumen wie jene ihre Plätze auf dem steinernen Geländer der Neckarbrücke einnahmen. Dort blieben sie sitzen, in den schnell dahinschießenden Strom hinabblickend und zuweilen einen Stein in die grüne Fluth werfend, um sich an den weiten Ringen zu ergötzen, die er bildete, wie das Wohl spielende

Knaben zu thun pflegen, – einem aufmerksamen Beobachter wäre es dabei nur auffallend gewesen, daß diese Knaben von der unruhigen Beweglichkeit ihres Alters ganz frei zu sein schienen, und ebenso fest wie die alten Frauen auf ihren Plätzen ausharrend, ihr auf die Dauer wenig unterhaltendes Spiel unermüdlich fortsetzten. Es war dies die Postenkette, die die Bestimmung hatte, nach der Hirschgasse hin sogleich von jeder verdächtigen Annäherung eines der Universitätspedellen Nachricht zu geben, um die von diesen Wächtern der akademischen Gesetze mit dem Aufgebot ihrer ganzen Schlauheit und List immer von Neuem wieder angestrebte Abfassung einer Paukerei zu verhindern.

Als diese sonderbare strategische Aufstellung vollendet war, trat der rothe Schiffer aus dem Neckarthor so sorglos und behaglich, als ob er nur daran denke, sich im Strahl der freundlichen Morgensonne des erwachenden Frühlingstages zu freuen. Er schlenderte langsam über die Brücke, klopfte die auf dem Geländer sitzenden Jungen auf die Schulter und sprach mit jedem der alten Weiber einige Worte, indem er die Gemüse in ihren Körben betrachtete oder auch eine darin befindliche Semmel nahm, die er weiterschreitend verzehrte und mit einem Schluck aus der Feldflasche befeuchtete, die er stets bei sich trug.

Als er so bis vor den Eingang der Hirschgasse gekommen war, ging er langsam über den Hof der Wirthschaft und trat in den großen Saal, in dem vor kurzem die vereinigten Corps ihren Antrittscommer gehalten hatten. Der Wirth hatte bereits in einem geräumigen Vorzimmer des Hauptsaaes die Paukgeräthschaften bereitgelegt, die von einem Gehilfen des rothen Schiffers in einem kleinen Boot über den Neckar hierhergefahren waren. Hier lagen die großen

Paukhosen von starkem, gepolstertem Büffelleder, die die halbe Brust, den Unterleib und die Beine bis zum Knie bedeckten; die Armstulpen von vielfach übereinander genähtem Seidengewebe, die den rechten Arm auch gegen den schärfsten Hieb sicher schützten, und die zahlreichen Schlägerkörbe in den Farben der Vandalen und Saxoborussen. Der rothe Schiffer prüfte die besonders verpackten breiten Klinsen, die etwa bis zur Hälfte hin haarscharf geschliffen waren, und schraubte sie dann sorgfältig in die Korbgriffe ein, wobei er nicht unterließ, von Zeit zu Zeit einen Schoppen rothen Affenthaler auf einen Zug zu leeren.

Nach kurzer Zeit trat der sogenannte Paukdoctor, Gallus Meier, in das Vorzimmer ein, aus dessen Wagen der Hausknecht der Hirschgasse ein großes Packet heraustrug. Der Doctor Gallus Meier war ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit stark geröthetem, scharf geschnittenem Gesicht, dessen untere Hälfte durch einen starken dunkeln Vollbart verdeckt war und aus dem stechende schwarze Augen hinter einer runden Brille scharf und durchdringend hervorblickten. Er war ein geschickter Mediziner, dessen unruhiges Wesen ihn aber nicht zu einer festen Praxis hatte gelangen lassen; sein unregelmäßiges Leben und seine bei jeder Gelegenheit laut kundgegebenen roth-democratischen Gesinnungen hatten ihm seine Stellung unter seinen Collegen und in der besseren Gesellschaft der Stadt verdorben, sein jovial burschikoses Wesen aber und besonders seine außerordentliche Geschicklichkeit in der chirurgischen Wundenbehandlung erhielten ihm die Gunst der Studenten und die einträgliche Stellung als Paukdoctor, die ihm erlaubte, auf jede andre Praxis zu verzichten.

Der Doctor öffnete sein Packet, nahm daraus große Stücke von altem, weichem Leinen in den verschiedensten Formen, Charpie und ein großes Etui mit Messern, Scheeren und Fleischnadeln hervor; er breitete Alles auf einem Tisch aus, indem er sorgfältig die Beschaffenheit jeden Stückes Leinen und die Schärfe jedes Messers prüfte, wobei er ebenso wie der rothe Schiffer sich mit mehreren Schoppen vortrefflichen rothen Affenthalers stärkte.

Bald kamen die Studenten der verschiedenen Corps schnell hintereinander theils zu Fuß, theils zu Wagen an; zuerst die Saxoborussen und die Vandalen, dann die Schwaben, Rhenanen und Westphalen, und der Saal füllte sich mit den Trägern der verschiedenen Corpsfarben, die sämmtlich zu dieser frühen Stunde ein wenig abgesspannt und übernächtig aussahen und durch verschiedene kräftige Getränke ihre Lebensgeister zu wecken suchten.

Das erste Paar des Bestimmzettels war Graf Kronau und der Senior der Vandalen, der Studiosus Brookmeier aus Hamburg, ein kräftiger junger Mensch von starker, unteretzter Figur. Beide waren gleich sichere und elegante Schläger, ihre Hiebe fielen scharf und sicher, aber sie wurden auch jedesmal ebenso geschickt und sicher parirt, so daß nur die Klängen gegeneinander klirrten, ohne daß es dem einen oder dem andern gelang, die Parade des Gegners durchzuschlagen. Als die commentmäßig vorgeschriebenen fünfzehn Minuten vorüber waren, hatte Graf Kronau einen ganz leichten, kaum sichtbaren Riß auf der Wange, und sein Gegner einen ebenso feinen Streifen auf der Brust – zwei Blutige ohne Nadeln, die kaum verdienten, in das Paukbuch eingetragen zu werden. Die ganze Paukereie zwischen den beiden Gegnern, die einander vollständig gewachsen waren und

schon mehrmals ihre Kräfte gemessen hatten, war mehr eine Parade, eine Art von höflicher Begrüßung beim Beginn des Semesters, jeder war überzeugt, daß Nichts dabei herauskommen würde, und viele der Zuschauer waren in das Gastzimmer der Wirthschaft hinabgegangen, um sich durch ein warmes Frühstück zu stärken, da die Paukerei keine Neugier und kein Interesse erregte.

Um so gespannter sah man der zweiten Paukerei zwischen Prollmann und Herrn von Sarkow entgegen. Prollmann stand im zweiten Semester und war als geschickter Schläger bekannt, besonders aber gefürchtet wegen der gewaltigen Kraft, mit der er seine Hiebe führte, denen auch die festeste Parade nur schwer widerstehen konnte; allgemein war man begierig, zu sehen, wie sich der Fuchs der Saxoborussen, dessen schlanke und geschmeidige Gestalt dem hühnerhaften Prollmann gegenüber fast schwächlich erschien, einem so bedenklichen und gefürchteten Schläger entgegenstellen werde.

Als Herr von Sarkow das weite Paukhemd von grobem Segeltuch über die bloße Brust gezogen und ihm die mit alten Blutflecken bedeckten Paukhosen angeschnallt wurden, fühlte er trotz der Freude, mit der er diesem ersten Waffengang zur Ehre seines Corps entgensah, in dem kalten Luftzug, der durch die geöffneten Fenster hereindrang, ein leises Frösteln.

»Trink ein Glas Wasser mit Cognac,« sagte Graf Kronau, der das Bandagiren des Armes und der Achselhöhle überwachte und mit Besorgniß seinen jungen Freund erbleichen sah, »das stärkt und erwärmt.«

Unwillig über seine körperliche Empfindlichkeit und entsetzt bei dem Gedanken, daß man diese als Furcht auslegen

könnte, lehnte Herr von Sarkow jede Stärkung ab und bot all' seine Willenskraft auf, um das fröstelnde Zittern, das ihn immer von Neuem überkam, zu überwinden.

Endlich war der Anzug vollendet, während dessen der Doctor Gallus Meier von Neuem seine Messer und Nadeln prüfte und mit der Hand die Temperatur des Wassers in den bereitgestellten großen Schalen abmaß. Graf Kronau war Zeuge, Lord Fitzgerald Secundant. Der Senior der Westphalen war ersucht worden, das Amt des Unparteiischen zu übernehmen. Die große Mütze von starkem weißem Tuch mit den Corpsfarben und einem weit vorstehenden Schirm wurde Herrn von Sarkow auf den Kopf gesetzt, und man trat in den Pauksaal. Der Unparteiische stellte sich vor einen hölzernen Stuhl, auf dem ein Stück Kreide lag, um die einzelnen Gänge durch Striche zu bezeichnen; er hielt die Uhr in der Hand, um genau die Zeit der einzelnen Gänge zu messen, und rief mit lauter Stimme sein »*Silentium!*« in die laute Unterhaltung der Versammlung hinein. Die beiden Paukanten standen sich gegenüber. Graf Kronau hielt den Schläger bereit, Lord Fitzgerald stellte sich, die rückwärts gekehrte Waffe in der Hand, neben Herrn von Sarkow, um sofort zwischen die Kämpfenden einspringen zu können.

In dem Augenblick, als auf den Ruf des Unparteiischen ein allgemeines tiefes Schweigen eintrat, nahm Herr von Sarkow die schützende Paukmütze ab und warf sie weit hinter sich zurück.

»War die Forderung ohne Mützen?« fragte der Unparteiische ein wenig verwundert.

»Ich bedarf der Mütze nicht,« erwiderte Herr von Sarkow, indem er seinen Gegner hochmüthig ansah.

»Du hast unrecht,« sagte Graf Kronau leise, »er schlägt fürchterliche Terzen.«

»Halt nur die alte Regel fest,« sagte Fritz von Helmholt, der in der Nähe stand, »und parire nie mit dem Kopf, sondern mit der Klinge.«

Sarkow nickte ihm lächelnd zu.

In diesem Augenblick hatte bereits Prollmann ebenfalls seine Mütze weit zurückgeworfen.

»Auf die Mensur!« ertönte das Commando. »Fertig – los!«

Graf Kronau drückte den Schläger in Sarkow's Hand, und im nächsten Augenblick standen sich die beiden Paukanten gegenüber. Eine Zeitlang blieben ihre Klingen gegeneinander gekreuzt, während ihre ganze Seele in ihren sich gegenseitig überwachenden Augen zu liegen schien. Endlich zog Herr von Sarkow eine steile Quart an, fast in dem gleichen Augenblick schlug Prollmann eine hohe Terz, und obgleich Herr von Sarkow so hoch als möglich parirte, fühlte er doch, einen dröhnenden Schlag auf seinen Kopf, die wuchtig geführte Klinge hatte sich über den durch den Stulp geschützten Arm geschmiegt und mit flachem Hiebe den Kopf getroffen, zwar ohne zu verwunden, aber doch schmerzhaft wie ein ziemlich starker Stockschlag.

»Halt!« rief Lord Fitzgerald, und schnell wie der Blitz fuhr seine Klinge zwischen die beiden Duellanten, eine zweite schnell nachgezogene Terz Prollmann's abhaltend.

»Der Secundant hat vorgelegen,« sagte der Zeuge Prollmann's, »und den Hieb abgefangen.«

»Nicht vorgelegen,« antwortete Lord Fitzgerald, »bitte den Unparteiischen um Entscheidung.«

»Es war nicht vorgelegen,« sagte der Unparteiische – und schweigend wurde diese Entscheidung, gegen die es keine Appellation giebt, angenommen.

Der zweite Gang begann. Herr von Sarkow war warm geworden, sein Kopf schmerzte ihn, das leichte, höhnische Lächeln, das um Prollmann's Lippen schwebte, reizte ihn, und heftig schlug er abermals an – aber wiederum traf ihn fast in demselben Augenblick Prollmann mit einer flachen Terz dröhnend auf den Kopf. Abermals sprang Lord Fitzgerald ein, abermals entschied der Unparteiische, daß nicht commentwidrig vorgelegen sei, und die beiden Gegner gingen zum dritten Gange vor. Herr von Sarkow zog auch diesmal eine hohe Quart an, aber als Prollmann sogleich wieder von hoch herab seine wuchtige Terz nachschlagen wollte, parirte Sarkow nur ganz leicht, um die Klinge des Gegners flach zu stellen, und während diese dröhnend auf seinen Kopf schlug, zog er, die ganze Geschmeidigkeit seines Handgelenks aufbietend, von unten her eine tiefe Quart durch, ehe Prollmann in die Parade wieder zurückkehren konnte. Man hörte einen eigenthümlich weichen und matten Ton, der Vandalensecondant sprang vor, und ein rother Blutstrom stürzte von Prollmann's Gesicht auf den Boden herab.

Ein allgemeiner Ruf des Erstaunens durchklang den Saal, alle drängten näher heran; der Zeuge und der Secundant der Vandalen beschäftigten sich mit dem verwundeten Prollmann, während die Saxoborussen Herrn von Sarkow glückwünschend umringten.

Prollmann's ganzes Gesicht war vom linken Ohr über die Oberlippe hin in schnurgerader Linie durchschlagen, unaufhaltsam strömte das Blut herab, große rothe Flecke auf der Erde bildend.

»Weiter,« sagte Prollmann, heftig mit dem Fuß auf den Boden tretend – »weiter, ich kann die Zeit aushalten.«

Sein Zeuge reichte ihm wieder den Schläger, er wollte vortreten, aber das Blut stürzte so heftig herab, daß er mit einem grimmigen Laut kopfschüttelnd stehen blieb.

»Biete Satisfaction an,« flüsterte Graf Kronau Herrn von Sarkow zu, »fünfzehn Nadeln kommen dabei doch heraus, die Abführung können wir fallen lassen, – gegen ein Corps wie die Vandalen ziemt es sich, jede Rücksicht zu nehmen.«

Herr von Sarkow ließ durch Lord Fitzgerald Satisfaction bieten; sie wurde angenommen, und Prollmann warf Herrn von Sarkow trotz seines Zornes einen dankbaren Blick zu, als er, auf den Arm seines Zeugen gestützt, nach dem Nebenzimmer ging, um sich der Sorge des schon bereit stehenden Doctor Gallus Meier zu überlassen. Prollmann wurde des schweren Paukzeuges entledigt, der Doctor wusch die Wunde, erklärte, daß sie vortrefflich geschlagen sei und schnell heilen werde, und begann dann das Geschäft des Nähens, indem er die getrennten Theile durch die breiten Fleischnadeln zusammensteckte und diese dann mit starkem Zwirn umwickelte. Prollmann hielt muthig aus. Herr von Sarkow, der sich ebenfalls bereits umgekleidet hatte, begann nun die Folgen der schweren flachen Hiebe auf seinen Kopf zu empfinden, eine starke Geschwulst stellte sich ein, und heftige Schmerzen machten sich fühlbar; aber er achtete dieser nicht, die Hiebe hatten ja nicht blutig gesessen, und er hatte in seiner ersten Paukereie dem Paukbuch eine glänzende Zierde erkämpft, denn der Doctor hatte bereits fünfzehn Nadeln verbraucht, und es waren, wie er sagte, noch drei bis vier nöthig, um die ganze Wunde zusammenzufügen.

Die Vandalen schickten sich an, mit dem verwundeten Prollmann nach der Stadt zurückzufahren, da stürzte plötzlich der Wirth der Hirschgasse mit dem lauten Ruf herein:

»Der Pedell kommt – der Pedell kommt!«

Während der Doctor Prollmann's Wunde nähte und die ganze Versammlung in der Hirschgasse in lebhaften Gesprächen der Verwunderung über den so unerwarteten Ausgang dieser Paukerei und über die wunderbare Tiefquart des hoffnungsvollen Saxoborussenfuchses Worte gaben, hatte sich draußen auf der Brücke und am Neckarufer eine eigenthümliche Bewegung bemerkbar gemacht. Aus dem Neckarthor war ein kleiner Junge hervorgelaufen und hatte seine Mütze hoch in die Luft geworfen; sogleich hatte der erste der auf dem Geländer der Neckarbrücke sitzenden Jungen dieses Zeichen bemerkt und seinerseits wiederholt; das Gleiche hatten die Uebrigen gethan bis zu demjenigen, der der ersten der alten Frauen am Neckarufer zunächst postirt war; die alte Frau hatte dann den großen Regenschirm genommen, der neben ihrem Korbe stand, und diesen über ihren Kopf ausgespannt, unmittelbar darauf folgte die nächste Nachbarin ihrem Beispiel, und in weniger als einer Minute waren die sämmtlichen Marktfrauen, die eine so außergewöhnliche lange Rast am Rande der Straße hielten, von blauen oder rothen Regenschirmen bedeckt, ohne daß man an dem wolkenlosen blauen Himmel die geringste Spur eines drohenden Regenwetters bemerken konnte. Als der vor der Thür der Hirschgasse stehende Hausknecht den aufgespannten Regenschirm der unmittelbar vor dem Eingange sitzenden Frau erblickte, benachrichtigte er eiligst den Wirth, und dieser stürzte mit dem Ruf: »Der Pedell kommt!« nach dem Saal hinauf.

Der Ruf hatte eine magische Wirkung. Mit kaltblütiger Umsicht bemächtigte sich der rothe Schiffer der sämtlichen Schläger und des Paukzeuges, und in wenigen Augenblicken war Alles in eine besonders dazu bestimmte Kammer verschlossen. Prollmann wurde in das Schlafzimmer der Wirthin geführt und in deren großes Himmelbett niedergelegt, dessen zugezogene Vorhänge ihn vollständig verbargen. Der Doctor packte seine Bandagen ein, und der rothe Schiffer wusch sorgfältig die Blutflecken von den Dielen des Saales.

Als so alle verdächtigen Beweisstücke entfernt waren, setzten sich die sämtlichen Studenten, ihre Wein- oder Biergläser in der Hand, an die verschiedenen Tische, als ob sie nur zu einem Frühschoppen hinausgekommen wären, und erwarteten die Ankunft des wieder einmal um seinen Fang betrogenen Pedellen. Doch der rothe Schiffer, der seinen Platz am Giebelfenster der Hirschgasse eingenommen hatte, spähte vergebens das ganze Neckarufer entlang, nirgends konnte er die Gestalt eines der Pedellen entdecken, die er doch auf die weiteste Entfernung hin zu erkennen geübt war, nur ein mit Stroh beladener Wagen fuhr langsam über die Neckarbrücke, sonst sah man kaum einen Menschen auf dem ganzen Wege.

»Donnerwetter!« rief er wüthend, »es ist ein falscher Lärm, die Wachen haben sich anführen lassen, ich werde alle alten Weiber zum Teufel jagen, wie können sie sich unterstehen, uns solchen unnützen Schreck zu machen. Darauf muß der rothe Schiffer einmal einen Ganzen trinken oder zwei, einen für den Herrn Saxoborussen und einen für den Herrn Vandalen – her damit, Herr Wirth, Sie sehen ja, daß die Herren es befehlen.«

Er leerte die schnell herbeigebrachten Schoppen, während er der Vorsicht halber unablässig weiter durch das Fenster spähte.

Da kam schnell über den Neckar her ein kleines Boot geschossen, ein kleiner Junge sprang heraus und stürmte die Hirschgasse herauf. Athemlos trat er in den Saal und rief, nachdem der rothe Schiffer ihn ergriffen und auf einen Tisch gestellt hatte:

»Der Pedell kommt – Michelmann kommt – der lange Michelmann.«

»Das lügst du in deinen Hals hinein, miserable Kröte,« sagte der rothe Schiffer, »Nichts ist zu sehen auf dem ganzen Wege, und ich würde doch Michelmann noch eher sehen, wenn er dort her käme, als den Kirchthurm von Handschuchsheim.«

»Er kommt auch nicht gegangen,« rief der kleine Junge mit verschmitztem Lachen, »er hat geglaubt, es diesmal recht schlau zu machen, er hat sich in einen Strohwagen versteckt, um an den Wachen vorbeizukommen und hier dicht vor der Hirschgasse erst herauszusteigen. Ich habe ihn bewacht von heute morgen an und habe es gesehen, wie er mit dem Bauer verhandelte und sich in dessen Stroh steckte; da habe ich erst die Wachen allarmirt und dann bin ich schnell über den Neckar hierhergekommen, um den Herren Bescheid zu sagen – dort, dort!« rief er aus dem Fenster zeigend – »dort kommt der Wagen, da steckt er drin.«

Ein allgemeines Jubelgeschrei und helles Lachen erfüllte den Saal. Der rothe Schiffer warf seine Mütze an die Decke und trank von den nächststehenden Tischen sämtliche Gläser leer, die er erreichen konnte.

»Hurra!« rief er laut – »hurra, Michelmann im Strohwagen, das ist ein Hauptspaß; wir müssen das Stroh kaufen und ein Freudenfeuer davon machen, damit er etwas angeröstet wird und ihm die Lust zum Spioniren vergeht.«

Graf Kronau hatte schnell einige leise Worte mit dem Senior der Vandalen gewechselt.

»*Silentium!*« rief er dann mit lauter Stimme durch den Saal – »alle sollen uns folgen und thun, was wir thun werden; schnell, es ist keine Zeit zu verlieren, der Wagen kommt immer näher.«

Er ging mit Brookmeier voran, die Uebrigen folgten in buntem Gemisch der verschiedenen Corps. Die unerwartete Nachricht und die Aussicht auf einen ausgezeichneten Streich hatten alle Gegnerschaft zwischen den verschiedenen Farben verschwinden lassen, alle fühlten sich eins, wo es galt, den spionirenden Pedell zu überlisten und ihm sein Nachspüren nach den Paukereien zu verleiden. Graf Kronau und Brookmeier gingen scheinbar heiter und freundschaftlich miteinander plaudernd auf der Straße nach Heidelberg hin, die Uebrigen bedeckten in bunten Gruppen die ganze Breite des Weges, so daß der langsam heranfahrende Strohwagen gezwungen war, einen Augenblick vor dieser menschlichen Mauer zu halten, die die Straße sperrte.

»Dies ist der Fahrweg, meine Herren!« rief der Bauer von dem Wagen herab, »ich habe keine Zeit, mich hier aufzuhalten, machen Sie Platz.«

»Seid doch nicht gleich so grob und unhöflich, alter Freund,« sagte Graf Kronau, während die Reihen sich immer dichter vor den Köpfen der Pferde zusammenschlossen, »wir wollen Euch ja nur ein Compliment über Euer Stroh machen

– in der That ein ganz vortreffliches Stroh, was wollt Ihr für die Ladung?«

»Sie sollen mich nicht foppen, meine Herren, ich verbitte mir das; was wollen Sie mit meinem Stroh? Es giebt wohl Menschen,« fügte er spöttisch hinzu, »die genug davon im Kopfe haben, mehr als ich davon auf meinen Wagen laden kann.«

»Und doch gefällt mir Euer Stroh,« sagte Graf Kronau – »aber ich glaube kaum, daß es durchweg von gleicher Qualität ist, das müßte man freilich erst untersuchen, ehe ich einen Handel mit Euch machen kann.«

Er trat bei diesen Worten mit Brookmeier an den Wagen heran, und beide fuhren mit ihren dünnen, feinen Spazierstöckchen an verschiedenen Stellen tief in die übereinander geschichteten Strohbündel hinein. Kaum bemerkten dies die Uebrigen, als sie sämmtlich an den Wagen herantraten und ebenfalls mit ihren Stöcken nach allen Richtungen hin in das Stroh stießen.

Laut scheltend erhob der Bauer seine Peitsche und wollte davon fahren, aber der rothe Schiffer stand unbeweglich wie eine Mauer unmittelbar vor den Pferden und sagte ganz kaltblütig, indem er den Thieren in die Zügel fiel:

»Holla, guter Freund, seht Ihr nicht, daß hier Menschen stehen – wißt Ihr nicht, daß Ihr Niemand auf der offenen Straße überfahren dürft, die mir so gut gehört wie Euch?«

»So scheert Euch zum Teufel!« rief der Bauer wüthend, »und gebt den Weg frei, Ihr seht ja meinen Wagen, und wenn Ihr nicht Raum gebt, so muß ich Euch überfahren und werde es bei Gott thun.«

»Ruhig – ruhig, guter Freund,« erwiderte der rothe Schiffer, indem er mit seinen gewaltigen Armen die mageren und

abgearbeiteten Pferde zurückdrängte, »nicht so schnell, ich muß doch erst überlegen, nach welcher Seite des Weges hin ich Euren wilden Pferden am sichersten ausweichen kann, damit diese gefährlichen Thiere einem armen alten Mann wie mir keinen Schaden thun.«

Während dieses Zwiegesprächs, das allen außer dem Fuhrmann ein ganz außerordentliches Vergnügen bereitete, hatten die sämtlichen Studenten lachend und den erbitterten Fuhrmann immer weiter neckend, dessen Strohladung unausgesetzt mit ihren Stücken durchstöbert.

Plötzlich sah man, wie das Stroh sich heftig zu bewegen begann, einige der aufgeschichteten Bündel flogen zur Seite, und mit einem lauten Schmerzensruf schoß in der Mitte des Wagens eine außergewöhnlich lange, magere Gestalt in einem bis an den Hals zugeknöpften blauen Rock, das bleiche, schnurrbärtige Gesicht von kurzgeschorenem grauem Haar umrahmt, kerzengerade empor. Ein allgemeiner jubelnder Zuruf begrüßte die plötzliche Erscheinung des langen Mannes, der einen kleinen blutenden Riß unmittelbar unter dem Auge mit der Hand bedeckte und die andre Faust drohend emporhob.

»Guten Tag, Herr Michelmann!« rief Graf Kronau, indem er spöttisch seine Cerevismütze abnahm, »Sie machen eine Morgenspazierfahrt? Welch unerwartetes Vergnügen, Ihnen hier zu begegnen, Sie haben Ihren Platz da vortrefflich gewählt, so weich und bequem und ungestört von neugierigen Blicken.«

»Guten Morgen, Herr Michelmann!« riefen die übrigen Studenten im Chor, indem alle ihre Mützen abnahmen und sich tief vor dem ganz fassungslos in der Mitte des Strohwaagens dastehenden Pedellen verbeugten.

»Hurra, Michelmann, – es lebe Michelmann!« rief eine Stimme, und sofort fielen alle laut jubelnd in diesen Ruf ein, am lautesten der rothe Schiffer, der seine Mütze mehrmals hintereinander bis zu schwindelnder Höhe emporwarf.

»Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren, nehmen Sie sich in Acht!« rief der Pedell, der mit seiner etwas dumpfen, heiseren Stimme vergeblich die sich immer wieder erneuernden Hurrarufe zu übertönen versuchte – »nehmen Sie sich in Acht, es fehlte wenig, so hätten Sie mir das Auge ausgestochen mit Ihren verdammten Stöcken, nun wollen Sie mich hier noch auf der offenen Straße verhöhnen, ich werde das dem hohen Senat anzeigen.«

»Aber, mein Gott, mein lieber Herr Michelmann,« sagte Graf Kronau mit einer harmlos einfältigen Miene, die die allgemeine Heiterkeit noch mehr steigerte, »warum sind Sie denn so böse, was wollen Sie denn anzeigen – der hohe Senat kann sich doch nur freuen, wenn wir seinen vortrefflichen Diener mit einem so lauten Ausdruck unsrer Sympathie und Hochachtung begrüßen.«

»Das wird sich finden,« rief Michelmann, von dem Wagen herabsteigend, »das wird sich finden – ich verlange Ihre Hochachtung nicht – und Sie haben gepaukt auf der Hirschgasse – das wird sich finden, Alles wird sich finden – gleich auf der Stelle gehe ich zum Herrn Universitätsrichter.«

Er wendete sich der Stadt zu, während der Bauer, dessen Pferde der rothe Schiffer jetzt freigab, fluchend auf der Neckarstraße davonfuhr.

Graf Kronau rief Herrn von Sarkow heran, schob ihn vor sich her, so daß er unmittelbar hinter den Pedellen zu stehen kam, und drängte ihn dann langsam vorwärts, indem

er selbst hinter ihm herschritt. Brookmeier folgte etwa in einem Schritt Entfernung dem Grafen Kronau, die Uebrigen begriffen ohne alle weitere Anweisung sogleich, um was es sich handelte, der laute Jubel verstummte augenblicklich, mit ernsten Mienen traten die sämmtlichen Studenten, alle Corps bunt durcheinander gemischt, einer hinter den andern, der rothe Schiffer schloß die Reihe, indem er mit unendlich komischem, feierlich ernstem und zerknirschtem Gesichte seine mächtigen rothen Arme über der Brust kreuzte. In tiefem Schweigen folgte dieser ganze lange Zug, indem jeder Einzelne in die Fußstapfen seines Vordermanns trat, dem der Stadt zuschreitenden Pedellen, einer langen, sich an seine Fersen heftenden und sich hinter ihm her ringelnden Schlange gleichend.

»Siehst du, Sarkow,« sagte Graf Kronau, während dieser seltsame Zug sich in tiefem Schweigen fortbewegte, mit lauter Stimme – »siehst du, du bist unser jüngster Fuchs, ich muß dich ermahnen, daß du der *Ruperto-Carolina* Ehre machst. Dies ist der vortreffliche Herr Michelmann, der würdige Diener des hohen Senats, ihm bist du Ehrerbietung und Gehorsam schuldig; betrachte ihn dir genau, damit du ihn stets erkennst – wie glücklich trifft es sich, daß wir jenen Weg mit ihm zu gehen haben und daß du nun Gelegenheit hast, diesen ausgezeichneten und würdigen Mann dir so recht genau anzusehen.«

»Ich verbitte mir alle anzüglichen Redensarten,« rief Michelmann heftig, und sich schnell umdrehend, bemerkte er nun die unabsehbare Linie der hinter ihm herziehenden Studenten, die ebenfalls sofort stillstand.

»Meine Herren!« rief er dunkelroth vor Zorn, »ich befehle Ihnen im Namen des akademischen Gesetzes, sofort anständig nach Hause zu gehen und mich in Ruhe zu lassen.«

»Aber, mein Gott, Herr Michelmann,« sagte Graf Kronau, »wer stört Ihre Ruhe? Gehen wir nicht alle in tiefem Schweigen nach Hause auf der einzigen Straße, die zur Stadt führt und die uns doch selbst der hohe akademische Senat nicht verbieten kann? Hören Sie doch, Niemand spricht ein Wort, alle sind durchdrungen von der Hochachtung und Verehrung, auf die Ihr Amt und Ihre ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften Ihnen ein so hohes Recht geben.«

»Ich verbiete diesen verfluchten Gänsemarsch!« rief Michelmann, indem er drohend beide Hände erhob, »Sie sollen mir nicht folgen, hören Sie wohl. Sie sollen mir nicht folgen!«

»Sie sind zu bescheiden, Herr Michelmann,« sagte Brookmeier, »wir sind niemals sicherer, den rechten Weg des akademischen Gesetzes zu verfolgen, als wenn wir hinter Ihnen herschreiten.«

Michelmann machte wüthend eine Wendung und ging schnellen Schrittes wieder nach der Seite der Hirschgasse hin, er hoffte, sich von seinen Verfolgern zu befreien, wenn er sich von der Stadt abwendete – aber mit militairischer Präcision machte jeder Einzelne an der Stelle, wo der Pedell umgekehrt war, ebenfalls seine Wendung, und in tiefem, feierlichem Schweigen ging der Zug hinter dem Pedellen her; dieser drehte sich wieder um und versuchte durch Kreuz- und Querwendungen sich von der an seine Fersen gehefteten, in allen Corpsfarben schillernden Schlange zu befreien.

Aber vergebens, jede seiner Wendungen wurde mit schärfster Genauigkeit und ebenso großer Feierlichkeit nachgemacht und der Anblick dieses im Zickzack sich hinter dem Pedellen herwindenden Zuges gewann immer mehr groteske Komik. Die Fenster an den Häusern öffneten sich, die Vorübergehenden blieben stehen, und alle Zuschauer dieses außergewöhnlichen Schauspiels gaben laut ihre Heiterkeit zu erkennen. Die Studenten allein blieben ernst, und feierlich und der rothe Schiffer schlug sich schallend wie ein zerknirschter Sünder an seine Brust.

Michelmann blieb stehen, er trocknete den Schweiß von seiner Stirn, er begann abermals zu drohen, die fürchterlichsten Strafen des akademischen Senats in Aussicht zu stellen; dann ging er zu Ermahnungen, Bitten, flehentlichen Beschwörungen über – aber Alles blieb erfolglos, die hinter ihm aufmarschirte Reihe löste sich nicht und folgte mit unerbittlicher Präcision jeder seiner Bewegungen. In heller Verzweiflung lief er endlich, seine langen Beine zu ihrer äußersten Spannung öffnend, davon; aber auch die Flucht vermochte ihn nicht von seinem Geleit zu befreien, denn in kurzem Trabe folgten ihm die Studenten einer nach dem andern, wodurch die sich immer zahlreicher an den Fenstern und am Neckarufer ansammelnden Zuschauer zu immer größerer Heiterkeit gereizt wurden.

Endlich schien der unglückliche Pedell seinen Entschluß zu fassen, der vielleicht seinem unabwendbaren Schicksal gegenüber der beste war; er trocknete sich noch einmal die Stirn und schritt dann ganz langsam und unbefangen über die Brücke nach dem Neckarthor zu, indem er eine Miene annahm, als ob er gar nicht wisse, was hinter ihm

vorgehe, oder als ob er diese ganze Sache für einen ebenso guten Scherz halte, als die rechts und links stehenbleibenden Spaziergänger. Aber das grimmige Lächeln, was um seine Lippen zuckte, verrieth nur zu deutlich, daß es mit seiner philosophischen Resignation kein Ernst war und daß er sich vielleicht die Zauberkraft des Rattenfängers von Hameln wünschte, um den ganzen ihm folgenden Zug in die höllischen Abgründe eines verwünschten Berges führen zu können.

In den Straßen der Stadt sammelten sich dichte Gruppen, lachend und jubelnd ging die Straßenjugend vor dem Pedellen her, in feierlichem Ernst zog die lange Linie der Studenten hinter ihm, alle Fenster öffneten sich, und viele spöttisch mitleidige Grüße hatte der arme, gequälte Diener der akademischen Gerichtsbarkeit hinzunehmen. Endlich auf dem Museumsplatz angelangt, wendete er sich schnell zum Eingange in das Universitätsgebäude, das ihn sicher von seinen Peinigern befreien mußte – aber Graf Kronau vertrat ihm den Weg, rings um ihn her bildeten die Studenten einen großen Kreis.

»Wir empfehlen uns Ihnen, verehrter Herr Michelmann,« sagten Graf Kronau und Brookmeier, indem sie mit tiefer Verbeugung die Mützen abnahmen; die ganze Corona grüßte ebenfalls, und: »Wir empfehlen uns Ihnen, Herr Michelmann,« tönte es von hundert Stimmen weit über den Platz hin. Dann öffnete sich der Kreis, und wie ein Pfeil schoß der lange Pedell auf die Thür des Universitätsgebäudes zu, um hinter derselben zu verschwinden. Die Studenten trennten sich unter lautem Lachen, jedes Corps suchte seinen gewohnten Mittagstisch auf – die Saxoborussen begaben sich nach dem Hôtel zum Badischen Hof, wo der kleine Moses sie

bereits erwartete, ganz verwundert und verstimmt darüber, daß er heute ganz allein seine Promenade auf dem Pariser hatte machen müssen.

NEUNTES CAPITEL.

Herr von Sarkow spendete heute, ohne daß die Entscheidung des Würfelspiels angerufen wurde, den rothschimmernden und weißschäumenden *Oeil de perdrix* zur Feier seines Sieges.

Als er am Nachmittage nach Hause zurückkehrte, begegnete er in der Hausthür Langenberg mit einem ihm unbekanntem jungen Mann. Langenberg ging kalt grüßend, mit feindlichen Blicken vorüber, der Fremde und Herr von Sarkow standen sich einen Augenblick in dem nicht sehr breiten Hausgange gegenüber. Es war ein großer, hochgewachsener Mann von etwas über zwanzig Jahren, seine Kleidung war einfach und elegant, nur erinnerte der über eine schmale Cravatte weit herabgeschlagene Hemdkragen und das lange, dunkle, natürlich gelockte Haar ein wenig an die deutschthümelnde Tracht der alten Burschenschaft. Sein regelmäßiges, noch fast ganz bartloses Gesicht mit den mädchenhaft zarten Farben zeigte in den Zügen um den Mund und in den glänzenden, etwas unstät blickenden Augen jenen eigenthümlichen Ausdruck des Fanatismus, wie man ihn bei religiösen Sektirern und bei politischen Revolutionairen findet. Einen Augenblick schien Herr von Sarkow zweifelhaft, ob der Fremde, der ihm so Brust an Brust gegenüberstand, ihm absichtlich den Weg versperren wolle; schon zuckte seine Lippe, um ein herausforderndes Wort zu sprechen, als jener, leicht grüßend, seitwärts trat; jetzt machte auch Herr von Sarkow eine Wendung und schritt,

seine Mütze berührend, an dem Fremden vorbei, doch hatte dessen ganze Erscheinung einen so überraschenden, fast unheimlichen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich noch einmal nach ihm umsah und bemerkte, daß auch jener von der Straße aus rückwärts blickte und an Langenberg eine Frage zu richten schien.

Dorchen Treuberg eilte ihm unter der Thür des Wohnzimmers entgegen.

»Grüß Gott, Herr von Sarkow!« rief sie – »was habe ich für eine Angst gehabt – Sie sind losgegangen, ich hatte es wohl gemerkt, als Sie mit dem Herrn von Souza so früh ausfahren zur Zeit, wo Sie sonst noch schlafen – aber nun, Gott sei Dank, sind Sie ja glücklich wieder da. Es ist gar nicht hübsch, daß Sie nicht gleich gekommen sind, um zu sagen, wie es gegangen ist – haben Sie Nichts – gar Nichts?« fragte sie, den jungen Mann von der dunkeln Flur in das Zimmer hereinziehend.

»Nichts, Fräulein Dorchen, Nichts habe ich, aber ich habe meinem Gegner eine Tiefquart gegeben mit achtzehn Nadeln.«

»O, ich habe so viel an Sie gedacht!« rief sie, indem sie freudig in die Hände klatschte – »wenn Sie wüßten, wie sehr –«

Sie sah so glücklich aus und stand mit ihrem freudestrahlenden Gesicht, aus dem die leuchtenden Augen lieblich zu ihm aufsahen, so nahe vor ihm, daß er in unwillkürlichem Entzücken die Arme ausbreitete, sie an seine Brust zog und seine Lippen auf ihren lächelnden Mund drückte. Sie widerstrebte nicht und schien, einen Augenblick in seinen Armen ruhend, alles Andre über der Freude zu vergessen, daß

er unversehrt aus dem Kampfe, der sie so ängstlich bewegt hatte, hervorgegangen sei.

»Bravo!« rief Evchen Meier, die in diesem Augenblick von den beiden unbemerkt über die Hausflur hereintrat – »bravo, ein reizendes Bild, nur scheint es mir nicht in den Rahmen einer offenen Thür zu passen.« Hocherröthend entflohen Dorchen nach ihrem Platz am Fenster, Herr von Sarkow aber faßte sich schnell und sagte:

»Ich war glücklich heute auf der Hirschgasse, Fräulein Evchen, und es ist eine alte ritterliche Sitte, daß die Damen den Sieger belohnen, Fräulein Dorchen hat mir eben den Siegespreis gegeben, und Sie werden mir denselben gewiß auch nicht versagen.«

Schnell war er zu ihr hingeeilt, hatte sie in seine Arme geschlossen, und ehe sie in ihrer Ueberraschung sich zu sammeln vermochte, herzlich auf ihre frischen Lippen geküßt.

»So!« rief er ganz vergnügt, »nun habe ich von Ihnen beiden meinen ritterlichen Siegeslohn, der schönste Reiz dabei aber ist das Geheimniß, und das ist gewahrt, wir drei sind ja ganz unter uns und Niemand wird etwas ausplaudern.«

»Pfui, wie unartig sind Sie, Herr von Sarkow,« sagte Evchen Meier, indem sie vor den Spiegel trat und ihr Haar glatt strich – Dorchen Treuberg aber zupfte die Fäden ihrer Stickerei durcheinander und sagte schmollend:

»Wenn Herr von Sarkow sich von allen Damen in Heidelberg für seinen Sieg belohnen lassen will, so wird er wohl einige Tage damit zu thun haben.«

»Nicht von allen,« sagte Herr von Sarkow lachend – »man küßt nur, um das Herz zu öffnen oder den Mund zu schließen, und das ist nun, wie ich hoffe, beides besorgt!«

»Und was trifft mich davon?« fragte Evchen Meier ein wenig boshaft.

Er beugte sich zu ihrem Ohr und sagte:

»Das müssen Sie meinen Freund Hartmann fragen, – da es ihm gelungen ist Ihr Herz zu öffnen, so bleibt mir Nichts übrig, als Ihren Mund zu schließen.«

Sie neigte ein wenig verwirrt den Kopf; Dorchen, die seine leise gesprochenen Worte dennoch gehört hatte, lächelte wieder ganz heiter, und ihr zu ihm herüberstreifender Blick schien zu beweisen, daß sein Mittel zur Erschließung ihres Herzens nicht erfolglos geblieben sei.

»Wer war denn das,« fragte Herr von Sarkow, »der eben mit Herrn Langenberg hier hinausging? Er trug keine Farben, und doch schien es fast, als ob es ein Student sei.«

»Ich weiß es nicht,« sagte Dorchen, »ich habe den Fremden schon oft hierherkommen sehen, aber Herr Langenberg kommt nie hier herein, wenn jener bei ihm ist, und grüßt kaum; es ist etwas Unheimliches um den Menschen, zuweilen bringt er noch einen oder den andern Unbekannten mit und dann sitzen sie bis spät abends, und als ich einmal auf der Flur an der Thür vorbeiging, hörte ich sie so laut sprechen, daß mir ganz bange wurde, ohne daß ich ein Wort verstehen konnte. Herr Langenberg gehört doch zu den Schwaben, aber beinahe niemals sehe ich ihn mit seinen Corpsbrüdern verkehren, immer hat er Besuche von fremden, geheimnißvollen Menschen; ich verstehe Nichts davon, aber ich fürchte, er wird sich noch einmal unglücklich machen mit einem dunkeln Treiben, etwas Gutes steckt gewiß nicht dahinter.«

»Unglücklich ist er schon,« sagte Evchen Meier, indem sie mit prüfenden Blicken den Eindruck ihrer Worte auf Herrn

von Sarkow's Gesicht verfolgte – »unglücklich ist er, das weißt du am besten, er denkt an ein paar braune Augen, die aber lieber anderswohin blicken, und wenn sie wollten, ihn doch wohl von seinem geheimnißvollen Treiben abziehen könnten.«

»Er soll hinschauen, wo er will,« sagte Dorchen schnippisch, »ich kümmere mich nicht darum.«

»Du hast doch wohl unrecht,« erwiderte Evchen Meier, »es ist doch im Grunde ein guter, braver Mensch, wenn er auch oft so wilde und wüste Reden führt. Sein Vater, der Gerichtsbeamter in der Pfalz ist, war ja hier und hat euch alle gebeten, euch seiner anzunehmen, damit ihm seine tollen democratischen Ideen vergehen – ich sah es wohl, daß der alte Herr dich dabei ganz besonders ansah –«

»Geh', ich mag Nichts davon hören,« sagte Dorchen erröthend, indem sie sich auf ihre Stickerei herabbeugte.

»Sonderbar,« flüsterte Herr von Sarkow sinnend, »mir ist immer, als hätte ich diesen Menschen, der mit Langenberg ging, schon einmal gesehen – wo kann das nur gewesen sein?«

Der Friseur Schreckenberger erschien in der Thür.

»Der Herr Baron haben befohlen,« sagte er – »ich fliege herbei, Schreckenberger ist stets zum Dienst der verehrten Herren Saxoborussen bereit – o mein Gott, wie sieht Ihr Haar aus! – freilich, der Herr Baron waren heute schon ausgegangen, als ich morgens da war – ja, ja, ein Tag ohne Schreckenberger, das bringt Alles in Unordnung. Die Herren sind so gleichgültig und gehen unverantwortlich mit ihren Haaren um, und doch ist das Haar die wichtigste Schönheit des Menschen – nicht wahr, meine Damen? – und wenn

der Schreckenberger nicht da wäre, so würde der Herr Baron dies herrliche Geschenk des Himmels auf eine grausame Weise verwahrlosen lassen.«

»Kommen Sie, Schreckenberger, kommen Sie,« sagte Herr von Sarkow lachend, indem er, die beiden Mädchen grüßend, nach seiner Wohnung hinaufstieg.

»Sehen Sie da,« sagte er, als sie in seinem Zimmer waren, indem er Schreckenberger seinen Kopf hinhielt, »ich habe da einige Beulen, waschen Sie mir den Kopf mit irgend einer kühlenden Essenz, denn es thut wahrhaftig teuflermäßig weh.«

»Mein Gott!« rief Schreckenberger entsetzt, »was haben Sie mit Ihrem Kopf gemacht, das sind ja ganz blaue Beulen unter den Haaren – nun, wir wollen sehen, was wir thun können.«

Er warf dem Herrn von Sarkow einen Frisirmantel um und begann leise und vorsichtig die von den flachen Hieben aufgeschwollenen Stellen mit seinen Essenzen zu waschen und dann mit Cold-Cream einzureiben, wobei er unaufhörlich sprach, ohne eine Antwort zu verlangen oder abzuwarten.

Während sich Herr von Sarkow behaglich dieser wohlthätigen Operation überließ, trat Salomon Nürnberger mit einem großen, gefüllten Packet in die Thür.

»Ich habe gehört,« sagte er, sein Packet öffnend und die darin befindlichen Gegenstände auf den Tisch ausbreitend, »daß der Herr Baron heut sind losgegangen und daß Alles so glücklich abgelaufen ist – zwanzig Nadeln – Gott, was sage ich, fünfundzwanzig – dreißig Nadeln. Ich bin so froh darüber, als ob ich gewonnen hätte in der Lotterie tausend Gulden – und da bin ich denn auch gleich gekommen, weil

ich gerade gekauft habe da in einer Auktion von Alterthümern einen florentinischen Dolch, ein herrliches Stück, das ich Niemand Anderm gönne als dem Herrn Baron. Sehen Sie,« sagte er, die zierliche Waffe Herrn von Sarkow vorhaltend – »sehen Sie die Klinge, so etwas giebt's nicht wieder – mit Gold ausgelegt, es ist eine wahre Herrlichkeit, und der Griff mit edlen Steinen besetzt, Alles echt und ciselirt in Gold und Silber. – Leider sind keine Documente da über den Ursprung der Waffe, aber ich will darauf schwören, ich möchte meine Hand drauf in's Feuer legen, daß die Arbeit gemacht ist von dem großen Benvenuto Cellini Buonarotti und daß sie gehört haben muß der berühmten Königin Katharina Medicini – da ist auch ein Rostfleck auf der Klinge – das ist Blut – und wer weiß – wer weiß, ob es nicht das Blut ist von dem großen König Ludwig XIV. von Frankreich, den seine Gemahlin hat ermorden lassen durch den Mönch Ravailac aus Eifersucht wegen der Jungfrau von Orleans.«

Herr von Sarkow lachte laut auf, während Nürnberger sich einen Augenblick in tiefes Nachdenken über das historische Problem vertiefte, das der kleine Rostfleck auf der Dolchklinge vor ihm aufsteigen ließ.

»Nun,« sagte er endlich – »nun, Herr Baron, was sagen Sie – zweihundert Gulden – was sagen Sie dazu? – Zweitausend wäre nicht genug, wenn man wirklich könnte beweisen, daß der Meißel von Benvenuto Cellini diesen Dolch hätte geschmiedet. Sie werden doch gewiß ein Andenken behalten wollen an diesen glücklichen Tag, der arme Nürnberger kann es ja nicht wagen, Ihnen anzubieten ein Geschenk zur Erinnerung – aber ich habe selbst gegeben zweihundert Gulden, und wenn ich Ihnen das Prachtstück dafür

überlasse, so werden Sie sich immer dabei erinnern an den Salomon Nürnberger.«

Während er noch eifrig sprach und Herr von Sarkow, auf dessen Kopf Schreckenberger inzwischen einige mit dem Brenneisen geträufelte Locken hoch emportoupirte, um die angeschwollenen Beulen zu maskiren, den kleinen Dolch betrachtete, öffnete sich abermals die Thür und Herr David Rauchthaler, einer von Nürnberger's Concurrenten, trat ein, einen Türkensäbel in rother, goldgestickter Sammetscheide in der Hand. Nürnberger drehte sich um, als ob er den verhaßten Rivalen gar nicht bemerke; Rauchthaler fuhr zurück, als ob er plötzlich ein vor ihm aufschießendes giftiges Reptil gesehen habe, er machte eine Bewegung, als ob er wieder über die Schwelle zurücktreten wolle – aber Herr von Sarkow rief ihm unendlich belustigt über dies Zusammentreffen entgegen:

»Halt, Rauchthaler – halt, kommen Sie her, ich bedarf Ihres Raths. Sehen Sie diesen Dolch an, was meinen Sie dazu. Sie sollen ihn taxiren.«

»Herr Baron!« rief Nürnberger vor Wuth erbleichend, »das ist zu viel, wie können Sie mir anthun eine solche Kränkung, – Benvenuto Cellini wird sich umdrehen in seinem Grabe, wenn ein solcher Hausirer, der sich höchstens versteht auf alte Hasenfelle, soll ansehen und anfassen seine Arbeit.«

Er wollte den Dolch an sich reißen, aber Herr von Sarkow hielt die Waffe fest und sagte:

»Nun, Rauchthaler, was meinen Sie, wie hoch taxiren Sie diesen Dolch der Katharina von Medici?«

»Katharina von Medici,« fügte Rauchthaler achselzuckend, indem er einen verächtlichen Blick auf den Dolch warf; »ich will Ihnen sagen, Herr Baron, was das ist – alt ist das wohl,

aber ich kenne solche Dinger, es ist ein altes Kohlmesser, wie man es hat gebraucht in der Küche; man hat solche Dinger wohl vergoldet zu jener Zeit und auch besetzt mit unechten Steinen – nun, was wird es werth sein, wenn Sie Liebhaberei haben für alte Raritäten, so können Sie immerhin bezahlen zehn Gulden.«

»Herr Baron, geben Sie mir meinen Dolch!« schrie Nürnberger – »zehn Gulden – o Benvenuto Cellini, wo hast du deinen Blitz!«

»Wenn der Herr Baron aber ein Liebhaber sind von alten Waffen,« fuhr Rauchthaler fort, »so sollten Sie sich nicht entgehen lassen diesen Türkensäbel hier, das ist was Rares, ich habe es aufgespart für den Herrn Baron für den Tag der ersten Paukerei, die so glücklich ist abgelaufen, wozu ich gekommen bin, meinen unterthänigsten Glückwunsch zu bringen. Sehen Sie,« sagte er, den Säbel, dessen Griff ebenfalls mit kleinen Steinen und Perlen besetzt war, aus der Scheide hervorziehend – »sehen Sie hier das türkische Zeichen in Gold auf der Klinge, das ist der Namenszug von dem großen Sultan Soliman, der den Polenkönig Sobiesky in die Luft gesprengt hat mit der ungarischen Festung Sigeth – was sagen Sie, zweihundertfünfzig Gulden, er hat mich selbst mehr gekostet, aber der Herr Baron soll ihn haben dafür zur Erinnerung an die erste Paukerei.«

»Nun, Nürnberger, was ist der Säbel werth?« fragte Herr von Sarkow.

»Der Säbel!« sagte Nürnberger, sich mit einem verächtlichen Seitenblick abwendend – »kann man das nennen einen Säbel, was nicht einmal der Herzog Alba würde tragen können auf dem Theater in dem Trauerspiel ›Egmont‹ von dem großen Schiller, wenn er sich nicht wollte blamiren vor dem

Publikum! – Gar Nichts ist er werth, gar Nichts, und ehe ich ein solches Ding würde in meinen Laden stellen, da wollte ich lieber handeln mein ganzes Leben mit alten Beinkleidern oder mit räudigen Hasenfellen.«

»Nun,« sagte Herr von Sarkow, »da bin ich so klug wie vorher – aber ich will euch einen Ausweg sagen. Ihr sollt miteinander losgehen, der Nürnberger mit seinem Dolch und der Rauchthaler mit seinem Türkensäbel, und der Schreckenberger soll Unparteiischer sein, und wer den andern besiegen wird, dessen Waffe will ich zu dem geforderten Preis kaufen. Euer alter König Salomo könnte kein gerechteres Urtheil fällen, also vorwärts – auf die Mensur – fertig – los! Passen Sie auf, Schreckenberger.«

»Ich bin fertig, Herr Baron,« sagte dieser, der schnell seine Flaschen, Bürsten und Schwämme in seinen Beutel gepackt hatte und es mit keinem der beiden Handelsleute verderben wollte – »ich bin fertig und bin ein zu friedfertiger Mann für ein so grausames Spiel. Ich habe die Ehre, mich unterthänigst zu empfehlen.«

Er glitt mit leisen Schritten zur Thür hinaus, durch die in diesem Augenblick ein kleiner Laufbursche eintrat, der ein Billet in der Hand trug und sich Herrn von Sarkow näherte, während Rauchthaler und Nürnberger sich mit wüthenden Blicken betrachteten. Ganz erstaunt ergriff der junge Mann das Billet, das in zierlicher, feiner Handschrift seine Adresse trug; er erbrach das kleine Siegel und las:

»Sie haben mich in Frankfurt verlassen und mich gezwungen, einen andern Beschützer zu suchen: gerade jetzt, da ich des Schutzes mehr als je bedarf, hat Ihre Klinge jenen auf längere Zeit dienstunfähig gemacht. Vielleicht könnte

ich Ihnen diese Feindseligkeit noch leichter verzeihen als jene Gleichgültigkeit, wenn Sie mich besuchen, um persönlich mit mir Frieden zu schließen.«

Das Billet war unterzeichnet: »Clara Schönfeld« und darunter stand als Postskriptum:

»Bitte, kommen Sie sogleich, denn ich habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen.«

Das hübsche, piquante Gesicht der Schauspielerin schien Herrn von Sarkow zwischen den Zeilen hervor anzulächeln, die Erinnerung an die reizende Plauderstunde im Hôtel de Russie stieg lebhaft vor ihm auf; schnell sprang er empor und nahm seine Mütze, um sogleich der Einladung zu folgen. Der kleine Junge war wieder verschwunden, nachdem er das Billet abgegeben.

Da fiel sein Blick auf Rauchthaler und Nürnberger, die sich noch immer finster drohend gegenüberstanden.

»Ich muß einen Augenblick ausgehen,« sagte er, indem ein plötzlicher Gedanke in ihm aufblitzte, der ihn laut auflassen ließ – »ihr könnt indessen auch ohne Schreckenberger eure Mensur ausfechten, und wenn ich wiederkomme, werde ich den Ueberlebenden belohnen.«

Schnell ging er hinaus, und während ihm beide, die um keinen Preis allein miteinander bleiben mochten, nachsehen wollten, drehte er von außen zweimal den Schlüssel im Schloß um und steckte ihn dann in seine Tasche. Er war heute ganz zufrieden damit, daß das Treuberg'sche Wohnzimmer leer war, Dorchen und ihre Freundin waren ausgegangen. Er ging, die Hauptstraße vermeidend, um Niemand von seinen Freunden zu begegnen, nach dem Gasthof »Zum Prinzen Max«, in dessen großem Saal die Bühne aufgeschlagen war und in dem die erste Liebhaberin mehrere Zimmer

im ersten Stock bewohnte. Er fand Fräulein Clara und ihre Mutter damit beschäftigt, die letzte Hand an das Costüm des Käthchens von Heilbronn zu legen, in welcher Rolle am Abend die hübsche Schauspielerin zur Eröffnung der Bühne auftreten sollte.

Fräulein Clara, die einen weiten Schlafrock trug, der sie reizend kleidete und alle Bewegungen ihrer geschmeidigen, schlanken Gestalt anmuthig hervortreten ließ, eilte Herrn von Sarkow entgegen und drückte mit der Herzlichkeit einer alten Freundin seine Hände.

»Ich verzeihe Ihnen Alles, Herr von Sarkow!« rief sie, während die Mutter sich mit einem Theile des Costüms, das sie gerade unter ihrer Nadel hatte, discret in das Nebenzimmer entfernte – »ich verzeihe Ihnen Alles, da Sie so schnell meine Bitte erfüllt haben, Ihre schnöde Gleichgültigkeit in Frankfurt und Ihre grausame Blutthat an dem armen Prollmann,« fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das den Verwundeten, wenn er es hätte sehen können, vielleicht noch mehr geschmerzt haben würde als seine Tiefquart von achtzehn Nadeln, die mit kühlenden Eisumschlägen bedeckt war.

»Schon die Damen der Vorzeit« – fuhr sie fort – »reichen dem siegreichen Ritter den Preis und stellen sich unter seinen Schutz; so sollen Sie denn nun auch in meiner Noth mein einziger Beschützer sein.« Sie schmiegte sich so innig an ihn und blickte so schelmisch erwartungsvoll zu ihm auf, daß es eine grobe Verletzung aller ritterlichen Galanterie gewesen wäre, wenn er sie nicht in seine Arme geschlossen und die ihm rosig entgegenschwellenden Lippen geküßt hätte.

»Wie können Sie zweifeln,« sagte er, »daß ich ganz zu Ihren Diensten stehe; worin bedürfen Sie meinen Schutz, –

fast scheint es mir, daß Sie meinen Beistand nicht nöthig haben, um überall zu siegen und zu herrschen.«

»O,« erwiderte sie, ganz ernst den Kopf schüttelnd, »ich habe heute den Kampf aufzunehmen mit einem vielköpfigen Ungeheuer, das schlimmer ist als alle Drachen der Ritterzeit – es ist das Publikum, ich soll mein Debüt machen und ich weiß, daß meine Collegin, die natürlich meine Feindin ist und heute die Gräfin spielt, viele Freunde hat und Alles aufbieten wird, um mich in Schatten zu stellen. Wenn Sie mir beistehen wollen, wird das freilich nicht gelingen, darum bitte ich Sie um Ihren Schutz; wenn Sie und Ihre Freunde auf meiner Seite sind, wird keine Kabale durchdringen.«

»Seien Sie unbesorgt,« erwiderte Herr von Sarkow, »es soll an Nichts fehlen, wir haben noch drei Stunden, das ist Zeit genug, um Ihnen einen glänzenden Empfang vorzubereiten, meine Freunde werden mir beistehen, und ich stehe dafür, daß Ihr Triumph vollständig sein wird. Aber,« sagte er dann, seinen Arm fester um sie schlingend, »von den drei Stunden, die mir noch bleiben, darf ich wohl eine halbe in Anspruch nehmen, um mit meinem reizenden Schützling vollen Frieden zu schließen.«

Sie antwortete ihm nur mit einem halbverschleierte[n] Blick und einem warmen Händedruck. Mitten unter den aufgebauhten Röcken, den Bändern und künstlichen Blumen, die rings umher lagen, fanden sie ein Plätzchen, das gerade groß genug war, um ihnen, nahe aneinander geschmiegt, Raum zu gewähren, und sie waren eben im Begriff, die anmuthige und interessante Unterhaltung, die sie in dem Hôtel de Russie in Frankfurt begonnen, eifrig fortzusetzen, als sich plötzlich nach kurzem Klopfen die Thür öffnete und zwei Herren eintraten.

Der eine derselben war ein großer schlanker Mann von vornehmer Haltung; sein bleiches, regelmäßiges Gesicht mit großen dunkeln, lebhaften Augen war von einem wohlgepflegten schwarzen Vollbart umrahmt, und sein glänzendes Haar war so sorgfältig frisirt, als ob Schreckenberger's Hand selbst daran thätig gewesen wäre. Er trug einen einfachen Anzug von tadelloser Eleganz. In seinem Begleiter, der ihm unmittelbar folgte, erkannte Herr von Sarkow zu seinem Erstaunen denselben jungen Mann, dem er kurz vorher mit Langenberg auf der Flur des Treuberg'schen Hauses begegnet war.

Fräulein Clara erhob sich beim Eintritt der beiden Herren ohne alle Verlegenheit, sie hielt Herrn von Sarkow's Hand fest und stellte ihn den beiden Fremden als ihren besten Freund und Beschützer vor.

»Diese Herren sind alte Bekannte,« sagte sie dann, während Herr von Sarkow, ein wenig verstimmt, mit kühler Höflichkeit deren Gruß erwiderte – »wir sind miteinander gereist und ich freue mich, sie hier wiederzufinden – aber leider kümmern sie sich wenig um das Schicksal der Künstlerin, die heute abend vor einem fremden Publikum sich ihre Stellung erringen soll.«

»*Je serais désolé de déranger Mademoiselle* –« sagte der Fremde mit dem schwarzen Bart in reinem Französisch, aber mit jenem scharfen Accent, den man bei den Russen und Polen zu finden pflegt, indem er Miene machte, sich wieder zurückzuziehen.

Aber schon hatte Herr von Sarkow seine Mütze genommen und sagte mit einem leichten Anflug von spöttischem Unmuth:

»*Pas du tout, monsieur, je vous cède ma place.*« Mit einer schnellen Verbeugung ging er hinaus.

Fräulein Clara eilte ihm nach, schlang ihre Arme um ihn und sagte bittend mit treuherzig offenem Ausdruck:

»Glauben Sie mir, Herr von Sarkow, diese Herren sind harmlose Bekannte, ganz harmlose Bekannte, sie gehen uns Nichts an und haben keine Augen für Schönheit und Liebenswürdigkeit – wenn«, fügte sie schmeichelnd hinzu, »Sie Ihrer kleinen Freundin ein wenig von diesen Eigenschaften zugestehen wollen.«

Sie sah ihn so liebreizend an, daß Herr von Sarkow, ohne eine weitere Erklärung zu verlangen, noch einmal seine Lippen auf ihren lächelnden Mund drückte und sein Versprechen wiederholte, sie am Abend gegen alle Kabalen ihrer Feindin zu schützen.

Er fand unterwegs den rothen Schiffer, der wie gewöhnlich auf der Hauptstraße auf und nieder ging, um sich von den ihm beegnenden Corpsburschen eine Cigarre, ein Glas Bier oder einen Schoppen Affenthaler zu erbitten.

»Halt, rother Schiffer,« sagte Herr von Sarkow, »ich habe Besseres für dich zu thun, als hier herumzulungern; hier hast du zehn Gulden, du wirst dir sogleich bei einem Gärtner so viel Blumensträuße machen lassen, als du tragen kannst; dann wirst du heute abend pünktlich im Theater im Prinz Max sein und deinen Platz im Parterre vorn an der Bühne nehmen.«

»Sehr wohl, sehr wohl, Herr Baron!« rief der rothe Schiffer, indem er, die Zehnguldennote in der Hand, einen Freuden sprung machte.

»Du wirst,« fuhr Herr von Sarkow fort, »mich nicht aus den Augen verlieren, jedesmal, wenn ich die Hand erhebe,

wirst du einen von deinen Blumensträußen auf die Bühne werfen, und wenn ich klatsche, wirst du ebenfalls so lange klatschen, als deine Hände es aushalten, verstehst du?»

»Ich verstehe, Herr Baron, ich verstehe!« rief der rothe Schiffer, »verlassen Sie sich auf mich. – Doch halt, noch eins,« sagte er, als Herr von Sarkow weiterging – »wie wäre es, der rothe Schiffer hat Durst, sehr großen Durst – wie wäre es mit einem Schoppen Affenthaler?»

»Geh' zu Walz,« sagte Herr von Sarkow, »und laß dir auf meine Rechnung so viel geben, als du trinken willst, aber bleibe nüchtern und vergiß deinen Auftrag nicht.«

»Es leben die Herren Saxoborussen!« rief der rothe Schiffer, indem er seine Mütze hoch in die Luft warf, und mit Riesenschritten eilte er davon, um in der Walz'schen Conditorei drei Schoppen zu trinken und dann seine Aufträge auszuführen.

Als Herr von Sarkow vor seinem Hause ankam, fand er Fritz und Franz von Helmholt, den Grafen Steinborn, Charles Clarke und Hartmann, die laut lachend auf der Straße standen und nach seiner Wohnung hinaufblickten. Die Fenster seines Wohnzimmers waren geöffnet, aus dem einen derselben blickte Nürnberger nach der rechten Seite der Straße hin, während aus dem andern Rauchthaler ebenso unverwandt nach der linken Seite hinsah.

»Was zum Teufel!« rief Fritz Helmholt, als Sarkow zu seinen Freunden herantrat, »geht denn bei dir vor, wir finden die Thür verschlossen und da oben stecken die beiden Kerle ihre Köpfe zu den Fenstern heraus und machen Gesichter, als ob man ihnen Daumschrauben angesetzt hätte.«

»Ich habe sie eingeschlossen« – erwiderte Herr von Sarkow lachend – »ich war im Begriff, ein Geschäft mit ihnen zu machen, der eine wollte mir einen Dolch verkaufen, der andre einen Säbel; da sollten sie miteinander losgehen, um den Werth ihrer Waffen zu beweisen, ich mußte einen nothwendigen Gang machen, und damit sie sicher auf meine Rückkehr warteten, habe ich den Schlüssel mitgenommen.«

»Herr von Sarkow!« rief Nürnberger, ohne den Kopf nach Rauchthaler's Seite zu wenden – »Herr von Sarkow, lassen Sie mich heraus, es ist grausam, es ist ungerecht, mich hier einzuschließen in so schlechter Gesellschaft, wo mir nichts Andres übrig bleibt, als den Kopf zum Fenster hinauszustecken – lassen Sie mich heraus oder es geschieht ein Unglück.«

»Herr Baron!« rief Rauchthaler aus dem andern Fenster, »ich werde müssen einschlagen die Thür, so leid es mir thut, wenn Sie mich nicht befreien von der Gesellschaft.«

»Ihr lebt beide!« rief Sarkow unter immer höher steigender Heiterkeit seiner Freunde hinauf, »also taugen eure beiden Waffen Nichts, dann kann ich mit keinem von euch ein Geschäft machen.«

»Herr Baron,« fügte Nürnberger, indem er jetzt einen verächtlichen Seitenblick nach Rauchthaler hinüberwarf, »sechs solche Menschen wie der da würde ich haben aufgespießt auf meinen Dolch, aber wie kann ich denn vermischen so schlechtes Blut mit dem Blutstropfen von dem großen König von Frankreich, Ludwig XIV.?«

»Was soll man sagen, Herr Baron!« rief Rauchthaler aus dem andern Fenster, »glauben Sie, daß ich werde niederschlagen so einen gewöhnlichen Menschen mit dem Säbel

vom großen Sultan Soliman – wie würde ich dann noch machen können jemals ein Geschäft mit der welthistorischen Waffe?»

Dorchen und Evchen lauschten lachend hinter der Fenstergardine hervor.

Herr von Sarkow stieg, von seinen Freunden begleitet, die Treppe hinauf. Als er die Thür aufschloß, stürmten ihm Rauchthaler und Nürnberger entgegen, um die Freiheit zu gewinnen; er aber führte beide, sie am Arm festhaltend, in das Zimmer zurück.

»Halt,« sagte er, »obgleich ihr euch beide miserabel gepaukt habt, so will ich doch glauben, daß es an euch gelegen hat und nicht an euren Waffen; laßt sie hier, ich will sie mir ansehen, und wenn sie mir gefallen, werden wir weiter über das Geschäft sprechen. Jetzt aber hört zu. Ihr werdet beide heute abend in das Theater gehen – ihr braucht nicht nebeneinander zu sitzen, jeder auf einer verschiedenen Seite – ihr werdet Blumen kaufen, so viel ihr wollt, auf meine Rechnung natürlich, und dann werdet ihr jedesmal ein Bouquet werfen, wenn ich die Hand erhebe, und klatschen, wenn ich klatsche, habt ihr verstanden? Wenn ihr eure Sache gut macht, so werden wir gute Freunde bleiben und Solimans Säbel und der Dolch der Katharina von Medici werden sich friedlich in meiner Waffensammlung vereinigen.«

Beide schienen plötzlich die ausgestandene Pein ihrer Gefangenschaft zu vergessen; sie versprachen feierlich, Alles genau auszuführen, und eilten, einer in gemessener Entfernung hinter dem andern, die Treppe hinab. Schnell theilte Herr von Sarkow seinen Freunden mit, um was es sich handelte, und alle versprachen ihm behilflich zu sein, um seiner Schutzbefohlenen ein glänzendes Debüt zu bereiten. Man

ging darauf noch zu dem Porcellanmaler Lieber; Herr von Sarkow instruirte diesen in gleicher Weise wie den rothen Schiffer, Nürnberger und Rauchthaler, und Lieber verschwor sich mit vielen kräftigen Flüchen und Verwünschungen, daß noch nie ein Käthchen von Heilbronn einen solchen Triumph erlebt haben solle wie das Fräulein Schönfeld, das die Saxoborussen unter ihren Schutz genommen hätten. Die drei ersten Logen an der Bühne wurden bestellt. Man begab sich darauf zu Walz, um den Beginn der Vorstellung zu erwarten und die übrigen Freunde zu benachrichtigen, damit sie sich vollzählig und rechtzeitig im Theater einfinden möchten.

ZEHNTES CAPITEL.

Als Fräulein Clara Schönfeld, nachdem sie Herrn von Sarkow hinausbegleitet hatte, wieder in ihr Zimmer zurückkam, fand sie die beiden Herren, die bei ihr eingetreten waren, in lebhafter französischer Unterhaltung begriffen.

»Was war das für ein junger Mensch?« fragte der jüngere der beiden, »ich bin ihm heut schon einmal begegnet, und er fiel mir auf, da ich ihn in Berlin einmal gesehen habe.«

»Es ist ein Student aus Pommern,« erwiderte die Schauspielerin, »fröhlich und lebenslustig, der sich um Alles in der Welt mehr kümmert, als wer Sie sind, Herr Schlüssel, und der höchstens vielleicht einen Augenblick auf Sie eifersüchtig sein möchte, bis er sich überzeugt, wie wenig Grund er dazu hat.«

»Gleichviel, es ist mir nicht lieb, daß er uns hier gesehen hat,« erwiderte der junge Mann, während die Miene des älteren Herrn verrieth, daß er von dem Gespräch Nichts verstanden hatte und nur aufmerksam dem Ausdruck der Gesichter folgte – »die Polizei ist hier zwar nicht besonders zu

fürchten, sie kümmert sich mehr um die nächtlichen übermüthigen Streiche der Studenten als um politische Dinge; aber immerhin ist Vorsicht nöthig, – auch nennen Sie mich selbst hier in Ihrem Zimmer nicht mit meinem Namen, man kann niemals wissen, ob die Wände nicht Ohren haben, und mein Name könnte dennoch vielleicht selbst die Heidelberger Polizei aus ihrem Schlaf wecken.«

»Nun, meine Herren,« sagte Fräulein Clara ein wenig gereizt, »Sie wissen, daß ich Ihnen gern förderlich bin, ich bin eine gute Democratin und werde mich von Herzen freuen, wenn diese hochmüthige Gesellschaft, die von oben auf uns herabsieht und nach ihrer Laune mit uns glaubt spielen zu können, einmal gründlich von ihrer stolzen Höhe herabgestürzt wird. Ich biete Ihren Zusammenkünften gern ein Asyl in meiner Wohnung, aber Sie können darum doch nicht verlangen, daß ich keine Besuche annehmen und ein Klosterleben führen soll, wozu ich nun einmal gar nicht geschaffen bin; ich bedarf der guten Freunde zu meinem Handwerk, das ich doch nun einmal fortführen muß, bis Ihre Pläne reif sind, und dieser Student gefällt mir außerdem noch ganz besonders.«

»Wir verlangen nicht von Ihnen,« sagte der junge Mann, den Fräulein Clara als Herr Schlüssel angeredet hatte – »wir verlangen nicht von Ihnen, daß Sie die Besuche, die Ihnen gefallen oder nützlich sind, zurückweisen sollen, im Gegenteil, es wird auch uns nützlich sein und unser Asyl bei Ihnen um so sicherer machen, je mehr Sie mit jungen Herren verkehren und nur der leichten, heiteren Galanterie zu leben scheinen. Legen Sie sich also keinen Zwang an, aber hängen Sie künftig von außen ein Zeichen an Ihre Thür, etwa eine Karte mit Ihrem Namen, wenn irgend ein Besuch

bei Ihnen ist, damit wir nicht in die Verlegenheit kommen, jemand hier zu begegnen, der uns vielleicht erkennen und irgendwelchen Verdacht schöpfen könnte.«

»Gut,« sagte Fräulein Clara, »das ist eine vernünftige Bedingung, die ich einzuhalten verspreche. Sie sollen künftig immer die Karte mit meinem Namen vor meiner Thür finden, wenn Besuch bei mir ist, und ich werde nicht vergessen, sie wegzunehmen, wenn ich allein bin.«

Herr Schlössel sprach mit seinem Begleiter französisch, dieser nickte zustimmend, als ob er den Inhalt der mit Fräulein Clara getroffenen Abmachung billige.

Dann gingen beide nach dem hinteren Zimmer, aus dem sogleich die Mutter hervorkam, um ihren Platz bei ihrer Tochter wieder einzunehmen, und während beide eifrig die letzte Hand an das für den Abend bestimmte Costüm legten, setzten sich die beiden Männer in dem hinteren Zimmer an einen Tisch, auf dem sie Landkarten und zahlreiche Briefschaften ausbreiteten.

Sie sprachen eifrig mit gedämpfter Stimme in französischer Sprache, der ältere Herr schien auf der vor ihm ausgebreiteten Karte, über die er häufig mit der Spitze seines Fingers hinfuhr, irgendwelche militairischen Pläne festzustellen; der jüngere durchlas die fast ausschließlich in deutscher Sprache geschriebenen Briefe und übersetzte deren Inhalt seinem Gefährten.

Lange blieben sie in dieser geheimnißvollen und eifrigen Beschäftigung beieinander, und als Fräulein Clara längst ihre Garderobe, in einen Korb verpackt, nach dem in einem Flügel des großen alten Gasthofs befindlichen Theater hingeschickt und sich selbst, von ihrer Mutter begleitet,

dorthin begeben hatte, um sich für den Beginn der Vorstellung vorzubereiten, saßen die beiden Herren noch bei dem Licht zweier Kerzen, deren Schein sie durch sorgfältig verschlossene Fenstervorhänge nach außen hin verhüllten, vor ihren Karten und Briefschaften, eifrig miteinander sprechend und verschiedene Notizen auf einem großen Bogen zusammenstellend. Spät erst, als lange schon das dumpfe Brausen eines bewegten Publikums und hin und wieder die Musik der Zwischenakte vom Theatersaal herüberklang, verließen beide die Wohnung der Schauspielerin, nachdem sie ihre Papiere in einen besonderen Schrank, zu dem sie den Schlüssel bei sich führten, niedergelegt hatten. Mit einem schweigenden Händedruck trennten sie sich vor dem Hofthor des Hôtels und jeder von ihnen ging nach einer andern Richtung in der Dunkelheit davon.

Der Theatersaal hatte sich inzwischen schon ziemlich lange vor der für den Beginn der Vorstellung festgesetzten Zeit zu füllen begonnen, denn die Heidelberger Bürger mit ihren Frauen und Töchtern benutzten stets mit besonderem Vergnügen die ihnen nur zeitweise gebotene Gelegenheit, sich an theatralischen Genüssen zu erfreuen, und ihre künstlerischen Anforderungen in dieser Beziehung waren verhältnißmäßig gering, da diejenigen Klassen, die Sinn und Verständniß für die wirkliche Kunst in Drama und Oper hatten, in dem vorzüglichen Mannheimer Hoftheater Vortreffliches und Mustergültiges fanden. Im Zuschauerraum waren Reihen von Stühlen und Bänken ausgeschlagen, die auf einem treppenförmigen Brettergerüst aufstiegen; numerirte Plätze befanden sich vor dem durch eine kleine Gallerie begrenzten Orchester, um die Wand des Saales herum liefen,

von hölzernen Säulen getragen, zwei übereinander liegende Gallerien, von denen die untere durch Zwischenwände in Logen abgetheilt war, während die obere den letzten und wohlfeilsten Platz bildete. Die Bühne war ziemlich groß und durch einen rothen Vorhang verdeckt, der in seiner Mitte eine goldene Lyra von einem Strahlenkranz umgeben zeigte, während man in den oberen Ecken, in grellen Farben gemalt, die beiden antiken Masken der Tragödie und der Komödie erblickte.

Unter den ersten Personen, die nach der Eröffnung der Kasse in den Saal traten, befand sich der rothe Schiffer; er hatte eine festtägliche Toilette gemacht und trug über seinem weit offenen Schifferhemde einen weiten dunkeln Rock, in dem er noch merkwürdiger und origineller aussah als in seiner gewöhnlichen Tracht. Er trug am Arm einen großen, ganz mit mächtigen Bouquets gefüllten Bügelkorb, den er zu seinen Füßen niedersetzte, als er an der ersten Säule vor der Bühne seinen Platz einnahm, um kühn und herausfordernd seine Blicke in dem Zuschauerraum umher-schweifen zu lassen. Bald nach ihm erschienen Nürnberger und Rauchthaler, jeder auf der entgegengesetzten Seite durch die Eingangsthüren zum Parkett eintretend; beide trugen zahlreiche Blumensträuße unter den Armen und in den Händen und setzten sich rechts und links auf die äußersten Eckplätze der ersten Reihen der numerirten Stühle. Später kam auch der Porcellanmaler Lieber, ebenfalls mit Blumensträußen bewaffnet, und setzte sich in die Mitte der ersten Reihe unmittelbar hinter den Souffleurkasten. Allmählig dann erschienen auch die bunten Mützen der verschiedenen Corps, die Rhenanen und Schwaben im Parterre, einige Vandalen und Westphalen in den Logen. Lange noch

blieben die ersten Seitenlogen der rechten Seite der Bühne leer, bis endlich die Saxoborussen, vollzählig und von ihren Mitkneipanten begleitet, in diesen ihre Plätze einnahmen.

Herr von Sarkow, dem der Logenschließer ein kleines Körbchen mit zierlichen Bouquets reichte, setzte sich auf den äußersten Platz neben der Bühne; er warf einen Blick in das Parterre hinab und bemerkte mit zufriednem Lächeln, daß all' seine Hilfsvölker sich richtig auf ihrem Posten befanden. Nürnberger und Rauchthaler blinzelten verständnißvoll zu ihm hinauf, der Porcellanmaler Lieber schlug mit der Faust auf die Barriere des Orchesters, und der rothe Schiffer suchte durch unablässiges Nicken und Winken zu zeigen, daß er sich der ganzen Wichtigkeit seiner Aufgabe bewußt und entschlossen sei, diese nachdrücklich auszuführen.

Immer dichter füllte sich der Zuschauerraum, die alten Philister plauderten miteinander über Geschäfte und andre Angelegenheiten, die Mütter saßen erwartungsvoll da und suchten sich in die für den Kunstgenuß erforderliche gehobene Stimmung zu versetzen, während die Töchter ihre Blicke zu den Studenten hinüberstreifen ließen und mit ihren bevorzugten Freunden in der für die Jugend so verständlichen und geläufigen Augensprache manches kleine Melodram und Intriguenspiel schon vor dem Beginn der Vorstellung auf der Bühne in Scene setzten. Auch der alte Treuberg erschien mit Dorchen und ihrer Freundin, Evchen Meier, sie nahmen numerirte Plätze ein, und die beiden Mädchen begannen, häufig miteinander flüsternd und hinter ihren Taschentüchern kichernd, ein lebhaftes Peletonfeuer von verstohlenen, aber dennoch sicher treffenden Blicken nach der Loge der Saxoborussen hinauf zu eröffnen. Nur eine Loge

in der Mitte der Gallerie war leer geblieben, und mancher fragende Blick aus dem Publikum richtete sich dorthin.

Die Musik begann einen heiteren Walzer zu spielen, die alten Bürger setzten leise flüsternd ihre Gespräche fort, die Mütter wiegten ernst und feierlich ihre Köpfe im Dreiviertel-tact, die Mädchen kokettirten mit ungeschwächten Kräften weiter, und die Studenten theilten sich, unbekümmert um die Musik, laut sprechend und lachend ihre Bemerkungen über das Publikum mit.

Dann ging der Vorhang auf, und nun trat eine tiefe, athemlose Stille ein; das naiv empfängliche Publikum folgte mit Spannung der Handlung, und die Mütter hielten ihre Taschentücher bereit, um die zum Ueberfließen bereiten Thränen der Rührung sofort trocken zu können.

Fräulein Clara Schönfeld trat auf. Sie sah reizend aus in ihrem geschmackvollen Costüm der mittelalterlichen Bürgertöchter, freilich fehlte ihr in ihrer Haltung und Bewegung vollständig jeder jungfräulich zarte, geheimnißvoll anmuthende Hauch, der wie eine poetische Duftwolke die Gestalt des zwischen Traum und Wirklichkeit hinschwebenden Käthchens umfließen muß, wenn sie das Bild wiedergeben soll, das des Dichters Seele erfüllte. Sie war, wie sie an die Lampen vortrippelte, mehr eine niedliche, weltlustige Soubrette, als die schwärmerisch ideale Jungfrau, die in somnambuler Verzückung den Spuren ihres Geliebten folgt. Aber das Publikum unterschied nicht so genau, ihre Erscheinung war ja reizend und anmuthig, mehr verlangte man nicht. Ein Flüstern des Beifalls rauschte durch den Saal. Herr von Sarkow nahm ein kleines Bouquet und warf es auf die Bühne zu Käthchens Füßen herab; Fräulein Clara neigte sich dankend und grüßte mit ihrem reizendsten Lächeln nach

der Loge hinauf. Kaum aber hatte Herr von Sarkow das erste Signal gegeben, als sogleich ein ungeheures Bouquet von dem rothen Schiffer auf die Bühne geschleudert wurde und den Grafen Wetter vom Strahl mit solcher Wucht klirrend an seinen Harnisch traf, daß der stolze Ritter die Haltung verlor und schwankend einige Schritte zurücktrat. In demselben Augenblick schleuderten auch Nürnberger, Rauchthaler und Lieber ihre duftenden Wurfgeschosse, und als nun Herr von Sarkow mit den übrigen Saxoborussen leicht die Hände aneinander schlug, begann der rothe Schiffer mit solcher Gewalt und so lautschallend zu klatschen, daß es Nürnberger's, Rauchthaler's und Lieber's Anstrengungen gar nicht bedurft hatte, um das ganze so leicht empfängliche und so günstig gestimmte Publikum zu einer schallenden Beifallsalve fortzureißen. Aus den Kreisen der Rhenanen heraus ließen sich einige Zischlaute vernehmen, aber der von dem rothen Schiffer immer wieder angefachte Enthusiasmus des Publikums war so groß, daß diese Zeichen des Mißfallens nicht durchdringen konnten.

Mitten aus dem allgemeinen Bravo und Klatschen hervor hörte man die Stimme des Porcellanmalers Lieber rufen:

»Donnerwetter, das muß wahr sein, solch ein Käthchen ist noch gar nicht dagewesen – das giebt's nicht wieder – hol' mich der Teufel, aber dies Käthchen ist dem Dichter gerade aus der Seele herausgesprungen –« und um seinem beifälligen Urtheil noch größeren Nachdruck zu geben, schlug er mächtig mit seiner flachen Hand auf den Rücken eines dünnen Violinspielers, der vor ihm im Orchester saß, so daß dieser, ängstlich zusammenfahrend, mit dem Bogen über die

Saiten seiner Geige strich und in den allgemeinen Beifallsjubiläum einen wundersam krächzenden, langhallenden Mißton mischte.

Der Empfang der Debütantin war glänzend gelungen, Fräulein Clara dankte, die Hände auf ihr Herz gedrückt, nochmals durch eine tiefe Verbeugung und nahm dann ihre Rolle wieder auf. Ihr munteres, keckes Spiel paßte möglichst wenig zu ihrer Rolle, aber das Publikum war zufrieden; nach jeder effektvollen Phrase gab Herr von Sarkow sein Zeichen von Neuem, und immer wieder schloß sich das Publikum dem tactmäßigen Klatschen der so mustergültig organisirten Claque an, wobei dann jedesmal zum unsäglichsten Vergnügen der Saxoborussen der rothe Schiffer durch die wunderbarsten Pantomimen seine critische Befriedigung ausdrückte, während der Porcellanmaler Lieber ebenso regelmäßig dem Rücken des armen Violinspielers seinen Beifall fühlbar machte.

So weit konnte Herr von Sarkow mit seinen Arrangements vollständig zufrieden sein, aber seine eifrige Theilnahme für das hübsche Käthchen war auch im Parterre nicht unbemerkt geblieben, und Dorchen Treuberg warf erst verwunderte, dann zornige und drohende Blicke nach der Loge hinauf, bis sie endlich ganz schmollend die Augen niederschlug und ihren ungetreuen Freund gar nicht mehr zu bemerken schien, obgleich dieser sich alle Mühe gab, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, und obgleich ihre Freundin Evchen ihr lachend in's Ohr flüsterte, als ob sie durch boshafte spöttischen Trost ihren Unmuth zu besänftigen bemüht sei. Aber die Verlegenheit, in der sich Herr von Sarkow zwischen den dankbar und verheißungsvoll funkelnden Blicken

des schönen Käthchens auf der Bühne und den zornig gesenkten Augen des kleinen Dorchens im Parterre befand, sollte sich noch vermehren, denn plötzlich öffnete sich die Thür der bisher leergebliebenen Mittelloge und in dieser erschienen drei Damen in Begleitung eines Herrn, die ziemlich geräuschvoll eintraten und mit der sicheren Unbefangenheit der vornehmen Gesellschaft ihre Plätze vorn an der Brüstung einnahmen. Herr von Sarkow fühlte an seinem Arm einen fast schmerzhaften Druck von der Hand Luiz Antonio's, der neben ihm saß und der ihm mit zitternder Stimme zuflüsterte:

»Sieh doch, sieh – sie sind es.«

Er folgte dem Blick seines erröthenden und erbleichenden Freundes und erkannte in den neueingetretenen Zuschauern der Mittelloge die Baronin von Starkenburg, Frau von Wartenstein, Fräulein von Herbingen und den Grafen Schwertheim. Der Graf nickte freundlich herüber, Fräulein von Herbingen winkte grüßend mit dem Fächer, und Frau von Wartenstein sah, in ihren Stuhl zurückgelehnt, Luiz Antonio mit einem langen Blick an.

»Wir müssen zu ihnen gehen,« flüsterte Luiz Antonio in Herrn von Sarkow's Ohr, und schnell aufstehend verließ er seinen Platz, um sich nach der Mittelloge zu begeben. Herr von Sarkow stand ebenfalls auf, es war unmöglich, die Damen nicht zu begrüßen; Graf Steinborn, Graf Kronau und die sämmtlichen in der Mannheimer Gesellschaft verkehrenden Herren folgten ebenfalls, bald war die Mittelloge der Schauplatz lebhafter Unterhaltung, und der Gegenstand neugieriger Beobachtung der Schauspieler und eines großen Theils der Zuschauer. Fräulein von Herbingen rief Herrn von Sarkow auf einen Stuhl, der an ihrer Seite unmittelbar vor

der Brüstung der Loge noch frei war, – Luiz Antonio setzte sich hinter Frau von Wartenstein, die übrigen Herren unterhielten sich abwechselnd mit dem Grafen Schwertheim und der Baronin von Starckenburg.

Der erste Act war zu Ende. Das Stück nahm seinen Fortgang, die Gesellschaft in der Mittelloge schien indeß der Handlung auf der Bühne wenig Aufmerksamkeit zu schenken – Frau von Wartenstein lauschte, weit zurückgelehnt, das Gesicht halb mit dem Fächer bedeckend, den Worten, die Luiz Antonio, auf die Lehne ihres Stuhles gestützt, in ihr Ohr flüsterte; Fräulein von Herbingen plauderte neckisch und reizend, bald lockend, bald abstoßend mit ihrem Schüler in der Wissenschaft der Galanterie, und Herr von Sarkow vergaß häufig, wenn Käthchen ihre effektvollen Worte sprach, das Zeichen zum Beifall zu geben, so daß dann auch das Publikum stumm blieb und Fräulein Clara zuweilen zornig mit dem kleinen Fuß auf die krachenden Bretter der Bühne trat.

Endlich kam die große Scene, in der Käthchen mit ihrer Nebenbuhlerin auf der Bühne steht, nachdem sie das verhängnißvolle Futteral aus dem brennenden Schlosse gerettet hatte. Die Rhenanen überschütteten die Schauspielerin, die das stolze Ritterfräulein darstellte, mit lautem Beifall, das Publikum stimmte, der Führung folgend, ein, und die Dame verneigte sich dankend nach allen Seiten, indem sie das neben ihr stehende Käthchen mit spöttischem Mitleid ansah. Fräulein Clara erröthete unter ihrer Schminke vor Zorn, sie trat fest bis an die Lampen vor und warf einen so blitzenden, durchdringenden Blick zu Herrn von Sarkow herüber, daß dieser, bisher ganz vertieft in die Unterhaltung mit Fräulein von Herbingen, endlich sich wohl seiner

so schwer versäumten Pflicht als Beschützer der Kunst erinnern mußte und, sich weit über die Brüstung der Loge hervorbiegend, in die Hände klatschte, indem er dem rothen Schiffer, der erwartungsvoll zu ihm aufblickte, einen Wink gab, während er zugleich, wie von dem Eindruck des Spieles hingerissen, in das Parterre hinabrief:

»Bravo, Käthchen – bravo!« Sogleich flogen, von dem rothen Schiffer geschleudert, mehrere große Bouquets zu Fräulein Clara hin, Rauchthaler und Nürnberger folgten eifrig dem gegebenen Beispiel; Lieber klopfte unermüdlich den Rücken des dünnen Violinisten, faßte diesen dann am Arm und schüttelte ihn hin und her, indem er mit Stentorstimme rief:

»Bravo, Fräulein Schönfeld, bravo – Donnerwetter, Herr, haben Sie schon mal ein solches Käthchen gesehen?«

Und von Lieber hin und her geschüttelt, fiel auch der Violinist mit seiner Stimme, die ebenso dünn war als er selbst, in den allgemeinen Beifallsruf mit ein. Es begann nun ein lebhafter Kampf, der fast zu einem Tumult ausartete; die Rhenanen versuchten zuerst durch einzelne Zischlaute die Beifallshuldigungen für Fräulein Schönfeld zu unterbrechen, da sie jedoch damit nicht durchdrangen, so begannen sie jedes Wort, das Käthchens Nebenbuhlerin sprach, um so lauter und nachdrücklicher zu beklatschen, was dann wieder dem rothen Schiffer Gelegenheit gab, von Lieber, Nürnberger und Rauchthaler kräftig unterstützt, immer noch stärker zu klatschen und immer noch lauter zu schreien: »Bravo, Fräulein Schönfeld – bravo, Käthchen!«

Das Publikum verhielt sich unparteiisch zwischen beiden Theilen, das heißt, es klatschte immerfort ohne Aufhören

und rief bald der einen, bald der andern der beiden Bühnenkünstlerinnen sein Bravo zu, so daß ein großer Theil der Scene weitergespielt wurde, ohne daß ein einziges Wort von dem, was auf der Bühne vorging, zu verstehen war. Die Schauspieler sahen sich verwundert und ein wenig bestürzt an, die beiden Nebenbuhlerinnen maßen sich mit zornsprühenden Blicken, das Publikum klatschte und schrie immer stärker, der dünne Violinist hatte sich vor Lieber's handgreiflichem Kunstenthusiasmus unter die große Baßgeige geflüchtet, die, an die Gallerie des Orchesters gelehnt, in der Nähe stand.

Fräulein von Herbingen lachte so herzlich, daß ihre großen schönen Augen zu thränen begannen, und nur Frau von Wartenstein und Luiz Antonio schienen, in ihr leises Gespräch vertieft, von dem ganzen Lärm Nichts zu hören.

Da endlich faßte der Schauspieler, der den Grafen Wetter vom Strahl spielte, einen kurzen Entschluß. Er trat zwischen Fräulein Clara Schönfeld und ihre Nebenbuhlerin, faßte die Hände beider Damen und führte diese bis dicht an die Lampen vor, wo sie sich dann, ihren Zorn unter ihrem schönsten Lächeln verbergend, dankend nach allen Seiten hin verneigten. Der Kapellmeister ließ auf einen Wink des ängstlich aus der Coullisse hervorspähenden Directors einen langhallenden Tusch blasen, und da endlich die Kräfte des Publikums erschöpft waren und auch der rothe Schiffer kaum noch einen Ton in seiner Kehle hatte, so stellte sich die Ruhe im Hause wieder her.

Fräulein von Herbingen lachte noch immer, aber sie sah zugleich Herrn von Sarkow mit einem so durchdringenden, fragenden und spöttischen Blick an, daß der junge Mann

immer verwirrter und verlegener wurde, da er zugleich bemerkte, daß die kleine Dorchen Treuberg ganz traurig und vorwurfsvoll zu ihm heraussah und kaum zu beachten schien, was auf der Bühne vorging.

»Ich sehe mit Vergnügen,« sagte Fräulein von Herdingen, indem sie Herrn von Sarkow's Hand leicht mit dem Finger berührte, »daß die Mühe, die ich mir mit Ihrer Erziehung gegeben, nicht vergebens ist; aber ich kann Ihnen doch nicht erlauben, nach allen Seiten hin practische Experimente über die Lehren der Galanterie zu machen, die ich Ihnen zu geben mich herbeilasse; vorläufig sollen Sie in meiner Schule bleiben und auch Ihre Uebungen nur unter meiner Aufsicht anstellen.«

Sie reichte ihm mit der Miene einer Königin, die mit der Strafe zugleich gnädige Verzeihung verheißt, die Hand. Ganz zerknirscht beugte sich Herr von Sarkow nieder und berührte mit seinen Lippen die zarte, durchsichtige, weiße Hand seiner schönen Lehrmeisterin – er beachtete es nicht, daß Fräulein Clara die Worte ihrer Rolle in diesem Augenblick zornig in zischendem Ton hervorstieß, indem der leichtgezimmerte Bretterbuden der Bühne unter dem Tritt ihres kleinen Fußes krachte, und daß von Dorchen Treuberg's Platz aus dem Parterre herauf ein heftiges Husten vernehmbar wurde, das fast wie unterdrücktes Schluchzen klang.

»Nun aber müssen wir aufbrechen,« sagte Fräulein von Herdingen – »wir hatten einen Besuch bei Frau von Starckenburg auf ihrem Gut gemacht und wollten bei der Gelegenheit einmal dieses kleine, spaßhafte Theater sehen. Jetzt müssen wir zum Bahnhof, um den Zug nicht zu versäumen.«

Sie winkte den Grafen Schwertheim heran, der die übrigen Damen benachrichtigte. Die Gesellschaft stand auf, Fräulein von Herbingen nahm Herrn von Sarkow's Arm und blieb, auf ihn gestützt, einen Augenblick vor der Brüstung der Loge stehen, indem sie ihre stolzen, glänzenden Blicke über die Bühne und das Parterre schweifen ließ. Dann wendete sie sich, von ihm geführt, langsam dem Ausgange der Loge zu, den übrigen zu folgen, während Herr von Sarkow im Fortgehen noch einen zornigen Blitz aus Fräulein Clara's Augen und einen traurig vorwurfsvollen Blick der kleinen Doris auffing. Man begleitete die Damen zum Bahnhofe, Herr von Sarkow führte Fräulein von Herbingen, Luiz Antonio ging in einiger Entfernung mit Frau von Wartenstein voraus. Als der Zug endlich abgefahren war, strahlte Luiz Antonio's Gesicht von glücklicher Freude, und auch Herr von Sarkow hatte seine ganze fröhliche Heiterkeit wiedergefunden.

Die jungen Leute gingen, da heute keine Kneipe stattfand, zu Walz, wo bald auch die Uebrigen eintrafen und erzählten, daß das Stück ruhig zu Ende gespielt sei, daß am Schlusse die beiden Schauspielerinnen gerufen und in einer letzten Kraftanstrengung des ermüdeten Publikums mit allgemeinem Beifall begrüßt worden seien, so daß Fräulein Schönfeld, wenn auch keinen unbedingten Sieg über ihre Nebenbuhlerin, so doch ein glänzendes Debüt errungen habe.

EILFTES CAPITEL.

Laute Fröhlichkeit herrschte in dem kleinen Local des Herrn Louis Walz an der Hauptstraße. Der glückliche Ausgang der Paukerei am Morgen, die das Paukbuch des Corps mit achtzehn Nadeln verziert hatte, und die Nachwirkung

der Theatervorstellung, deren so ungemein belustigende Wirkung der Dichter des Käthchen von Heilbronn sich wohl kaum jemals hatte träumen lassen, hatten die Stimmung der jungen Leute, die schon ohnehin niemals von einem trüben Schatten sich verdunkeln ließ, zur ausgelassensten Heiterkeit emporgehoben, in der man sogar die gegen Herrn Walz erlassene scherzhafte Kriegserklärung vergaß und mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit die verschiedenen Bestandtheile des Soupers zur Notirung in dem großen Buch angab. Man mischte in großen Gläsern Champagner und englisches Porterbier, was natürlich die allgemein lustige und zu tollem Uebermuth geneigte Stimmung nur noch mehr erheiterte, und als man später dieses Getränk durch eine von Lord Fitzgerald erfundene Mischung von Champagner und Burgunder mit einem ganz leichten Anhauch von geriebenen Orangenschalen ersetzte, wurde die Unterhaltung von einer Minute zur andern immer lauter und jubelnder und ließ wenig Gutes für die nächtliche Ruhe der Straßen von Heidelberg gewärtigen. Es wurden denn auch bald an den Tischen in dem kleinen Hinterzimmer verschiedene Vorschläge laut, deren Ausführung sehr geeignet erscheinen mußte, um die Nachtruhe der ehrsamten Bürger von Heidelberg in bedenklicher Weise zu stören. Es handelte sich nur darum, ob man die Schilder verschiedener Handwerker und Kaufleute miteinander verwechseln solle, um etwa eine Putzmacherin in einen Schuster oder einen Schneider in einen practischen Arzt und Geburtshelfer zu verwandeln; ob man die Hausthüren mißliebiger Persönlichkeiten vernageln oder mit Eisendraht zubinden und dann die eingeschlossenen Bewohner durch gewaltiges Sturmläuten erwecken, oder ob man die Straßenlaternen von ihren Ständern herabnehmen und

an irgend einen entlegenen Ort zu einer brennenden Pyramide aufschichten solle.

Luiz Antonio hatte sich schon früh zurückgezogen; ihm war es Bedürfnis, in der Einsamkeit zu träumen, aber Herr von Sarkow hatte ihn heute nicht begleitet, denn an diesem Tage, der nach dem glücklichen Waffengang am Morgen so viel Bewegung und Erregung gebracht hatte, war es ihm unmöglich, früh schon die Ruhe zu finden, und eifrig bethheilte er sich an dem Meinungswechsel darüber, auf welche Art der kleine Guerillakrieg gegen die Philister, der einen so besonderen Reiz des akademischen Lebens bildete, in dieser Nacht weitergeführt werden sollte.

Charles Clarke hatte sich, während die übrige Gesellschaft in den Hinterzimmern beisammensaß, schon eine Zeitlang in dem vorderen Büffetraum aufgehalten und mehrfach durch die äußere Glashür nach der dunkeln Straße hinausgesehen. Endlich kam er zu den übrigen und sagte mit wichtiger und äußerst vergnügter Miene:

»Hört mich an. Ich habe einen vortrefflichen Spaß ausgedacht, der uns viel Vergnügen machen wird und zugleich den Philistern zeigt, daß sie sich nicht ungestraft gegen uns auflehnen dürfen. Ihr wißt,« fuhr er fort, während die andern alle sich gespannt lauschend um ihn drängten – »ihr wißt, daß der Schneider Naumann hier gegenüber Strafe verdient hat, weil er uns einmal angezeigt wegen der Laterne, die wir an seine Haustür gebunden, wobei er uns vom Fenster aus belauscht und erkannt hatte.«

»Nun, er hat seinen Lohn erhalten,« sagte Fritz Helmholtz, »wir haben ihm ja die Straßenfront seines Hauses, die er mit heller Oelfarbe hatte streichen lassen und auf die er so stolz war, einmal mit einem großen Theerpinsel und dann mit

einem Dutzend darangeworfener Eier gründlich verdorben; das hat den boshafte Philister viel Geld gekostet und ihm noch mehr Aerger gemacht, er wird an die Strafe denken, und wir können zufrieden sein.«

»Nein!« rief Charles Clarke, »wir dürfen noch nicht zufrieden sein, und ich bin es nicht, denn der freche Schneider ist noch nicht zu Kreuze gekrochen und glaubt uns noch weiter trotzen zu können. Er hat nun zum dritten Male sein Haus mit hellgrauer Oelfarbe angestrichen, heute ist es fertig geworden, und statt uns Abbitte zu thun, hat er sich hinter die Pedellen gesteckt; da draußen vor der Thür geht Michelmann auf und ab, der Alte läßt es sich, wie es scheint, etwas kosten, um sein Haus durch diese Wache zu schützen, aber wir müssen nun zeigen, daß ihm das Alles Nichts hilft, und daß er seinen trotzigem Schädel vor uns beugen muß, wenn er Ruhe und Frieden haben will.«

»Ja, ja, das ist wahr, das müßten wir thun,« sagten die andern – »aber wie ist das möglich, was können wir machen, wenn Michelmann wirklich vor Naumann's Hause Wache steht?«

»Laßt mich machen,« sagte Charles Clarke, »und thut nur, was ich euch sage. Wir werden jetzt alle auf die Straße treten, als ob wir nach Hause gingen – ihr werdet Michelmann anreden, umringen, thun, was ihr wollt, nur Nichts, wobei er euch anzeigen kann, und euch so stellen, daß er später bezeugen muß, ihr hättet Nichts gegen Naumann's Haus unternommen. Das Uebrige ist meine Sache – der Fuchs Sarkow soll mir helfen, er hat heute einen glücklichen Tag, ich glaube an die Fortuna, sie wird ihm auch jetzt günstig sein – geht nur immer voraus und unterhaltet euch mit Michelmann.«

Aeußerst vergnügt befolgten alle die erhaltene Weisung, sie nahmen ihre Mützen und gingen auf die Straße hinaus, ohne weiter zu fragen, denn sie wußten, daß der in den huronischen Wäldern aufgewachsene Amerikaner ein Meister war im Ersinnen listiger Anschläge und in deren geschickter Ausführung. Charles Clarke blieb mit Herrn von Sarkow noch einen Augenblick in dem Local zurück, er zog eine Anzahl frischer Eier aus seiner Tasche, übergab diese Herrn von Sarkow und ertheilte ihm leise seine Instructionen, die jener mit der Miene freudiger, verständnißvoller Zustimmung annahm.

Die ganze Gesellschaft war auf die Straße herausgetreten, laut und scheinbar harmlos sprechend, als ob alle im Begriff wären, sich zu trennen und in ihre Wohnungen zurückzukehren. Gerade der Walz'schen Conditorei gegenüber lag Herrn Naumann's schmales Haus, die ungewöhnlich hohe und spitze Giebelfront der Straße zugewendet: diese ganze Front war mit hellglänzender, frischer Oelfarbe angestrichen, und in dem unsicheren Schein der in der Nähe brennenden Laterne sah man eine lange Gestalt in zugeknöpftem Ueberrock mit aufgeschlagenem Kragen auf dem Trottoir vor dem Hause auf und nieder gehen. Als die Saxoborussen aus dem hellerleuchteten Ladenzimmer auf die Straße traten, suchte sich diese dunkle Gestalt in den Schatten eines Mauervorsprungs zu drücken, aber schon war sie entdeckt und von allen scheinbar zufällig und absichtslos umringt. Fritz Helmholt trat ganz nahe heran, blickte unter den tief herabgezogenen Mützenschirm und rief dann in verwundertem Ton:

»Herr Michelmann – wahrhaftig, es ist Herr Michelmann – guten Abend. Herr Michelmann,« fuhr er, mit artigem Gruß

seine Cerevismütze abnehmend, fort, »was machen Sie noch so spät auf der Straße – ja, ja, es ist ein schweres, angreifendes Amt, Sie müssen wohl noch auf böse Nachtschwärmer und Unruhstifter fahnden – es giebt ja leider gewissenlose junge Leute, die die Gesetze der hohen akademischen Obrigkeit nicht achten und die Ruhe der Bürger stören – nun, an uns müssen Sie eine rechte Freude haben, wir haben hier bei dem vortrefflichen Walz unser frugales Abendessen eingenommen und wollen jetzt friedlich nach Hause gehen, um uns in ruhigem Schlaf für unsre Studien am Morgen zu stärken, wie es ordentlichen Studenten geziemt.«

Der Pedell hatte, als er sich erkannt sah, seinen Rockkragen herabgeschlagen und hörte mit finsterner, mürrischer Miene ungeduldig dieser längeren und wohlgesetzten Rede zu.

»Guten Abend, Herr Michelmann!« riefen die andern alle, indem sie mit respectvollem Gruß ihre Mützen abnahmen.

»Wie ist Ihnen Ihre Landparthie heute Morgen bekommen, Herr Michelmann?« fragte Lord Fitzgerald in einem so treuherzigen Ton mitleidiger Theilnahme, daß der Pedell mit zornfunkelnden Blicken wüthend in seinen grauen, struppigen Schnurrbart biß.

»Guten Abend, meine Herren,« sagte er giftig, indem er seine Mütze berührte und auf die Mitte der Straße vortrat, »ich habe keine Zeit, mich mit Ihnen zu unterhalten, und muß Sie dringend auffordern, sogleich nach Hause zu gehen und keinen Unfug zu machen.«

»Unfug, mein lieber Herr Michelmann?« sagte Graf Kronau, indem er auf der Seite des Naumann'schen Hauses dicht vor den Pedellen hintrat; »Sie sehen ja, daß wir im

Begriff sind, ruhig und friedlich nach Hause zu gehen; können Sie es einen Unfug nennen, wenn wir die Gelegenheit unsrer zufälligen und so erfreulichen Begegnung benutzen, um dem würdigen Diener des akademischen Gesetzes einen respectvollen guten Abend zu wünschen?«

Die andern alle hatten sich neben den Grafen Kronau aufgestellt, so daß sie vor dem Hause der Apotheke eine breite Front bildeten, wodurch Michelmann, der irgend ein feindliches Unternehmen hinter dieser so außergewöhnlich liebenswürdigen Begrüßung wittern mochte, veranlaßt war, dem Walz'schen Local den Rücken zuzukehren, um die Saxoborussen im Auge zu behalten, die sich in wiederholten Grüßen und Ergebenheitsversicherungen erschöpften. Er bemerkte es nicht, daß Charles Clarke und Herr von Sarkow leise auf die Straße herausgetreten waren und sich unmittelbar hinter ihm aufgestellt hatten; während er nun fortwährend und immer drohender die Herren zum Nachhausegehen aufforderte, und diese, immer näher an ihn herandrängend, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, flog, geschickt gezielt, aus Starkes und Sarkow's Händen ein Ei nach dem andern unmittelbar unter die höchste Winkelspitze des Giebels, und der Inhalt jedes dieser Eier floß in einem langen Streifen auf der frisch aufgetragenen Oelfarbe herunter. Eine kurze Zeit war das Spiel fortgesetzt worden, ohne daß Herr Michelmann, der ausschließlich die vor ihm stehenden Studenten scharf bewachte, etwas davon bemerkt hatte; da endlich that Herr von Sarkow, nicht so geübt im sicheren Treffen wie der Hurone, einen Fehlwurf, und das von ihm geschleuderte Ei flog klirrend in die Scheibe eines Giebelfensters des Hauses.

»Ha!« rief Michelmann, auffahrend wie ein angeschossener Eber, »das war es – ich wußte es doch, daß irgend ein heilloser Verrath, irgend ein schauderhaftes Attentat im Werke sei.«

Schnell sich umwendend, erblickte er hinter sich Herrn von Sarkow und Clarke, die jedoch beide bereits ganz ruhig und harmlos ihre Hände in die Taschen gesteckt hatten.

»Halt!« rief Michelmann, die Hand ausstreckend, »wer ist das – Ihre Namen, meine Herren, Ihre Namen!«

Aber ehe er einen der Eierschleuderer erfassen konnte, hatten sich beide schnell zur Flucht gewendet und eilten die Hauptstraße entlang.

»Er hat uns nicht erkannt,« flüsterte Clarke Herrn von Sarkow zu, »fort, fort, damit er uns nicht einholt.«

Die übrigen umringten Michelmann.

»Das ist ja frevelhaft!« rief Graf Kronau, »wer kann das nur gewesen sein – es ist gar nicht zu glauben, daß so etwas vorkommen kann.«

»Sie haben weiße Mützen auf!« rief Michelmann, »sie haben weiße Mützen auf, diesmal sollen sie mir nicht entgehen!« Und mit rücksichtsloser Hast die ihn umgebenden Saxonborussen zurückdrängend, stürmte er den beiden Flüchtlingen, die bereits einen ziemlichen Vorsprung erreicht hatten, nach, indem er seine langen Beine zu Riesenschritten auseinanderspannte.

»Der verteufelte Kerl läuft wie ein Windhund,« sagte Charles, »in den Straßen wird er uns nicht aus den Augen verlieren, wir wollen zum Karlsthor hinaus und uns dann in die Berge schlagen, dort in der Dunkelheit muß er unsre Spur verlieren.«

Und beide liefen mit verdoppelter Kraft auf der Hauptstraße weiter dem Karlsthore zu, während Michelmann zwar schnaufend, aber durch die Riesenschritte, die ihm seine Beine erlaubten, begünstigt, sich ihnen allmählig immer mehr näherte, indem er ihnen von Zeit zu Zeit mit heiserer Stimme nachrief:

»Halt – halt, im Namen des akademischen Gesetzes!«

Die beiden Flüchtlinge hatten die Wölbung des Karlsthors passiert, Michelmann verdoppelte seine Anstrengungen, denn er begriff, daß sie ihm draußen bei der völligen Dunkelheit und bei den vielen in die Berge führenden Seitenwegen entweichen mußten. Die Straße vor dem Karlsthor führt fast unmittelbar am Ufer des Neckars hin, der links im Thale fließt, während rechts die Höhenzüge aufsteigen.

»Jetzt dort hinauf,« sagte Charles Clarke, der durch den langen Lauf kaum ermüdet schien, während Herrn von Sarkow's Kräfte zu schwinden begannen – plötzlich aber stand er einen Augenblick still und sagte: »Halt, nein, komm hierher, das ist besser,« und er wendete sich, Sarkow mit sich fortziehend, nach der linken Seite dem Ufer des Neckars zu. Hier lag eines der Dampfschiffe, die für die Fahrten nach Heilbronn bestimmt waren, an starke Pfähle gekettet am Ufer.

»Wir wollen auf das Schiff,« sagte Herr von Sarkow, »ich glaube, er hat uns jetzt aus den Augen verloren, und dort wird er uns sicher nicht suchen.«

Das Schiff lag fast unmittelbar am Ufer, es war nicht schwer, zu demselben hinüberzuspringen, – im nächsten Augenblick befanden sich die beiden jungen Leute auf dem Verdeck. Herr von Sarkow athmete erleichtert auf.

Aber Charles Clarke hatte sich getäuscht, der Pedell hatte sie nicht aus den Augen verloren, er hatte ihre Schatten in der Dunkelheit zum Flusse hinabeilen sehen und war ihnen schnell genug gefolgt, um ihren Sprung nach dem Dampfboot hinüber noch zu bemerken. Die beiden sahen ihn am Ufer erscheinen und sich zu dem Sprunge anschicken, der bei der außerordentlichen Spannweite seiner Beine fast nur ein Schritt für ihn sein mußte.

»Komm,« flüsterte Charles Clarke, »das ist herrlich, er rennt in sein Verderben.« Er zog Herrn von Sarkow mit sich fort nach dem Hintertheil des Schiffes, beide stiegen die nach der Cajüte führende Treppe hinab und verbargen sich eng zusammengedrückt unter den Treppenstufen in dem kleinen Vorraum vor der Cajüte.

»Wir sind verloren,« sagte Herr von Sarkow, »wir hätten in die Berge gehen sollen, hier muß er uns ja finden, wir können ihm nicht entrinnen.«

»Warte,« fügte Charles Clarke, indem er seine Hand auf Herrn von Sarkow's Mund legte.

Michelmann hatte seinen Sprung auf das Schiff gemacht, er mußte es auch gesehen haben, wie die beiden Studenten nach der Cajütentreppe hingeeilt waren, denn schon hörte man seine Schritte auf dem Verdeck, und unmittelbar darauf stieg er, schwer auftretend und vorsichtig in dem dunkeln Raum umhertastend, die Treppe hinab. Er öffnete den Cajütenraum, doch sein an die Dunkelheit gewöhntes Auge spähte vergebens umher; in der Cajüte befanden sich nur rings an den Wänden umherlaufende Polsterbänke und Tische in der Mitte, unter denen sich Niemand verbergen konnte; so gering das Licht auch war, das durch die Fenster hereinfl, so überzeugte sich Michelmann dennoch, daß die von ihm

so eifrig Verfolgten hier nicht versteckt waren. Einen Augenblick stand er, sinnend und leise vor sich hin fluchend, auf dem kleinen Vorplatz; da entdeckte er seitwärts von der Cajüte eine kleine Thür, die mit jener wundersamen Ziffer bezeichnet war, die an sich Nichts bedeutet, und die doch, in genügender Anzahl hinter die Einheit gestellt, sie zu Tausenden und Millionen zu erheben vermag. Er stieß einen halblauten, triumphirenden Ruf aus, öffnete die Thür, in deren Schloß sich ein Schlüssel befand, und beugte sich vor, um in den kleinen dunkeln Raum hineinzuspähen.

Schnell wie der Blitz, dem Tiger gleich, der auf seine Beute sich stürzt, schnellte Charles Clarke aus seinem Versteck unter der Treppe hervor, mit einem kräftigen Stoß schleuderte er den Pedellen in das kleine Gemach hinein, warf die Thür zu und drehte den Schlüssel zweimal im Schlosse um.

»Gute Nacht, Herr Michelmann!« rief er mit verstellter Stimme. »Jetzt komm,« sagte er dann zu Herrn von Sarkow, »der ist besorgt, wir können ruhig nach Hause gehen.«

Beide stiegen die Treppe hinauf und waren im Begriff, wieder an das Land zu springen, da blieb Charles Clarke plötzlich lauschend stehen, aus der einen Luke des Vorderverdecks ließ sich ein Geräusch wie von halblauten Worten und schweren Tritten vernehmen. Charles Clarke eilte dorthin und sah, wie unter der Luke ein menschlicher Kopf erschien; es war der Wächter, dem während der Nacht die Obhut des Schiffes anvertraut war, und der, durch die Tritte auf dem Verdeck geweckt, hervorsteigen wollte, um zu sehen, was diese ungewöhnliche Unruhe bedeute. Mit mächtigem Druck stieß Charles Clarke den heraufsteigenden Wächter

von der Lukenleiter wieder in die Tiefe herab, – man hörte einen polternden Fall und einen zornigen Fluch, während von dem Hintertheil des Schiffes her der Lärm der Faustschläge herüberdröhnte, die Herr Michelmann gegen die Thür seines engen und wenig anmuthigen Gefängnisses führte. Der Deckel der Luke, die zu dem Vorder- und Zwischendeck heranführte, war mit starken eisernen Angeln befestigt, ein Riegel befand sich daran; schnell hatte Charles Clarke den Deckel geschlossen, den Riegel vorgeschoben, und mit einer Geschwindigkeit, Sicherheit und Kraft, die er sich auf den wilden Jagdgebieten seiner Heimath erworben hatte, schleppte er eiserne Anker, Steine, Fässer und Alles, was er unmittelbar erreichen konnte, zusammen, um es über der Luke aufzutürmen, so daß deren Oeffnung von innen heraus fast zur Unmöglichkeit wurde.

Herr von Sarkow lachte laut, denn nun begann sich das Fluchen und Lärmen des eingesperrten Wächters mit den immer wüthenderen Faustschlägen Michelmann's zu vermischen. Aber schon zog ihn Charles Clarke abermals mit sich fort, und beide sprangen an's Land.

Schnell wollte Herr von Sarkow der Stadt zueilen, Charles Clarke hielt ihn zurück.

»Warte,« sagte er, »wir sind noch nicht fertig.« Mit einer Geschicklichkeit und Kraft, die dem besten Matrosen Ehre gemacht haben würde, wickelte er die Taue und Ketten, die das Dampfschiff an den beiden Pfählen des Ufers festhielten, los, die Strömung erfaßte das Fahrzeug, es trieb langsam, sich einigemal drehend, der Mitte des Flusses zu und schoß dann, von der scharfen Strömung erfaßt, rasch weiter und weiter fort, immer mehr sich von der Stadt entfernend, so daß die dumpfen Schläge, die der Wächter gegen

die Verdecklücke und Michelmann gegen die Thür seines Kerkerraums führten, immer mehr zwischen den nächtlich einsamen Ufern des grünen Neckars verhallten.

»*All right!*« rief Charles Clarke mit lauter, triumphirender Stimme dem davontreibenden Schiffe nach, und dann brach er mit Herrn von Sarkow in ein so jubelndes, schallendes Gelächter aus, daß die Bewohner der an dem Abhänge liegenden kleinen Gehöfte, wenn sie von diesem durch die tiefe Stille hinschallenden Gelächter aus ihrem Schlummer aufgeschreckt wurden, wohl an den höllischen Spuk dämonischer Nachtgeister glauben mochten.

Arm in Arm lehrten beide durch das Karlsthor nach der Stadt zurück.

Nach einiger Zeit begegneten sie den übrigen, die neugierig und besorgt gefolgt waren, um sich von dem Ausgange der sonderbaren Jagd zu überzeugen und nöthigenfalls ihren Freunden, so gut sie konnten, Beistand zu leisten.

»Wo ist Michelmann?« riefen sie den Nahenden entgegen – »hat er euch eingeholt – hat er euch erkannt?«

»Auf dem Dampfboot, das morgen früh nach Heilbronn geht,« sagte Charles Clarke äußerst vergnügt, »er ist so entzückt von der Theatervorstellung heute abend, daß er das Käthchen in ihrer Vaterstadt aufsuchen will.«

Herr von Sarkow erzählte, was geschehen war; unermeslich war der Jubel, der nun ausbrach.

»Laßt uns noch einmal nach Walz zurückkehren!« rief Graf Kronau, »darauf müssen wir noch einen Salamander reiben – auch ist es gut,« fügte er ernster hinzu, »daß wir uns einen Alibibeweis schaffen – hat er euch erkannt?«

»Gewiß nicht,« sagte Charles Clarke, »denn sonst hätte er uns nicht so eifrig verfolgt!«

»Gleichviel,« erwiderte Graf Kronau, »wir müssen einen Beweis schaffen, daß wir in der Stadt gewesen sind und also unmöglich den würdigen Herrn Michelmann in dem geheimnißvollsten Gemach des Neckardampfschiffes eingesperrt haben können.«

Man kam vor dem Walz'schen Hause an, aber das Local war dunkel, starke Läden verschlossen die Glasthür und die Fenster, gegenüber lag ebenso still und schweigend das hochgiebelige Haus, in dessen Innern der schlummernde Besitzer nichts von den gelbgrauen Streifen ahnte, die das flackernde Laternenlicht auf dem hellschimmernden Anstrich beleuchtete.

»Das ist schlimm,« sagte Graf Kronau, indem er kopfschüttelnd die verschlossenen Läden betrachtete, »es wäre vortrefflich gewesen, wenn wir hier unser Alibi hätten beweisen können.«

»Wir werden es beweisen,« sagte Charles Clarke, nachdem er einen Augenblick prüfend die eisernen Schlußstangen der Läden angesehen hatte, »paßt auf!«

Er zog seinen Hausschlüssel aus der Tasche, schob ihn durch eine der Klammern, die das Schloß an den eisernen Verschlusstangen festhielten, und mit derselben Kraft und Gewandtheit, mit der er die Ankerketten des Dampfschiffes losgewunden hatte, drehte er die eisernen Klammern eine nach der andern aus der Mauer, in der sie tief eingetrieben waren, heraus; leicht wurden nun die vorgelegten Stangen entfernt, die Thüren geöffnet, man trat in das innere Local ein, und in wenig Augenblicken brannten alle auffindbaren Lampen und Kerzen.

Was auf dem Büffet und in den Wandgestellen an verschiedenartigen Weinflaschen vorhanden war, wurde geöffnet, die Gläser gefüllt, und bald donnerte ein mit musterhafter Präcision geriebener Salamander durch das stille Haus.

Es dauerte nicht lange, so erschien Herr Walz ganz verwundert und halb verschlafen.

»Um Gottes willen, meine Herren, was geht hier vor, wie sind Sie hereingekommen, ich habe doch das Local schon vor fast einer Stunde geschlossen?«

»Mein lieber Walz,« sagte Graf Kronau ruhig, »was Sie uns da erzählen, muß wohl ein Traum sein, wir sitzen ja den ganzen Abend hier und sind keinen Augenblick fort gewesen – wir haben es wohl gemerkt, daß Sie sich vor einiger Zeit stillschweigend fortgedrückt haben – nun, das thut ja auch weiter Nichts,« fügte er gutmüthig hinzu, »wenn man müde ist, so muß man ausschlafen – Sie sind ziemlich schnell damit fertig geworden.«

»Ja, ja, lieber Walz,« sagte Lord Fitzgerald, »wir sahen wohl, daß Sie kaum noch Ihre Augen offen halten konnten – nun, Sie können ganz ruhig sein, wir haben Alles aufgeschrieben, was wir in der Zeit verzehrten.«

»Prosit, Herr Walz!« rief Franz Helmholt, »ich trinke einen Ganzen auf Ihr specielles Wohl.« Alle Uebrigen folgten diesem Beispiel, alle tranken Herrn Walz zu, man drückte ihm ein Glas in die Hand und nöthigte ihn, Bescheid zu thun, während er in starrem Erstaunen einen nach dem andern ansah und in der That zu bezweifeln schien, ob er nicht wirklich eingeschlafen sei und nur im Traum die Lichter ausgelöscht und die Läden verschlossen habe.

»Es ist spät,« sagte Graf Kronau, indem er gähmend aufstand, »ein Uhr vorbei, nicht wahr, Herr Walz, so wird es stimmen?«

Herr Walz zog wie mechanisch seine Uhr hervor und sagte:

»In der That, Herr Graf, ein Uhr fünf Minuten.«

»Nun, unsre Uhren stimmen also vortrefflich,« bemerkte Graf Kronau, »erinnern Sie sich genau,« sagte er, seine Hand schwer auf die Schulter des Herrn Walz legend und ihm scharf in die Augen blickend, »erinnern Sie sich genau, daß wir den ganzen Abend bis um ein Uhr fünf Minuten hier bei Ihnen waren, und,« fügte er dann wie beiläufig hinzu, »sehen Sie einmal nach, es ist mir so vorgekommen, als ob an Ihren Fensterläden nicht Alles in Ordnung sei – lassen Sie das zurechtmachen, damit Sie Ihr Local sicher verschließen können.«

Ein Blitz des Verständnisses leuchtete in dem freundlichen Gesicht des Herrn Walz auf, und ein Lächeln zuckte um seinen Mund; wohl war ihm noch nicht ganz klar, was geschehen sei, aber er begriff doch, daß es sich um irgend einen Streich handelte, dessen Spuren durch die außerordentliche und überraschende Anwesenheit der Saxoborusen in seinem Local verdeckt werden sollten.

»Sehr wohl Herr Graf – sehr wohl,« sagte er, mit dem Kopf nickend – »ein Uhr fünf Minuten – ich werde es mir genau merken, daß die Herren um ein Uhr fünf Minuten hier waren.«

»Einen Salamander auf den vortrefflichen Walz!« rief Graf Kronau. »Sie sind doch ein braver Kerl und ein zuverlässiger Freund: der Kriegszustand mit Ihnen ist aufgehoben, wir schließen Frieden.«

Der Salamander wurde gerieben und dann gingen die Saxoborussen, die allmählig die Müdigkeit zu übermannen begann, in einzelnen Gruppen, die ihnen begegnenden Nachtwächter freundlich grüßend, nach Hause. Herr Walz aber weckte seinen Hausknecht und befahl ihm, heiter vor sich hinlächelnd, in dem Laden Wache zu halten, in der Frühe des nächsten Morgens aber die Handwerker kommen zu lassen, um sogleich den Schaden an den Fensterläden auszubessern und die herausgewundenen Klammern wieder in die Mauern zu treiben.

ZWÖLFTES CAPITEL.

Am nächsten Morgen fand großes Lever bei Herrn von Sarkow statt, der nach einem kurzen und unruhigen Schlummer früh schon durch Luiz Antonio geweckt ward und sich, so schwer es ihm auch wurde, seine Augen offen zu halten, doch wohl entschließen mußte, die schwärmerischen Ergießungen seines Freundes über das unverhoffte Glück des gestrigen Abends mit anzuhören, der ihm inmitten des bewegten, seine ganze Aufmerksamkeit nach der Bühne hinrichtenden Theaterpublikums eine Stunde süßer Plauderei mit dem unerreichbaren und darum um so leidenschaftlicher geliebten Ideal seiner Seele gebracht hatte. Noch hatte Herr von Sarkow, zwischen Träumen und Erwachen ringend, nicht Zeit gefunden, seine Erinnerungen zu sammeln und dem Freunde die Erlebnisse des verflossenen Abends zu erzählen, als bereits Schreckenberger mit seinem großen Beutel und seinen kosmetischen Apparaten erschien, um den jungen Mann zu frisiren und mit seinem Haarwasser und seinem Cold-Cream die von Prollmann's flachen Terzen geschlagenen Beulen zu kühlen. Seufzend

erhob sich Herr von Sarkow, der keine Möglichkeit mehr sah, seinen Schlummer fortzusetzen; er hüllte sich in seinen weiten Schlafrock, um sich der für seine Beulen und seinen etwas müde geschwärmten Kopf gleich wohlthätigen Operation zu überlassen, während Luiz Antonio sich auf dem Sopha ausstreckte und, verstimmt über die Unterbrechung, sich seinen Gedanken überließ.

»Eine merkwürdige Nacht – eine merkwürdige Nacht,« begann Schreckenberger, während er eifrig seine Essenzen über Herrn von Sarkow's Haupt ergoß, »der arme Schneider Naumann – freilich, es geschieht ihm recht, ganz recht, warum ist er so unartig gewesen und hat die Herren dem Universitätsgericht angezeigt – er läuft wie ein brüllender Löwe herum, und die Leute stehen lachend vor seinem Hause, das aussieht wie ein Zebra, mit lauter gelben Streifen auf dem weißen Anstrich.«

»So,« sagte Herr von Sarkow gleichgültig, »hat man ihm wieder sein Haus verdorben – das freut mich – ja, ja, die Erinnyen wachen und ereilen jeden, der da vergißt, was er als Philister dem S.C. schuldig ist – merken Sie sich das, Schreckenberger.«

»O Herr Baron,« rief der kleine Friseur entsetzt, »bei mir bedarf es einer solchen Mahnung nicht, Sie wissen, daß ich stets bereit bin, durchs Feuer zu gehen, wenn es der hohe S.C. befiehlt oder wenn ich nur einem der Herren Saxoborussen ein Vergnügen damit machen kann.«

»Schreckenberger, ich werde Sie beim Wort nehmen,« sagte Luiz Antonio, der von seinem Sopha her halb zugehört hatte, »der eiserne Ofen drüben in meinem Zimmer ist heiß

– ich kann diesen sogenannten deutschen Frühling nicht ertragen –, wenn ich Ihnen nun sagte, daß Sie mir ein unbeschreibliches Vergnügen bereiten könnten, indem Sie sich auf die glühende Platte setzten?«

»Der Herr Baron belieben zu scherzen,« sagte Schreckenberger lächelnd, aber doch mit einem etwas ängstlichen Seitenblick, denn er wußte, daß die launisch übermüthige Phantasie seiner Kunden zuweilen eigenthümliche Blasen trieb, und um das bedenkliche Gespräch schnell abzubrechen, erzählte er eifrig weiter, daß der Schneider Naumann voller Wuth aller Welt erzähle, er habe den Pedell Michelmann zum Wächter seines Hauses bestellt und doch sei es noch schlimmer als je vorher verdorben, man könne sich auch auf den Schutz der Beamten des akademischen Senats nicht mehr verlassen, und die Heidelberger Bürger seien der Willkür der Herren Studenten preisgegeben.

»Der S.C., mein lieber Schreckenberger,« sagte Herr von Sarkow achselzuckend, »der S.C. – warum stellt sich dieser widerspenstige Naumann nicht unter den Schutz des S.C.?«

»Das haben wir ihm alle schon geraten,« sagte Schreckenberger, »aber bis jetzt war er ja immer trotzig und glaubte es mit Gewalt durchsetzen zu können.«

Das Gespräch wurde durch den rothen Schiffer unterbrochen, der in das Zimmer stürmte und laut jubelnd seine Mütze gegen die Decke warf:

»Hurra!« rief er, »hurra, das ist die beste Geschichte, die jemals passirt ist – der Michelmann, der lange Michelmann, sie haben ihn eingesperrt auf dem Dampfschiff, an einem Ort – o, an einem Ort, es ist gar nicht zu beschreiben – und dann haben sie das Dampfschiff losgebunden und es ist hinuntergetrieben wohl eine halbe Stunde weit – und den

Wächter haben sie auch eingesperrt unter dem Verdeck, und heute morgen haben die Bauern den Lärm gehört im Innern des Schiffes und haben es angezeigt, und die Verwaltungsgesellschaft hat Mannschaften in einem Boot herunterschicken müssen, um den Kessel zu heizen und das Schiff wieder herzubringen – nun ist der Teufel los, und der Michelmann ist wuthschnaubend auf das Universitätsgericht gelaufen.«

Von einem Anfall krampfhaften Lachens überwältigt, sank er auf einen Stuhl nieder und überließ sich eine Zeitlang seiner immer von Neuem ausbrechenden Heiterkeit.

»Was ist das für eine Geschichte?« fragte Luiz Antonio, »wer hat das gethan?«

»Ja – wer hat das gethan?« fragte auch Herr von Sarkow.

Der rothe Schiffer stützte beide Hände auf seine Kniee, beugte sich vor und sah abwechselnd Luiz Antonio und Herrn von Sarkow erst mit maßloser Verwunderung, dann mit schlauem Augenblinzeln an, um unmittelbar darauf wieder in lautes Gelächter auszubrechen.

»Michelmann behauptet,« sagte er dann endlich, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, »es seien die Herren Saxoborussen gewesen, er habe weiße Mützen gesehen.«

»Auch Naumann behauptet, daß die Herren Saxoborussen ihm sein Haus getigert hätten,« bemerkte Schreckenberger schüchtern.

»Thorheit,« sagte Herr von Sarkow achselzuckend, »wir alle sind ruhig bei Walz gewesen, das ist also ganz unmöglich, und außerdem, wie sollten wir es wohl anfangen, Michelmann draußen vor dem Thore in ein Schiff zu sperren, das ist ja ganz unmöglich.«

»Ja, Thorheit!« rief der rothe Schiffer laut, »wie sollten die Herren Saxoborussen den Michelmann in ein Schiff sperren

können, das ist ja ganz unmöglich,« wiederholte er mit unendlich verschmitztem Augenblinzeln, indem er immer von Neuem wieder in ein so erschütterndes Lachen ausbrach, daß der Stuhl, auf dem er saß, in seinen Fugen krachte.

Bald erschienen Nürnberger und Rauchthaler, um sich ihre Anerkennung für die am gestrigen Abend geleisteten Dienste zu holen; auch Lieber stellte sich ein und brachte eine Theekanne mit dem großen Wappen der Saxoborussia in kunstvoller Porcellanmalerei. Alle drei bestätigten die Geschichte, die der rothe Schiffer soeben erzählte – Michelmann sei geknebelt worden, versicherte Lieber, und dann auf das Schiff geschleppt, während Nürnberger gehört hatte, daß der Pedell von dem Schneider Naumann zum Lohn für seinen Wachtdienst trunken gemacht und dann auf geheimnißvolle Art nach dem Schiffe gebracht worden sei.

Herr von Sarkow hörte Alles ruhig, mit vortrefflich gespielter Neugier an, während Luiz Antonio bereits wieder in seine Träumerei versunken war. Er nahm Lieber seine Theekanne ab, bestellte einige Tassen mit seinem Wappen zur Dedication an seine Freunde, er erlaubte Nürnberger, seinen florentinischen Dolch, und Rauchthaler, seinen Säbel des Sultans Soliman dazulassen, er gab dem rothen Schiffer einen Gulden, um einen Schoppen Affenthaler zu trinken, und sehr befriedigt verließ die ganze Gesellschaft das Zimmer, nachdem noch der rothe Schiffer mit seinen gewaltigen Armen Nürnberger und Rauchthaler gefaßt und aneinandergepreßt hatte, damit sie, wie er sagte, an einem so vergnügten Tage das Versöhnungsfest feiern und sich den Friedenskuß geben möchten, worauf beide mit unzweideutigen Zeichen gegenseitiger Verachtung davonstürmten.

»Waret ihr das?« fragte Luiz Antonio lachend, als er mit Herrn von Sarkow allein war.

»Charles Clarke und ich,« erwiderte dieser, »es war ein unbezahlbarer Spaß!«

»Vielleicht ein wenig bedenklich in seinen Folgen,« sagte Luiz Antonio; »wenn Michelmann euch erkannt hat, werdet ihr wohl dem Carcer nicht entgehen, das wäre schade – wie würde ich dich entbehren, wenn ich all' mein Glück und all' meinen Kummer wieder allein tragen müßte.«

»Wie egoistisch!« lachte Herr von Sarkow.

»O, es ist nicht deshalb allein,« sagte Luiz Antonio, ihm herzlich die Hand drückend, »aber der Egoismus ist ja einmal der Erbfehler des Menschengeschlechts, und was ist die Freundschaft andres als die egoistische Freude, die Lust, die uns allein zu schwer wird, mit dem Freunde zu theilen!«

»Und die Freude, sie mit ihm zu tragen,« fügte Herr von Sarkow mit warmem Händedruck hinzu.

»Ich werde dir das nie vergessen,« sagte Luiz Antonio, »und doch ist deine Freundschaft und Theilnahme fast vergebens, denn die schwerste Last, der bitterste Kummer steht mir ja noch bevor, wenn ich erst einsam und allein über das Weltmeer ziehen werde, Alles hier zurücklassend, was meinem Leben Glück und Wärme giebt, und dann – wird mich auch die Freundschaft verlassen, jene schwere Last werde ich allein tragen müssen, jenen bittersten Schmerz werde ich allein in die Meereswüste hinausweinen müssen.«

»Armer Freund,« sagte Herr von Sarkow, indem er den Arm um Luiz Antonio's Schultern legte, »was kommen muß, wirst du tragen, du wirst auch auf der Mensur mit dem

Schicksal feststehen, trägst du nicht das weißgrün-schwarz-weiße Band – steht es nicht in deinem Herzen mit Flammenzügen geschrieben: *Virtus sola bonorum corona!* – Du wirst dich des Freundes erinnern, der auch über das Meer hin mit dir fühlt, du wirst wiederkommen – und das andre wirst du vergessen, wie man ja alles Glück und allen Schmerz des Lebens endlich dennoch vergessen muß.«

»Ja,« sagte Luiz Antonio, »ich werde feststehen, unser Wahlspruch wird mich über das Meer begleiten, ich werde der Freundschaft gedenken – vielleicht werde ich wiederkommen – aber vergessen – vergessen niemals, solange meine Brust athmet, solange mein Herz schlägt.«

Er beugte den Kopf herab, eine Thräne rann über seine Wange.

Die Befürchtung, welche er in Betreff der Folgen der unwillkürlichen Schiffahrt des Herrn Michelmann ausgesprochen, schien sich schnell bestätigen zu sollen; ein Bote des Universitätsgerichts klopfte an die Thür und brachte den beiden die Vorladung, in einer Stunde vor dem Universitätsrichter zu erscheinen. Während Herr von Sarkow sich schnell ankleidete, erschien noch ein Morgenbesuch in Gestalt des sogenannten Binsenbuben, eines Burschen von etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren in einem blauen Frack mit gelben Nankingbeinkleidern, dessen häßliches Gesicht mit weitvorstehenden großen Zähnen fast ganz blödsinnig schien, dabei aber doch einen listig verschmitzten Ausdruck zeigte. Er trug an einem Tragriemen über den Schultern einen breiten, mit Blumen gefüllten Korb.

»Ich bin der Binsenbube,« sagte er mit lallender Stimme, indem er mit dem einen Fuß mehrfach nach hinten auskratzte, wie es die Naturburschen auf der Bühne bei ihren

Verbeugungen zu thun pflegen – »ich bin der Binsenbube, der Herr Baron werden mir heute gewiß ein Sträußchen abnehmen – prachtvolle Veilchen, auch schon frische Rosen – der Herr Baron kennt den Binsenkub, der immer das Neueste und Beste hat für die Herren Saxoborussen.«

Herr von Sarkow wählte ein kleines Bouquet für sein Knopfloch und einen größeren Veilchenstrauß mit einer halbaufgeblühten Rose in der Mitte, er beförderte den unaufhörlich sprechenden Binsenkub schnell wieder die Treppe hinunter und folgte bald mit Luiz Antonio, um die Uebrigen aufzusuchen. In dem geöffneten Wohnzimmer saß Dorchen Treuberg auf ihrem gewohnten Platz – aber sie wendete sich nicht um und schien mit der äußersten Aufmerksamkeit auf die Straße hinauszublicken.

»Guten Morgen, Fräulein Dorchen!« rief Herr von Sarkow, schnell über die Schwelle tretend, »ich kann Ihnen heute nur in aller Eile meinen Morgengruß bringen, denn ich muß fort, um –« er stockte, die Vorladung vor das Universitätsgericht ging ja Niemand etwas an.

Dorchen drehte sich um, sah ihn verwundert an, als ob sie jetzt erst seine Anwesenheit bemerkte, und sagte mit schmollender Miene:

»Ich begreife es, Herr von Sarkow – Sie haben ja so viel zu thun nach allen Seiten hin, daß Sie sich kaum auskennen mögen in Ihren vielen Geschäften.«

»Hier,« sagte Herr von Sarkow, ihr das Veilchenbouquet reichend, »diese kleinen Blumen mögen Ihnen erzählen, wie leid es mir thut, daß ich so schnell fort muß.«

Dorchen betrachtete den Blumenstrauß, den sie zögernd annahm, und sagte spöttisch:

»Sie haben das wohl von gestern übrig behalten und vergessen, diese Blumen dem Fräulein Schönfeld auf die Bühne zu werfen, weil Sie so sehr vertieft waren in die Unterhaltung mit den vornehmen Damen aus Mannheim.«

»Wie böse sind Sie, Fräulein Dorchen,« sagte Herr von Sarkow mit einiger Verlegenheit – »fragen Sie nur die Blumen, sie werden Ihnen antworten – die Rose da,« fügte er leise hinzu, »das ist meine kleine liebe Freundin, die mir jetzt ein so böses Gesicht macht, und die Veilchen ringsum, das sind all' die guten und lieben Gedanken, die für sie in duftiger Verborgenheit aus meinem Herzen emporblühen.«

Schnell drückte er ihre widerstrebende Hand, die zitternd den Strauß hielt, an seine Lippen und eilte Luiz Antonio auf die Straße nach.

Dorchen blickte finster und unmuthig auf die kleinen Blumen, ihre Hand zuckte, als wolle sie die unschuldigen Blüten zerreißen – doch sie that es nicht, sondern füllte ein Glas mit Wasser und stellte den Strauß hinein; aber auf die frische Rose fiel ein Thränentropfen aus ihrem Auge, der Schmerzenstau, der keiner Liebesblüthe erspart bleibt und der ihr dennoch den höchsten Reiz ihrer poetischen Schönheit verleiht.

Vor dem Hause des Schneiders standen Gruppen von Neugierigen, die mit einer gewissen Schadenfreude den wundersam gestreiften Giebel betrachteten; vor der Thür des Walz'schen Locals saßen die Saxoborussen auf herausgetragenen Stühlen und sprachen laut ihr lebhaftes Bedauern über einen so strafwürdigen Unfug aus. Hinter dem Fenster des verunstalteten Hauses erschien zuweilen das gallig gelbe Gesicht des Herrn Naumann, der giftige Blicke nach seinen Feinden hinüberschoß und bei den lauten Aeußerungen

ihrer spöttischen Theilnahme zuweilen drohend die Faust erhob. Auch der rothe Schiffer war anwesend, er ging auf der Straße auf und ab, trank einen Schoppen nach dem andern und sprach mit lauter Stimme seine tiefe Entrüstung über die heillose Verschändung an dem schönen Hause eines so würdigen und ausgezeichneten Bürgers aus, wobei jedoch seine Miene im Gegensatz zu seinen Worten ein so inniges Vergnügen zeigte, daß der wüthende Schneider dem athletischen Factotum der Corps gewiß mit Freuden Gift in die Schoppen gemischt haben würde, die dieser, ihm freundlich zublinzelnd, auf sein specielles Wohl zu leeren nicht müde wurde.

Die sämmtlichen Saxoborussen waren vorgeladen und begaben sich in *corpore*, von dem rothen Schiffer gefolgt, der bei dieser wichtigen Veranlassung seine hohe, vielfarbige S.C.-Mütze aufgesetzt hatte, nach dem Universitätsgebäude. In einem weiten, ziemlich düsteren Zimmer saß der Universitätsrichter von Goltern, ein Mann von etwa vierzig Jahren mit einem freundlichen, lebenslustig jovialen Gesicht, an einem grünen Tisch, ein Protocollführer neben ihm. Vor der Schranke, die den Tisch des Richters von dem übrigen Raum des Verhörzimmers trennte, stand der Pedell Michelmann, in nochmaliger lebhafter Erzählung der ihm widerfahrenen Unbill begriffen. Herr von Goltern war in seiner Jugend ein lustiger Student und eifriger Corpsbursch der Schwaben gewesen, man wußte, daß er für fröhlichen Jugendübermuth sympathisches Verständniß besaß und stets geneigt war, tolle Streiche, sofern es sich dabei nur um das Ueberschäumen heiterer Jugendlust handelte, so mild als möglich zu beurtheilen. Als die Saxoborussen eintraten, erwiderte er ihren Gruß zwar mit strenger Amtsmiene, aber es zuckte doch ein

heiteres Lächeln dabei um seine Mundwinkel; Michelmann's Gesicht wurde noch spitzer, blasser und feindlicher als gewöhnlich, er richtete sich hoch empor mit einer feierlichen Miene, die sagen zu wollen schien: jetzt wird es sich finden, jetzt wird der rächende Blitz auf die Uebelthäter herabfahren.

»Sie sind schlimmer Vergehen angeklagt, meine Herren,« sagte Herr von Goltern; »der Pedell Michelmann hat die Anzeige erstattet, daß Sie am gestrigen Abend das Haus des Schneiders Naumann mit Eiern beworfen und daß Sie dann ihn selbst mit List auf das Dampfschiff gelockt, dort eingesperrt und darauf das Schiff losgelöst und der Strömung überlassen hätten.«

Auf den Gesichtern sämtlicher Saxoborussen zeigte sich das höchste Erstaunen und zugleich eine tiefe moralische Entrüstung. Herr von Goltern beugte einen Augenblick den Kopf tief auf den Tisch nieder, um die Heiterkeit zu verbergen, die er kaum zu überwinden vermochte.

»Nun, meine Herren,« sagte er dann, »bekennen Sie sich der angeklagten Vergehen schuldig oder was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu bemerken?«

Graf Kronau trat an die Schranken.

»Wir sind sämtlich vollkommen unschuldig, Herr Universitätsrichter,« sagte er; »ich begreife in der That nicht, wie ein so ausgezeichnete und pflichttreuer Beamter wie Herr Michelmann an solcher Gedächtnißschwäche und Begriffsverwirrung leiden kann, um eine derartige Beschuldigung gegen uns auszusprechen, da er doch selbst am besten wissen muß, daß dieselbe völlig unbegründet ist.«

»Herr Universitätsrichter!« rief Michelmann, »die Herren haben alle auf der Straße zwischen der Walz'schen Conditorei und dem Naumann'schen Hause gestanden, als die Eier geworfen wurden, von denen eins die Fensterscheibe traf.«

»Das ist vollkommen richtig,« sagte Graf Kronau, »aber ich bitte, Herrn Michelmann zu fragen, wo wir gestanden haben; wir standen alle ihm gegenüber, alle vor seinen Augen, die Straße war von den Laternen beleuchtet, er hätte es sehen müssen, wenn einer von uns auch nur den Arm erhoben hätte. Wir waren im Begriff, uns mit ihm auf das freundlichste und mit all' dem Respect, den wir dem Diener des hohen Senats schuldig find, zu unterhalten, als aus der Dunkelheit her, wie wir allerdings auch bemerkten, einige Eier gegen das Haus des vortrefflichen Herrn Naumann geschleudert wurden.«

»Wie ist das, Michelmann?« fragte Herr von Goltern, »verhält sich die Sache so, – wo standen die Herren?«

»Sie standen vor mir,« sagte Michelmann ein wenig verwirrt, »und suchten mich mit höhnischen Worten zu reizen.«

»Ich bitte den Herrn Universitätsrichter,« sagte Graf Kronau, »Herrn Michelmann zu fragen, ob er sich eines höhnischen oder unangemessenen Wortes erinnere; ich weiß nur, daß wir sehr höflich und artig mit ihm gesprochen haben.«

»Die Worte waren freilich sehr höflich und artig!« rief Michelmann, »höflicher und artiger als die Herren sonst sind – aber die Absicht –«

»Es handelt sich hier nicht um die Absicht,« unterbrach ihn Herr von Goltern streng – »können Sie ein einziges verletzendes Wort anführen, das die Herren gegen Sie ausgesprochen haben?«

»Das eben nicht, aber –«

»Nun also,« unterbrach ihn Herr von Goltern abermals, »antworten Sie genau und präcis: konnten Sie die Herren sämmtlich sehen, standen dieselben vor Ihnen, zwischen Ihnen und dem Naumann'schen Hause?«

»Allerdings,« sagte Michelmann – »aber hinter mir –«

»Ich frage nicht, was hinter Ihnen geschah,« fiel Herr von Goltern ein; »wenn die Herren also vor Ihnen standen und Sie dieselben sämmtlich sehen konnten, so ist es ja unmöglich, daß einer von ihnen einen Wurf nach dem Hause gethan haben kann.«

»Ganz unmöglich!« rief Graf Kronau.

»Unmöglich – unmöglich!« wiederholten die Saxoborussen.

»Die erste Anschuldigung zerfällt also nach Ihrer eignen Aussage in Nichts,« fuhr Herr von Goltern fort, »und ich bedaure, daß Sie eine solche Anklage erhoben haben, da Sie doch nach Ihrer jetzigen Erklärung selbst wissen mußten, daß diese unbegründet sei. Wir gehen also zu dem zweiten Punkt über, Ihre Einsperrung auf dem Dampfschiff,« fuhr er fort, indem er abermals den Kopf auf den Tisch niederbeugte, während der Protocollführer eifrig das Resultat der Verhandlung niederschrieb.

»Wie kamen Sie auf das Schiff, das doch draußen am Neckar liegt,« fragte Herr von Goltern weiter, »nachdem Sie eben vor dem Naumann'schen Hause gestanden und sich durch eignen Augenschein überzeugt hatten, daß keiner von diesen Herren ein Ei gegen dieses Haus geworfen haben konnte?«

Michelmann schluckte, vor Aufregung zitternd, einen Fluch, der auf seinen Lippen schwebte, hinab.

»Die Würfe gegen das Haus,« fügte er, »waren hinter meinem Rücken gethan, Herr Universitätsrichter; als ich mich umwendete, sah ich dort zwei Gestalten, die weiße Mützen trugen. Ich wollte sie ergreifen, sie liefen davon; ich verfolgte sie, sie flüchteten sich auf das Dampfschiff. Im pflichtschuldigen Diensteifer eilte ich ihnen auch dahin nach, sie waren die Cajütentreppe hinabgestiegen, sie müssen sich dort verborgen haben, denn als ich die verschiedenen Thüren öffnete, um sie zu suchen, fühlte ich mich plötzlich in einen Raum gestoßen und eingeschlossen – in einen Raum – o, es ist entsetzlich, Herr Universitätsrichter, in einem solchen Raum eine ganze Nacht verbringen zu müssen! Auch den Wächter des Schiffes haben sie in der Luke des Vorderverdecks eingeschlossen, Steine und Anker darüber gewälzt und uns dann dem Strom überlassen – das Schiff hätte scheitern, zu Grunde gehen können – es ist ein Attentat auf Leben und Gesundheit, es ist fast ein Mordversuch, Herr Universitätsrichter.«

Die Saxoborussen äußerten in lebhaftem Mienenspiel ihren Abscheu über ein so fluchwürdiges Verbrechen gegen die Autorität eines Dieners des hohen Senats, und Graf Kronau gab diesen Gefühlen in wohlgesetzten Worten Ausdruck.

Diesmal blieb Herr von Goltern länger als vorher auf den Tisch herabgebeugt, – der Gedanke an den eingescherrten Michelmann und der Anblick der über diesen Frevel so tief entrüsteten Saxoborussen überwältigten ihn, so daß er eine Zeit der Sammlung bedurfte. Dann fragte er mit strenger Amtsmiene weiter: »Sie sagen, Herr Michelmann, daß die beiden Gestalten, die nach Ihrer Behauptung Eier gegen das

Naumann'sche Haus geworfen, weiße Mützen getragen hätten – können Sie bestimmt versichern, merken Sie wohl auf, können Sie auf Ihren Diensteid versichern, daß diese Mützen weiß waren, oder waren es vielleicht nur helle Kopfbedeckungen, wie sie häufig von Studenten und Nichtstudenten getragen werden?«

»Die Mützen waren weiß, Herr Universitätsrichter,« sagte Michelmann ein wenig zögernd – »ich könnte darauf schwören, daß sie weiß waren.«

»Ich will keine allgemeinen Redensarten,« sagte Herr von Goltern, »können Sie auf Ihren Diensteid erklären, daß die Mützen jener unbekanntesten Gestalten, die Sie verfolgten, wirklich weiß waren?«

»Es war dunkel, Herr Universitätsrichter,« sagte Michelmann – »die Laternen brennen trübe – der Diensteid ist eine ernste Sache, es wäre vielleicht doch eine Täuschung möglich.«

Herr von Goltern zog die Stirn finster zusammen, während seine Mundwinkel unwillkürlich zuckten.

»Sie können also nicht erklären, daß die Mützen weiß waren; haben Sie an diesen Mützen die Corpsfarben der Saxoborussen bemerkt?«

»Das kann ich nicht bestimmt behaupten, Herr Universitätsrichter, aber –«

»Sie haben also keinen Anhalt für die Behauptung, daß jene Personen, die Sie auf das Dampfschiff verfolgten, Saxoborussenmützen getragen hätten – haben Sie selbst noch etwas zur Unterstützung der durch Ihre bisherigen Aussagen noch ganz unbegründeten Anklage anzuführen?«

»Herr Universitätsrichter,« sagte Michelmann fast weinend vor Zorn, »sie sind es doch gewesen, ich weiß es gewiß, ich möchte darauf schwören.«

»Bedenken Sie Ihre Worte,« fuhr ihn Herr von Goltern an, »ich habe Sie gefragt, ob Sie Ihre Aussagen auf Ihren Diensteid nehmen können. Sie haben meine Frage verneint, was wollen Sie also mit der Redensart – was wollen Sie beschwören, – es handelt sich hier um die Ermittlung bestimmter Thatsachen, nicht um Ihre individuelle Vermuthung.«

»Die Sache wird sich noch sehr vereinfachen lassen,« sagte Graf Kronau; »es ist schmerzlich für uns, daß Herr Michelmann so ganz wider sein eignes Gedächtniß einen solchen Verdacht gegen uns hat aussprechen können, – er ist den Beweis schuldig geblieben, wir aber können den Gegenbeweis liefern, wenn der Herr Universitätsrichter die Güte haben wollen, den Conditor Walz rufen zu lassen; er wird bezeugen, daß wir den ganzen Abend in seinem Local waren und dasselbe erst um ein Uhr fünf Minuten verlassen haben – ich erinnere mich dessen zufällig ganz genau, weil ich gerade im Moment, als wir nach Hause gingen, meine Uhr mit der des Herrn Walz verglich.«

Herr von Goltern zog eine über den Tisch herabhängende Schelle und befahl, sogleich den Conditor Walz herbeizurufen. Nach wenigen Minuten schon, während deren Michelmann, durch das spöttisch mitleidige Lächeln der Saxoborussen immer mehr gereizt, zitternd, mit geballten Händen dastand, erschien Herr Walz. Ein verbindliches Lächeln glänzte auf seinem freundlichen Gesicht, als er Herrn von Goltern mit tiefer Ehrfurcht begrüßte und zugleich mit den Saxoborussen einen flüchtigen Blick des Einverständnisses wechselte.

»Herr Walz,« sagte Herr von Goltern, »die Herren hier behaupten, gestern den ganzen Abend in Ihrem Local gewesen zu sein und dasselbe erst um ein Uhr fünf Minuten verlassen zu haben, können Sie diese Angaben bestätigen?«

»Ganz zuverlässig – ganz zuverlässig, Herr Universitätsrichter,« sagte Herr Walz; »die Herren waren da und haben mir sogar die Ehre erwiesen, auf mich einen Salamander zu reiben. Sie haben erst Porterbier und Champagner und dann Burgunder und Champagner getrunken, und endlich Sherry, Portwein und Ale, fünfzehn Flaschen, ganz genau fünfzehn Flaschen.«

»Und wann sind sie fortgegangen?«

»Präcis um ein Uhr fünf Minuten. Herr Universitätsrichter,« sagte Walz, »ich weiß es zufällig ganz genau, denn der Herr Graf Kronau verglich seine Uhr mit der meinigen, als die Herren fortgingen – doch um die ganze Wahrheit zu sagen, muß ich bemerken, daß es erst ein Uhr vier Minuten war, so viel zeigte meine Uhr, und die geht ganz richtig; die Uhr des Herrn Grafen Kronau muß wohl um eine Minute vorgegangen sein, – ich würde dem Herrn Grafen empfehlen, sie meinem Freunde, dem Uhrmacher Ritzhaupt, zur Reparatur zu übergeben, denn es ist immer unangenehm, wenn man sich nicht genau auf seine Uhr verlassen kann.«

Herr von Goltern gab sich keine Mühe, seine Heiterkeit zu verbergen, die er diesmal auf Rechnung des Herrn Walz stellen konnte.

»Ich danke Ihnen,« sagte er zu dem Conditor, der sich mit tiefen Verbeugungen schleunigst entfernte.

»Nun, Herr Michelmann,« fuhr er dann, sich aufrichtend und den unglücklichen Pedellen mit finsternen Blicken mes send, fort, »Sie haben also für die schwere Anklage, die Sie

gegen diese Herren erhoben, nicht einmal stichhaltige Verdachtsgründe anführen, geschweige denn irgend einen Beweis liefern können; die Herren dagegen haben durch die Aussage des völlig unverdächtigen Zeugen Walz ihre Anwesenheit in dessen Local bis um ein Uhr fünf Minuten nachweisen können, – um welche Zeit hat die Verunreinigung des Naumann'schen Hauses und Ihre Verfolgung der beiden Unbekannten nach dem Dampfschiff stattgefunden?»

»Es mochte etwas nach elf Uhr sein, Herr Universitätsrichter,« sagte Michelmann tonlos, indem er, wie von einem Schwindel erfaßt, hin und her schwankte.

»Es ist also völlig unmöglich,« fuhr Herr von Göttern fort, »daß diese Herren an der einen oder der andern Sache betheiligt gewesen sein können. Es freut mich, meine Herren,« fügte er zu den Saxoborussen gewendet, »daß es Ihnen gelungen ist, sich so vollständig zu rechtfertigen, denn ich hätte es aufrichtig bedauert, wenn ich gezwungen gewesen wäre, gegen Sie bei dem akademischen Senat die Strafe zu beantragen, die eine so grobe Gesetzwidrigkeit unnachsichtlich hätte zur Folge haben müssen. Sie aber, Herr Michelmann, muß ich ernstlich ermahnen, künftig gewissenhaft mit sich zu Rathe zu gehen und Ihre Erinnerungen zu sammeln, bevor Sie so schwere Anklagen erheben, die sich dann als völlig unbegründet und rein persönliche Vermuthungen herausstellen. Ein Verfahren, wie Sie es in dieser Sache beobachtet haben, könnte – ich kann Ihnen das nicht verhehlen – leicht den Verdacht erregen, daß Ihr Gedächtniß durch irgendwelche übermäßig genossenen Reizmittel getrübt gewesen sei.«

»Herr Universitätsrichter!« rief Michelmann außer sich, »Sie wissen und der hohe Senat weiß es auch, daß ich ein

mäßiger und pflichttreuer Mann bin; ich habe gestern abend Nichts weiter getrunken als einige Schoppen Affenthaler, die mir Herr Naumann zur Erwärmung gegeben, weil ich auf seine Bitte vor seinem Hause Wache hielt.«

»Wieviel Schoppen waren das?« fragte Herr von Goltern, indem er das Gesicht einen Augenblick mit der Hand bedeckte.

»Es mögen wohl – es mögen wohl – fünf – vielleicht auch sechs gewesen sein,« stammelte Michelmann.

»Nun,« sagte Herr von Goltern achselzuckend, »dann wird mir die Sache erklärlich; ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß es Ihrer Stellung nicht angemessen ist, wenn Sie von Privatpersonen für private Wachtdienste eine solche Anzahl von Schoppen des ziemlich feurigen Affenthalers sich poniren lassen – unterlassen Sie das künftig, dann werden Sie nicht wieder in die Lage kommen, unbegründete Anklagen zu erheben.

»Ich danke Ihnen, meine Herren, und spreche Ihnen nochmals meine Freude über diesen Ausgang der Sache aus.«

Die Saxoborussen verneigten sich ehrfurchtsvoll vor dem Universitätsrichter: Graf Kronau trat dicht vor den Pedellen hin und sagte mit tief zerknirschter und vorwurfsvoller Miene:

»Wie konnten Sie uns so verkennen – aber Herr Michelmann!«

Und mit einer theatralischen Handbewegung den Kopf schüttelnd, ging er hinaus.

»Aber Herr Michelmann,« sagte Lord Fitzgerald noch zerknirschter, noch vorwurfsvoller, und der Reihe nach traten alle Saxoborussen vor den Pedellen hin, und jeder Einzelne rief dem völlig vernichteten Diener des hohen Senats in den

mannigfachsten Variationen des Tons und Mienenspiels die vorwurfsschweren Worte zu:

»Aber Herr Michelmann!«

Herr von Goltern verbarg sein Gesicht hinter einem großen Actenstück, seine ganze Gestalt bewegte sich in eigenthümlichem Zittern, als ob ein unwiderstehlicher Lachanfall ihn ergriffen habe; aber als er das Actenstück sinken ließ, war seine Miene wieder einst und streng, und in kaltem Tone sagte er:

»Sie sind entlassen, Herr Michelmann.«

»Es ist zu arg, es ist zu arg!« ächzte der unglückliche Pedell, indem er sich mit den geballten Fäusten vor die Stirn schlug – »verhöhnt – eingesperrt – Numero Null – und dabei noch einen Verweis! O Himmel, wo ist dein Blitz für diese Rotte Korah – und sie sind es doch gewesen – sie sind es doch gewesen – sie sind es doch gewesen!«

Er stürzte hinaus und eilte nach dem Pedellenzimmer, wo er vor seinen Collegen seinem Zorn in furchtbaren Verwünschungen Luft machte, während die Saxoborussen sich fröhlich bei Walz versammelten und einen donnernden Salamander auf das Wohl des Herrn von Goltern rieben.

DREIZEHNTES CAPITEL.

Die kleine Dorchen Treuberg war auch in den nächsten Tagen noch immer nicht zu einer aufrichtigen Versöhnung geneigt, und wenn Herr von Sarkow am Morgen seinen Besuch in dem Wohnzimmer machte, so fand er fast immer Evchen Meier dort, so daß er zu einer Erklärung und Verständigung mit seiner hübschen Haustochter nicht kommen konnte. Dorchen beachtete seine bittenden Blicke kaum und

schien alle Andeutungen nicht verstehen zu wollen; sie führte die Unterhaltung in spöttisch gereiztem Ton, und wenn Evchen Meier boshaft fragte, was die beiden denn eigentlich so feierlich und langweilig miteinander sprächen, wenn sie nach Fräulein Schönfeld fragte und deren Schönheit und Anmuth als Käthchen von Heilbronn rühmte, oder wenn sie gar neckend Herrn von Sarkow eine Garnrolle brachte und ihn fragte, ob er diese seiner Freundin nicht zum Abwickeln halten wolle, so schmolte Dorchen noch mehr und gab noch kürzere und noch unfreundlichere Antworten.

Auch Fräulein Clara ließ Herrn von Sarkow ihren Unmuth darüber fühlen, daß er über seiner eifrigen Unterhaltung mit Fräulein von Herbingen versäumt hatte, ihr zu einem vollständigen Sieg über ihre Nebenbuhlerin zu verhelfen; sie konnte sich zwar nicht über ihr Debüt beklagen, aber sie war doch nicht die alleinige Königin des Abends gewesen, und so empfing sie den Herrn von Sarkow, als er sie besuchte, mit allerlei spitzen und unfreundlichen Redensarten – zwar entzog sie ihm ihre Hand nicht, aber sie schien den Kuß, den er auf diese drückte, gar nicht zu empfinden; sie sprach kühl und fremd mit ihm, sie forderte ihre Mutter, als diese sich zurückziehen wollte, so bestimmt auf, in dem Zimmer zu bleiben, daß Herr von Sarkow sich bald wieder empfahl, ohne daß sie zu längerem Bleiben aufforderte, sei es nun, daß sie ihre Stellung dem Publikum gegenüber für genügend begründet hielt oder daß sie den jungen Mann durch ihre Kälte um so sicherer in ihre Fesseln zurückführen wollte. Herr von Sarkow ertrug die Ungnade der Schauspielerin leichter als das traurig-vorwurfsvolle Schmollen seiner kleinen Freundin Doris; aber auch dies bekümmerte ihn weniger, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre; denn

Graf Kronau hatte ihm mitgetheilt, daß die Verhandlungen mit dem Zeugen Langenberg's abgeschlossen seien. Langenberg hatte den von ihm geforderten Widerruf bestimmt verweigert, die auf zweimaligen Kugelwechsel mit gezogenen Pistolen und fünfzehn Schritte Distanz gestellte Forderung war angenommen und die Mensur auf den dritten Tag festgesetzt. So muthig auch der junge Mann in seinem leichten, frischen Jugendsinn der Gefahr entgegensah, und so stolz er darauf war, für die Armee seines Vaterlandes mit der Waffe in der Hand einzutreten, so verkannte er doch den Ernst dieses Zweikampfs nicht, bei dem es sich nicht nur wie bei den Corpsspaukereien um eine mehr oder weniger empfindliche Verwundung, sondern in der That um Leben und Tod handelte; er faßte fest und ruhig, aber doch wehmüthig bewegt den Fall in's Auge, daß die Kugel des Gegners ihn tödtlich treffen möchte, und bereitete sich in ernster Einkehr in sich selbst für einen solchen Ausgang vor.

Er schrieb an seinen Vater, setzte diesem die Gründe auseinander, die ihn zu der scharfen Forderung bewogen, und sprach die Ueberzeugung aus, daß dieser seine Handlungsweise billigen und als seines Namens und seiner Ehre würdig erkennen werde; er trug ihm Grüße an die Seinigen auf und bat ihn, seiner Jugendfreundin ein letztes Lebewohl zu sagen und dieser das Medaillon mit den getrockneten Vergißmeinnichtblüthen, das er an seiner Uhrkette trug, zurückzugeben. Er schrieb einen zweiten Brief an den Grafen Kronau, in dem er das Corps bat, wenn er tödtlich getroffen werden sollte, das weißgrünschwarzweiße Band auf seinen Sarg zu legen, da er der edlen Farben würdig gefallen sei, treu dem Wahlspruch: »*Virtus sola bonorum corona!*«

Mit ruhiger, fester Hand und klarem, muthigem Sinne hatte er die beiden Briefe geschrieben und unter den Aufschriften bemerkt, daß sie nach seinem Tode erbrochen werden sollten; aber als er diese in das Schubfach seines Secretairs niederlegte, fiel dennoch eine Thräne aus seinem Auge auf die Schriftzüge der Adressen nieder, er empfand die ganze Schwere des Gedankens, aus dem sonnenlichten Leben, das ihm eben seine schönsten Blüten erschlossen hatte, so bald vielleicht in ein frühes Grab hinabsinken zu sollen.

Wie es bei so ernsten Veranlassungen Brauch ist, erfuhr auch in dem Corps selbst, außer den unmittelbar Betheiligten, Niemand etwas von der Sache. Herr von Sarkow hatte seinen Freund Luiz Antonio de Souza zu seinem Zeugen erwählt, und beide blieben am Abend vor der verhängnißvollen Entscheidung von der Kneipe auf dem Riesenstein zurück in ernsten, wehmüthigen Gesprächen, um bald die Ruhe zu suchen, deren Herr von Sarkow bedurfte, um in der Frühe des nächsten Morgens in voller Kraft und Frische auf den Kampfplatz zu treten.

Der Morgen dämmerte hinter den Bergspitzen herauf, als Herr von Sarkow und Luiz Antonio leise das Haus verließen und durch die einsamen Straßen hin dem Neckarthor zuschritten. Jenseits der Brücke fanden sie zwei Wagen und den Grafen Kronau, der sie mit dem Senior der Vandalen, der als Unparteiischer fungiren sollte, und dem Paukdoctor, Gallus Meier, erwartete. Graf Kronau bot Herrn von Sarkow aus seiner Feldflasche einen Becher Madeira, und dann fuhr man ernst und schweigend dem in einiger Entfernung sichtbaren Wagen Langenberg's nach. Der Weg führte in die Berge hinein nach der sogenannten Engelswiese, einem freien

Grasplatz inmitten des Laubwaldes, der den Abhang der Höhenzüge an den Ufern des Neckars bedeckt. Fast unmittelbar hinter dem ersten Wagen erreichte man den nach altem Herkommen für die Pistolenduelle bestimmten Platz, gerade in dem Augenblick, als die ersten Strahlen der hinter den Bergen aufsteigenden Sonne das eben hervorsprießende Frühlingsgrün beleuchteten.

Um der durch den Comment vorgeschriebenen Form zu genügen, machten die Zeugen auf dem Kampfplatz noch einen Sühneversuch, der von den beiden Gegnern kurz abgelehnt wurde. Der Senior der Schwaben, Studiosus Schwerwagen, ein starker, breitschulteriger junger Mensch, war Langenberg's Secundant, ein Schwabencorpsbursch fungirte als sein Zeuge. Die Distanz wurde ausgemessen, das Licht gleich getheilt, die Pistolen geladen, und die beiden Gegner traten, nachdem sie die Waffen gewählt, auf die Mensur.

Während der Unparteiische seinen Platz einnahm und der Doctor Gallus Meier seine geöffnete Verbandtasche vor sich auf den Boden legte, sprach Herr von Sarkow leise vor sich hin ein Vaterunser, wie er es in seiner Kindheit am Morgen und Abend gewöhnt war – in wunderbarer Deutlichkeit stiegen die Gestalten seines Vaters und seiner Mutter vor ihm auf, das frische Leben grüßte ihn vielleicht zum letzten Mal aus der erwachenden Frühlingsnatur, und so schnell seine Lippen auch die Worte des alles menschliche Wünschen, Sehnen und Hoffen umfassenden Gebets flüsterten, so hatte sich doch kaum jemals vorher seine Seele so klar, rein und

gläubig zu Gott erhoben; er empfand den ganzen furchtbaren Ernst des ihm so unmittelbar entgegentretenden Todes, aber auch die schwere Verantwortlichkeit für das junge Menschenleben, das dort gegenüber in seine Hand gegeben war, zitterte durch sein Herz, als seine Lippen die Worte hauchten: »Wie wir vergeben unsern Schuldigern —«

»Fertig!« sagten die Secundanten, indem sie den beiden Gegnern die Pistolen reichten und seitwärts zurücktraten.

Langsam begann der Unparteiische zu zählen, Herr von Sarkow erhob die Spitze seiner Waffe über Langenberg's Haupt hin, und ehe noch drei gezählt war, krachte sein Schuß – die Kugel pfiß über Langenberg hin durch die Gipfel der Bäume. Jetzt hob Langenberg seine Waffe. Herr von Sarkow stellte sich seitwärts, und unmittelbar, bevor der Unparteiische drei gezählt hatte, fiel der Schuß.

Herr von Sarkow fühlte einen heftigen Schlag an seinen rechten Arm, dieser sank kraftlos herunter, ein Blutstrom stürzte aus dem Aermel hervor.

Luiz Antonio eilte zu seinem Freunde und riß ihm den Rock ab, der Paukdoctor trat heran, um die Wunde zu untersuchen, aber Herr von Sarkow wies ihn zurück und sagte kaltblütig:

»Die Forderung lautet auf zweimaligen Kugelwechsel – fahren wir fort.«

»Es ist unmöglich!« rief der Doctor Gallus Meier, »Sie können ja die Waffe nicht halten.«

»Habe ich nicht den linken Arm?« sagte Herr von Sarkow; »ich bitte um die Pistole.«

»Das leide ich nicht!« rief der Doctor, »jeder Schuß, der jetzt noch gegen Sie fällt, ist ein Mord; die Parthie ist ungleich, mit der linken Hand zu schießen bei starkem Blutverlust – das ist unmöglich.«

Die Secundanten und der Unparteiische standen schweigend. Nach den Regeln des Comments mußte wohl die Mensur fortgesetzt werden, da Herr von Sarkow sich selbst für kampffähig erklärte.

Langenberg blickte finster zur Erde. Der Schwabenseni- or Schwerwagen trat zu ihm heran und sprach eifrig und leise mit ihm, er schien dringend auf ihn einzureden, mehr- mals machte Langenberg abwehrende Bewegungen – end- lich neigte er wie in widerwillig gegebener Zustimmung den Kopf, und sogleich eilte der Schwabenseni- or zum Grafen Kronau herüber.

»Mein Paukant bietet Satisfaction an und läßt durch mich sein Bedauern über die beleidigenden Worte ausdrücken, die er gegen Herrn von Sarkow gebraucht hat.«

Herr von Sarkow, der bleicher und bleicher geworden war und bereits unerträgliche Schmerzen in seinem schlaff her- abhängenden verwundeten Arm empfand, schüttelte den Kopf und verweigerte kurz die Annahme der Satisfaction. Aber Graf Kronau sagte:

»Das darfst du nicht, es ist gegen alle Sitte und gegensei- tige Rücksicht, die Satisfaction abzulehnen, die von einem im S.C. stehenden Corps angeboten wird.«

»Nun denn, wie ihr wollt,« sagte Herr von Sarkow – »aber er soll nicht glauben, daß ich mich vor seiner Kugel fürchte, wenn ich auch nur mit der linken Hand die Waffe führen kann.«

»Das wird er bei Gott nicht,« sagte der Schwabenseniör; »es war eine ausgezeichnete Paukerei, Sie haben sich geschlagen, wie man es nur irgend verlangen kann, und ich würde es verweigern müssen, bei einer Fortsetzung Secundant zu sein.«

»Nun denn, ich nehme die Satisfaction an,« erklärte Herr von Sarkow.

Die Secundanten führten die Gegner zu einander und beide reichten sich die Hand; Langenberg schlug den Blick nicht vom Boden auf und seine Finger machten keine Bewegung, die Hand seines Gegners zu umspannen. Schweigend wendete er sich um, die Secundanten grüßten artig, und die drei Schwaben stiegen den Abhang herab, um in ihrem Wagen schnell nach Heidelberg zu fahren.

Herr von Sarkow vermochte sich, von dem Blutverlust erschöpft und von dem Schmerz gepeinigt, nicht mehr aufrecht zu erhalten, er streckte sich, von Luiz Antonio unterstützt auf dem Rasen nieder. Der Doctor Gallus Meier sondirte die Wunde unter athemloser Spannung aller Anwesenden, während Herr von Sarkow die Zähne zusammenbiß und alle seine Willenskraft aufbot, um der ihn überwältigenden Ohnmacht zu widerstehen.

»Es ist Nichts,« sagte endlich der Doctor, indem er die Sonde wieder hervorzog, »die Kugel ist nur durch das Fleisch gegangen, ohne Arterien zu zerreißen und den Knochen zu verletzen, bloß an einer Stelle ist die Knochenhaut leicht gestreift. Es ist gar keine Gefahr vorhanden, die Heilung wird schnell vor sich gehen, wenn keine ungünstigen Zufälle eintreten; einige Tage Fieber und dann strenge Diät und Ruhe, und damit wird Alles gethan sein; die Bewegung des Armes wird keinen Schaden leiden.«

Herrn von Sarkow's bleiches Gesicht strahlte vor Freude bei diesen tröstlichen Worten des Doctors, Luiz Antonio schloß ihn in seine Arme und küßte ihn auf beide Wangen; Graf Kronau und der Vandalenseniör drückten dem Verwundeten herzlich die linke Hand. Der Doctor legte einen vorläufigen Verband an, der die Blutung stillte, dann führte man den jungen Mann, der sich immer schwächer fühlte und den ein leichter Frost zu schütteln begann, zu dem Wagen herab.

Vor seiner Wohnung angekommen, bot er seine letzten Kräfte auf, um ohne Unterstützung aus dem Wagen zu steigen und die wenigen Schritte bis in das Haus zu gehen, damit das Geheimniß des Vorgefallenen sicher bewahrt bleibe. Als die Hausthür hinter ihm geschlossen war, brach er aber zusammen und mußte von dem Grafen Kronau und Luiz Antonio die Treppe hinauf nach seiner Wohnung getragen werden. Dorchen stand auf der Schwelle der Thür des Wohnzimmers, neugierig nach der Ursache des ungewöhnlichen Geräusches ausblickend; als sie Herrn von Sarkow bleich, mit geschlossenen Augen in den Armen seiner beiden Freunde sah, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus, stürzte zu dem Verwundeten hin und ergriff, sich über ihn beugend, die auf seiner Brust ruhende Hand des verwundeten Arms.

»Herr von Sarkow, um Gotteswillen, was ist geschehen?« rief sie jammernd – »ist er todt – o mein Gott, ist er todt?« fragte sie, mit angstvollen Blicken den Grafen Kronau und Luiz Antonio anstarrend.

Herr von Sarkow zuckte bei der Berührung seines verwundeten Arms schmerzhaft zusammen, langsam öffnete er die Augen, und ein freundliches Lächeln glitt über seine Züge, als er Dorchens über ihn gebeugtes Gesicht sah.

»Es ist Nichts, Fräulein Dorchen,« sagte er leise – »gar Nichts, ich bin über einen Steinhaufen gefallen und habe mir etwas den Arm verstaucht.«

»Es ist Nichts,« wiederholte Graf Kronau, »Nichts, hören Sie wohl – sprechen Sie kein Wort davon, wir verlassen uns auf Ihr Schweigen, und sorgen Sie für warmes Wasser und alte Leinwand.«

Der Doctor Gallus Meier war bereits nach Herrn von Sarkow's Wohnung hinaufgestiegen, der Verwundete wurde auf sein Bett gelegt und entkleidet, der Arzt wusch die Wunde sorgfältig aus und legte einen regelrechten Verband an. Hierauf verfiel Herr von Sarkow, dessen Kräfte nun vollständig erschöpft waren und dessen Gedanken das Wundfieber zu verwirren begann, in einen tiefen Schlaf, Luiz Antonio setzte sich in einen Lehnstuhl neben sein Bett, um bei dem Freunde zu wachen und von Zeit zu Zeit einen kühlenden Umschlag auf seine Stirn zu legen. Graf Kronau ging zu Walz, um für frisches Eis zu sorgen, und der Paukdoctor versprach, nachdem er noch einmal einen günstigen Verlauf und vollständige Genesung in sichere Aussicht gestellt hatte, bald wieder nach seinem Patienten zu sehen.

Dorchen war auf ihren Stuhl am Fenster niedergesunken, ihre Hände ruhten in dem Schooß, ihr Kopf war auf die Brust niedergesenkt, langsam rollte eine Thräne nach der andern über ihre Wange herab, und leise jammerte sie vor sich hin:

»Der Arme – wie bleich er war – vielleicht zum Tode getroffen, und ich war böse auf ihn – o mein Gott, rette sein Leben, und wenn ich ihn auch niemals wiedersehen sollte!«

Während sie so in ihren Schmerz versunken dasaß, ertönte die Klingel der Hausthür, Langenberg kam über die

Flur; er war fast so bleich, als Herr von Sarkow gewesen war, düsteres Feuer glühte in seinen Augen. Als er das junge Mädchen, an der offenen Thür des Wohnzimmers vorbeischiebend, bemerkte, blieb er stehen, dann trat er langsam zu ihr heran und sagte bewegt mit zitternder Stimme:

»Guten Morgen, Fräulein Dorchen!«

Sie fuhr in jähem Schreck empor, mit entsetzten Blicken starrte sie ihn an, abwehrend streckte sie die Hände aus und rief zusammenschauernd:

»Gehen Sie fort, Herr Langenberg, gehen Sie fort – Sie sind es gewesen; o, ich weiß es gewiß. Sie haben ihn verwundet, Sie haben ihn getödtet – mein Herz steht still, wenn ich Sie ansehe, sein Blut klebt an Ihrer Hand –« und zitternd wick sie in den äußersten Winkel der Fensternische zurück.

Langenberg wurde noch bleicher als vorher.

»Ich hätte ihn tödten können, Fräulein Dorchen,« sagte er – »wenn er lebt, so dankt er es meiner Großmuth, die mich abhielt, den zweiten Schuß zu thun.«

»Das ist nicht wahr!« rief sie mit flammenden Wangen und funkelnden Augen – »das ist nicht wahr! Hätten Sie ihn tödten können, so hätten Sie es gethan – Ihnen dankt er sein Leben nicht –, Ihnen soll er es nicht danken!«

Langenberg bebte, zischend drang sein Athem durch die aufeinander gepreßten Lippen.

»Gut, Fräulein Dorchen,« sagte er mit rauher Stimme – »auch jetzt noch, da ich ihn zu Boden gestreckt habe, stiehlt er mir Ihr Herz, und Sie wissen doch, wie ich Sie liebe; hätte ich diesen Augenblick vorher erlebt, bei Gott, er wäre todt!«

Sein Gesicht verzerrte sich in grimmigem Haß, so daß Dorchen schauernd ihre Augen schloß.

»Leben Sie wohl,« sagte Langenberg – »dies ist das letzte Wort, das ich zu Ihnen spreche, girren Sie dem Fremden nach, der mit Ihnen spielt und tändelt, während ich Ihnen mein Leben weihen wollte – es ist aus zwischen uns – aus für immer!«

Er schüttelte knirschend die geballte Hand und stieg dann die Treppe hinauf nach seinem kleinen Zimmer im zweiten Stock.

»O der Entsetzliche!« rief Dorchen, in lautes Schluchzen ausbrechend, »was kann ich dafür, daß er mich liebt – und ich bin schuld, daß er den Armen mit seinem Haß verfolgt, daß er ihn vielleicht endlich dennoch tödten wird!«

Leise weinend sank sie in sich zusammen.

So fand sie ihre Freundin, Evchen Meier, die erschrocken und ängstlich nach dem Grunde ihres Kummers forschte. Dorchen erzählte ihr hastig und unruhig in abgebrochenen Worten, was geschehen.

»Komm,« sagte sie – komm, wir wollen hinauf zu ihm, um meiner Willen ist er verwundet worden, meine Pflicht ist es, ihn zu pflegen, ich finde nirgends Ruhe als bei ihm.«

Evchen vermochte nicht, die Freundin in ihrer fieberhaften Aufregung zurückzuhalten, und die beiden Mädchen traten zagend, einander bei den Händen haltend, in das verdunkelte Zimmer, in dem Luiz Antonio neben Herrn von Sarkow's Bett saß, die Blicke sorgend auf das bleiche Antlitz des schlummernden Freundes geheftet. Er erhob sich, mit der Hand abwehrend, und flüsterte leise:

»Ruhe, Ruhe, er schläft.«

»Wir sind ruhig, wir wollen ruhig sein, Herr von Souza,« sagte Dorchen zitternd – »aber lassen Sie mich hier, o, bitte, lassen Sie mich hier, er wird es fühlen, er muß es fühlen, daß

ich da bin, daß meine ganze Seele in dem Gebet aufgeht, Gott wolle ihn erhalten und sein junges Leben schützen.«

Luiz Antonio wollte sie noch zurückhalten, aber sie drängte ihn seitwärts und trat zu dem Bett heran. Lange betrachtete sie schweigend mit gefalteten Händen den Verwundeten; der Anblick seines bleichen, aber doch so freundlichen und fast heiter lächelnden Gesichts schien sie zu beruhigen, ihre Thränen hörten auf zu fließen, freudige Zuversicht strahlte aus ihren Augen, und leise sagte sie:

»O, er wird leben – nicht wahr. Herr von Souza, er wird leben? Es ist ja unmöglich, daß er sterben könnte so jung, so gut – o, könnte ich doch mein Leben für ihn geben!«

»Der Doctor versichert, daß keine Gefahr sei,« sagte Luiz Antonio lächelnd, indem er herzlich ihre Hand drückte, »aber bitte, lassen Sie ihn, er bedarf der Ruhe, nur der Ruhe.«

Dorchens Gesicht verklärte sich bei Luiz Antonio's beruhigenden Worten, aber dennoch wich sie nicht von dem Lager, sie beugte sich über Herrn von Sarkow, küßte dessen blasse Lippen und trat dann, hoch erröthend und verwirrt zu Luiz Antonio aufblickend, einen Schritt zurück, als ob sie selbst über den Ausbruch ihres Gefühls erschrocken sei.

Herr von Sarkow schlug die Augen auf, sein fieberglänzender Blick ruhte auf dem lieblichen Gesicht des jungen Mädchens.

»Fräulein Dorchen,« hauchte er leise – »Fräulein Dorchen, Sie sind da, Sie sind nicht mehr böse – das ist lieb von Ihnen; geben Sie mir Ihre Hand, das thut mir wohl.«

In matter Bewegung erhob er ein wenig seine linke Hand, während ein glückliches Lächeln seinen Mund umspielte,

dann schloß er langsam die Augen, um wieder zu entschlummern.

Dorchen hatte seine Hand ergriffen, ein leises Zucken in dem Gesicht des Schlafenden schien anzudeuten, daß er diese Berührung wohlthätig empfinde.

»Sie sehen, Herr von Souza!« rief das junge Mädchen ganz glücklich – »Sie sehen es, er freut sich, daß ich da bin, er fühlt es, daß meine Gegenwart ihm wohlthut –, Sie müssen mich hier lassen, ich gehe nicht fort, – Evchen bleibt auch hier, es ist ja so natürlich, daß wir unsern Hausgenossen, unsern Freund pflegen, nicht wahr?«

Luiz Antonio hatte einen neuen Eisumschlag bereitet, Dorchen nahm ihn eifrig aus seinen Händen und legte ihn auf die Stirn des Verwundeten, dann schob sie leise und vorsichtig noch zwei Lehnstühle an das Bett heran; Luiz Antonio wagte es nicht, zu widersprechen, und als der Doctor wiederkam, fand er den Verwundeten, dessen Zustand er für höchst befriedigend erklärte, unter der Obhut seines Freundes und der beiden anmuthigen jungen Mädchen, so daß er, seinen Bart streichend, bemerkte, daß er gern bereit sei, sich auch einmal durch den Arm schießen zu lassen, wenn er einer so lebenswürdigen Pflege gewiß sein dürfte.

VIERZEHNTE CAPITEL.

Die Diagnose des Doctor Gallus Meier bestätigte sich vollkommen; die Krankheit nahm ihren regelmäßigen Verlauf, und kein bedenkliches Symptom trat ein. Dennoch aber dauerte das starke Wundfieber mehrere Tage lang, während deren Herr von Sarkow fast unausgesetzt im Halbschlummer

dalag. Wenn er auch in keine eigentlichen Phantasieen verfiel, so bedurfte es doch, wenn er die Augen öffnete, häufig einige Zeit, bevor sein trüber Blick die Person an seinem Lager erkannte, und meist verfiel er schnell wieder in den leichten Schlaf, in dem er oft unzusammenhängende Worte bald leise flüsterte, bald heftig hervorstieß, je nachdem die Fieberträume ihm freundliche oder erschreckende Bilder zeigten. Dorchen unterstützte Luiz Antonio eifrig und treulich in der Pflege des Kranken. Die übrigen Saxoborussen durften während der ersten Zeit ihrem verwundeten Freunde nur ganz flüchtige Besuche machen, und auch bei diesen nur durch die Thür in das Krankenzimmer blicken, ohne die Schwelle zu überschreiten, um jede Aufregung zur Verhütung stärkeren Fiebers zu vermeiden; so blieben denn Dorchen und Luiz Antonio meist allein bei dem Verwundeten, und wenn Luiz Antonio, der die Nachtwache bei seinem Freunde mit keinem andern der Corpsbrüder theilen wollte, sich am Tage auf einige Stunden niederlegte, um der erschöpften Natur neue Kräfte zu geben, so holte Dorchen ihre Freundin Evchen Meier zu ihrer Gesellschaft herbei, und ganz leise flüsternd saßen dann die beiden jungen Mädchen neben dem Lager, jede Bewegung und jeden Athemzug des Kranken bewachend.

»Wie hübsch er ist,« sagte Evchen, als beide eines Nachmittags wieder allein an Herrn von Sarkow's Bett saßen. »Es ist entsetzlich, wenn man daran denkt, daß diese unglückliche Kugel, die ihm den Arm zerfleischte, die Stirn oder das Herz hätte treffen können; wie er so bleich daliegt mit der Fieberröthe auf den Wangen, er ist noch hübscher, als da er gesund war, man möchte ihn küssen —«

»Du?« fragte Dorchen, indem sie ihre Freundin mit großen Augen ganz starr ansah – »du –«

»Nun,« flüsterte Evchen lachend, »wenn ich es jetzt thäte, so wäre es doch nur Mitleid mit dem armen Kranken, und du hättest nicht nöthig, eifersüchtig zu sein.«

»Eifersüchtig – welche Thorheit!« sagte Dorchen, indem sie verwirrt und erröthend sich über die Eisschale beugte, um einen neuen Umschlag zu bereiten, »wie sollte ich eifersüchtig sein – wie magst du überhaupt solche Thorheiten sprechen in dieser traurigen Zeit, da man doch noch immer nicht weiß, ob auch wirklich Alles gut wird; mir kommt es immer so vor, als ob der Tod noch über ihm schwebte und als ob ich immer dableiben müßte, um alles Böse abzuwenden.«

Sie hatte das Leinentuch mit kleinen Eisstückchen gefüllt und legte den neuen kühlenden Umschlag auf Herrn von Sarkow's heiße Stirn. Er schien die Wohlthat zu empfinden, ein freundliches Lächeln flog über sein Gesicht, er öffnete halb die Augen, sein verwirrter Blick traf das über ihn gebeugte junge Mädchen, tief aufathmend sagte er:

»Du bist da. Agnes, – wie gut du bist, wie das kühlt!«

Dorchen zuckte zusammen und starrte ihn mit entsetzten Blicken an; der Kranke dehnte sich behaglich, seine Augen schlossen sich wieder, und er bewegte die linke Hand wie suchend aus der Decke.

»Er will dir die Hand reichen,« sagte Evchen, »so gieb sie ihm, eine liebe Hand hat einen beruhigenden Einfluß auf einen Kranken.«

Sie faßte Dorchens Hand, um sie in die des Verwundeten zu legen, aber Dorchen riß sich heftig los und sank in ihren

Stuhl nieder, indem sie, starr vor sich hinblickend, schmerz-
lich seufzte:

»Agnes, – Agnes!«

»Er wird an irgend einen Roman denken, den er ge-
lesen hat,« sagte Evchen, »im Fieber verwechselt man die Na-
men.«

Dorchen schüttelte traurig den Kopf, ihre Augen füllten
sich mit Thränen, und noch einmal flüsterte sie ganz leise
den Namen Agnes, den der Kranke mit so wundersam inni-
gem Ton ausgesprochen hatte.

Herrn von Sarkow's Hand schien immer noch etwas zu
suchen, dann hob er sie zu seinen Lippen empor.

»Sieh doch,« sagte Evchen, »er hat Durst, seine Lippen
glühen.« Schnell nahm sie das Arzneiglas und flößte dem
Kranken etwas von dem kühlenden Trank ein, den der Arzt
hatte bereiten lassen.

Jetzt öffnete Herr von Sarkow seine Augen groß und weit,
sein trüber Blick wurde heller und heller.

»Ah, Fräulein Dorchen,« sagte er mit einer Stimme, in de-
ren mattem Ton doch schon etwas von seiner früheren fri-
schen Heiterkeit wiederklang, »Sie sind da und Fräulein Ev-
chen auch – Sie sind also nicht mehr böse – Dank, tausend
Dank für Ihre Güte.«

Kräftiger als vorher streckte er Dorchen seine Hand hin,
und als sie ihm diese reichte, zog er sie an seine fieberheißen
Lippen. Die Gluth seines Athems schien durch ihre zitternde
Hand zu ihrem Herzen zu strömen und in hellen Flammen
auf ihren Wangen aufzuleuchten; schnell aber schlossen sich
wieder seine Augen, und bald zeigten seine tiefen Athemzü-
ge, daß er von Neuem entschlummert sei.

»Nun,« flüsterte Evchen ihrer Freundin zu, die noch immer Herrn von Sarkow's Hand hielt, »bist du nun zufrieden – jene Agnes, von der seine fiebernden Lippen sprachen, war eine Täuschung seiner kranken Phantasie; in seinem Herzen steht mit großen Buchstaben Dorchen geschrieben – mir hat er nicht einmal die Hand geküßt,« fügte sie neckend hinzu, »und ich habe ihm doch den erquickenden Trank gereicht, während du ihn hättest verschmachten lassen.«

Dorchen lächelte ihrer Freundin ganz glücklich zu, und als sie ihre Hand zurückzog, berührte sie in schneller Bewegung, wie von ihrem Gefühl hingerissen, die schmalen, bleichen Finger des Kranken mit ihren Lippen. Bald aber senkte sich dennoch wieder ein Schatten auf ihre Stirn, und als Luiz Antonio zurückkehrte, um seinen Platz wieder einzunehmen, saß sie wie in tiefes, grübelndes Sinnen versunken da, so daß es mehrfach einer Mahnung bedurfte, um sie an die Erneuerung der Umschläge zu erinnern.

Das Fieber verschwand, die Heilung schritt schnell fort; schon konnte Herr von Sarkow die Hand an dem verwundeten Arm wieder bewegen, doch durfte er sich noch nicht von dem Lager erheben, um seine Kräfte erst vollständig wieder zurückkehren zu lassen. Mit der wiederkehrenden Genesung wurde die unausgesetzte sorgsame Pflege überflüssig; die übrigen Freunde durften öfter, wenn auch nur einzeln und auf kurze Zeit, kommen, und sie machten von dieser Erlaubniß so viel als möglich Gebrauch, denn der Kranke mußte doch von allem genau unterrichtet werden, was in Heidelberg vorging. Er erfuhr denn, daß die Saxoborussen zweimal während seiner Krankheit ihren Bestimmtag gehabt, daß der Fuchs von Wilberg von einem Rhenanen eine Terz von fünf Nadeln erhalten, wegen der er jedoch nur

zwei Tage das Zimmer gehütet habe; daß dafür aber der Fuchs von Steinwald einem andern Rhenanen eine Quart von zehn Nadeln gegeben, wonach also das Paukbuch immer noch einen ganz anständigen Ueberschuß aufzuweisen habe. Fritz Helmholt war in Mannheim gewesen und brachte von allen Herren und Damen der dortigen Gesellschaft theilnehmende Grüße; das Pistolenduell war allgemein bekannt geworden, da man bei dem nicht lebensgefährlichen Ausgange keine weitere Untersuchung und Verfolgung von Seiten der Behörden fürchten durfte; die Sache hatte nicht wenig dazu beigetragen, das allgemeine Interesse, besonders der Damenwelt, für Herrn von Sarkow zu erhöhen; sogar die Großherzogin Stephanie hatte sich ungemein liebenswürdig nach ihm erkundigt und ihm besonders gnädige Wünsche für seine Genesung gesendet.

Unter all' dieser lebhaften Bewegung, die mit der steigenden Genesung das Krankenlager des Verwundeten umgab, zog sich Dorchen mehr und mehr zurück; ihr Platz konnte ja dort nicht mehr sein, und so sehr sie sich auch über die Genesung des Freundes freute, so dachte sie doch oft mit wehmüthiger Sehnsucht an die vergangenen stillen Tage zurück, in denen sie seinen Schlummer überwacht hatte und träumen konnte, daß er ihr ganz allein gehöre, daß sie allein das Recht habe, für ihn zu sorgen. Sie kam nur noch in den Morgenstunden, wenn keine fremden Besuche zu erwarten waren, in das Krankenzimmer; wenn sie Luiz Antonio dort fand oder wenn Evchen Meier sie begleitete, so blieb sie wohl längere Zeit da und plauderte fröhlich und heiter wie früher – traf sie aber Herrn von Sarkow allein,

so floh sie schnell nach kurzem Gruß und flüchtigem Händedruck wieder davon, indem der Abschiedsblick ihrer rehbraunen Augen dem jungen Mann deutlich sagte, daß sie jetzt wohl noch lieber als sonst bei ihm geblieben sein würde, wenn es sich eben nur hätte schicken wollen.

Langenberg war kaum zu sehen; finster, mit gesenkten Blicken stürmte er die Treppen hinab; Dorchen schien er gar nicht zu sehen, wenn sie ihm zuweilen begegnete und scheu zur Seite blickte; auch den alten Treuberg grüßte er nur ganz flüchtig, als ob er jeden Versuch eines kurzen Gesprächs, wie er es wohl früher mit seinem Hauswirth geführt, zurückweisen wolle; dagegen empfing er häufiger noch als sonst Besuche von unbekanntem Fremden, mit denen er lange in seinem Zimmer eingeschlossen blieb.

Fräulein Schönfeld hatte sich die Gunst des Publikums, die sich ihr bei ihrem Debüt als Käthchen von Heilbronn zugewendet, erhalten, aber sie hatte es zu keinem entschiedenen Siege über ihre Nebenbuhlerin gebracht; oft entspannen sich während der Vorstellungen kleine Kämpfe um die Siegespalme des Beifalls, aber da die Saxoborussen sich an ihnen nicht mehr betheiligten, so führten sie zu keiner Entscheidung, und Fräulein Schönfeld mußte es sich gefallen lassen, die Herrschaft über das Heidelberger Publikum zu theilen, worein sie sich denn auch mit guter Miene ergab. Sie hatte von Herrn von Sarkow's Verwundung gehört und sendete demselben ein Billet, in dem sie ihm ihre Theilnahme und ihren Wunsch einer schnellen Genesung aussprach; doch war dies Billet so kühl-höflich gehalten, daß man aus demselben deutlich entnehmen konnte, die Schauspielerin habe die Ueberzeugung gewonnen, es sei an dem jungen Mann keine feste Eroberung zu machen, und sie mochte

wohl, da ihre beiden ersten Beschützer nun unthätig geworden waren, irgend einen neuen, den Wechselfällen des Waffenspiels weniger ausgesetzten Verehrer zu suchen sich entschlossen haben.

Als Luiz Antonio, der das Billet während der ersten Tage des Wundfiebers seines Freundes empfangen hatte, diesem es später mittheilte, riß es Herr von Sarkow lachend in Stücke und schien wenig bekümmert darüber, daß der kleine Roman mit seiner hübschen Reisegefährtin bestimmt war, immer in der Einleitung stehen zu bleiben.

Schon war der Zeitpunkt bestimmt, an dem er sein Lager verlassen sollte, als am Tage vorher, während Dorchen und Evchen Meier ihren Morgenbesuch abstatteten, Luiz Antonio plötzlich in höchster Aufregung in das Zimmer eilte und rief:

»Sie kommen, sie sind da, sie wollen sehen, wie es dir geht – o, dafür würde ich mir auch eine Kugel durch den Arm schießen lassen!«

Die beiden Mädchen sprangen erschrocken auf und eilten durch den Salon davon, in dem man Tritte und Stimmen hörte. Herr von Sarkow richtete sich verwundert in seinen Kissen auf, aber ehe noch Luiz Antonio seine Frage beantworten konnte, erschienen auf der Schwelle des Zimmers Frau von Wartenstein mit Fräulein von Herbingen, hinter ihnen der Graf Schwerheim.

»Ich habe die Damen begleiten müssen,« sagte der Graf, »weil sie es sich durchaus nicht wollten nehmen lassen, sich selbst nach dem Befinden unsers Freundes zu erkundigen. Nun,« fügte er hinzu, Herrn von Sarkow die Hand schüttelend, »ich sehe ja zu meiner Freude, daß Alles gut geht, und die Damen werden hoffentlich beruhigt sein.«

Frau von Wartenstein begrüßte Herrn von Sarkow ebenfalls mit einigen freundlichen und theilnehmenden Worten, doch wendete sich ihr halbverschleierter Blick schnell wieder von ihm ab, um Luiz Antonio zu suchen. Fräulein von Herbingen trat heran und reichte dem Kranken ihre Hand, von der sie den grauen Handschuh abgestreift hatte; ihre Miene zeigte den ihr eigenthümlich hochmüthig spöttischen Ausdruck, aber als sie in Herrn von Sarkow's blasses Gesicht sah, in dessen Augen die Aufregung und Verwirrung des Augenblicks noch einen leichten Nachschimmer des Fiebers aufleuchten ließ, da nahmen ihre Blicke eine eigenthümliche Weichheit an, erröthend schmiegte sie ihre Finger fester um Herrn von Sarkow's Hand, und einen Augenblick schienen sie ein Gefühl zu durchschauern, dessen sie nur mühsam Herrin zu werden vermochte; dann aber zog sie schnell ihre Hand zurück und sagte leichthin und neckend, aber doch mit einem fast vorwurfsvollen Ton:

»Wie es scheint, befand sich Herr von Sarkow während seiner Krankheit in so vortrefflicher und liebenswürdiger Gesellschaft, daß er unsers Besuchs wohl kaum bedurfte, ja, daß wir ihn vielleicht in angenehmerer Unterhaltung gestört haben.«

»Mein Freund Luiz Antonio,« sagte Herr von Sarkow ein wenig verlegen, »hat mich treu gepflegt, und die Familie meines Hauswirths hat ihm darin liebenswürdig beigestanden.«

»So, so,« sagte Fräulein von Herbingen mit einem etwas gezwungenen Lächeln – »es ist sehr angenehm, einen Hauswirth zu haben, zu dessen Familie so allerliebste Mitglieder gehören wie die beiden kleinen Mädchen, die ich von hier verscheuchte; bei solcher Pflege mag die Wunde am Arm

wohl heilen, aber vielleicht wird das Herz schwerer verwundet.«

»Welch ein hübscher Salon!« sagte Frau von Wartenstein, ehe Herr von Sarkow antworten konnte, indem sie wie neugierig über die Schwelle trat, um sich, von Luiz Antonio geführt, in dem Wohnzimmer umzusehen. Graf Schwertheim folgte den beiden, und während er die Trinkhörner, die Schläger und die gemalten Tassen besah, fand die schöne Frau Zeit, mit den Augen und mit halbgeflüsteren Worten eine flüchtige Unterhaltung zu führen, die Luiz Antonio mit wonnigem Entzücken erfüllte.

»Ich freue mich herzlich Ihrer Waffenprobe,« sagte Fräulein von Herbingen mit einem Ton voll innigen Gefühls, der ihr sonst nicht eigen war, »hätte ich etwas davon gewußt, so würde ich Ihnen ein Band mit meinen Farben gegeben haben, die Farben der Damen sind ein schützender Talisman für den Ritter, der sie gläubig trägt. Ich bin stolz auf meine Erziehung – freilich, freilich,« fügte sie dann wieder in ihrer alten neckischen Weise hinzu, »haben Sie hier auf Ihrem Krankenlager schon wieder ähnliche Experimente gemacht wie neulich im Theater – nun,« fuhr sie lächelnd fort, als Herr von Sarkow, von ihrem eigenthümlichen Zauber befangen, in der That fast wie ein auf verbotenen Wegen ertappter Schüler zu ihr aufsah – »nun, damit Sie nicht über jenen aufblühenden Knospen Ihre Lehrerin vergessen, die sich so viel Mühe mit Ihnen gegeben, nehmen Sie hier ein Erinnerungszeichen, das Sie an den schuldigen Gehorsam mahnen soll.«

Sie nahm von ihrer Brust eine voll aufgeblühte dunkel-purpurne Rose.

»Hier, das ist mein Symbol – die Zeit der knospenden Jugend liegt mir schon weit zurück,« sagte sie leise seufzend – »aber auch die volle Blüthe hat ihren Reiz, sie ist die Königin der Blumen – die Königin der Schönheit – sie verlangt von ihren Vasallen Treue und Gehorsam.«

Sie hob die prachtvolle Blüthe empor, als ob sie noch einmal den Duft einathmen wolle; einen Augenblick berührte sie diese mit ihren Lippen und reichte sie dann Herrn von Sarkow, der, ohne daß sie widerstrebte, einen langen Kuß auf ihre Hand drückte.

»Es ist Zeit, daß wir aufbrechen, mein gnädiges Fräulein,« sagte Graf Schwertheim, über die Schwelle tretend; »die Herren haben uns gesagt, daß der Arzt nur ganz kurze Besuche erlaubt habe.«

»Ich komme,« erwiderte Fräulein von Herbingen, indem sie Herrn von Sarkow zum Abschied noch einmal die Hand drückte mit einem Wunsch für seine Genesung und mit den leise geflüsterten Worten: »Treue und Gehorsam der Königin, deren Rosenkrone auch den strafenden Dorn birgt.«

Sie rief Frau von Wartenstein, die, von Luiz Antonio gefolgt, aus dem Salon kam, um sich ebenfalls von dem Kranken zu verabschieden, und Herr von Sarkow blieb allein, da sein Freund artigerweiser die Damen begleiten mußte. Er betrachtete in träumendem Sinnen die Rose in seiner Hand, der würzige Duft stieg zu ihm auf, und es schien ihm, als ob Fräulein von Herbingen die Zaubermacht, die sie über ihn ausübte, auf ihr Geschenk übertragen habe, – er glaubte eine hohe Gestalt in wallendem Purpurmantel, die die Züge der schönen Antonie trug, aus dem Blüthenkelch emporschweben zu sehen, ihr Haupt trug eine Rosenkrone, sie stand vor einem schimmernden Thron, er trat vor sie hin in

goldener Rüstung, um zur Ehre ihres Namens in den Kampf hinauszuziehen – er kniete auf die Stufen des Thrones nieder, sie reichte ihm ihre Hand, aber als er diese berührte, fühlte er einen stechenden Schmerz, mit leisem Aufschrei zuckte er zusammen, der Traum war verflogen, er hatte sich an einem Dorn der Rose gestochen, ein Blutstropfen hing an seinem Finger.

Als er aufblickte, sah er Dorchens Gesicht, sie sah ihn ein wenig bleich, mit vorwurfsvollen Blicken an; Evchen Meier stand schelmisch lächelnd hinter ihr.

»Wenn Sie so schönen und vornehmen Besuch erhalten,« sagte Dorchchen, »so sind wir wohl überflüssig.«

Herr von Sarkow lächelte – das waren fast die gleichen Worte, wie sie Fräulein von Herbingen zu ihm gesprochen, – die liebliche Knospe und die volle, königliche Rose stritten um die Herrschaft – aber er fand nicht sogleich eine Antwort, das bescheidene Kind, trotz all' ihrer lieblichen Anmuth, verblaßte zu einem unscheinbaren Bild neben der Erinnerung an die stolze, dämonische Schönheit der glänzenden vornehmen Dame.

»Das war die Frau von Wartenstein,« sagte Dorchchen, indem sie Herrn von Sarkow scharf fixirte – »sie war auch neulich in der Loge bei Ihnen im Theater, und Fräulein von Herbingen – sie ist so schön, aber ich würde mich fürchten vor ihren großen, drohenden Augen; – sie heißt Helene, nicht wahr?« fügte sie gleichgültig, aber mit leise zitternder Stimme hinzu.

Herr von Sarkow schüttelte den Kopf.

»Nein,« sagte er, »Fräulein von Herbingen heißt Antonie.«

»Antonie!« rief Dorchen ganz glücklich, während Evchen Meier sie kichernd anstieß – »wissen Sie das ganz gewiß, ich glaubte doch, sie hieße Helene?«

»Nein,« versicherte Herr von Sarkow, ganz zufrieden über diese Wendung des Gesprächs, »ich versichere Sie, Fräulein von Herbingen heißt Antonie.«

»Welch eine schöne Rose haben Sie da!« fuhr Dorchen fort, indem sie die Hand nach der Blume ausstreckte.

Herr von Sarkow reichte sie ihr zögernd.

»Wie man sich doch irren kann,« sagte Dorchen, den Kopf schüttelnd, »ich hätte darauf schwören mögen, daß Fräulein von Herbingen Helene heißt. Ich habe schon von ihr sprechen hören, als ich noch ein kleines Kind war, damals schon war sie die schönste Dame in Mannheim – sie kann nicht mehr jung sein –, es ist doch recht freundlich von ihr, daß sie sich Ihrer so mütterlich annimmt und in Ihrer Krankheit nach Ihnen zu sehen kommt.«

Herr von Sarkow überhörte diese kleine Bosheit, die Evchen Meier unendliches Vergnügen zu bereiten schien, denn er sah erschrocken, Haß Dorchen wie in der Zerstreuung die Rose in ihren Händen zerpfückte und die Purpurblätter auf den Boden umherstreute.

»Ach, mein Gott,« rief sie, »wie ich doch in Gedanken bin, da habe ich die schöne Rose zerrissen, schade um die prachtvolle Blume – nun habe ich Sie beraubt,« fügte sie, den entblätterten Stengel weit fortwerfend, hinzu, »eine so schöne Rose kann ich Ihnen freilich nicht wiedergeben, aber einen geringen Ersatz muß ich Ihnen doch bieten; nehmen Sie diese Veilchen,« sagte sie, ein kleines Bouquet von ihrer Brust lösend, das sie lächelnd und erröthend Herrn von Sarkow reichte.

Er nahm die kleinen, süßduftenden Blumen – der Blutstropfen an seinem Finger fiel auf die blauen Kelche nieder – es schien ihm, als ob der Zauber gelöst sei. Das stolze Bild verschwand in der Ferne, Dorchens liebliches Gesicht leuchtete ihm so freundlich nahe entgegen – die zarte Knospe hatte den Sieg errungen über die stolze, vollblühende Rose.

»Wir müssen gehen,« sagte Dorchen, die ihre ganze Heiterkeit wiedergewonnen hatte, »komm Evchen, es kann Besuch kommen, wir dürfen nicht länger hier bleiben.«

Die beiden Mädchen eilten davon.

»Siehst du wohl,« sagte Evchen, als sie durch den Salon schritten, »es ist nur eine Phantasie gewesen, sie heißt nicht Agnes.«

»Nein, sie heißt nicht Agnes,« flüsterte Dorchen ganz glücklich, indem sie am Arm der Freundin die Treppe hinabstieg.

»Die Rose berauscht und verwundet,« sagte Herr von Sarkow sinnend – »das holde Veilchen grüßt freundlich herauf vom Rande des Weges, auf dem das Leben uns unaufhaltsam fortreißt – aber das Vergißmeinnicht blüht unverwelklich in der Tiefe des Herzens.«

Er nahm seine Uhrkette von dem Nachttisch neben seinem Bett und drückte das an dieser befestigte Medaillon an seine Lippen. –

Noch eine Zeitlang mußte Herr von Sarkow sich strenge Schonung auferlegen, um die Heilung seiner Wunde nicht zu unterbrechen; er durfte ausgehen, die Collegien besuchen, auch wohl mit seinen Freunden bei Herrn Walz frühstücken, der ihn in herzlicher Freude zu seiner Genesung beglückwünschte; aber er durfte noch mehrere Tage lang die Kneipe auf dem Riesenstein nicht besuchen und mußte alle

Aufregungen und Unregelmäßigkeiten vermeiden. Während dieser Zeit saß er denn auch viel in dem Wohnzimmer des Treuberg'schen Hauses neben Dorchen, die alles Schmallen vergessen hatte und ganz glücklich sich der schönen Zeit freute, in der ihr Freund ihr so viel mehr als sonst gehörte. Sie plauderten miteinander so herzlich und vertraulich wie übermüthige Kinder, Evchen Meier sang ihnen kleine, volksthümliche Lieder, und Dorchen sah seufzend mit einem schmerzlichen Bedauern, über das sie sich selbst Vorwürfe machte, dem Tage entgegen, der ihren Freund wieder in das wilde, unruhige Studentenleben hinausführen würde.

Aber auch dieser Tag kam.

Eines Morgens constatirte der Doctor Gallus Meier die völlige Vernarbung der Wunde, erklärte Herrn von Sarkow für völlig gesund und gestattete ihm, wieder ganz nach seiner Laune und Neigung zu leben.

Jubelnd verkündete der junge Mann diese frohe Botschaft seinen bei Herrn Walz zum Frühstück versammelten Freunden.

Graf Kronau trat zu ihm heran.

»Du sollst nicht mehr als Fuchs auf den Riesenstein kommen,« sagte er, »und heute abend deine Genesung schon als Corpsbursch feiern. Du hast dich bei deiner Paukerei mit Prollmann und bei dem Pistolenduell mit Langenberg ohne Tadel benommen; wir haben deshalb im Corpsconvent beschlossen, dir am Tage deiner vollständigen Genesung das Band zu geben. Komm mit zu mir, die Reception soll sogleich stattfinden.

Herr von Sarkow stand sprachlos vor Freude da, seine kühnsten Hoffnungen waren übertroffen. Graf Kronau benachrichtigte die Uebrigen, und alle begaben sich in die

Wohnung des ersten Chargirten, während die Füchse, von denen jeder noch eine oder zwei Paukereien abzumachen hatte, ihnen ganz traurig nachsahen, wenn sie auch ihren bisherigen Genossen wegen seiner wohlverdienten Auszeichnung nicht zu beneiden vermochten.

Auf einem großen Tische im Salon des Grafen Kronau wurde, während Herr von Sarkow im Nebenzimmer zurückblieb, eine grüne Decke mit den Corpsfarben umsäumt ausgebreitet, zwei blanke Schläger wurden darauf in's Kreuz gelegt; die sämtlichen Corpsburschen nahmen um den Tisch Platz, die Chargirten in der Mitte. Graf Kronau schlug das große Statutenbuch des Corps auf und ließ dann Herrn von Sarkow hereinrufen.

In zitternder Erregung und mit einer Ehrfurcht, wie er sie vielleicht in seinem ganzen späteren Leben nie wieder empfinden sollte, hörte dieser die Verkündigung des Beschlusses über seine Aufnahme in das Corps und die Vorlesung der Gesetze an; dann legte er auf Graf Kronau's Weisung die rechte Hand auf die gekreuzten Schlägerklingen und sprach mit bebender Stimme dem Senior den Schwur nach, in dem er dem Bunde und dessen Gesetzen Verschwiegenheit und Gehorsam, den Brüdern Treue bis in den Tod gelobte.

Nachdem er dies Gelöbniß abgelegt, das so vielen edlen und treuen Herzen während eines langen Lebens freudigen Muth und feste Kraft in allen Kämpfen eines langen und wechselvollen Lebens verliehen, übergab ihm Graf Kronau das weißgrün-schwarzweiße Band und hieß ihn mit herzlicher Umarmung als Bruder willkommen; alle andern thaten das Gleiche, und das Gefühl, nunmehr als berechtigtes Mitglied dem Corps anzugehören, dessen Band so viele junge,

tapfere und stolze Herzen umschlang unter dem helleuchtenden Strahl des unvergänglichen Sterns der Ehre, war für den durch seine Krankheit noch besonders erregbaren jungen Mann so überwältigend, daß seine Augen sich mit Thränen füllten und er kein Wort der Erwiderung auf die Glückwünsche seiner Freunde fand. Er nahm seinen Platz in der Reihe der andern ein, es wurden noch einige Angelegenheiten des Corpsconvents erledigt und dann begab man sich nach dem Hôtel zum Badischen Hof, wo der kleine Moses dem neuen Corpsburschen, den er während seiner Krankheit regelmäßig, aber immer nur auf eine kurze Viertelstunde besucht hatte, freundlich wedelnd entgegensprang, als ob auch er ihm zu seiner neuen Würde Glück wünschen wolle.

Groß war Dorchens Freude, als Herr von Sarkow am Nachmittage mit dem Bande erschien; auch der alte Treu-berg gratulirte.

Nürnberg, Rauchthaler und Lieber erschienen, der rothe Schiffer trank unzählige Schoppen bei Walz und in allen möglichen andern Kneipen, bis er am Abend auf dem Riesenstein erschien, um die Fäxe auf das Wohl des neuen Corpsburschen einen feierlichen Salamander auf dem Boden des Fasses reiben zu lassen.

FÜNFZEHNTE CAPITEL.

Während so im Sonnenschein der Jugendlust die schönen Frühlingstage über die alte Neckarstadt dahinzogen in bunter Abwechslung und doch wieder in freundlicher Gleichmäßigkeit, ballten sich am politischen Horizont immer dichter die finsternen Wolken zusammen, aus denen bald die schweren Wetterschläge zerstörend in all' dies frische, fröhliche

Leben niederfahren sollten. In Frankfurt am Main versuchte noch die Reichsgewalt ihre Autorität aufrecht zu erhalten, die von den norddeutschen Staaten und insbesondere von Preußen thatsächlich ignorirt wurde, und die in der demokratischen Bewegung Süddeutschlands eine Unterstützung fand, die sie selbst wohl am wenigsten wünschte und die ihr ein um so schnelleres Ende bereiten mußte. Die Reichsverfassung war zu Stande gebracht. Während diese in Berlin ganz bestimmte Ablehnung fand, verlangte besonders in Baden die demokratische Kammermehrheit deren unbedingte Annahme, sowie Vereidigung des Heeres und der Bürgerwehren auf das aus dem Frankfurter Parlament hervorgegangene Grundgesetz des Deutschen Reiches, dessen Kaiserkrone der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen mit der richtigen Erkenntniß zurückgewiesen hatte, daß das Diadem der Ottonen und der Hohenstaufen nur auf einem Schlachtfelde errungen werden könne.

Die badische Armee befand sich in dem Zustande völliger Desorganisation; denn durch die Schwäche der Regierung, das jahrelange Fratensiren der Truppen mit den demokratischen Elementen des Volks und den schlechten Geist des Officierscorps waren die Bande der Disciplin fast ganz gelöst worden, so daß die Truppen nicht den geringsten Schutz gegen die immer höher aufschwellende revolutionaire Bewegung bieten konnten. Der Großherzog hatte sich an die Reichsregierung nach Frankfurt am Main gewendet und militairische Hilfe erbeten, um wenigstens über ein einziges wirklich zuverlässiges Regiment verfügen zu können; aber während man im Schooße des dem Boden der Wirklichkeit

völlig entfremdeten Reichsministeriums über diese Bitte debattirte, nahm die Bewegung, die durch das ganze Land organisirt war, in Karlsruhe immer größere Ausdehnung an.

Am 12. Mai verlangte der Ausschuß der Volksvereine die Auflösung der Kammer, den Rücktritt des Ministeriums und eine constituirende Versammlung mit allgemeinem Stimmrecht. Die an diesem Tage zusammentretende allgemeine Volksversammlung ging in ihren Beschlüssen aber noch weiter; sie verlangte unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung von Seiten der badischen Regierung und Aufbietung der ganzen badischen Militairmacht zur zwangsweisen Durchführung der Reichsverfassung in den übrigen deutschen Staaten, Einrichtung der Volksbewaffnung auf Staatskosten und Vereinigung der Volkswehr mit dem stehenden Heere, freie Wahl der Officiere durch die Mannschaft, Aufhebung aller Grundlasten und freie Verwaltung der Gemeinden, sowie endlich Errichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähig gewordene Bürger unterstützt werden sollte.

Die Regierung, die gegen die Volksbewegung keine Widerstandskraft besaß, ließ in der That die Beeidigung des Militairs und der Bürgerwehr vornehmen; die Truppen standen in Karlsruhe unter den Waffen, aber ihre Haltung zeigte deutlich, daß sie weit entfernt seien, gegen die wahnsinnigen Forderungen der Volksversammlung sich gebrauchen zu lassen. Von Frankfurt kam immer keine Antwort. Gegen Abend des 13. Mai fanden immer weiter ausgedehnte militairische Excesse statt; die Officiere, die versuchten, die Disciplin aufrecht zu erhalten, wurden insultirt und gemißhandelt, ja ein Rittmeister und ein Corporal durch Flintenschüsse getödtet. Der Großherzog, der völlig ohnmächtig gegen

die immer wilder drohende Revolution war, begab sich unter Bedeckung einer Abtheilung treu gebliebener Dragoner, die der General Hoffmann commandirte, nach Germersheim und von da ab weiter nach Lauterburg im Elsaß.

Alle diese Verhältnisse, die dem revolutionären Ausbruch in Karlsruhe und der Flucht des Großherzogs vorangingen, waren in Heidelberg zwar nicht unbekannt geblieben, aber sie hatten dort weniger Theilnahme erregt und weniger Einfluß auf das öffentliche Leben gewonnen als anderswo. Die alte Universitätsstadt hatte keine Garnison, es fanden also keine militairischen Unruhen und Excesse wie in Karlsruhe dort statt; die Corps, die das Studentenleben beherrschten, kümmerten sich principgemäß um keine politischen Fragen, da für sie der oberste Grundsatz maßgebend ist, daß die akademische Jugendzeit dem Lernen zur Vorbereitung für das Leben und der heiteren Freude gehören solle, daß aber die Theilnahme am öffentlichen Leben erst dem gereiften Alter zustehe, und wenn auch in den Kreisen der Rhenanen und Schwaben die demokratische Bewegung manche Sympathieen fand, so blieben dieselben doch auf die ganz persönlichen Anschauungen der einzelnen Mitglieder beschränkt. Die Corps führten ihr gewohntes Leben weiter, sie paukten frisch und fröhlich auf der Hirschgasse, kneipten vergnügt und behaglich in ihren Localen und setzten ihren kleinen Krieg gegen die bürgerliche Ordnung und gegen die Universitätspedellen fort; das Alles interessirte sie im Ganzen viel mehr als die Debatten der Kammern und Volksversammlungen in Karlsruhe.

Die Saxoborussen insbesondere kümmerten sich noch weit weniger um die Politik als alle andern, sie sahen auf die demokratische Bewegung als strenge Aristocraten und

loyale Royalisten von hoch oben herab; weder hatten sie Zeit, noch hielten sie es der Mühe für werth, die politischen Zeitungen zu lesen, um zu erfahren, was dieser oder jener Deputirte oder Volksredner gesagt habe, und merkwürdigerweise waren die Söhne des freien republikanischen Nordamerika noch strenger und exclusiver als ihre deutschen Freunde, die die royalistische Gesinnung aus dem Boden ihres monarchischen Vaterlandes aufgesogen hatten. Die Amerikaner blickten voll souverainer Verachtung stolz auf diese deutschen Democraten herab, sie erklärten diese für keine Gentlemen und für ebenso große Verbrecher, als ob jemand bei ihnen in Nordamerika eine Verschwörung zur Herstellung eines Kaiser- oder Königreichs anzetteln würde, und Charles Clarke bedauerte, wenn jemals das Gespräch auf die Deutschland durchzuckende demokratische Bewegung kam, lebhaft, daß er nicht über einige hundert Mann seiner Landmiliz aus den huronischen Hinterwäldern verfügen könne, um diese jämmerlichen Locofocos, wie er die deutschen Democraten nannte, zu Paaren zu treiben. Die Heidelberger Bürger aber lebten ausschließlich von und mit der Universität, in allen ihren Interessen mit der Studentenschaft verwachsen, und der Ausgang einer Paukerei, sowie die Schadenfreude über irgend einen einem ihrer Mitbürger zugefügten nächtlichen Streich interessirte sie weit mehr als die politischen Vorgänge in Frankfurt oder Karlsruhe, die ihnen höchstens, wenn sie davon in der Stammkneipe etwas erzählen hörten oder in dem Localblatt einen Artikel darüber lasen, die Befürchtung erregten, daß vielleicht abermals, wie das schon einmal geschehen, den preußischen und norddeutschen Studenten der Besuch der Heidelberger Universität verboten werden möchte.

So lag denn das liebliche Heidelberg wie eine stille, friedliche Oase inmitten des badischen Landes, über das bereits der glühende Hauch des Sturmes der Revolution dahinwehte, und der verhängnißvolle 13. Mai war herangekommen, ohne daß man in Heidelberg eine Ahnung davon hatte, wie nahe bereits das Wetter war, das sich so schwer über dem schönen badischen Lande entladen sollte.

Es war für diesen Tag ein Hoffest bei der Großherzogin Stephanie in Mannheim angesagt; die in der Mannheimer Gesellschaft verkehrenden Saxoborussen waren eingeladen und wollten schon mit dem Nachmittagszuge hinüberfahren, um noch einige Besuche zu machen und sich dann mit Muße für das Fest vorbereiten zu können. Der Vormittag dieses Tages, der bestimmt war, für längere Zeit das sorglos heitere Leben an der alten *Ruperto-Carolina* zu unterbrechen, sollte noch einmal in glänzender Weise die Macht documentiren, die der Kern der Studentenschaft in den festgeschlossenen und überall nach außen einheitlich auftretenden Corps auch über die Bürgerschaft der Stadt ausübte, eine Macht, die weit über diejenige der bürgerlichen und akademischen Behörden hinausragte.

Der Schneider Naumann, dessen Beschwerden über die Verunzierung seines Hauses bei dem Universitätsgericht vergeblich geblieben waren, da er gegen keine einzelne bestimmte Persönlichkeit eine Anklage erheben und begründen konnte, und der sich auch von der Unzulänglichkeit der Bewachung seines Hauses durch Herrn Michelmann oder einen andern der Pedellen überzeugt hatte, sah voll ingrimiger Verzweiflung die Unmöglichkeit ein, sich gegen den Unwillen der von ihm beleidigten Studenten zu schützen. Seine Verzweiflung über die so abscheuliche und zugleich

so überaus lächerliche Verunstaltung seines so sichtbar an der Hauptstraße gelegenen Hauses, vor dem die Fremden erstaunt und lachend stehen blieben, wurde noch dadurch gesteigert, daß abends in der Weinkneipe, die er täglich auf eine Stunde zu besuchen pflegte, die übrigen Philister von ihm, dem reichen und angesehenen Bürger, ängstlich fort-rückten, da sie durch den Verkehr mit ihm sich ebenfalls den Unwillen der Studenten zuzuziehen fürchteten, oder daß sie in spitzen Reden und höhnischen Anspielungen sich über seinen Schaden und sein Unglück lustig machten. Eine Zeitlang widerstand er trotzig allen diesen täglich und stündlich wiederholten Qualen, allein er wagte es nicht, von Neuem den kostspieligen Anstrich seiner hohen Giebelfront vornehmen zu lassen, da er fest überzeugt war, neuem Schaden und neuem Hohn zu verfallen. Endlich aber fühlte er dennoch seinen hartnäckigen Sinn gebrochen, und nachdem er noch einige Tage mit sich gekämpft hatte, beschloß er endlich, dem nachbarlichen Rath des Herrn Walz, dessen mitleidige Blicke auf sein geschändetes Haus ihn am meisten ärgerten, zu folgen und sich der unumschränkt herrschenden Macht zu unterwerfen.

Graf Kronau, als der erste Chargirte des derzeit präsidirenden Corps, erhielt ein Schreiben, in dem der widerspenstige Schneider den hohen S.C. um Schutz für sein Haus bat, und sogleich wurde der Bittsteller persönlich vor den Seniorenconvent beschieden, um seine Sache vorzutragen. Der Seniorenconvent, der sonst in der Wohnung des präsidirenden Chargirten stattfand, wurde an diesem Tage ausnahmsweise in dem größeren Saal des Riesensteins abgehalten, da bestimmt vorauszusehen war, daß die Corpsburschen von ihrem Recht, den Verhandlungen beizuwohnen, an diesem

Tage den ausgedehntesten Gebrauch machen würden. Und in der That versammelten sich denn auch die sämmtlichen Corps fast vollzählig auf dem Riesenstein; die Chargirten nahmen an einem großen Tisch Platz, die Corona der Corpsburschen gruppirte sich in weitem Umkreise an den Wänden, und als der Schneider Naumann, dessen galliges Gesicht heute noch gelber und giftiger aussah als sonst, in den Saal eingeführt wurde, konnte man auf den Gesichtern aller Zuschauer ein so höhnisches Lächeln, in allen Blicken eine so stolze und freudige Genugthuung sehen, daß der zu diesem demüthigenden Schritt gedrängte Philister vielleicht dennoch wieder umgekehrt wäre, wenn er seine auf den Boden gehefteten Augen nur einmal aufgeschlagen haben würde.

Die Chargirten bewahrten den vollständigsten Ernst. Minos und Rhadamanthos konnten nicht würdevoller und feierlicher ihr Richteramt über die Toten ausgeübt haben, als die Vertreter der Corps in dem Seniorenconvent hier auf den zwischen Grimm und Furcht schwankenden Schneider hinklickten.

Graf Kronau forderte ihn auf, seine Beschwerde vorzubringen, und als der Unglückliche nun, seine vor Zorn bebende Stimme immer wieder zu demüthigem Ton herabdrückend, die ihm widerfahrene Unbill denjenigen erzählen mußte, die über deren Zusammenhang wohl besser unterrichtet waren als er selbst, da wirkte die ungeheure Komik dieser Situation so überwältigend, daß halb unterdrücktes Lachen ringsum ertönte und selbst über die ernstesten Gesichter der Chargirten ein flüchtiges Lächeln zuckte.

Der Schneider ballte unwillkürlich die Faust und schoß einen wüthenden Blick nach der Corona hin.

»*Silentium!*« rief Graf Kronau; sogleich trat lautlose Stille ringsum ein, und mit strengem Ton fuhr er fort:

»Ich weiß nicht, Herr Naumann, ob Derartiges, wie Sie es uns hier erzählen, vorgekommen ist, wenn es aber geschehen sein sollte, so haben Sie sich eine solche Repräsentation, die ich nicht verteidigen und rechtfertigen will, selbst zuzuschreiben, da Sie ganz unnützer und ungerechtfertigter Weise einen harmlosen und freundlichen Scherz, durch den einige Corpsburschen Ihnen nur ihr Wohlwollen beweisen wollten, dem Universitätsgericht denuncirten. Sie nehmen jetzt den Schutz des S.C. in Anspruch, um Ihr Haus zu schützen, ich freue mich Ihrer Anerkennung, daß der S.C. die einzige Autorität ist, die Ihnen Schutz gewähren kann; bevor Ihnen dieser jedoch bewilligt wird, müssen Sie erklären, daß Sie Ihr früheres ungerechtfertigtes, unpassendes und gehässiges Vorgehen wegen des freundlichen Scherzes mit den Laternen, die man an Ihre Thür band, aufrichtig bereuen, daß Sie deshalb um Entschuldigung bitten und daß Sie in künftigen ähnlichen Fällen sich stets nur an den S.C. mit Ihren Bitten und Beschwerden wenden wollen.«

»Ein harmloser, freundlicher Scherz!« rief der Schneider, fortgerissen von seinem aufwallenden Grimm – »aber ich bitte Sie, meine Herren, es waren zehn Laternen, meine Thür war fest zugebunden, ist das ein harmloser, freundlicher Scherz gegen einen ruhigen Bürger, der dadurch noch in den Verdacht kommen kann, als hätte er selbst eine solche Beschädigung öffentlichen Eigenthums vorgenommen?«

»Sie scheinen noch nicht zur Einsicht über ihr tadelhaftes Betragen gekommen zu sein, Herr Naumann,« unterbrach ihn Graf Kronau streng.

Die übrigen Chargirten schüttelten unwillig die Köpfe, und ein allgemeines Murren der Mißbilligung ließ sich auch aus der Corona vernehmen.

»Ich muß Sie darauf aufmerksam machen,« sprach Graf Kronau weiter, »daß wir die Verhandlung abbrechen müssen, wenn Sie in einem solchen Ton fortfahren und kurz-sichtig genug sind, Ihr Unrecht nicht einzusehen.«

»Ich sehe es ein,« sagte der Schneider knirschend, »ich sehe es ein und verspreche den Herren, es nicht wieder zu thun – da,« murrte er grimmig, aber ganz leise vor sich hin, »die Behörden ja doch keine Macht haben, einen ruhigen Bürger gegen solche grausame Barbarei zu schützen.«

»Nun denn,« sagte Graf Kronau, »hier ist eine Urkunde, die Sie unterzeichnen müssen, hören Sie zu.«

Er las eine Erklärung vor, in der Herr Naumann in den demüthigsten Ausdrücken sein begangenes Unrecht anerkannte und feierlich versprach, künftig bei allen Differenzen, die er, in was für Angelegenheiten es auch sein möge, mit den Mitgliedern der Corps haben würde, sich lediglich und ausschließlich an den Seniorenconvent zu wenden und sich dessen Entscheidung zu unterwerfen.

»Nun unterschreiben Sie,« sagte Graf Kronau, als er die Vorlesung des merkwürdigen, in correct juristischer Form gehaltenen Actenstücks beendet hatte.

Der Schneider hatte mit gesenktem Haupt, ohne ein einziges Mal aufzublicken, zugehört, nur zuweilen klang es wie ein leises Aechzen aus seiner Brust hervor. Jetzt trat er an den Tisch, nahm die ihm dargereichte Feder und unterzeichnete mit einem schnellen Zug. Wäre seine Erscheinung sympathischer und würdevoller gewesen und hätte er eine bessere Sache zu vertreten gehabt, so würde die Miene, mit

der er, einen leisen Fluch unter einem scheinbaren Hustenanfall versteckend, seinen Namen schrieb, an Galilei haben erinnern können, als dieser nach dem erzwungenen Widerruf seiner Lehre grimmig in sich hinein knirschte: »*E pur si muove!*«

»Nun,« sagte Graf Kronau, sich zu den übrigen Chargirten wendend, »da nun Herr Naumann sein Unrecht eingestanden und abgebeten hat, so schlage ich vor, daß der S.C. diesem den von ihm erbetenen Schutz gewähren wolle.«

Die übrigen Chargirten stimmten ernst und würdevoll zu.

Graf Kronau sprach:

»Der S.C. hat Ihre Bitte gewährt, Herr Naumann, er stellt von nun an Ihr Haus unter seinen Schutz, und Sie werden von keinem Mitgliede der Corps das Geringste zu befürchten haben. Lassen Sie also ganz ruhig Ihre Gerüste wieder aufschlagen und Ihre schöne Giebelfront mit jener ausgezeichneten hellgrauen Oelfarbe wieder anstreichen, die sie zu einer Zierde der Stadt machen wird.«

Der unglückliche Schneider verbeugte sich kurz und schoß wie ein Pfeil durch den Saal zur Thüre hin, verfolgt von dem jubelnden Beifallsruf der ganzen Corona; wenn in diesem Augenblick die Dämonen der Tiefe den in seine Brust zurückgedrängten Wünschen hätten Erfüllung geben können, so würde sich die Erde geöffnet und der höllische Abgrund diese ganze fröhliche, übermüthige Jugend verschlungen haben.

Schnell wurden noch die übrigen laufenden Angelegenheiten erledigt, die Anmeldungen einiger neu zu recipirenden Corpsburschen genehmigt, dann feierte die ganze Versammlung bei einem gemeinsamen Frühschoppen den Sieg, den die Autorität der Corps von Neuem über das renitende

Philisterium errungen hatte, durch einen donnernden Salamander auf den hohen S.C.

Am Nachmittage fuhren die zum Hoffeste der Großherzogin eingeladenen Saxoborussen in heiterster Fröhlichkeit nach Mannheim hinüber. Luiz Antonio träumte sehnsüchtig den glückseligen Stunden entgegen, die ihm so hoffnungsvoll winkten, und auch Herr von Sarkow fühlte, wie mit jedem Augenblick, der ihn dem Wiedersehen mit dem Fräulein von Herbingen näher brachte, der Zauber ihrer schönen Augen in ihm wieder mächtig wurde.

Der Zug fuhr in den Mannheimer Bahnhof ein, aber der sonst wenig besuchte Perron bot heute einen eigenthümlichen und überraschenden Anblick dar. Der ganze Perron war von Menschen dicht gefüllt, man sah Bürger der Stadt, die, in Gruppen zusammenstehend, mit aufgeregten Gesichtern sich lebhaft unterhielten und nach ihren Mienen voll Schrecken und Unwillen sich einander ernste und aufregende Dinge mitzuthemen schienen. Zwischen diesen Gruppen drängten sich Männer von wildem Aussehen in Blousen, große weiche Filzhüte auf dem Kopfe und dicke Stöcke in der Hand, durch; ebenso zahlreiche gemeine Soldaten in aufgeknapften Uniformen, deren hochgeröthete Gesichter den reichlichen Genuß berauschender Getränke verriethen. Alle diese wilden, unheimlichen Gestalten sprachen ebenfalls laut miteinander, sie blickten feindlich auf die Bürgergruppen, hoben auch wohl drohend die Hand empor, man hörte hie und da Rufe wie: »Nieder mit den Reichen! – Fort mit den Tyrannen, uns gehört jetzt das Alles hier, das Volk allein ist Herr, das Volk allein hat Recht!«

Viele der Reisenden zögerten ängstlich, die Coupés zu verlassen, andre eilten schnell nach den Wartezimmern hin;

die Saxoborussen blickten, auf dem Perron stehen bleibend, verwundert auf das sonderbare Treiben, ohne sich dessen Veranlassung erklären zu können. Da sahen sie an der Mauer des Perrons in der Nähe des Eingangs zu den großherzoglichen Wartezimmern den Grafen Schwertheim stehen, der ängstlich und unruhig die hin und her wogenden Menschenmassen überblickte; in seiner Nähe standen einige Lakaien in der Interimslivrée der Großherzogin, sie hielten Reisegepäcke in der Hand und blickten noch unruhiger und ängstlicher als der Graf umher. Die Saxoborussen drängten sich bis zu dem Grafen durch und fragten mehr neugierig als unruhig, was dies Alles zu bedeuten habe.

»Mein Gott, Sie wissen es noch nicht?« rief Graf Schwertheim; »eben ist die Nachricht hierher gekommen – die Revolution ist in Karlsruhe ausgebrochen, die Truppen haben den Gehorsam verweigert, der Großherzog ist nach der französischen Grenze entflohen, das ganze Land wird morgen in hellem Aufruhr sein.«

»Die Truppen haben den Gehorsam verweigert!« rief Herr von Sarkow ganz erstaunt, »wie ist das möglich?«

»Es sollte nicht möglich sein,« erwiderte Graf Schwertheim traurig, »aber leider steht die Thatsache fest, es ist kein Zweifel möglich. Die ganze Gesellschaft hier in Mannheim ist auseinander gestoben, Wartensteins, die Starkenburgs mit Fräulein von Herbingen, Alles ist fort, theils nach Frankfurt, theils nach ihren Gütern; die Großherzogin will mit dem nächsten Zuge nach Frankfurt gehen, das nothwendigste Gepäck ist bereits hier, aber sehen Sie diese drohenden Haufen, man wird sie erkennen, sie wird nicht abreisen können, ich fürchte das Aeußerste.«

Die Saxoborussen wurden plötzlich ernst, die Nachrichten waren geeignet, selbst ihren unverwüstlichen Humor zu zerstören; Luiz Antonio starrte bleich vor sich nieder, die Revolution, die sich gegen die deutschen Fürstenthronen auf richtete, stellte sich ja zugleich zwischen ihn und die Frau, die seine ganze Seele erfüllte, und machte es ungewiß, ob er sie jemals wiedersehen würde.

Während man noch hin und her sprach und den Grafen Schwertheim nach den Einzelheiten der so überraschenden und so verhängnißvollen Vorgänge fragte, hörte man von der andern Seite des Bahnhofs ein brausendes Murren, das in lautes Geschrei ausartete.

»O mein Gott!« rief Graf Schwertheim, »die Großherzogin wird angekommen sein, sehen Sie, dort fährt bereits der für Heidelberg bestimmte Zug am Perron vor; man hat den Salonwagen eingehängt, das ist unvorsichtig, Ihre Königliche Hoheit hätte ja in dem ersten besten Coupé fahren können. Kommen Sie mit, meine Herren, kommen Sie mit, wir müssen alle beisammen bleiben.«

Er eilte durch einen Nebengang nach den fürstlichen War tezimmern hin; hier war bereits die Großherzogin mit ihrer Hofdame, der Gräfin Felderbach, eingetreten. Draußen nach dem Eingange von der Stadtseite her hörte man brausendes Stimmengewirr und einzelne drohende Rufe. Die Großher zogin war bleich, aber ruhig und gefaßt. Die Lakaien flü sterten ängstlich mit den Kammerfrauen, die sich mit in die fürstlichen Zimmer geflüchtet hatten.

»Nun, meine Herren,« sagte die Großherzogin, die Sa xoborussen begrüßend, »ich bedaure, Sie heute nicht bei mir empfangen zu können. Der Großherzog hat der Gewalt

weichen müssen, ich will nach Frankfurt gehen. Ich fürchte mich nicht,« fuhr sie mit blitzenden Augen fort, »aber es wäre unpassend für mich, hier zu bleiben, solange die Revolution im Lande herrscht.«

»Eure Königliche Hoheit wollen über uns befehlen,« sagte Graf Kronau; »da diese elenden Truppen den Dienst versagen, so wird es uns eine hohe Ehre sein, Ihnen als Leibwache zu dienen.«

»Ich danke Ihnen, meine Herren,« erwiderte die Großherzogin, »und nehme Ihren Schutz an, obgleich ich nicht glaube, dessen zu bedürfen; ich habe diesem Volk nur Gutes gethan und kann es nicht für möglich halten, daß man mich bedrohen sollte.«

Wildes Geschrei klang jetzt auch von dem Perron herab.

»O mein Gott,« sagte Graf Schwertheim, »hören Sie dort, wir sind eingeschlossen von allen Seiten; ich fürchte, es wird unmöglich werden, abzureisen.«

Die Signalglocke hatte bereits zum zweiten Mal geläutet.

Während Graf Kronau hinter den Vorhängen der großen Glashüren hervorspähte, war ein wüst aussehender Mensch in einer blauen Blouse, eine rothe Schärpe über der Schulter und einen alten Cavalleriesäbel an der Seite, auf den Perron geeilt.

»Hört,« rief er, »hört, ihr Bürger, die Großherzogin will entfliehen, wir dürfen die Tyrannenbrut nicht fortlassen – wenn sie entkommt, so wird sie die Söldnerschaaren der fremden Fürstenknechte gegen das Volk zu Hilfe rufen – sie muß hier bleiben, wir müssen sie als Geisel behalten, um ihren Kopf den Tyrannen entgegenzuschleudern, wenn sie gegen unsre Grenze rücken sollten.«

In einem Augenblick war der Redner von einem dichten Haufen von Blousenmännern und Soldaten umgeben.

»Ja, ja,« brüllten alle, »ja, ja, sie darf nicht fort, sie soll hier bleiben, sie ist die Gefangene des Volks, das Volk wird die Tyrannen richten!«

Entsetzt stoben die Bürger auseinander. Immer lauter wurde das Geschrei, die wilden Haufen drängten gegen die fürstlichen Wartezimmer und versuchten durch die Vorhänge hineinzublicken, während die Gruppen der Bürger sich entsetzt in die äußersten Winkel des Perrons flüchteten, da alle Zugänge von drohenden Haufen besetzt waren.

Die Glocke ertönte zum dritten Mal, die Thüren des Salonwagens waren geöffnet, der Zugführer stand bleich und zitternd daneben; aber der ganze Perron war dicht mit Menschen gefüllt, es schien unmöglich, bis an den Zug zu gelangen.

Da öffneten sich die Thüren der fürstlichen Wartezimmer, einen Augenblick wichen die Zunächststehenden zurück, aber dichter schloß sich die menschliche Mauer vor dem Zuge, man hörte nur laute, drohende Rufe, man sah nur wildblickende Augen und erhobene Arme mit geballten Fäusten, dicken Knitteln und blanken Klingen. Aus der geöffneten Flügelthür trat Graf Kronau hervor, sein Haupt war hoch und stolz aufgerichtet, seine Augen schleuderten Blitze, ein spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen. Herr von Sarkow und Luiz Antonio folgten ihm; hinter ihnen erschien die Großherzogin, von dem Grafen Schwertheim geführt und von den übrigen Saxoborussen dicht umringt. Langsam ging Graf Kronau einige Schritte vorwärts, die Zunächststehenden wichen vor dem so sicher und fest auftretenden jungen Mann zurück, aus dessen Augen der siegesgewisse

Muth und die unbeugsame Entschlossenheit der alten Paladine aus der ritterlichen Märchenzeit hervorflamnte. Die Großherzogin blickte mehr schmerzlich als unwillig auf die dichten Volkshaufen hin. Herr von Sarkow war bis an die geschlossenen Reihen gekommen, die sich vor dem Zuge zusammengedrängt hatten. Eine tiefe, athemlose Stille trat ein, alle Welt schien ängstlich gespannt, wie sich diese unerwartete Scene entwickeln werde. Mit fester, klarer Stimme, die weit über den Perron hinschallte, sagte Graf Kronau:

»Platz, meine Herren, für die Damen, der Zug geht ab, die Herrschaften müssen einsteigen!«

Noch flammender blitzten seine Augen, noch höhnischer lächelten seine Lippen. Er ging weiter vor, und wie von seinen Blicken verzaubert, traten die Zunächststehenden seitwärts; nur noch eine Menschenreihe trennte ihn von dem geöffneten Salonwagen des Zuges. Da sah er sich plötzlich fast Brust an Brust und Stirn gegen Stirn dem Blousenmann gegenüber, der vorher die Menge aufgefordert hatte, sich der Abreise der Großherzogin zu widersetzen.

»Halt, nicht weiter!« rief der Mensch mit rauher Stimme, »jene Weiber werden hier bleiben, sie gehören dem Volk, das Volk wird über sie richten.«

»Die Damen werden abreisen,« erwiderte Graf Kronau, ohne auch nur um eines Haares Breite zurückzuweichen, »sie werden von der Freiheit Gebrauch machen, die jedermann zusteht; nur elende Feiglinge werden es wagen, Frauen zu bedrohen.«

»Unverschämter Bube!« rief der Blousenmann, »ich werde dich lehren, die Majestät des Volkes zu achten und seinem Willen zu gehorchen!«

Er hob seinen schweren Säbel empor und schwang ihn über Graf Kronau's Haupt; Luiz Antonio und Herr von Sarkow drängten sich an die Seite des Freundes, die Hofdame stieß einen ängstlichen Schrei aus, und die Großherzogin sagte ruhig:

»Wir müssen umkehren und der Gewalt weichen.«

Aber schnell wie der Blitz hatte Herr von Sarkow, gegen den Blousenmann vordrängend, dessen Handgelenk erfaßt, mit eiserner Kraft drehte er dessen Arm herum, so daß der Mensch, vor Schmerz brüllend, den Säbel fallen ließ. Im Nu hatte Graf Kronau die Waffe aufgehoben, er führte einen flachen Hieb mit ihr gegen den Kopf des Angreifers, dieser taumelte betäubt zur Seite; Graf Kronau schwang die Klinge so schnell, so sicher und fest vor sich her, daß ihre Spitze einen glänzenden Kreis bildete, indem er mit donnernder Stimme rief:

»Wem sein Leben lieb ist, der weiche zurück, wer den Weg vertritt, ist des Todes!«

Erschrocken sprangen die nächsten seitwärts – der Weg war geöffnet, Graf Kronau blieb neben der Coupéthür stehen, den Arm mit dem gezückten Säbel ausgestreckt. Luiz Antonio und Herr von Sarkow hoben die Großherzogin und die fast ohnmächtige Hofdame in den Wagen, Graf Schwertheim und die Saxoborussen folgten ihnen; Graf Kronau, immer die Säbelklinge im Kreise vor den Gesichtern der Blousenmänner schwingend, stieg als der Letzte ein, die Thür wurde geschlossen, in diesem Augenblick gab der Zugführer das Zeichen, die Locomotive piff, und der Zug brauste mit voller Dampfkraft aus der Bahnhofshalle.

Ein wildes, furchtbares Geschrei erhob sich, die Massen drängten gegen die letzten Wagen heran, aber Niemand

wagte es, sich dem pfeilschnell dahinrollenden Zuge zu nähern, der in wenigen Secunden bereits den Bahnhof verlassen hatte.

Nur von weither, immer leiser verhallend, drang das drohende Gebrüll noch zu dem Salonwagen, in dem die Großherzogin ernst und traurig saß, während Fräulein von Felderbach krampfhaft schluchzte und Graf Schwertheim den Saxoborussen stumm die Hände schüttelte.

»Meine Herren,« sagte endlich die Großherzogin, »dies ist ein schmerzlicher, trauriger Tag; er hat mich gelehrt, daß die Fürsten vergebens, wie ich es gethan, ihre Liebe dem Volk bieten, das, dem wilden Raubthier gleich, immer wieder vom Rausch des Blutdurstes erfaßt wird. Und doch, meine Herren, wird mir dieser Tag eine schöne Erinnerung bleiben, denn er hat mich gelehrt, daß ritterlicher Muth und ritterliche Treue noch nicht ausgestorben sind auf Erden.«

Sie reichte jedem der Saxoborussen ihre Hand, und alle drückten tief bewegt ihre Lippen ehrfurchtsvoll auf die Hand der edeln Fürstin, deren Worte ihre Herzen in stolzer Freude aufwallen ließ.

»Die Gefahr ist noch nicht vorbei,« sagte Graf Kronau, »in Heidelberg wird inzwischen bekannt geworden sein, was geschehen, man wird uns dort erwarten. Eure Königliche Hoheit müssen die Gnade haben, unsre Begleitung bis Frankfurt anzunehmen.«

»Es würde mir kaum etwas nützen, diese Begleitung abzulehnen,« erwiderte die Großherzogin, »ich weiß ja, daß Sie in diesem Fall nicht gehorchen und mich dennoch nicht verlassen würden.«

Man fuhr in den Heidelberger Bahnhof ein. Graf Kronau's Besorgniß war nicht unbegründet gewesen. In der kurzen

Zeit, seit die Nachricht von den Vorgängen aus Karlsruhe eingetroffen, hatte auch in Heidelberg die Revolution ihr Haupt erhoben; der ganze Perron war angefüllt mit Blousenmännern, die rothe Schärpen über der Brust, Säbel an der Seite und Pistolen im Gürtel trugen; doch schien Alles hier bereits fester organisirt zu sein, als es in Mannheim der Fall gewesen. Die Blousenmänner bildeten eine Art von militärischer Aufstellung, in langer, geschlossener Reihe den Perron absperrend.

Drohendes Geschrei empfing den einfahrenden Zug. Kaum stand er still, als ein großer, schlanker Mann mit einer rothen Schärpe, eine rothe Feder auf dem weichen, breitkrämpigen Hut, einen Schlepssäbel an der Seite, an den Salonwagen herantrat, aus dessen Fenster sich Graf Kronau weit hinausgelegt hatte. Herr von Sarkow, der durch das Seitenfenster blickte, erkannte in dem Herantretenden den gleichen jungen Mann, den er mit Langenberg in dem Treuberg'schen Hause gesehen hatte und dem er dann mit einem andern Unbekannten bei Fräulein Clara Schönfeld begegnet war.

»Halt,« sagte Graf Kronau, indem er die Hand auf den Griff der Coupéthür legte, die jener öffnen wollte, »halt, wir fahren weiter und wünschen nicht auszusteigen.«

»Sie haben volle Freiheit, weiterzufahren, mein Herr,« war die kurze Antwort; »allein es sind Damen in diesem Wagen, die hier bleiben müssen.«

»Und mit welchem Recht wollen Sie diese Damen zurückhalten?« fragte Graf Kronau mit kaltblütiger Ruhe, aber mit funkelnden Augen und dem gleichen höhnischen Lächeln, das er den Drohungen in Mannheim entgegengesetzt hatte, »wer sind Sie?«

»Mein Name ist Schlüssel,« erwiderte der andre, »ich bin Student und habe vorläufig die Civilverwaltung in Heidelberg übernommen, bis die provisorische Regierung in Karlsruhe endgültig darüber verfügen wird; in meinen Händen ruht also in diesem Augenblick die oberste Autorität hier in der Stadt, und alle diese Männer da, die für die Freiheit die Waffen ergriffen haben, sind bereit, meine Autorität zu unterstützen. Sie sehen, daß jeder Widerstand vergeblich ist. Lassen Sie also die Damen aussteigen, ich bürge für ihre persönliche Sicherheit.«

Graf Kronau blickte umher, die Blousenmänner standen dicht gedrängt mit gezogenen Säbeln zu beiden Seiten des Coupés, ihre Mienen zeigten deutlich, daß sie nur auf den Wink ihres Führers warteten, um dessen Befehl Nachdruck zu geben. Graf Kronau dachte nach, die Parthie war ungleich, es handelte sich nicht bloß darum, wie in Mannheim einen kurzen Weg durch einen Volkshaufen zu bahnen – hier befand man sich einer bereits organisirten und geschlossenen Macht gegenüber, die die Gewalt hatte, die Abfahrt des Zuges zu verhindern, denn einige der Blousenmänner standen bereits unmittelbar neben der Locomotive, bereit, auf sie hinaufzusteigen und den Führer festzunehmen, wenn er, Herrn Schlüssel's Befehlen entgegen, die Abfahrt versuchen sollte.

Die Lage war schwierig und ernst; die Saxoborussen besaßen als einzige Waffe nur den dem Blousenmann in Mannheim entwundenen Säbel, ein Widerstand war kaum denkbar. Hinter den Reihen der Blousenmänner sah man verschiedene Heidelberger Bürger, die ängstlich nach dem Coupé hinsahen, denn in der Stadt war die Nachricht bereits

verbreitet, daß die Großherzogin auf dem Bahnhof angehalten werden sollte.

»Ich bitte Sie, meine Herren,« sagte die Großherzogin, »lassen Sie mich diesmal aussteigen, ein Widerstand ist vergeblich, ich muß die Folgen meiner fürstlichen Stellung auf mich nehmen und kann dies um so ruhiger thun, als ich mir bewußt bin, alle ihre Pflichten gewissenhaft erfüllt zu haben.«

Schon wollte Graf Kronau, der in der That keinen Ausweg mehr sah, sich seufzend von der Thür des Coupés zurückziehen, als er plötzlich einen Freudenruf ausstieß, denn in der Thür des Wartezimmers tauchten weiße Mützen auf. Nach wenigen Augenblicken hatten sich die sämtlichen Saxoborussen, die in Heidelberg zurückgeblieben waren, mit allen Mitkneipanten und allen Studenten, die sich zum Corps hielten, bis zum Coupé hindurchgedrängt. Charles Clarke ging ihnen voran und schleuderte mit mächtigen Boxerstößen jeden zur Seite, der den Weg versperren wollte; alle trugen Dolche, Hirschfänger und Revolver – auch der florentinische Dolch der Katharina von Medici war aus Herrn von Sarkow's Wohnung geholt, dagegen war der Säbel des Sultans Soliman als zu schwerfällig zurückgelassen; jeder hatte noch einige Reservewaffen bei sich, die schnell den Freunden durch die Coupéfenster gereicht wurden.

Dies Alles war so schnell geschehen, daß Herr Schlössel, ehe er den Vorgang nur bemerkt hatte, sich bereits von den Saxoborussen umgeben sah, die sich zwischen ihn und die neben dem Coupé aufgestellten Blousenmänner gedrängt hatten. Auch der rothe Schiffer hatte sich auf dem Perron eingefunden und stand hinter den Saxoborussen; zugleich

sah man Nürnberger aus einer der Gruppen der Bürger heraus winken und grüßen.

»Ah, mein Herr!« rief Graf Kronau, indem er den Hahn eines achtläufigen Revolvers knacken ließ, »das war Hilfe zur rechten Zeit, Sie sehen, das Blatt hat sich gewendet, die Parthie ist ein wenig gleicher geworden!«

»Ich bitte Eure Königliche Hoheit unterthänigst,« sagte Graf Kronau, sich einen Augenblick nach dem Innern des Coupés zurückwendend, »ganz ruhig zu bleiben, nun bürge ich für Alles, mein Corps ist da, und wir haben Waffen in den Händen – wenn der Teufel selbst uns gegenüberträte, jetzt würden wir ihn in den Abgrund zurückschleudern.«

Die Großherzogin schüttelte zwar etwas bedenklich den Kopf, aber doch leuchteten ihre schönen schwarzen Augen höher auf bei diesen kühnen Worten; sie setzte sich wieder in ihren Fauteuil nieder, während Herr von Sarkow, Luiz Antonio und ihre in dem Wagen befindlichen Freunde die Plätze an den Fenstern einnahmen, ihre Dolche und Revolver in der Hand.

Schlüssel blickte finster umher. Die Blousenmänner waren ein wenig zurückgewichen, sie hielten ihre Waffen ebenfalls bereit, aber ihre Säbel waren schwer und unbehilflich, und ihre Pistolen waren meist alte Cavalleriegewehre, zum Theil noch mit Feuerschlössern.

»Der Widerstand gegen die Autorität des Volks,« sagte Schlüssel drohend, »ist Hochverrath, meine Herren. Blicken Sie um sich, sehen Sie die Zahl der Mannschaften, über die ich hier gebieten kann; ich warne Sie, lassen Sie von Ihrem frevelhaften Beginnen ab, die Rache des Volkes ist unerbittlich.«

»Wenn Sie diese Farben kennen, mein Herr,« erwiderte Graf Kronau, auf das weißgrün-schwarzweiße Band deutend, das seine Brust umzog, »so werden Sie wissen, daß Drohungen ganz überflüssig sind, daß unter diesem Bande die Furcht keinen Platz findet. Ihre Autorität erkennen wir ebensowenig an, als uns die Rache Ihres sogenannten Volkes schreckt, – auch wir gehören zum Volk und nehmen die Freiheit in Anspruch, zu gehen, wohin wir wollen, und zu thun, was wir wollen.«

»Sie zwingen mich, Gewalt zu gebrauchen!« rief Schlössel, indem er Miene machte, seinen Säbel zu ziehen und den Blousenmännern einen Wink zu geben.

»Gut, mein Herr!« rief Graf Kronau, indem er seinen Revolver schußfertig erhob, »thun Sie, was Sie verantworten können, aber seien Sie gewiß, daß Sie nicht so leichten Kaufs mit uns fertig werden – vielleicht kann Ihre Uebermacht uns erdrücken, ich glaube es nicht, aber jedenfalls können Sie zwanzig der Ihrigen auf jeden von uns rechnen, unsre Kugeln und unsre Dolche werden sicher treffen, und beim allmächtigen Gott, dieser Bahnhof wird eine Leichenhalle sein, ehe Sie noch Zeit gehabt haben, sich zu besinnen.

»Auf die Mensur!« rief er mit lauter Stimme, »fertig!«

Die Saxoborussen schlossen sich fest aneinander, um bereit zu sein, sobald das verhängnißvolle »Los!« von den Lippen ihres Seniors erschallen würde. Nürnberger drängte sich durch die Gruppen zu den Saxoborussen hin, seine dunkeln Augen funkelten in heller Begeisterung.

»Hurra!« rief er laut, »die Saxoborussen sollen leben! Ich bin ein armer Kerl und habe nicht gelernt, mich zu verteidigen und mit den Waffen umzugehen, aber mit den Saxoborussen will ich stehen und fallen, mag's kommen, wie es will.«

Er blickte trotzig und herausfordernd auf die Blousenmänner, während er hinter Charles Clarke's breiter Gestalt Deckung suchte.

»Nun, mein Herr,« sagte Graf Kronau zu dem nachdenklich dastehenden Schlüssel, gegen dessen Brust sich die Mündungen der Revolver senkten, »Sie sehen, es bedarf nur eines einzigen Wortes noch, und der Kampf auf Leben und Tod beginnt; bevor ich aber dies Wort spreche, biete ich Ihnen noch einmal die Hand. Ich bin gewohnt, Gegner zu achten, ich setze voraus, daß Sie aus ehrlicher Ueberzeugung einer Sache dienen, die ich freilich für thöricht und verderblich halte; ich appellire an Ihre Ehre, Sie müssen einsehen, welch traurige Rolle Sie hier spielen, Sie wollen wehrlose Damen, gleichviel, wer sie sein mögen, mit roher Gewalt angreifen, – wir verteidigen die Schwachen, wie es die Pflicht jedes ehrenhaften und ehrlichen Mannes ist; fragen Sie Ihr eignes Gewissen, ob Sie eine solche Rolle spielen wollen – vielleicht werden Sie uns überwältigen; aber ich schwöre Ihnen, daß, wenn ich hier fallen sollte, mein letztes Wort ein Pfui der Verachtung für Sie und Ihre Helfershelfer sein wird.«

Schlüssel sah ihn mit großen Augen an, eine gewisse Beschämung lag auf seinen Zügen, dennoch schien er unerschlüssig.

»Sie werden glauben, daß ich mich fürchte,« sagte er.

»Ich setze nie bei einem Manne die Furcht voraus,« sagte Graf Kronau, »und die Worte, die ich eben zu Ihnen sprach, sollen durch keine Drohung unterstützt werden. Laßt Herrn Schlössel zurücktreten, meine Freunde,« sagte er, und sogleich öffneten die Saxoborussen einen Weg, indem sie die Mündungen ihrer Revolver aufwärts richteten.

»Ich glaube, Sie haben Recht, mein Herr,« sagte Schlössel, der mit dem Ausdruck sympathischer Bewunderung auf seine Gegner blickte; »es ist heute der erste Tag der anbrechenden Freiheit, er würde entweiht und befleckt werden durch eine Gewaltthat gegen schwache Frauen und durch das Blut ihrer ritterlichen Verteidiger. Sie haben Recht, und ich glaube, ich muß Ihnen dankbar sein, daß Sie mich zurückgehalten haben, zu thun, was ich hätte bereuen müssen. – Der Zug soll abfahren!« rief er mit lauter Stimme über den Perron hin dem ängstlich harrenden Locomotivführer zu, und so groß war vielleicht auch die Scheu vor einem Kampf mit den so wirksam bewaffneten Saxoborussen, daß der Befehl in den Reihen der Blousenmänner keinen Widerspruch fand.

Im nächsten Augenblick ertönte das Signal, die Locomotive piff, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Graf Kronau streckte Schlössel aus dem Coupéfenster die Hand hin, und ein wenig zögernd legte der Revolutionsführer seine Hand in die des Seniors der Saxoborussen, auch die Uebrigen grüßten Herrn Schlössel artig, der sich an der Spitze der Blousenmänner nach der Stadt zurückbegab, um die republikanische Civilverwaltung zu organisiren.

»Haben Sie gesehen, meine Herren,« sagte Nürnberger, »wie der Herr von Sarkow hat gleich an sich genommen den florentinischen Dolch, den er von mir hat gekauft – Gott,

was für 'ne Waffe, was für 'ne Waffe; wenn es wäre gekommen zur Schlacht, was hätte er für ein Blutbad angerichtet mit dem Dolch der Katharina von Medici. Haben Sie irgendwo gesehen den schlechten Säbel von Rauchthaler, nirgends haben Sie ihn gesehen, was hätte man auch sollen machen mit einem solchen schlechten Säbel, der niemals ist angerührt worden von dem untersten Mameluken des großen Sultans Salomon.«

»Nürnberger,« sagte Charles Clarke, »Sie sind doch ein braver Kerl, und es soll Ihnen nicht vergessen werden, daß Sie heute hier bei uns gestanden haben.«

Er schlug den kleinen, schwächlichen Handelsmann so kräftig auf die Schulter, daß dieser zusammenknickte, aber sogleich richtete er sich ganz stolz wieder auf und zog inmitten der Saxoborussen nach der Stadt zurück; sie begleiteten ihn durch die unruhig belebten Straßen sicher nach seiner Wohnung hin und begaben sich dann auf den Riesenstein, um ihre Freunde zu erwarten, die mit dem späten Abendzuge von Frankfurt zurückkehrten und berichteten, daß die Frau Großherzogin ohne weiteren Unfall dort angelangt sei.

SECHSZEHNTE CAPITEL.

Wie mit einem Zauberschlage hatte sich die ganze Physiognomie der sonst so ruhigen Stadt Heidelberg, auf deren Straßen man bisher nur Studenten und Touristen aus aller Herren Ländern, insbesondere steife Engländer in Begleitung von zartwangigen jungen Damen mit wasserblauen, verwunderten Augen, zu erblicken gewohnt war, verändert. Noch in der Nacht, als die Saxoborussen zurückkehrten, waren die Straßen angefüllt mit Haufen wilder Gestalten, von denen man sich kaum erklären konnte, wo sie so

plötzlich hergekommen seien; aus allen Wein- und Bierlocalen ertönte wildes, drohendes Geschrei, und wenn auch keine groben Excesse vorkamen, da die Behörden, zu jedem Widerstande unfähig, Alles ruhig geschehen ließen, was sie doch nicht zu hindern vermochten, so schwebten doch die Bürger in keiner geringen Angst und Aufregung und dachten gewiß sehnsüchtig an die vergangenen Zeiten, in denen nur der fröhliche Uebermuth der Studenten ihre nächtliche Ruhe störte, so daß fast in allen Häusern die Fenster während der kurzen Sommernacht erleuchtet blieben.

Schon am frühen Morgen des nächsten Tages begann die militairische Aufstellung und Hebung der Freischaaren, die, dem Aufruf der provisorischen Regierung in Karlsruhe folgend, aus der Umgegend zusammenströmten, um sich dem Volksheer, das die Söldnerschaaren der widerspenstigen Tyrannen niederwerfen und dem deutschen Volke seine Reichsverfassung erkämpfen sollte, einzureihen. Die Scenen, die sich auf dem Museumsplatze abspielten, wären von überwältigender Komik gewesen, wenn sie nicht einen so ernstesten Hintergrund gehabt haben würden und wenn man nicht mit schmerzlichem Mitleid an das verhängnißvolle Geschick hätte denken müssen, dem so viele von politischem Wahn bethörte und von dem Ehrgeiz rücksichtsloser Agitatoren verführte junge Leute nach aller menschlichen Berechnung im hoffnungslosen Kampfe gegen die gesetzlichen Autoritäten zum Opfer fallen mußten. Die Freischärler selbst dachten nicht an diese traurige Zukunft, sie sahen nur den schimmernden Lorbeer eines unzweifelhaften Sieges, der ihnen unsterblichen Ruhm und alle bisher entbehrten Genüsse des Lebens bringen sollte; die Führer verkündeten ihnen ja

in hochklingenden Proclamationen, daß die Heere der Tyrannen nur widerwillig dem Zwange gehorchten und beim ersten Zusammenstoß sich ihnen anschließen würden, und daß diejenigen, die es wirklich wagen sollten, Widerstand zu leisten, vor dem Sturmeswehen des freien Volksgeistes wie Spreu zerstäuben müßten. Die Haltung der badischen Armee schien in der That solche Prophezeiungen zu rechtfertigen, und auch die Zuzügler aus Hessen und Nassau, sowie einzelne Deserteure, die von dorthier ankamen, bestätigten in lauten Declamationen, daß die Söldnerheere der Fürsten mit Ungeduld den Augenblick der Befreiung erwarteten, und wenn nicht früher, so doch beim ersten Zusammenstoß mit den Freiheitskämpfern gemeinschaftliche Sache machen würden.

Alle diese jungen Burschen, Bauernsöhne von den Dörfern, Gesellen und Lehrlinge aus den kleinen Städten, die nach Heidelberg zusammenströmten, waren daher freudig und siegesgewiß, und die ihnen in reichem Maße gespendeten Getränke aller Art trugen dazu bei, ihre Stimmung immer mehr zu erhöhen und jeden, der auch nur den geringsten Zweifel an dem glänzenden Siege der Revolution auszudrücken wagte, für einen Verräther am Vaterlande und an der Majestät des freien Volkes erscheinen zu lassen. In langen Reihen stellten sie sich auf dem Museumsplatz auf, theils hatten sie Waffen mitgebracht, die freilich meist zu jedem ernsthaften Kampfe völlig unbrauchbar waren, theils empfangen sie irgendwoher alte Säbel, Pistolen und Gewehre, die man, Gott weiß wo, aufgetrieben hatte, bis die regelmäßige Adjustirung durch das Kriegsministerium der provisorischen Regierung erfolgen würde. Jeder hatte irgendwo sich einen Lappen rothen Zeuges verschafft, um sich eine

Schärpe oder wenigstens eine große Hutcoquarde daraus zu schneiden, und wo nur zehn oder zwanzig Mann, die sich auf dem Wege nach der Stadt zusammengefunden hatten, gemeinschaftlich heranzogen, da wehte ihnen auch gewiß eine Fahne in Gestalt eines größeren oder kleineren rothen Fetzens voran, den sie an eine lange Stange geknüpft oder genagelt hatten.

Einzelne, die früher gedient hatten, sowie einige Unterofficiere, die man hatte von Mannheim herüberkommen lassen, liefen geschäftig hin und her, um die bunten Gruppen zu einer Art von militairischer Aufstellung zu bringen. Alle diese Recruten der Freiheit trugen jene eigenthümliche komische Wichtigkeit zur Schau, die man immer bemerkt, wo bürgerliche Elemente die militairischen Formen nachzuahmen bemüht sind, und die bei den Aufzügen der Bürgerwehren und Schützengilden auf die Zuschauer oft um so erheiternder wirkt, je ernster und eifriger sich die Betheiligten abmühen; zugleich aber machte sich der souveraine Volksgeist in einem allgemeinen Durcheinanderschreien und in einer äußerst abfälligen Critik aller Anordnungen bemerkbar, denn die Soldaten des souverainen Volkes durften sich ja unmöglich ohne eigne Prüfung und Ueberzeugung Befehle gefallen lassen, sie sollten ja ihre Officiere selbst wählen, und wenn die Gewählten auf den Willen und die Meinung ihrer Untergebenen keine Rücksicht nehmen sollten, so verstand es sich ja von selbst, daß man sie alsdann wieder absetzen würde.

Die ersten militairischen Instructoren dieser durcheinandersprechenden und schreienden und sich in jedem Augenblick immer wieder auflösenden Reihen der siegesgewissen Freiheitskämpfer mochten vielleicht damals schon in den

wenigen Stunden ihrer Thätigkeit die Ueberzeugung gewinnen, daß auch eine republikanische Armee nicht ohne Gehorsam und Disciplin zusammenzufügen sei, und sie mochten vielleicht mit innerem Schrecken an die Kämpfe denken, die eine solche Truppe gegen die festgegliederten und wohlgeübten Heere führen sollte; jedenfalls aber wagte keiner, solchen Gedanken Ausdruck zu geben – vorläufig lebte man ja herrlich und in Freuden, im Bewußtsein der unumschränkten, von keiner Autorität mehr eingeengten und niedergedrückten Volksherrschaft, und von der Stimme dieser gleich ungeschickten wie unbotmäßigen Recruten hing ja die künftige Charge ab, die ein jeder in dem glorreichen Volksheer demnächst bekleiden sollte.

Während der Versuche, auf diese Weise eine Art von Paradeaufstellung auf dem Museumsplatze herzustellen, erschien, von einigen wildblickenden jungen Leuten begleitet, der Turner Metternich, der sich in jener eigenmächtigen Weise, mit der in den Zeiten revolutionäurer Ausbrüche die Autorität, freilich oft nur für flüchtige Dauer, usurpirt wird, zum militairischen Bevollmächtigten der provisorischen Regierung für Heidelberg und zum Commandanten der Stadt erklärt hatte. Dieser Agitator des rothen Radicalismus, der durch ein seltsames Spiel des Zufalls den gleichen Namen führte wie der vornehmste fürstliche Träger des monarchischen legitimen Systems, gegen das sich die Bewegung jener Zeit vorzugsweise gerichtet hatte, war ein großer, breitschulteriger, massiv-starker Mann von etwa vierzig Jahren; er trug große, bis weit über die Kniee heraufgezogene Reiterstiefel mit schweren Sporen, seinen Oberkörper mit den auffallend breiten Schultern bedeckte eine blaue Blouse, die am Halse aufgeschlagen war und einen Theil der Brust

frei ließ; über seine Schulter hing eine lang herabfallende schwarzrothgoldene Schärpe, und am Gürtel trug er einen rasselnd nachschleppenden Pallasch von so ungeheuren Dimensionen, daß seine mächtigen Arme dazu gehörten, um eine solche Riesenwaffe zu führen. Sein Kopf war mit einem zerknitterten grauen Filzhut bedeckt, sein rothes Gesicht mit starken, groben, aber regelmäßigen und nicht unschönen Zügen zeigte jene wilde Starrheit, die der Fanatismus einer politischen fixen Idee meist bei beschränkten Menschen zum Ausdruck zu bringen pflegt; zugleich aber auch das Bewußtsein der Stellung, zu der er so plötzlich emporgestiegen war, und die ihn zum unbeschränkten Gebieter der alten Neckarstadt machte, in der einst die Pfalzgrafen des Rheins ihren glänzenden Hofhalt führten. Er trug in seiner ganzen Erscheinung und Haltung den Cynismus der revolutionären Volksführer zur Schau, der in jener Zeit fast als unerläßlicher Beweis radicaler Gesinnung gefordert wurde, und nur der starke, dunkelblonde Vollbart, der den unteren Theil seines Gesichtes bedeckte, war mit einer Sorgfalt gepflegt, die bewies, daß auch dieser unversöhnliche Feind aller aristocratischen Eleganz nicht frei von persönlicher Eitelkeit war.

Die wenigen badischen Unterofficiere, die sich mit der ersten militairischen Erziehung der Freischärler beschäftigten, machten bei Metternich's Erscheinen einen letzten, immerhin aber nur sehr mangelhaft gelungenen Versuch, die Reihen zu richten und eine Art von Präsentiren der Gewehre zu Stande zu bringen; dann eilten sie dem Oberstcommandirenden von Heidelberg entgegen, um ihm ihre Meldungen zu machen, die dieser in stolzer Haltung entgegennahm, indem er mit einer herablassenden Handbewegung die sonderbare Truppenaufstellung begrüßte und zugleich seinen

Blick über die Fenster der nächsten Häuser hinschweifen ließ, als wolle er sich überzeugen, ob dieser erste öffentliche Act seiner hohen militairischen Stellung auch bemerkt werde. Dann schritt er, von seinen Begleitern und den sich ihm anschließenden Unterofficieren gefolgt, die Front herunter, häufig von dem einen oder dem andern der Freischärler angedet und mit Fragen bestürmt, auf die er mit den in jener Zeit üblichen und sich bei jeder Gelegenheit wiederholenden Phrasen antwortete.

Die Collegia waren in Folge der allgemeinen Unruhe unterbrochen, es wäre auch nicht möglich gewesen, in einem der Hörsäle bei dem auf dem Platze vor der Universität herrschenden Lärm zu lesen, und unter den dichten Zuschauergruppen, die neugierig den Museumsplatz umstanden, befanden sich auch die Saxoborussen, die neugierig das sonderbare Soldatenspiel und die erste Parade der Freischärler vor dem Turnerführer und seinem so plötzlich aus der Erde hervorgestiegenen Stab betrachteten. In ihrem fröhlichen Jugendmuth gewannen sie diesem merkwürdigen Schauspiel nur die komische Seite ab, und vielleicht würde sich die Wuth all' dieser ebenso vom Wein wie vom politischen Fanatismus trunkenen Haufen in bedenklicher Weise gegen sie gewendet haben, wenn sie alle ihre boshafte Bemerkungen über die Blousengarde des souverainen Volkes hätten hören können. Alle trugen Hirschfänger und Revolver, sie hatten von dem proclamirten Recht der allgemeinen Volksbewaffnung auch ihrerseits Gebrauch gemacht und waren stets bereit, sich gegen jeden Angriff auf das Nachdrücklichste zu verteidigen. Die ganze Bewegung, die bei dem Mangel eines jeden Widerstandes hier scheinbar ganz harmlos und friedlich verlief, machte auf die jungen Leute den Eindruck eines

neuen und interessanten Schauspiels, und Niemand von ihnen dachte eigentlich an eine wirkliche und ernste Gefahr, die sich doch so schnell aus diesen unbedeutenden und komisch erheiternden Anfängen entwickeln sollte.

Während noch Metternich die Front der Freischärler abschnitt, hörte man von der Hauptstraße her halb sympathische, halb verwunderte Zurufe, die Reihen der Zuschauer öffneten sich, und von einer kleinen Escorte von Blousenmännern umgeben, traten zwei Männer auf die freigehaltene Mitte des Platzes, deren Erscheinung ringsum Aufsehen und Neugier erregte. Der eine derselben war der junge Schlössel, eine breite schwarzrothgoldene Schärpe von Seide und Goldtressen über der Brust, einen schweren Säbel an der Seite, einen Kalabreserhut mit weit überhängender rother Feder auf dem Kopf; an seiner Seite schritt ein schlanker Mann in einer prachtvollen und weithin strahlenden blauen Uniform, reich mit Scharlach und Gold besetzt, er trug bis zum Knie reichende zierliche und elegante Reitstiefel von glänzendem Leder, auf dem Kopf einen rothen Ulanenczako mit weißem Reiherbusch, einen krummen Säbel in silberglänzender Scheide mit prachtvollem Goldgriff an der Seite.

Ganz erstaunt blickte Herr von Sarkow nach diesen beiden Männern hin; er erkannte in dem Begleiter des jungen Schlössel, der trotz seiner etwas theatralisch phantastischen Uniform dennoch einen wirklichen militairischen Eindruck machte, den Fremden wieder, den er am Abend vor der Vorstellung des Käthchens von Heilbronn bei Fräulein Clara Schönfeld begegnet war und mit dem er damals einige flüchtige französische Worte gewechselt hatte. Infolge der allgemeinen Aufmerksamkeit, die das Erscheinen Schlössel's und seines Begleiters erregte, wendete sich auch Metternich

nach ihnen hin; er zog bei ihrem Anblick finster die Augenbrauen zusammen und wollte, ohne sich um die Nahenden zu kümmern, seine Besichtigung der Front der Freischärler fortsetzen, als einer von Schlüssel's Begleitern eiligst zu ihm gelaufen kam, um ihn in die Mitte des Platzes zu rufen, wo jene beiden stehen geblieben waren. Langsam, mit mürrischem Gesicht kam Metternich, dessen riesiger Pallasch klirrend hinter ihm her über den Boden rasselte, heran; er berührte leicht seinen Hut, um den militairischen Gruß des Fremden zu erwidern, die Neugier hatte alle lauten Gespräche verstummen lassen, und unter allgemeiner augenblicklicher Stille sagte Schlüssel mit seiner vollen und kräftigen, aber von dem vielen Sprechen schon etwas heiser gewordenen Stimme:

»Bürgercommandant der Volksstreitkräfte von Heidelberg! Die provisorische Regierung der badischen Republik hat den General Mieroslawski, der seinem unterdrückten polnischen Vaterlande in den Kämpfen gegen die russische Tyrannei bereits so ruhmreiche Dienste geleistet, berufen, um seinen Rath über die Organisation des Volksheeres zu vernehmen und seine Feldherrndienste gegen die Schergen der Unterdrücker in Anspruch zu nehmen. Der General ist hier, wir haben in ihm den militairischen Vertreter der Regierung zu erblicken, der das freie und souveraine Volk unumschränkte Machtvollkommenheit ertheilte. Der General wird in den nächsten Tagen nach Karlsruhe gehen, um dort seinen Degen ganz der Sache des deutschen Volkes zu widmen, das mit der edlen polnischen Nation im Kampfe für die Freiheit gegen die Tyrannei verbunden ist; wir werden zunächst nun seine Befehle in betreff der Organisirung der von dem Lande zuziehenden Freiwilligen empfangen, damit

sie, so gut als es möglich ist, schon tactisch geordnet von hier aus in die große Armee eintreten.«

Metternich maß den stolz vor ihm stehenden polnischen Revolutionsführer, der in seiner ganzen eleganten und aristocratischen Erscheinung einen vollständigen Contrast gegen ihn selbst bildete, mit finsternen Blicken.

»Wir sind hier kaum in Verlegenheit,« erwiderte er mit seiner rauhen Stimme, der man die Gewohnheit anhörte, den dichten Tabacksrauch und den Bierdunst der Volksversammlungen zu durchdringen, »wie wir die Freiwilligen des Volksheeres militairisch ausbilden sollen. Wir haben Officiere und Unterofficiere, die Landesart und Volkssitte kennen, und unsre Bataillone werden völlig fertig und ohne Fehler zur großen Armee stoßen. Ich habe hier bereits einen Anfang gemacht, freie Kämpfer sind leichter zu bilden als die Soldknechte der Tyrannen. Wenn der General das Commando der Armee erhalten soll, so wird er gut thun, sich dorthin zu begeben.«

Der General Mieroslawski hatte kaum auf seine Worte gehört, sein Blick flog über die Reihen der Freischärler, die sich bereits wieder lebhaft miteinander zu unterhalten begannen; dann sagte er Schlüssel einige französische Worte und schritt schnell, ohne sich um Metternich weiter zu kümmern, nach der Aufstellung hin. Auch er schritt jetzt die Front ab, und seine militairische Haltung sowie die glänzende Uniform hatten die Wirkung, daß die jungen Recruten sich in der That etwas straffer aufrichteten und sich fester aneinander schlossen, als sie es bisher gethan.

Dennoch schüttelte Mieroslawski den Kopf. Er sprach eine Zeitlang wieder schnell, gebieterisch und fast heftig in französischer Sprache zu Schlüssel.

»Der General dankt den Volkstruppen,« sagte dieser, »und ist erfreut über deren Muth und Eifer; er wird sich morgen nach Karlsruhe begeben und heute noch eine Instruction aufstellen, nach der die hier ankommenden Freiwilligen vorläufig bewaffnet und zu tactischen Einheiten geformt werden sollen. Alle zwei Tage werden dann die Mannschaften nach Karlsruhe zu senden sein, um dort noch weiter ausgebildet und an die Feldarmee abgegeben zu werden. Der General dankt auch Ihnen, Bürgercommandant, und ist überzeugt, daß Sie seine Instruction mit der Pünktlichkeit und dem Eifer ausführen werden, die die gemeinsame heilige Sache erfordert.«

Mieroslawski grüßte kurz und hochmüthig, Metternich berührte kaum seinen Hut und sprach murrend vor sich hin:

»Wenn wir erst auf die Instructionen dieses aufgeputzten Gecken warten sollen, um das freie Volksheer schlagfertig zu machen, dann werden wir gerade in's Feld rücken, wenn die Lanzknechte der Tyrannen das Land besetzt haben. Wir haben keine Befehle von einem Fremden nöthig, der nicht einmal deutsch kann, und werden ganz allein fertig werden.«

Einige Begleiter Schlüssel's brachten eine Anzahl gesattelter Pferde herbei, die man aus den Ställen der Pferdeverleiher in Heidelberg entnommen hatte. Die Thiere, die sämtlich mit schwarzrothgoldenen Schleifen geschmückt waren, machten einen ziemlich guten Eindruck, wenn sie auch sämtlich die erste Jugend weit hinter sich gelassen hatten und ein wenig steif aus dem Stall hervorkamen. Mieroslawski schwang sich in den Sattel des ihm vorgeführten, besonders reich angeschirrten und mit schwarzrothgoldener Satteldecke belegten Gauls; die Uebrigen außer Metternich

folgten seinem Beispiel, soweit die Pferde reichten. Mieroslawski drückte seinem Pferde die Sporen ein und sprengte im Galopp längs der Front der Freischaaren hin.

Einen so vortrefflichen Eindruck der polnische Revolutionsgeneral bei diesem Abspringen der Front auch auf wirkliche Truppen vielleicht gemacht haben würde, so brachte er doch auf diese von allen Seiten zusammengelaufenen jungen Burschen eine wesentlich andre Wirkung hervor; sie erschrakten vor dem so unmittelbar an ihnen hersprengenden Pferde und traten ängstlich zurück, um nicht von den Hufen des Thieres getreten zu werden. Noch schlimmer aber war die Wirkung, die der nachsprengende Stab des Revolutionsgenerals hervorbrachte; die Pferde, die an die gelegentlichen wilden Wettritte der Studenten gewöhnt waren, drängten, sobald Mieroslawski sich in Galopp setzte, wild vorwärts, um sich einander zu überholen; die meisten der wenig sattelfesten Reiter, die wohl glauben mochten, daß mit ihrer neuen Würde ihnen auch die dazu erforderliche Reitkunst durch eine Inspiration des Freiheitsgeistes zu Theil werden würde, erschrakten über die so plötzliche unruhige Bewegung; sie versuchten, durch ein scharfes Anziehen der Zügel ihre Thiere zurückzuhalten. Diese aber wurden durch die so ganz ungewohnte Behandlung noch wilder, einige machten unregelmäßige Seitensprünge, andre stiegen bäumend empor, manche der Reiter geriethen vor den Sattel und klammerten sich ängstlich an die Mähne der Pferde; die Reihen der Freischärler aber stoben völlig auseinander und alle flüchteten nach allen Seiten hin vor den wild durcheinander jagenden und drängenden Pferden, so daß, als der General Mieroslawski am Ende der Aufstellung sein Pferd parirte und sich umwendete, um noch einmal im langsamen

Schritt die Front abzureiten, von einer Aufstellung keine Rede mehr war, nur ein buntes Durcheinander von flüchtenden Freischärlern bedeckte den Museumsplatz, und in den sonderbarsten Stellungen umgab der Stab seinen General.

Mieroslawski wurde roth vor Zorn, zuckte mit einem leisen französischen Fluch die Achseln und ritt in einem langsamen Tempo, das seinem Gefolge Zeit gab, sich wieder in den Satteln zurechtzufinden, davon.

»Wie lächerlich!« rief Charles Clarke, »wir haben in Amerika auch keine stehenden Heere wie hier in Deutschland, aber bei Gott, wenn so etwas unter unsrer Miliz vorkäme, so würde das ganze Volk die Leute durchprügeln und den General dazu. Dieser polnische Lancier mit seiner bunten Jacke ist ein Hanswurst, der höchstens in einen Cirkus gehört, diese Leute werden wahrhaftig in Deutschland die Republik nicht aufrichten.«

»Das werden sie gewiß nicht thun,« erwiderte Herr von Sarkow ernst, »aber dennoch werden sie viel Unheil anrichten, viel unschuldiges Blut vergießen und sich selbst ein trauriges Schicksal bereiten. Dieser General Mieroslawski ist nicht so ungefährlich, als er heute wohl scheinen mag, er hat viel Feldherrntalent und besonders ein außerordentliches Geschick, zusammengelaufene Banden militairisch zu organisiren, das hat er in Polen bewiesen, und ich fürchte, daß die Sache doch ernster wird, als sie jetzt scheinen mag.«

»Nun, für den Augenblick ist sie ungemein spaßhaft,« sagte Charles Clarke, »und ich freue mich nicht wenig, daß ich nun doch noch dazu komme, einmal eine deutsche Revolution mit anzusehen.«

»Hätte ich hier in der Gegend nicht meine Güter,« sagte Fritz Helmholt, »so würde ich die ganze Geschichte vielleicht auch als ein amüsanter Schauspiel ansehen, aber so kann es immerhin viel Geld kosten; wer weiß, ob sie nicht wie in dem Bauernkriege die Schlösser plündern.«

»Dann wird es wohl besser sein,« fiel sein Bruder Franz ein, »wenn du mir als vorsorglicher Vormund mein Geld für ein Jahr vorausbezahlst, damit ich das Alles ruhig abwarten kann.«

»Halt!« rief Graf Kronau, der nach dem Universitätsgebäude gegangen war, um einen neben der Thür desselben befindlichen großen Anschlag zu lesen, »halt, kommt hierher, da beruft ein gewisser Studiosus Meier und einige andre mir ganz unbekannt Namen eine allgemeine Versammlung der Studentenschaft auf heute mittag in den großen Saal der Hirschgasse; was hat das zu bedeuten? Eine Studentenversammlung von unbekannt Kameelen zusammenberufen, das ist bei Gott in Heidelberg noch nicht dagewesen.«

»Mein Gott,« sagte Derenburg achselzuckend, »es ist ja jetzt die Zeit der großartigen Phrasen, es werden irgend welche obscure Kerls das Bedürfnis fühlen, auch Reden zu halten; laßt doch der dunkeln Gesellschaft das Vergnügen.«

»Nein, nein!« rief Graf Kronau, »nein, das darf nicht sein, es giebt hier keine Vertretung der Studentenschaft außer dem Seniorenconvent, und wenn sie dort irgend einen Unfug machen, so fällt er auf uns alle zurück; wir müssen dorthin, wir müssen ihnen zeigen, daß es hier keine studentische Autorität neben dem Seniorenconvent giebt.«

In einiger Entfernung stand eine Gruppe von Vandalen, unter ihnen der Senior Brookmeier und auch der wiedergenesene Prollmann mit einer breiten rothen Narbe im Gesicht. Graf Kronau theilte Brookmeier den Inhalt des Anschlages und seine Meinung mit, während Prollmann und Herr von Sarkow sich freundlich die Hand drückten. Brookmeier und die sämtlichen Vandalen theilten Kronau's Ansicht in betreff der Studentenversammlung vollkommen, die weißen und rothen Mützen bildeten vielleicht zum ersten Male eine gemeinschaftliche Gruppe. Bald traten noch einige Schwaben hinzu, man sendete Boten nach den sämtlichen Corpskneipen, die Saxoborussen luden alle zu einem Frühschoppen auf den Riesenstein ein, und bald versammelten sich dort fast vollzählig die Mitglieder der Corps, um gegen die Mittagsstunde gemeinschaftlich nach der Hirschgasse zu ziehen und zu sehen, was es mit der so gegen alle Heidelberger Sitte von unbekanntem Namen zusammenberufenen Studentenversammlung für eine Bewandtniß habe.

Inzwischen hatte der junge Schlüssel seine Civilverwaltung begonnen. Eines der ersten Decrete, das er erließ und das an den Straßenecken angeschlagen wurde, verbot das Betteln bei Todesstrafe, da es, wie die Motivirung des Decrets sagte, eines freien Mannes unwürdig sei, von dem Mitleid seiner Mitbürger etwas zu erbitten, das ihm von Rechts wegen gebühre, und da die republikanische Regierung dafür sorgen werde, daß jedem Einzelnen, der arbeiten und kämpfen könne, sein Antheil an den Gütern des Lebens zugewendet würde. Zugleich war schon am frühen Morgen der

Befehl ergangen, daß alle Heidelberger Bürger eine Bürgerwehr zu bilden hätten, um den Sicherheitsdienst und nöthigenfalls die Verteidigung der Stadt zu übernehmen, während die Freischärler den auswärtigen Feinden entgegenziehen würden. Auch an die Professoren der Universität war dieser Befehl ergangen; der akademische Senat hatte allen Professoren und Beamten der Universität empfohlen, in die Bürgerwehr einzutreten, um ihr möglichst viel ruhige und besonnene Elemente zuzuführen, und es waren dann sogleich Befehle ergangen, die die einzelnen Bezirke der so plötzlich geschaffenen Bürgerwehr mit der Besetzung der von Schlössel bestimmten Posten beauftragte, für die aus den zusammengerafften Waffenvorräthen alte Flinten zur Verfügung gestellt wurden. Unter den Posten befand sich auch eine Ehrenwache vor der Wohnung des Bürgercommandanten Metternich, der sein Quartier im Hôtel zum Badischen Hof aufgeschlagen hatte, und der Zufall hatte es in wundersamer Laune gefügt, daß die erste Schildwache vor dem Quartier des Commandanten dem großen Rechtslehrer der Heidelberger Universität, dem Professor von Bangerow, zugetheilt war.

Einige der später auf dem Riesenstein eintreffenden Corpsburschen theilten dort diese wundersame Nachricht mit, und man beschloß, auf dem Wege nach der Hirschgasse sich durch eignen Augenschein von der fast unglaublich klingenden Thatsache zu überzeugen. In langem Zuge, alle Farben durcheinander gemischt, begab sich die Versammlung von dem Riesenstein aus nach dem Hôtel zum Badischen Hof, und in der That sah man vor der Thür des Hôtels die hohe, etwas schwerfällige Gestalt des großen Juristen

mit dem feinen, geistvoll vornehmen und freundlich jovialen Gesicht auf und nieder gehen, ein schweres Gewehr mit altem Feuersteinschloß auf der Schulter.

Der Zug der Studenten hielt an und füllte die ganze Straße vor dem Hôtel. Graf Kronau und Brookmeier traten zu Herrn von Bangerow heran und fragten mit ehrerbietigem Gruß nach dem Grunde seiner sonderbaren Function.

»Ich stehe Schildwache,« entgegnete Herr von Bangerow lachend, »ich bin als Wehrmann der Bürgerwehr hier auf zwei Stunden auf Posten gestellt, um dem hochmögenden Commandanten die gebührende Ehre zu erweisen.«

Die dichte Versammlung auf der Straße war aus den obersten Fenstern des Hôtels bemerkt worden; eines dieser Fenster öffnete sich und Metternich erschien an diesem, einige Blousenmänner hinter ihm. Er mochte glauben, daß ihm eine Ovation dargebracht werden sollte, grüßend nahm er seinen grauen Filzhut ab und war im Begriff, eine Ansprache zu beginnen, als Graf Kronau mit weithin schallender Stimme »Silentium!« gebot. Augenblicklich trat eine lautlose Stille ein. Metternich, in der Meinung, daß dies geschehen, um seine Worte vernehmbar zu machen, dankte mit freundlichem Lächeln durch eine Handbewegung.

»Mitbürger!« begann er mit seiner rauhen Stimme – aber ehe er weitersprechen konnte, rief Graf Kronau:

»Wir bringen unserm berühmten und bewunderten Lehrer ein dreimaliges Hoch zum Zeichen unsrer Verehrung. Der Herr Professor von Bangerow lebe hoch!«

»Hoch, abermals hoch und nochmals hoch!« schallte es donnernd von der Straße herauf.

Herr von Bangerow zog dankend seinen Hut ab und nahm dann lächelnd mit seiner Waffe eine äußerst unmilitärische

Hantirung vor, die indeß die Absicht erkennen ließ, seinen Dank für die ihm dargebrachte Ovation durch das Präsentiren des Gewehrs auszudrücken.

Ein nochmaliges Hoch brauste durch die Luft. Metternich drückte seinen Hut wieder auf den Kopf und verschwand von dem Fenster, das er klirrend zuwarf. Graf Kronau ging mit Brookmeier, die Mützen in der Hand, mit tiefer Verneigung an Herrn von Bangerow vorüber, alle übrigen folgten in langer Reihe, alle Häupter entblößten sich, jeder verneigte sich tief und ehrfurchtsvoll, und gewiß war selten einem akademischen Lehrer eine gleich großartige, völlig freie und nur aus inniger und aufrichtiger Verehrung hervorgegangene Huldigung dargebracht worden, als sie hier der große Kenner und Ausleger des römischen Rechts von den zur Studentenversammlung auf der Hirschgasse hinziehenden Corps empfing.

SIEBZEHNTE CAPITEL.

Der große Saal in der Hirschgasse bot an dem ersten Tage der Revolutionsherrschaft in Heidelberg einen wesentlich andern Anblick dar als sonst. Während früher hier die vollen Klänge des Landesvaters bei den allgemeinen Antritts- und Abschiedsfesten beim Beginn und beim Schluß der Semester erklangen oder die Schläger bei den Corpsspaukereien gegeneinander klirrten, hatte der weite Raum, der bis jetzt ausschließlich für den Dienst der Corps bestimmt gewesen, heute ein parlamentarisches Ansehen angenommen, das so wenig zu den Traditionen der Hirschgasse paßte, daß die alten Mauern selbst darüber verwundert schienen. Auf der Tribüne, die sonst die Musik einzunehmen pflegte, war ein

großer Tisch aufgestellt und daneben mit Hilfe eines Notenpultes eine Art von Rednertribüne improvisirt; eine schwarzrothgoldene Schärpe war in der Mitte der Estrade über das Geländer gehängt, und um den Tisch her standen und saßen, eifrig mit wichtigen Mienen debattirend, eine Anzahl von jungen Leuten mit bleichen, erregten Gesichtern, die beschriebene Blätter hin und her reichten und über deren Inhalt ihre Meinung auszutauschen schienen. Eine große Anzahl von Studenten hatte die in dem Saale aufgestellten Bänke und Stühle eingenommen oder stand lebhaft sprechend in verschiedenen Gruppen umher. Alle diese jungen Leute trugen dunkle Mützen oder die damals so gebräuchlichen weichen Filzhüte und gehörten zu den Kreisen, die sich von dem Corpsleben fernhielten und in der Sprache der Studenten mit dem Namen der »Kameele« oder »Strümpfe« bezeichnet wurden; man hatte sie alle früher wenig gesehen und sie schienen sämmtlich in hohem Grade von der Wichtigkeit der Stellung durchdrungen, die sie nun plötzlich als Leiter des akademischen Lebens in der von ihnen einberufenen großen Studentenversammlung einzunehmen glaubten. Ein junger Mann mit schwarzem Haar, einem blassen, scharfgeschnittenen Gesicht mit blitzenden dunkeln Augen und einer etwas gebückten Haltung stand vor der Mitte des Tisches auf der Tribüne; er hatte einigen andern den Inhalt eines großen Bogens, den er in der Hand hielt, vorgelesen, und die Zuhörer hatten lebhaft ihre Zustimmung ausgedrückt. Der junge Mann, der der Mittelpunkt der ganzen Bewegung zu sein schien, warf einen prüfenden Blick über die bereits zahlreich besuchte Versammlung und sagte mit einer dünnen, etwas näselnden Stimme zu den um ihn Herstehenden:

»Ich glaube, die Versammlung ist zahlreich genug, um für beschlußfähig zu gelten, und wir können die Verhandlungen beginnen.«

Man stimmte ihm allgemein zu, und er schlug mit einem schweren Hammer, der augenscheinlich ursprünglich nicht zu parlamentarischem Gebrauch bestimmt war, dreimal stark auf den Tisch, wonach die allgemeine laute Unterhaltung allmählig verstummte und das Schweigen im Saal sich herzustellen begann.

Schon räusperte sich der blasse junge Mann, um seine Ansprache zu beginnen, als plötzlich von draußen her laute Stimmen sich vernehmbar machten und in der Thür des Saales die farbigen Mützen der Corps sichtbar wurden. Das Murmeln und Flüstern, das noch immer durch den Saal gerauscht, erstarb zu lautloser Stille, unruhig blickte die ganze Versammlung nach der Thür hin, und auf dem Gesicht des Redners, der soeben hatte beginnen wollen, zeigte sich ein Ausdruck ängstlicher Scheu.

Graf Kronau und der Senior der Vandalen traten zuerst in den Saal, ihnen folgten die Chargirten der übrigen Corps und dann in langer Reihe die Corpsburschen, die Renoncen, die Mitkneipanten und die große Anzahl derjenigen, die sich in ihrem geselligen Leben zu den Corps hielten, sich gewissermaßen unter deren Schutz gestellt hatten und die Autorität des Seniorenconvents anerkannten. Die bisher Versammelten wichen von den vorderen Sitzreihen zurück, der Zug der Corps und deren Begleitung umringte die zu einem parlamentarischen Präsidialbureau umgestaltete Musiktribüne, die Chargirten traten dicht an das Geländer heran und die jungen Leute auf der Estrade sahen mit eigenthümlichen Mienen halb scheu und ängstlich, halb trotzig und drohend

die neuen Ankömmlinge an, ungewiß, was sich aus dieser so unerwarteten Scene entwickeln werde. »Es ist richtig,« sagte Graf Kronau zu dem Vandalenseniör, der neben ihm unmittelbar vor der Estrade stand – »es ist richtig, man hat in der That eine Versammlung zusammenberufen, es ist nicht ein Scherz, wie man es fast hätte glauben können. Was sind das für Farben?« fragte er, ganz erstaunt auf die schwarzrothgoldene Schärpe deutend, die an der Estrade aufgehängt war.

»Das sind die Farben der deutschen Nation!« rief der junge Mensch, der bei dem Eintritt der Corps in den Saal soeben seine Rede hatte beginnen wollen, indem er in etwas unsicherer Haltung einen Schritt vortrat.

»Mir sind bis jetzt keine Farben der deutschen Nation als solcher bekannt,« erwiderte Graf Kronau, »doch räume ich gern meine Unkenntniß in diesem Punkt ein, es ist das auch für den Augenblick ganz gleichgültig, denn es handelt sich hier nicht um die deutsche Nation, sondern um die Heidelberger Studentenschaft, die durch große Plakate zu einer Versammlung eingeladen ist; in der Heidelberger Studentenschaft aber giebt es eine solche Farbenzusammensetzung, wie diese da, nicht, es ist deshalb unstatthaft, daß diese Farben hier ausgehängt sind, sie müssen entfernt werden.«

»Die deutschen Farben entfernen,« rief der junge Mensch auf der Tribüne, »das wäre eine Schmach für eine deutsche Hochschule.« Ein leises Murren des Unwillens ließ sich unter den ursprünglichen Mitgliedern der Versammlung vernehmen; Graf Kronau achtete nicht darauf, er winkte dem in der Thür stehenden rothen Schiffer, der den Corps gefolgt war,

und sagte, als dieser, sich mit seinen breiten Armen durch die Gruppen drängend, zu ihm geeilt war:

»Hier, rother Schiffer, nimm das Stück Zeug ab, rolle es ordentlich zusammen und bewahre es auf, um es seinem Eigenthümer zurückzugeben.«

Der rothe Schiffer gehorchte dem Befehl ohne Zögern, freilich erhielt die schwarzrothgoldene Schärpe unter seinen breiten Händen einige Risse, dann rollte sie der rothe Schiffer in einen kleinen Ballen zusammen und entfernte sich damit, um auf der Schwelle der Eingangsthür weiterer Befehle gewärtig zu sein.

»Wie können Sie das wagen, mein Herr!« rief der blasse junge Mensch, gegen das Geländer vorspringend, indem er die Hand ausstreckte, als wolle er dem mitleidig auf ihn zurückblickenden rothen Schiffer das zusammengerollte Stück Zeug entreißen – »wie können Sie das wagen? Das ist ein Eingriff in die Rechte der Freiheit des Volkes, Sie werden Rechenschaft darüber geben!«

»Mit wem habe ich die Ehre?« fragte Graf Kronau mit eisigkalter, spöttischer Höflichkeit.

»Mein Name ist Meier, mein Herr, *studiosus philosophiae* Meier, ich bin es, der diese Versammlung berufen hat, und da die Studentenschaft meinem Rufe gefolgt ist, so gebührt mir die Einleitung der Verhandlungen. Ich bitte also –«

»*Silentium!*« rief Graf Kronau mit donnernder Stimme und in so unmittelbarer Nähe vor dem Gesicht des Herrn *studiosus philosophiae* Meier, daß dieser ganz ängstlich bis an den Tisch auf der Estrade zurückwich.

»Es handelt sich zunächst um die Frage,« sprach Graf Kronau zu den ihn umgebenden Chargirten und Corpsburschen gewendet, »ob es zulässig ist und geduldet werden kann,

daß ein beliebiges Mitglied der Universität, Herr Studiosus Meier zum Beispiel, eine öffentliche Versammlung zusammenberufen darf, ohne vorher dem S.C. davon Anzeige zu machen und dessen Genehmigung nachzusuchen.«

»Ich kenne den S.C. nicht!« rief Herr Meier; »ich erkenne keine Autorität an als einen Beschluß der Mehrheit der Studentenschaft.«

»*Silentium!*« rief Graf Kronau, seitwärts über die Achsel blickend, und »*Silentium!*« wiederholten die Corps so laut und drohend, daß Herr Meier nunmehr bis hinter den Tisch zurückwich und nur leise flüsternd gegen seine unmittelbaren Nachbarn seinem Unwillen über diese eigenthümliche und seinen Erwartungen so durchaus nicht entsprechende Einleitung der von ihm berufenen Versammlung Ausdruck gab.

»An und für sich,« sagte der Vandalenseniör Brookmeier, »ist eine solche Versammlung unbedingt nicht zulässig, jedes Zusammentreten der Studentenschaft, jede gemeinsame Beratung und Beschlußfassung derselben kann nur mit Wissen und Genehmigung des S.C. stattfinden.«

»Ohne Zweifel – ohne Zweifel!« wiederholten die Seniores der übrigen Corps. »Es fragt sich also nun,« fuhr Graf Kronau fort, während das Präsidialkomitee auf der Tribüne in leisen, eifrigen Gesprächen die Köpfe zusammensteckte – »es fragt sich also nun weiter, ob, da wir durch den hier anwesenden Herrn Meier, dessen Eigenschaft als akademischer Bürger ich als erwiesen annehmen will, wenn von keiner Seite Einsprache dagegen erhoben wird, von seiner Absicht, eine allgemeine Studentenversammlung einzuberufen, in Kenntniß gesetzt sind – ob wir diese Versammlung genehmigen und hier abhalten lassen wollen?«

»Ja, ja, hören wir, was die Leute wollen!« riefen einige Stimmen aus den Rhenanen und Schwaben, in deren Kreisen eine der revolutionären Bewegung günstigere Stimmung herrschte, wenn auch unter ihnen die willkürliche Einberufung einer Studentenversammlung außerhalb der Leitung der Corps keine Billigung oder nur Entschuldigung fand.

»Da wir nun einmal hier sind,« sagte Brookmeier, »und da eine große Anzahl von akademischen Bürgern sich bereits versammelt hat, so schlage ich vor, wenn die übrigen Mitglieder des S.C. Nichts dagegen haben, daß wir die Versammlung genehmigen und dem *studiosus philosophiae* Meier gestatten, seine Wünsche vorzutragen.«

Die übrigen Chargirten stimmten zu; Graf Kronau theilte als Senior des präsidirenden Corps Herrn Meier, der sich vor Auflegung zitternd, den Schweiß von der Stirn trocknete, mit, daß der S.C. ihm gestatte, der hier versammelten Studentenschaft sein Anliegen auszusprechen.

Einen Augenblick schien es, als ob Herr Meier einen heftigen Protest gegen diese Vormundschaft, der er sich so plötzlich unterstellt sah, zu schleudern im Begriff sei, seine Freunde drängten sich zu ihm heran und flüsternten ihm zu, daß es unmöglich sei, Widerstand zu leisten; so faßte er denn den Entschluß, ohne Weiteres das ihm ertheilte Wort zu ergreifen, um überhaupt nur die Möglichkeit zu gewinnen, zu der Versammlung sprechen zu können. In pathetischen Worten, deren Eindruck durch die dünne, über das natürliche Maß ihrer Kraft angestrengte Stimme des Redners erheblich geschwächt wurde, sprach er von der großen,

weltgeschichtlichen That des badischen Volkes, das sich aufgemacht habe, um ein erstes lautes Zeugniß für das unveräußerliche Recht der deutschen Nation auf Einheit und Freiheit abzulegen. Diese Erhebung sei keine Revolution, denn sie stehe auf dem Boden der Reichsverfassung, die die einzig rechtmäßige Autorität des gesamten Deutschlands beschlossenen habe; diejenigen seien Revolutionaire, die sich dem neugeschaffenen nationalen Recht widersetzten, es sei vor Allem Sache der deutschen Jugend, die in der Heidelberger Studentenschaft ihre Vertretung finde, der Erhebung des badischen Volkes ihre Sympathie auszusprechen. Herr Meier las eine Resolution in diesem Sinne vor, die er zur Annahme empfahl, und beantragte dann, daß die Studentenschaft sich zu einem besonderen Freicorps organisiren solle, das die Aufrechthaltung der Ordnung in der Universitätsstadt, und wenn es nöthig werden sollte, die Verteidigung dieser zu übernehmen habe.

Nach dem Schluß der Rede, die durch Herrn Meier's überangestrengte Stimme kaum noch verständlich war, ertönte aus den Tiefen des Saales lautes Bravorufen, während die Corps und Alles, was zu ihnen gehörte, völliges Stillschweigen beobachteten.

»Zugestimmt – zugestimmt!« rief man von den hinteren Bänken her – »die Resolution ist angenommen, durch Acclamation angenommen.«

»*Silentium!*« gebot Graf Kronau, und als die Corpsburschen sich drohend gegen die Gruppen wendeten, die dem Befehl nicht sogleich Folge leisten wollten, stellte sich schnell allgemeines Schweigen wieder her.

»Es scheint mir überflüssig,« sagte Graf Kronau, »über den Inhalt des von dem Herrn *studiosus philosophiae* Meier gestellten Antrags eine Erörterung zu gestatten. Einem jeden Commilitonen muß es überlassen bleiben, über die Ereignisse, die hier stattgefunden haben, sich ein Urtheil zu bilden und ihnen seine Sympathie oder Antipathie zuzuwenden. Für den S.C. gilt es als oberster Grundsatz, daß die Corps als solche mit der Politik Nichts zu thun haben, und daß daher eine Resolution in dem beantragten Sinne von der Heidelberger Studentenschaft weder beraten noch beschlossen werden darf; was den Schutz der Universitätsstadt betrifft, so läßt sich in dieser Beziehung in diesem Augenblick noch Nichts beschließen, wir sind gewiß alle bereit, die Ordnung in Heidelberg aufrecht zu erhalten; eine solche Maßregel muß aber, wenn sie überhaupt möglich und durchführbar sein sollte, zunächst zwischen dem akademischen Senat und dem S.C. genau erörtert werden.«

»Wir haben mit dem S.C. Nichts zu thun, die Corps gehen uns Nichts an, es ist eine Pflicht der akademischen Jugend, zu den politischen Ereignissen Stellung zu nehmen!« rief Herr Meier.

»Da also,« sagte Graf Kronau, »eine Debatte über die gestellten Anträge nicht zulässig erscheint und da weitere Wünsche nicht ausgesprochen worden sind, so ist der von dem Herrn Studiosus Meier angeregte Gegenstand erledigt und die Versammlung damit geschlossen.«

Der Studiosus Langenberg trat aus den Gruppen der Schwaben hervor an das Geländer der Tribüne.

»Es scheint mir doch,« sagte er, »daß in einem so außergewöhnlichen, den ganzen Volksgeist so nahe berührenden

und für das Vaterland so hochwichtigen Falle eine Ausnahme zu machen wäre, damit nicht die Geschichte einst von uns sagen kann: die Heidelberger Studentenschaft hielt sich in starrem Formalismus von der begeisterten Erhebung des deutschen Volkes fern. Ich für meinen Theil bekenne laut und offen, daß ich mit ganzer Seele und aus vollem Herzen zu dieser Erhebung stehe und meine Kraft einzusetzen bereit bin zum Siege der Volksrechte.«

Wieder ertönten Bravorufe von den hinteren Bänken her, und selbst aus den Kreisen der Schwaben und Rhenanen ließen sich einzelne beifällige Stimmen vernehmen.

»Es steht ohne Zweifel jedem für seine Person frei,« sagte Graf Kronau kalt und streng, »sich sein Urtheil über eine politische Bewegung zu bilden und auch an ihr Antheil zu nehmen, wenn ihn seine Ueberzeugung dahin treibt. Die Studentenschaft als solche darf dies nach den Gesetzen des S.C. nicht thun, und ich frage den ersten Chargirten der Schwaben, ob sein Corps die Anschauungen des Commilitonen Langenberg theilt; sollte dies der Fall sein, so würde dasselbe nach meiner Ueberzeugung nicht mehr seinen Platz im S.C. einnehmen können.«

»Langenberg hat unrecht,« sagte der Schwabenseniör, ohne einen Augenblick zu zögern; »er wie jeder andre mag persönlich thun, was er will, ein Beschluß des Corps über den beantragten Gegenstand ist unzulässig.«

Sämmtliche Chargirte stimmten bei; kein Widerspruch ließ sich mehr unter den Schwaben und Rhenanen vernehmen.

»Nun denn!« rief Langenberg, »ich für meine Person werde heute noch die Waffen ergreifen und mich den Reihen des Volksheeres anschließen; wie ich für die Ehre meines

Corps auf die Mensur getreten bin, so werde ich auch nicht zurückstehen, wo es die Ehre des ganzen deutschen Vaterlandes gilt.«

»Jeder dient dem Vaterlande auf seine Weise und nach seiner Ueberzeugung,« sagte Graf Kronau; »jedenfalls haben wir hier Nichts mehr zu thun und die Versammlung ist geschlossen.«

Stimmen des Widerspruchs ließen sich vernehmen, aber die Corpsburschen vertheilten sich im Saal, die Saxoborusen stiegen auf die Tribüne und nahmen, ohne sich um Herrn Meier und seine Freunde zu kümmern, die Plätze um den dort aufgestellten Tisch ein, der bald auf Graf Kronau's Wink durch den rothen Schiffer mit gefüllten Schoppen bedeckt war; dies Beispiel fand schnelle Nachahmung, in kurzer Zeit hatte jedes Corps seinen Tisch aufgestellt, noch einmal gebot Graf Kronau *Silentium* und rief dann mit laut durch den Saal schallender Stimme:

»Wir reiben auf die im *S.C.* vereinigten Corps der *Ruperto-Carolina*, einen Salamander: *Vivant, floreant, crescant in saecula saeculorum!*«

Während der donnernde Salamander durch den Saal klang, verschwanden die ursprünglichen Besucher der von Herrn Meier berufenen Studentenversammlung still und schweigend in einzelnen Gruppen, an der Thür von dem rothen Schiffer mit tiefen, spöttischen Verbeugungen begrüßt. Die Bewegung, die in wogender Fluth die akademische Jugend hatte mit fortreißen sollen, war machtlos niedergeschlagen vor der Felsenwand der fest zusammengeschlossenen Corps, die parlamentarische Studentenversammlung, für die so mancher kleine Ehrgeiz seine oratorischen Phrasen vorbereitet hatte, war verschwunden, und an ihrer Stelle

fand eine fröhliche Corpskneiperei so einträchtig wie selten statt, eine Oase gesunder Jugendfrische inmitten der von heißen, todbringenden Stürmen durchwirbelten Wüste des politischen Fanatismus, deren phantastische Trugbilder so viele arme Opfer in's Verderben lockten.

Doch diese Stürme zerstörten schnell das heitere Leben in Heidelberg. Schon in den nächsten Tagen nach dem Ausbruch der Revolution erhielt ein großer Theil der auswärtigen Studenten von ihren Eltern den bestimmten Befehl, nach Hause zurückzukehren, theils aus Besorgniß für die persönliche Sicherheit der jungen Leute, theils aus Furcht, daß sie sich in jugendlicher Unbesonnenheit in die Bewegung hineinziehen lassen möchten. Die Reihen der Corps lichteten sich immer mehr, die Mensuren wurden ausgesetzt, und der S.C. beschloß, bis auf weiteres die Activität der Corps zu sistiren. Auch die Saxoborussen schmolzen immer mehr und mehr zusammen, Graf Kronau wurde nach Hause gerufen, ebenso Lord Fitzgerald, Hartmann, Lindenberg und Derenburg; Fritz von Helmholt war gezwungen, sich auf seine Güter zu begeben, um dort so viel als möglich die Ordnung aufrecht zu erhalten, und er verlangte von seinem Bruder Franz, ihn zu seinem Beistande zu begleiten. Ein großer Theil der Vandalen reiste ab, und die Schwaben und Rhenanen lösten sich fast ganz auf.

Herr von Sarkow zitterte vor einem Briefe seines Vaters, der ihm den Befehl zur Heimkehr bringen würde; er war so sehr umfangen von all' dem Reiz des Heidelberger Lebens, daß er nur mit tiefem Schmerz so schnell schon wieder von diesem sich getrennt haben würde; auch erregte diese ganze revolutionaire Bewegung, die vielleicht, wenn auch in kari- kirter Weise, an die große Revolution von 1793 erinnerte,

sein Interesse in hohem Grade, und er hätte es tief beklagt, wenn ihm die Gelegenheit geraubt worden wäre, diese immerhin historisch merkwürdigen Vorgänge in ihrer weiteren Entwicklung zu verfolgen; sein leichter und muthiger Jugendsinn ließ ihn die Gefahr nicht beachten, die in dem weiteren Fortgange des revolutionären Fanatismus drohen konnte, und gleich ihm war auch Graf Steinborn, Luiz Antonio, Charles Clarke und die beiden andern Amerikaner entschlossen, sich nicht von dem Schauplatz der merkwürdigen Vorgänge zu entfernen, die täglich so viel Neues, Interessantes und für den kecken, übermüthigen Jugendmuth auch so viel Komisches darboten. Die Ereignisse entwickelten sich inzwischen mit rapider Schnelligkeit. Der Großherzog von Baden hatte sich, nachdem er vergeblich in Frankfurt Hilfe gesucht, an den König von Preußen gewendet; schnell rückte der Prinz von Preußen mit seiner Armee heran, auch von Frankfurt aus war dann eine Reichsarmee aus nassauischen, hessischen und württembergischen Truppen aufgebildet und unter das Commando des preußischen Generals von Peuker gestellt worden, so daß von allen Seiten gegen die badischen Grenzen mächtige Heersäulen heranzogen, um die Ordnung in dem der Revolution verfallenen Lande wiederherzustellen. Je größer die Gefahr war, die von außen immer näher rückte, um so unruhiger und wilder wurde die Bewegung im Innern. Die fortdauernde Uneinigkeit im Schooße der provisorischen Regierung, in der die einzelnen Elemente sich bekämpften, verdächtigten und verdrängten, gehört der Geschichte jener Zeit an; man entsendete Emissäre nach Württemberg, Hessen und Nassau, um dort republikanische Propaganda zu machen und ebenfalls Aufstände zu veranlassen. Aber die sanguinischen Hoffnungen, die man in

dieser Beziehung gehegt hatte, schlugen fehl, die Agenten wurden verhaftet, und die erwarteten Zuzüge von außerhalb blieben aus. Auch im Innern des Großherzogthums, namentlich in den ländlichen Gemeinden, hörte die Bereitwilligkeit der jungen Leute zum Eintritt in das Volksheer bald auf, die Furcht vor den drohend heranziehenden regulären Heeren kühlte die Leidenschaft der ersten Aufwallung bald ab, Niemand meldete sich mehr zum freiwilligen Eintritt in die Freicorps, und viele von denen, die anfangs in der Aussicht auf ein wildes, zügelloses Leben zugezogen waren, entwichen wieder, als man den Versuch machte, militairische Ordnung und Disciplin einzuführen, so daß die provisorische Regierung gezwungen war, mit den schärfsten Executionsmaßregeln Mannschaften auszuheben. Die verführten und abgefallenen Soldaten fanden unter der republikanischen Regierung ebenfalls nichts von alledem verwirklicht, was man ihnen versprochen hatte; sie murrten laut, verweigerten vielfach den Gehorsam, und nur unter den äußersten Schwierigkeiten und mit der schärfsten Strenge wurde der Zusammenhang in dem Revolutionsheer einigermaßen aufrecht erhalten. Man hatte Wahlen für eine constituirende Versammlung ausgeschrieben, alle conservativen und auch die gemäßigt liberalen Elemente in den Städten und auf dem Lande hielten sich von diesen Wahlen völlig fern; die constituirende Versammlung bestand ausschließlich aus rothen Radicalen, die mit ihren wahnsinnigen Anträgen der in sich uneinigen und fortwährend wechselnden Regierung immer neue Verlegenheiten bereiteten.

In Heidelberg bemerkte man von all' diesen Vorgängen weniger als am Sitze der Regierung. Die theils freiwillig

sich meldenden, theils zwangsweise ausgehobenen Recruten wurden von dem Kriegscommissair und Commandanten Metternich vorläufig geordnet und dann weitergeschickt. Metternich kehrte sich dabei sehr wenig an die Instruktionen des Generals Mieroslawski, und die aus seinen Händen hervorgehenden Mannschaften glichen weit mehr Turnerschaften als militairischen Abtheilungen; er schalt fortwährend laut und heftig auf alle militairischen Maßregeln der provisorischen Regierung, hütete sich aber wohl, selbst nach Karlsruhe zu gehen und dort seinen Dienst und seinen Rath anzubieten, denn er befand sich als Höchstcommandirender von Heidelberg in seinem Dienstquartier im Badischen Hof äußerst wohl und mochte durchaus keine Lust verspüren, diesen so sicheren und angenehmen Posten vor der Zeit zu verlassen.

Der junge Schlüssel hatte vollauf mit den Wahlen und der neudecretirten Selbstverwaltung der Gemeinden zu thun, und so blieb Heidelberg mitten in der gährenden Bewegung, die das ganze Land erfüllte, verhältnißmäßig ruhig.

Herr von Sarkow hatte endlich auch einen Brief seines Vaters erhalten, in dem dieser seine Verwunderung aussprach, daß er noch in Heidelberg geblieben sei, und ihm nun bestimmt befahl, sogleich nach Hause zu kommen. Inzwischen aber war es fast unmöglich geworden, die Grenze zu überschreiten; von badischer Seite wurde Niemand herübergelassen, der nicht durch einen besonderen Erlaubnißschein der revolutionairen Behörden sich ausweisen konnte; auf der andern Seite standen bereits die preußischen und Reichstruppen, und dort wäre eine Legitimation der revolutionairen Behörden eine sehr bedenkliche Empfehlung gewesen. Herr von Sarkow konnte daher seinem Vater der

Wahrheit gemäß mittheilen, daß es für ihn unmöglich oder doch mit ernstern Gefahren verbunden sei, Heidelberg unter den bestehenden Verhältnissen zu verlassen, daß es jedenfalls am sichersten sei, wenn er ruhig da bleibe; er fügte die Versicherung hinzu, daß er sich auf das Vorsichtigste von allen Gefahren zurückhalten werde, und bat seinen Vater, nicht auf seiner Rückkehr zu bestehen, die er jedenfalls nur auf dem Wege über die Schweiz und Frankreich hätte möglich machen können, sondern ihm zu gestatten, in dieser bewegten und historisch merkwürdigen Zeit Erfahrungen und Erinnerungen zu sammeln, die ihm für sein ganzes Leben nützlich sein würden.

Mit Dorchen Treuberg hatte er sich vollständig wieder ausgesöhnt, und kein Mißton trübte mehr sein herzlich inniges Freundschaftsverhältniß zu dem jungen Mädchen. Von Fräulein von Herbingen hatte er Nichts gehört, die Communicationen im Innern des Landes außerhalb der großen Eisenbahnstraßen waren fast sämmtlich unterbrochen, und auch die wenigen in Mannheim zurückgebliebenen Bekannten wußten nicht, wohin die verschiedenen Mitglieder der Gesellschaft zerstreut seien. Das Theater war sofort beim Ausbruch der Revolution aufgelöst, Fräulein Schönfeld war wie die übrigen Mitglieder der Bühne verschwunden; sie hatte Herrn von Sarkow keinen Abschiedsgruß gesendet, mußte also wohl einen Schutz gefunden haben, der ihr für die Zeitverhältnisse passender scheinen mochte. Herr von Sarkow verkehrte noch häufiger als früher in dem Wohnzimmer des Treuberg'schen Hauses, auch Luiz Antonio, den schmerzliche Sehnsucht und unruhige Sorge verzehrte, da er ohne Nachricht über den Aufenthalt der Frau von Warstein geblieben war, erschien jetzt häufig in dem kleinen,

traulichen Zimmer, er sang mit Evchen Meier, lehrte sie portugiesische Lieder, und die jungen Leute, die ja alle fast noch Kinder waren, führten inmitten der Stürme der Revolution ein fast idyllisches Stilleben.

Am Abend kamen die so erheblich zusammengeschmolzenen Saxoborussen auf dem Riesenstein zusammen, um auch unter diesen schwierigen Verhältnissen die regelmäßige Kneipe zu halten, oder sie gingen zum Abendessen in den Badischen Hof, wo sich auch ziemlich regelmäßig die Spitzen der revolutionären Behörden zu versammeln pflegten. So waren sie auch an jenem Abend dort, an dem der von der provisorischen Regierung zum Commandanten von Rastatt ernannte Tiedemann, dessen Generalstabschef, der frühere preußische Officier von Corvin Wiersbitzki, und der Commandant der Festungsartillerie, Major Heilig, nach Heidelberg gekommen waren, um von da aus eine Recognoscirungsreise gegen die Grenze hin zu machen. Der große Speisesaal war leer, da keine Touristen mehr nach Heidelberg kamen, und die Saxoborussen saßen den Revolutionsführern fast unmittelbar gegenüber.

Tiedemann war eine edle, ernste militairische Erscheinung, eine gewisse fanatische Verbissenheit lag in seinem Gesicht, im Uebrigen aber hatte er vollkommen die Manieren der guten Gesellschaft und stach vor Allem gegen den rohen und ungeschlachten Turnerführer Metternich ganz besonders vortheilhaft ab. Die Saxoborussen betrachteten mit ganz besonderem Interesse die Führer der Revolution, die in jenem Augenblick unumschränkt im badischen Lande geboten und die Entscheidung über so viele Menschenleben in ihren Händen hielten.

Es waren einige allgemeine Bemerkungen von beiden Seiten des Tisches herüber und hinüber gewechselt worden, da plötzlich wendete sich der Major Heilig über den Tisch hin an Herrn von Sarkow.

»Nun, Herr Studiosus,« sagte er in ruhigem Conversationston, aber mit scharf forschenden Blicken, »was meinen Sie denn zu der Bewegung hier im Lande, was denken Sie von der Zukunft und dem Erfolg derselben – es wäre mir besonders interessant, Ihre Meinung zu hören.«

Eine tiefe Stille trat ein. Herr von Sarkow schwieg einen Augenblick, dann sagte er mit höflicher Zurückhaltung:

»Ich bin nach Heidelberg gekommen, um zu studiren, und habe mich bis jetzt wenig mit der Politik und den öffentlichen Dingen beschäftigt – außerdem,« fügte er lächelnd hinzu, »müssen Sie mir zugeben, daß es hier in Gegenwart der Herren, die in diesem Augenblick die unumschränkte Gewalt in Händen haben, sehr unvorsichtig sein würde, ein Urtheil über eine Bewegung auszusprechen, deren Vertreter Sie alle sind.«

»Mein Herr,« sagte Tiedemann, »diesen Grund Ihrer Zurückhaltung kann ich nicht gelten lassen; wir sitzen hier als Privatleute in einem Privatlocale zusammen, es wäre also von einem jeden von uns sehr wenig ritterlich, ja nicht einmal anständig, wenn wir hier geäußerten Meinungen irgend eine Folge geben wollten. Außerdem ist die Bewegung, die wir vertreten, ein Kampf für die Freiheit, und uns am wenigsten würde es anstehen, eine freie Meinungsäußerung, auch wenn diese uns mißfällig sein sollte, zu verfolgen. Sprechen Sie also frei, wie Sie denken.«

»Oberst Tiedemann hat vollkommen Recht,« sagte der Major Heilig; die freie Meinungsäußerung ist das Recht eines jeden, hier noch mehr als anderswo, weil wir hier in geselligem Kreise zusammen sind.«

»Nun denn, meine Herren,« sagte Herr von Sarkow, »ich möchte nicht, daß mir eine weitere Zurückhaltung als feige Scheu, mich zu meiner Meinung zu bekennen, ausgelegt werde. Die Herren werden wissen, was ein preußischer Royalist ist, ich nehme diesen Titel für mich in Anspruch, und danach können Sie nicht im Zweifel sein, daß ich diese ganze Bewegung für eine gesetz- und rechtswidrige Auflehnung gegen die Ordnung in Deutschland und in Ihrem eignen Lande halte. Ich beklage Sie, meine Herren, und alle, die sich der Revolution angeschlossen haben, denn diese wird von den bereits heranziehenden preußischen Truppen schnell niedergeschlagen werden.«

»Sie könnten sich doch irren, mein Herr!« rief Metternich, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, während Tiedemann ernst und schweigend vor sich niederblickte.

»Und wenn es so kommen sollte, wie Sie voraussetzen,« fragte Tiedemann, »was glauben Sie, daß das Schicksal der Führer des Volkes, unser Schicksal sein würde – wie würden Sie über uns urtheilen, wenn die Entscheidung über uns in Ihre Hände gegeben wäre?«

»Ich bin Student, mein Herr,« sagte Herr von Sarkow, »ein solcher Fall ist also undenkbar, das Gesetz muß Sie meiner Ueberzeugung nach als Rebellen und Hochverräther bestrafen; wäre aber Ihr Schicksal in meine Hände gegeben,« fügte er verbindlich hinzu, »so würde ich in Folge unsrer so liebenswürdigen persönlichen Beziehungen alle nach dem Gesetz mögliche Milde walten lassen.«

»Und ebenso denken die übrigen Herren auch?« fragte Metternich.

»Ganz gewiß,« sagte Graf Steinborn, und auch Luiz Antonio de Souza und die andern stimmten bei.

»Auch Sie denken so, mein Herr?« fragte Metternich zu Charles Clarke gewendet, »Sie, ein Bürger des freien Amerika?«

»Bei uns in Amerika,« erwiderte Clarke, »ist die Republik legitimes Recht, ich würde jeden als Hochverräther erschießen lassen, der bei uns eine Monarchie einführen wollte. Hier bei Ihnen in Deutschland ist der Fall umgekehrt – anders kann ich die Sache nicht verstehen, und danach steht mein Urtheil fest.«

»Es lohnt kaum, das Gespräch fortzusetzen,« sagte der jüngere Schlüssel, dem die Unterhaltung peinlich schien, »wir werden uns mit den Herren dort bei so verschiedenen Grundanschauungen niemals verständigen.«

Er ging leicht auf einen andern Gegenstand über, das Gespräch wurde noch kurze Zeit in allgemeinen Bemerkungen fortgeführt, die Gesellschaft trennte sich unter artiger Verabschiedung, nur Metternich ging, seinen Schleppsäbel klirrend nach sich ziehend, hinaus, ohne die Saxoborussen zu grüßen.

Am nächsten Abend befand sich die kleine Gesellschaft auf dem Riesenstein, wie immer war zum Zeichen für die Mitkneipanten und alle diejenigen, die die Erlaubniß hatten, die Corpskneipe zu besuchen, an der Fahnenstange eine weithin sichtbare Laterne ausgezogen. Man hatte ein Lied gesungen und die ersten Schoppen getrunken, da ertönten plötzlich draußen auf dem Vorplatz laute Stimmen und Waffengeklirr; ängstlich öffnete der Fax die Thür und stieß

einen Schreckensruf aus. Ehe er noch die aufhorchenden Saxoborussen benachrichtigen konnte, traten eine Anzahl bewaffneter Blousenmänner in das Zimmer.

»Was wollen Sie?« fragte Graf Steinborn, der als der älteste Corpsbursch den Vorsitz führte – »dies ist ein Privatlocal, das Sie zu betreten kein Recht haben.«

Der Anführer der Blousenmänner, einer der Adjutanten Metternich's, erwiderte, seinen Säbel auf den Boden stoßend:

»Sie sind verhaftet, folgen Sie uns im Namen des souverainen Volks.«

»Und wer hat Ihnen den Befehl gegeben?« fragte Graf Steinborn.

»Der Commandant der Stadt,« war die Antwort – »übrigens geht Sie das gar Nichts an, Sie haben hier nur zu gehorchen und nicht zu fragen.«

Graf Steinborn warf einen Blick auf die Flur hinaus, die dicht von Blousenmännern besetzt war; man sah die Bajonettspitzen im Lampenlicht funkeln.

»Es ist Nichts zu machen,« sagte er, Widerstand würde vergeblich sein, es bleibt uns nichts übrig als zu folgen.«

Die Saxoborussen waren ernst geworden; trotz ihres übermüthigen Jugendmuthes konnten sie sich nicht über die Gefahr täuschen, die ihnen drohte, es blieb nichts Andres übrig, als ruhig zu erwarten, was da kommen würde. Sie nahmen ihre Mützen und folgten dem Führer, der ihnen voran die wohlbekannte Treppe des Riesensteins hinabstieg; dicht geschlossen umringten sie die übrigen Blousenmänner, und so wurden sie durch die schweigenden Straßen der Stadt nach dem damals erst neu erbauten Gefängniß

vor dem Thore geführt. Hier angekommen, zeigte der Führer der Abtheilung dem Gefängnißwärter einen Befehl des Commandanten, man öffnete eine Reihe von Zellen, trotz ihres Protestes wurden die Saxoborussen jeder einzeln in eine solche Gefängniszelle eingeschlossen, in der sich eine Strohmattlatze, ein Tisch, ein hölzerner Stuhl und ein Wasserkrug befand, ohne daß weder der Adjutant Metternich's noch der Gefängnißwärter sich herbeiließen, ihnen irgend eine Erklärung über die Ursache ihrer Verhaftung zu geben.

ACHTZEHNTE CAPITEL.

Die Nacht, die Herr von Sarkow in der dunkeln Gefängniszelle verbrachte, war wohl geeignet, den kecken Jugendübermuth zu dämpfen, mit dem er bisher die ganze revolutionaire Bewegung als eine Art von Fastnachtsscherz betrachtet hatte und dieser vorzugsweise die komischen Seiten abzugewinnen bestrebt gewesen war. In der tiefen Stille der Nacht, von völliger Dunkelheit umgeben, hörte er jenseits der schweren Eichenthür nur die Schritte der auf dem Gange auf und ab gehenden Schildwache und das Rasseln des Schlepssäbels auf den Steinfliesen; von fern her drang zuweilen der Klang roher, wüster Stimmen aus der Wachtstube, in der die Freischärler, denen die Bewachung des Gefängnisses anvertraut war, den ihnen reichlich gelieferten Wein zechten und in immer wachsendem Rausch den Sieg der großen Revolution im voraus feierten. Diese wilden, unheimlich durch die stille Nacht klingenden Stimmen mahn-ten Herrn von Sarkow in schauerlicher Weise daran, daß er sich in der Gewalt fanatischer und erbitterter Feinde befand, die durch die von allen Seiten heranrückenden Truppen immer mehr in die Enge getrieben und in der Verzweiflung zu

grausamen Racheakten gedrängt werden konnten. Er und seine Freunde hatten mit übermüthiger und fast herausfordernder Offenheit der Revolution ihre Verachtung und ihren Widerwillen gezeigt; diese plötzliche Arretirung und die schwere Haft mußten einen ernsten und wohlüberlegten Zweck haben: entweder wollte man sich der jungen Leute vorkommendenfalls als Geiseln bedienen oder man wollte vielleicht auch ein abschreckendes Beispiel allen denen geben, die es wagen sollten, Zweifel an der Berechtigung und dem Siege der Revolution öffentlich zu zeigen; in dem einen wie in dem andern Fall mußte aber die den Gefangenen bevorstehende Zukunft eine sehr bedenkliche und gefahrvolle sein, und die große französische Revolution, deren Beispiele man in so vielen Kleinigkeiten nachzuahmen suchte, zeigte hinlänglich, wie leicht der einmal geweckte Blutdurst eines fanatisirten Volkes mit Menschenleben umspringt, wenn es gilt, dem Götzenbilde der Freiheit ein Opfer zu bringen.

Herr von Sarkow versuchte, ob er durch Klopfen an die Wand seinen Freunden ein Zeichen geben könne, wenn einer von diesen vielleicht in einer Nebenzelle eingeschlossen sein sollte; allerdings erfolgte auf sein Klopfen auch eine dumpfe, wie aus weiter Ferne vernehmbare Antwort von der andern Seite der Wand her, aber es fehlte ihm ja jedes Mittel, sich auf diesem Wege irgendwie verständlich zu machen, auch konnte er nicht wissen, ob wirklich einer seiner Gefährten und nicht etwa ein ganz fremder Gefangener in der Nebenzelle eingeschlossen sei, und als er, in der Hoffnung, verstanden zu werden, durch die Zahl der Schläge die Buchstaben des Alphabets anzudeuten versuchte, donnerte die Schildwache mit heftigen Schlägen gegen die Thür und gebot drohend Ruhe.

Herr von Sarkow streckte sich auf seine Pritsche aus, und als gegen Morgen ein unruhiger Schlummer sich auf sein Haupt herabsenkte, sah er in seinen Träumen jene Schreckensbilder der französischen Revolution, die ihn schon bei dem Geschichtsunterricht seiner ersten Jugend mit schauerndem Entsetzen erfüllt hatten – bald glaubte er auf der Guillotine festgebunden zu sein und über seinem Haupte das Klirren des verhängnißvollen Messers zu hören, das sich im nächsten Augenblick herabsenken sollte, um seinem Leben ein Ende zu machen, – oder er sah Haufen von Sansculotten vor sich, die auf ihren Piken Menschenköpfe trugen und mit drohendem Hohngeschrei zu seiner Verfolgung heranstürmten; in athemlosem Lauf flog er davon, immer näher kamen die Verfolger, da brach er mit einem Aufschrei des Schreckens zusammen, um in Schweiß gebadet zu erwachen. Das erste Morgenlicht fiel durch das vergitterte Fenster in die Zelle, und die wachsende Tageshelle übte auf den jungen Mann ihren belebenden und er-muthigenden Einfluß. So unruhig sein Schlummer auch gewesen war, so hatte er dennoch seiner erschöpften Natur die jugendliche Kraft wiedergegeben, der trotzige Muth erwachte wieder in seiner Brust, und wenn er sich auch jetzt noch über die immerhin drohenden Gefahren seiner Lage nicht täuschen konnte, so erschienen ihm diese im freundlichen Morgenlicht doch nicht mehr so unmittelbar nahe und so schreckhaft gespenstisch, wie dies in der nächtlichen Finsterniß der Fall gewesen war. Vor allem aber empfand er eine fast freudige Genugthuung bei dem Gedanken, den revolutionairen Machthabern seine stolze Ueberlegenheit und seine furchtlose Verachtung zu zeigen, und während sein

Blick sich frisch und freudig durch die Gitterstäbe des Fensters zu dem blauen Himmel emporrichtete, flüsterte er leise vor sich hin: »*Virtus sola bonorum corona!*«

Der Wächter trat ein und brachte ihm einen frischen Krug Wasser und ein Brod. Man hatte es bei der Arretirung am Abend vorher unterlassen oder vergessen, den Gefangenen ihre Baarschaft abzunehmen; Herr von Sarkow bot dem Mann einige Gulden für einen Schoppen Wein, und bei der geringen Disciplin, die unter der revolutionairen Regierung stattfand, wurde sein Anerbieten bereitwillig angenommen; auch theilte der Wächter ohne Bedenken mit Herrn von Sarkow den belebenden Frühstückstrunk, doch erklärte er, außer Stande zu sein, ihm irgend etwas über den Grund seiner Verhaftung oder das ihm bevorstehende Schicksal mitzutheilen, Alles sei auf unmittelbaren Befehl Metternich's durch dessen Adjutanten vorgenommen und sämmtlichen Wachen das strengste Stillschweigen bei schwerer Strafe anbefohlen worden.

Das klang beunruhigend und ließ fast auf eine dunkle Gewaltthat schließen, die der wilde Turnerführer beabsichtigen mochte und die ganz zu seinem finsternen und rachsüchtigen Charakter paßte. Herr von Sarkow sann nach, wie es wohl möglich sein möchte, nach außen hin von seiner Lage irgend eine Kunde zu geben, denn das Verschwinden der Saxoborussen konnte bei diesen unruhigen Zeiten um so leichter einige Tage lang unbeachtet bleiben, als die jungen Leute wohl sonst schon in plötzlicher Laune irgend einen Ausflug in die Umgegend gemacht hatten. Der Freischärler, ein ziemlich gutmüthig aussehender Ackerknecht aus der Umgegend, zeigte für seinen Gefangenen, der während seines

Nachsinnens fortwährend heiter und lebhaft mit ihm plauderte und ihm den größten Theil des Inhalts der von ihm zum vier- bis fünffachen Preise erkauften Flasche überließ, freundliche Theilnahme; er sprach ihm Muth ein und meinte, es würde wohl so schlimm nicht werden – er habe freilich gehört, daß der Commandant gesagt, man müsse mit allen Verräthern kurzen Proceß machen; aber er könne sich denn doch nicht denken, daß ein so freundlicher junger Mann ein Verräther an der heiligen Sache des Volkes sein solle, es müsse wohl ein Mißverständniß vorliegen, das sich dann aufklären werde.

»Ganz recht, ganz recht, mein Freund,« sagte Herr von Sarkow, in dessen Kopf ein Gedanke aufblitzte, »es ist ein Mißverständniß, natürlich, man muß uns für andre gehalten haben, wir sind ja Studenten, die überall für die Freiheit eintreten – stoßen wir an, die Freiheit soll leben.«

Der Freischärler leerte sein Glas.

»Aber freilich,« sagte Herr von Sarkow, »es kann einige Zeit vergehen, bis sich das Alles aufklärt, und ich möchte so gern eine Nachricht in die Stadt senden, damit man sich nicht über mich beunruhigt. Könntet Ihr mir wohl einen Brief besorgen, es soll mir auf fünf Gulden nicht ankommen?«

»Nein, Herr,« sagte der Freischärler kopfschüttelnd – »nein, Bürger,« verbesserte er sich, »nein, das geht durchaus nicht, das könnte mich den Kopf kosten, der Befehl ist zu streng.«

»Der Befehl bezieht sich doch nur,« erwiderte Herr von Sarkow, »auf mögliche politische Mittheilungen, da man

uns arme, unbedeutende Studenten durch ein unerklärliches Mißverständniß eben nun einmal für politische Verschwörer hält, aber davon ist ja gar keine Rede; wißt Ihr wohl,« sagte er, den Freischärler vertraulich auf die Schulter schlagend, »man hat ja doch so seine kleinen Herzensangelegenheiten, und das ist's allein, was mir Sorge macht, daß mein Schatz in Angst um mich sein könnte. Ich will ihr nur sagen, daß ich hier bin, und daß sie ruhig warten möge, bis ich freigelassen werde; Ihr würdet mir einen großen Gefallen thun, und das hat ja mit der Politik und mit Eurem Dienst gar Nichts zu thun.«

»Wenn es so ist – dann freilich,« sagte der Freischärler zögernd – »ich habe auch einen Schatz zu Hause, und ich kann mir denken, daß Eure Liebste um Euch in Unruhe ist.«

»Nun also,« sagte Herr von Sarkow, »Ihr begreift, daß das ganz unverfänglich ist, nur eine kleine, persönliche Gefälligkeit, wofür ich Euch wieder einmal erkenntlich sein werde. Ihr begreift wohl, wenn ich wirklich ein Verschwörer wäre, so würde ich mich den Teufel um solche kleine Herzensgeschichten kümmern.«

»Nun, es sei,« sagte der Freischärler, »Ihr gefällt mir, und ich glaube auch nicht, daß Ihr ein Verbrechen auf dem Gewissen habt – aber,« fügte er zögernd, mit mißtrauischem Blick hinzu, »ich muß sehen, was in dem Briefe steht, auf geheime Botschaften kann ich mich nicht einlassen.«

»Das versteht sich von selbst,« sagte Herr von Sarkow lachend; »gebt mir ein Stück Papier und einen Bleistift, und Ihr sollt genau lesen, was ich schreibe.«

»Ich habe eine Briefftasche bei mir,« sagte der Freischärler, »um die Befehle zu notiren, – es wird mir freilich ein

bißchen schwer zu schreiben, aber man behält es doch besser und macht keine Fehler.«

Er zog ein großes Notizbuch mit schwarzrothgoldenem Deckel aus der Tasche, riß ein Blatt aus diesem und gab es Herrn von Sarkow mit dem Bleistift; dann stellte er sich, während der junge Mann auf einem hölzernen Tisch schrieb, ganz dicht neben ihn, jeden der Schriftzüge aufmerksam verfolgend, während Herr von Sarkow laut und deutlich die Worte las, die er langsam und mit großen Buchstaben auf das Papier schrieb:

»Ich sitze im Zellengefängniß, man hält mich unbegreiflicherweise für einen Spion oder Hochverräther. Vergessen Sie mich nicht. Auf Wiedersehen, wenn ich frei werde.«

Er unterzeichnete C. S., faltete dann das Papier und schrieb die Adresse an Fräulein Dorchen Treuberg.

Der Freischärler schien zufrieden.

»Hm, da steht freilich nichts Verfängliches drin,« sagte er treuherzig, »den Brief zu besorgen, das kann ich schon verantworten.«

»Nicht wahr,« sagte Herr von Sarkow, indem er seinem Wächter noch den letzten Rest aus der Flasche einschenkte, worauf dieser mit dem Versprechen, das Billet zu besorgen, sobald er abgelöst werden würde, die Zelle wieder verschloß und den Gefangenen dem so wenig angenehmen und aufreibenden Warten auf eine aufklärende Entscheidung überließ.

Im Laufe des Vormittags erschien dann plötzlich der Commandant Metternich selbst, säbelklirrend und finsternen, drohenden Blicks in der Zelle; einer seiner Adjutanten begleitete ihn. Herr von Sarkow bemerkte, daß ein anderer Freischärler die Thür öffnete, die Wache mußte also gewechselt

sein, und er durfte hoffen, daß sein früherer Wächter bereits sein Versprechen erfüllt und den Brief besorgt haben würde, wodurch dann wenigstens irgend eine Nachricht über das Schicksal der Gefangenen nach außen gelangt war, der einzige Schritt, den er hatte thun können, um eine heimliche Gewaltthat zu verhindern. Metternich warf sich auf einen Stuhl, den man ihm hereintrug, der Adjutant stellte ein Schreibzeug auf den Tisch und breitete ein Actenstück daneben aus. Es handelte sich also um ein Verhör, durch das man vielleicht den Gefangenen einschüchtern und zu compromittirenden Aussagen veranlassen wollte. Herr von Sarkow setzte sich auf seinen Schemel, drückte seine weiße Mütze auf den Kopf und erwartete, ein spöttisches Lächeln auf den Lippen, die weitere Entwicklung der sonderbaren Scene.

»Sie haben erklärt, Bürger Student,« sagte Metternich mit seiner rauhen Stimme, »daß Sie ein Feind der glorreichen Revolution sind und daß Sie eine Niederlage des Volkes im Kampf für seine Freiheit wünschen. Ich habe diese Ihre Erklärung selbst im Badischen Hof gehört.«

»Halt, mein Herr,« sagte Herr von Sarkow, »Sie citiren nicht genau, ich habe nur erklärt, daß ich diese Revolution hier nach meiner Auffassung als Unterthan des Königs von Preußen für Hochverrath und Rebellion halte; daß ich ihr feind bin, habe ich nicht gesagt, und ich glaube nicht, daß man mir eine feindliche Handlung gegen die jetzt hier herrschende Macht vorwerfen kann.«

»Gleichviel, das sind Redensarten,« fiel Metternich ein, »Sie wünschen die Niederlage des Volkes, und um diesen Wunsch zu erfüllen, haben Sie mit Ihren Consorten auf dem

Riesenstein eine Laterne aufgezogen, um dadurch der Armee der Fürstenknechte, die der sogenannte Prinz von Preußen commandirt, Zeichen zu geben, wie es hier in der Stadt steht.«

Herr von Sarkow lachte laut auf.

»Erstens, mein Herr, weiß ich von den militairischen Angelegenheiten Ihres Volksheeres Nichts; zweitens habe ich keinen Begriff, wo die heranrückenden Truppen stehen; um ein Zeichen auf dem Riesenstein zu sehen, müßten sie allerdings schon drüben am Neckar angekommen sein; drittens aber ist es mir völlig unverständlich, wie eine einfache Laterne über dem Riesenstein als ein Zeichen verstanden werden soll – wenn übrigens die preußischen Truppen so nahe sein sollten,« fügte er hinzu, »als ich nach Ihrer sonderbaren Anschuldigung vermuthen muß, so möchte ich Ihnen den wohlmeinenden Rath geben, sich nicht länger hier aufzuhalten.«

»Machen Sie keine Ausflüchte!« rief Metternich, »Ihre Spießgesellen haben bereits Alles gestanden, Ihr Leugnen kann Ihnen Nichts helfen.«

»Ich begreife nicht, was meine Freunde hätten gestehen sollen – übrigens bin ich nicht gesonnen, mich in dem Ton mit Ihnen zu unterhalten, den Sie anzuschlagen belieben; ich werde Ihnen also keine Antwort weiter geben.«

»Bedenken Sie wohl,« schrie ihn Metternich an, »was Sie sagen, ein reuiges Bekenntniß könnte Sie vielleicht retten; bekennen Sie also, was hat jene Laterne zu bedeuten?«

Herr von Sarkow zuckte schweigend die Achseln.

»Warten Sie, warten Sie!« rief Metternich. »Ihr Starrsinn soll gebrochen werden, das Volk weiß, wie es mit den Feinden seiner Freiheit zu verfahren hat – wollen Sie bekennen?« rief er, seinen Säbel grimmig auf den Fußboden stoßend.

Herr von Sarkow wendete sich ab und schien die Anwesenheit des Commandanten nicht weiter zu bemerken.

»Schreiben Sie, Bürger Adjutant,« schrie Metternich, »schreiben Sie: der Angeklagte leugnet, aber er verwickelt sich in Widersprüche und wagt es, hochverrätherische Lästereien gegen die heilige Sache des Volkes und der Freiheit auszustoßen.«

Herr von Sarkow verharrte in seinem Schweigen; der Adjutant schrieb, Metternich unterzeichnete das Protocoll, und beide verließen die Zelle, die Thür heftig hinter sich zuwerfend.

Herr von Sarkow blieb wieder allein; der Ernst und die Gefahr seiner Lage war ihm durch die Verhörsprocedur noch klarer geworden, er konnte nicht zweifeln, daß der wilde und rachsüchtige Turnerführer die schlimmsten Absichten hege; zugleich aber fand er seinen ganzen Muth wieder, um diesem brutalen Angriff stolz und würdig entgegenzutreten. Er verbrachte den Rest des Tages ruhig, ernst und gefaßt, bereit, wenn es sein müsse, mit dem Leben abzuschließen, und dennoch voll von jener freudigen Hoffnung auf irgend eine günstige Wendung, die der frische, elastische Jugendsinn niemals aufgibt.

Langsam vergingen die einsamen Stunden, und doch schien ihm, als der Abend hereindunkelte, der ganze vergangene Tag, der so gar keine äußeren Merkmale der Erinnerung darbot, nur ein einziger Augenblick zu sein.

Als es schon fast ganz finster geworden war, wurde die Thür aufgeschlossen; ein junger Bursche in blauer Blouse, den Filzhut auf dem Kopf und den Säbel an der Seite, trat herein. Er brachte dem Gefangenen frisches Wasser, ein Stück Brod und eine Mehlsuppe zum Abendessen.

»Bleiben Sie wach,« flüsterte er Herrn von Sarkow zu, als er die Schüssel vor ihn auf den Tisch setzte – »bleiben Sie wach. Sie werden Besuch erhalten.«

»Besuch?« fragte Herr von Sarkow, »wie das, wer sind Sie?«

»Ich bin der Bruder vom rothen Schiffer,« erwiderte der Wächter leise, »sie haben mich unter die Freischaaren aufgehoben, und ich habe heute die Wache hier – kein Wort weiter, warten Sie.«

Er ging schnell hinaus und schloß die Thür. Herr von Sarkow aß ein wenig von seiner Mehlsuppe, denn er war in der That hungrig geworden, dann warf er sich auf seine Pritsche nieder und wartete in fieberhafter Ungeduld, was weiter geschehen werde; denn wenn er auch überzeugt war, daß sein Wächter, wenn dieser wirklich ein Bruder des rothen Schiffers war, es ehrlich meine, so vermochte er doch nicht zu begreifen, wie er ihm etwa beistehen könne und welcher Besuch ihm während der Nacht bevorstehen möchte. In bleischerer Langsamkeit zogen die Minuten dahin; die Uhren der Stadt schlugen eine Viertelstunde nach der andern, jedesmal schien dem Gefangenen eine Ewigkeit zwischen diesen Schlägen zu liegen. Endlich waren die Glockentöne der Mitternachtsstunde verhallt, da hörte Herr von Sarkow, daß der Schlüssel ganz leise und vorsichtig im Schloß umgedreht wurde, die Thür öffnete sich ein wenig, sein Wächter trat

herein und diesem folgte, soviel Herr von Sarkow mit seinen an die Dunkelheit gewöhnten Augen erkennen konnte, ein Knabe in weiter Blouse, einen breitrempigen Hut weit in das Gesicht gedrückt, einen Korb am Arm.

Herr von Sarkow sprang von seinem Lager auf und eilte den Eintretenden entgegen – er fühlte, wie eine weiche, warme Hand die seine erfaßte, der Knabe schmiegte sich an ihn an, und im nächsten Augenblick erkannte er Dorchens Stimme, die ihm zuflüsterte: »Gott sei Dank, es wird gelingen, nehmen Sie schnell meine Blouse, meinen Hut und diesen Korb und gehen Sie hinaus, der Weg ist frei. Zwanzig Schritte rechts vom Thor des Gefängnisses wartet der rothe Schiffer, er wird Sie weiter führen.«

»Dorchen – Sie hier!« rief Herr von Sarkow, indem er die zitternd an ihn geschmiegte Gestalt in seinen Arm schloß – »was bedeutet das?«

»Ich habe Ihren Brief erhalten,« erwiderte Dorchen, »konnten Sie zweifeln, daß ich Alles aufbieten würde, um Sie zu befreien? – Alles hat sich so glücklich gefügt, der Schiffer kam, um nach Ihnen zu fragen, durch ihn erfuhr ich, daß sein Bruder, den sie gewaltsam unter die Freischaren gesteckt, hier die Wache hatte, wir haben Alles verabredet; ich bin in dieser Verkleidung gekommen, um Ihnen einige Flaschen Wein und Lebensmittel zu bringen – Alles ist glücklich gegangen, ich bin an der Wachstube vorbeigekommen, ohne daß mich irgend jemand gesehen hat – ziehen Sie schnell meine Blouse an, drücken Sie den Hut in's Gesicht, Niemand wird Sie erkennen, und in einem Augenblick werden Sie frei sein.«

Sie machte sich aus seinem Arm los, warf die weite Blouse ab, unter der sie ein anschließendes Mieder trug, und

drängte inständig bittend Herrn vor Sarkow zur eiligen Flucht. Der Wächter war auf die Flur hinausgetreten, um aufzupassen, daß Niemand sie überraschte; durch die Spalte der halbgeschlossenen Thür warf die trübe Flurlampe einen Lichtschimmer in die Zelle, der das angstvoll erregte Gesicht des jungen Mädchens beleuchtete. Herr von Sarkow zog sie an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

»Ich danke Ihnen, Fräulein Dorchen,« sagte er, »ich danke Ihnen von ganzem Herzen, ich verdiene so viel Liebe, so viel Aufopferung nicht, aber es macht mich unbeschreiblich glücklich, zu sehen, daß es in unsern Tagen so große und edle Herzen wie das Ihre in der Welt giebt.«

»Eilen Sie, eilen Sie,« flüsterte Dorchen, ihn zurückdrängend, »die Minuten sind kostbar!«

»Und Sie,« fragte er – »wenn ich fortgehe, was wird aus Ihnen?«

»Ich bleibe hier,« sagte sie, »an Ihrer Stelle. O, für mich ist das nicht gefährlich, wenn Sie nicht mehr da sind, was kann man mir thun – ist ein armes Mädchen gefährlich? Ich habe Nichts zu fürchten.«

»Nichts zu fürchten, armes Kind?« sagte er; »wenn diese Menschen wirklich nach meinem Leben trachten, so werden sie sich furchtbar an Ihnen rächen; nein, nein, Dorchen, niemals nehme ich ein solches Opfer an. Gehen Sie und seien Sie überzeugt, daß Sie mich unendlich glücklich gemacht haben, was auch geschehen möge.«

»O mein Gott,« rief Dorchen, »das ist unmöglich, das darf nicht sein. Sie müssen fliehen, wie sollte ich es ertragen, wenn Ihnen etwas widerführe?«

»Es wird mir Nichts widerfahren,« erwiderte Sarkow bewegt, »der liebe Gott ist mit mir, da er ein so treues, edles Herz für mich schlagen ließ.«

»O, diese Menschen,« rief Dorchen – »haben mit dem lieben Gott Nichts zu thun, ich beschwöre Sie, fliehen Sie!«

Sie versuchte, ihm die Blouse über den Kopf zu werfen, er aber trat zurück und sagte:

»Jedes Wort ist vergeblich. Wenn ich auch glauben wollte, daß Sie Nichts zu fürchten hätten, wenn ich eigensüchtig genug wäre, Sie in der Gewalt dieser erbitterten, rohen Menschen zurückzulassen, niemals würde ich mich doch von meinen Freunden trennen, hören Sie wohl, niemals! Meine Corpsbrüder befinden sich ebenfalls in diesem Gefängniß, und es wäre feig und schmachvoll, wenn ich ihr Schicksal nicht theilte – hören Sie wohl,« sagte er, Dorchens erneute Bitte abschneidend, »ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich niemals ohne meine Freunde dies Gefängniß verlassen werde. Sie begreifen nun, daß jedes weitere Wort überflüssig ist.«

»O mein Gott, mein Gott, was soll dann werden?« rief Dorchen schluchzend, indem sie angstvoll die Hände rang.

»Was Gott will!« erwiderte Herr von Sarkow. Er warf die Blouse wieder über die Schultern des weinenden Mädchens und drückte ihr den Hut auf den Kopf.

»Gehen Sie,« sagte er, »gehen Sie schnell, damit wir nicht beide der Rache dieser Menschen verfallen.«

Der Freischärler öffnete die Thür. »Schnell, schnell,« sagte er, »die Stunde der Ronde naht, in fünf Minuten müssen Sie fort sein.«

Ohne weitere Erklärung schob Herr von Sarkow das junge Mädchen über die Schwelle und schloß die Thür. Er hörte draußen noch einige geflüsterte Worte, dann wurde der Schlüssel vorsichtig im Schlosse umgedreht und Alles war still. Nach fünf Minuten hallten die Schritte der Ronde auf der Flur wider, rauhe, heisere Stimmen ließen sich hören, dann zog die Ronde vorüber, Alles wurde wieder still und ruhig, und Herr von Sarkow hörte abermals die Thurmglocken der Stadt eine Viertelstunde nach der andern schlagen; jetzt aber war er stolz, klar und freudig, er hatte gethan, was seine Ehre und Pflicht von ihm forderten, und in diesem Bewußtsein erwartete er mit ruhiger, muthiger Ergebung sein Schicksal; friedlich und freundlich nahte ihm der Schlummer, und erst das helle Tageslicht des nächsten Morgens weckte ihn gestärkt wieder auf.

Kaum hatte ihm ein neuer Wächter sein Frühstück gebracht, als auch schon der Adjutant des Commandanten, der am Tage vorher das Protocoll geführt hatte, von einigen bewaffneten Blousenmännern begleitet, erschien und dem Gefangenen befahl, ihm zu folgen. Herr von Sarkow trat in das Verhörzimmer des Zellengefängnisses. An dem grünbedeckten Tisch saß Metternich, von einigen ebenso wild wie er blickenden Männern umgeben. Vor den Schranken standen die übrigen Saxoborussen, die aus ihren Zellen herbeigeführt waren. Herr von Sarkow eilte zu den Freunden hin und drückte ihnen allen die Hand, er war glücklich, nun mit ihnen wieder vereint zu sein und gemeinsam der Gefahr entgengetreten zu können.

»Die Angeklagten sind einzeln vernommen,« begann Metternich, »und ich habe nunmehr, da sie nicht im Stande gewesen sind, sich von der Anklage des Hochverraths und

der Spionage zu reinigen, das Kriegsgericht zusammentreten lassen, um über sie zu urtheilen. Ich bitte, die Aussagen dem Gerichtshofe vorzulesen.«

Eines der Mitglieder des auf diese Weise improvisirten Standgerichts las eine Reihe von Vernehmungsprotocollen vor, die sämmtlich die Anerkennung enthielten, daß auf dem Riesenstein eine Laterne aufgezogen sei; an diese Anerkennung waren dann Schlußfolgerungen des Inquirenten geknüpft, die mit den Aussagen der Angeklagten Nichts zu thun hatten, aber doch so gruppirt waren, daß sie den Anschein einer überführenden Beweisführung vor einem solchen Gerichtshof bieten konnten.

»Wir protestiren gegen diese Protocolle, sie sind sämmtlich gefälscht, wir haben nichts von dem gesagt, was darin steht!« rief Graf Steinborn.

Die Uebrigen schlossen sich der Erklärung an.

»Die Angeklagten beharren in ihrem Leugnen,« sagte Metternich, »und haben weiter Nichts zu ihrer Verteidigung anzuführen. Auf Hochverrath und Spionage steht der Strang, ich für meine Person stimme mit Rücksicht auf die Jugend und Unerfahrenheit der Verbrecher für Tod durch Pulver und Blei. Ich bitte jetzt die Mitglieder des Kriegsgerichts einzeln ihre Stimmen abzugeben.«

Ehe der Nachbar Metternich's, an den er sich zuerst mit seiner Aufforderung wendete, seine Stimme abgeben konnte, wurde die Thür heftig aufgerissen, und der junge Schlössel trat in das Zimmer.

»Was geht hier vor,« sagte er, »warum sind diese Bürger gefangen, und was soll mit ihnen geschehen?«

Metternich sprang auf und stieß seinen Säbel auf den Boden.

»Das geht die Civilverwaltung Nichts an!« rief er; »die Gefangenen sind des Hochverraths und der Spionage überführt, das Kriegsgericht steht im Begriff, über sie zu entscheiden.«

»Welches Hochverraths, welcher Spionage!« rief Schlössel; »wo ist der Beweis?«

Der Mann, der als Auditeur dieses Revolutionstribunals fungirte, reichte dem Civilcommissair der republikanischen Regierung das Actenheft.

»Hier,« sagte er, »die Vernehmungen sind ordnungsmäßig erfolgt.«

Schlössel durchblätterte das Heft, dann schleuderte er es auf den Tisch und rief:

»Das ist Wahnsinn, eine Laterne auf dem Riesenstein, wie ist es möglich, damit den feindlichen Truppen Zeichen zu geben, die noch nicht einmal die Grenze überschritten haben?«

»Ich fordere das Kriegsgericht auf, seine Schuldigkeit zu thun!« rief Metternich, indem er abermals seinen Säbel raselnd auf den Boden stieß.

»Und ich protestire gegen jedes Kriegsgericht, die Bürger hier sind Studenten, sie gehören der Universität an, sie stehen unter meiner Gerichtsbarkeit und unter meinem Schutz. Ich werde die Sache untersuchen und bestimmen, was recht ist.«

»Ich verbiete jede Einmischung in das Kriegsrecht, kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten. Bürger Civilcommissair; ich werde meine Schuldigkeit thun und den freien Boden des Vaterlandes von diesen Verräthern befreien.«

»Folgen Sie mir, meine Herren,« sagte Schlössel; »bei Gott, ich werde nicht dulden, daß sich die Autorität des

freien Volkes durch eine so lächerliche und gehässige Verfolgung beflecke.«

»Fort von meinen Gefangenen!« schrie Metternich, indem er hinter dem Tisch hervorsprang und den Säbel halb aus der Scheide zog.

»Zurück!« rief Schlössel, indem er sich vor die Saxoborussen stellte und die Hand ausstreckte – »zurück, im Namen der Regierung des freien Volkes, die ich hier vertrete, ich übernehme die Verantwortung!«

Die übrigen Mitglieder des Kriegsgerichts standen unerschrocken vor ihren Sitzen, die Wachen zögerten und blickten verlegen auf die beiden Revolutionsführer, die sich drohend gegenüberstanden – in diesem Augenblick aber drängten von der Flur herein eine Anzahl bewaffneter junger Leute, die Schlössel und die Saxoborussen umringten und die Hand an ihre Waffen legten, um auf einen Wink ihres jungen Führers sich Metternich entgegenzuwerfen. Schäumend vor Wuth wollte dieser seinen Säbel aus der Scheide reißen und vorstürzen, aber seine Begleiter fielen ihm in den Arm und zogen ihn zurück, indem sie ihn ermahnten, kein Beispiel des Zwiespalts unter den Volksführern zu geben, und zugleich mit finsterem Unmuth darauf hinwiesen, daß die Uebermacht auf Schlössel's Seite sei. Vergebens versuchte sich Metternich tobend und fluchend loszumachen; von seinen Freunden umringt, führte Schlössel die Saxoborussen aus dem Gefängniß fort.

»Sie sind Gegner der Revolution, meine Herren,« sagte er, als sie auf dem Platz vor dem Gefängnisgebäude angekommen waren, »ich glaube und erwarte nicht, daß Sie Ihre Ueberzeugung ändern werden, aber Sie sollen die Revolution, wie ich sie verstehe, wenigstens achten lernen und ihr

bezeugen, daß sie kein Unrecht und keine feige Rache duldet.«

Bewegt drückten die Saxoborussen dem jungen Volksführer die Hand. Als Herr von Sarkow zu ihm herantrat, sagte Schlössel:

»Danken Sie Ihre Freiheit einem muthigen jungen Mädchen, das bis zu mir gedrungen ist, um mir zu sagen, wo Sie sich befinden, und welche Gefahr Sie bedroht.«

»Ich segne diese Gefahr,« sagte Herr von Sarkow, indem er innig die Hand seines Gegners schüttelte, »denn sie hat mich zwei edle Herzen finden lassen, die ich niemals vergessen werde.«

»Nun aber,« sagte Schlössel, »müssen Sie fort. Begleiten Sie mich nach meinem Bureau, ich werde Sie nicht einen Augenblick aus den Augen lassen, bis ich Sie in völliger Sicherheit weiß. Die Grenze können Sie nicht ohne große Gefahr erreichen, ich stelle Ihnen anheim, sich an irgend einen Ort, den Sie sich wählen mögen, zu begeben, und verlange nur Ihr Ehrenwort, daß Sie Nichts gegen unsre Bewegung unternehmen, – in Ihrem Interesse, meine Herren, schaden würden Sie uns kaum, aber Sie selbst würden verloren sein, denn ich würde Sie kaum zum zweiten Male zu retten vermögen.«

»Gehen wir nach Weinheim,« sagte Graf Steinborn, »dort ist eine Kaltwasserheilanstalt, die ich vor kurzem einmal besucht habe, wir werden dort ruhig den Gang der Ereignisse abwarten können.«

»Gut,« sagte Schlössel, »ich werde selbst Ihren Aufträgen gemäß aus Ihren Wohnungen Wäsche und Kleidungsstücke für Sie holen lassen; aber schnell, in einer Stunde müssen Sie abreisen, damit nicht neue Verwicklungen entstehen.«

Die Saxoborussen begleiteten Schlössel auf sein Bureau, Boten wurden nach ihren Wohnungen gesendet, Herr von Sarkow fügte seiner Bestellung einen herzlichen Gruß an Dorchen bei, und in kurzer Zeit war das nöthigste Gepäck herbeigeschafft. Schlössel ließ mehrere Wagen vorfahren, in jedem dieser nahmen zwei von den Saxoborussen Platz, ihnen gegenüber bewaffnete Freischärler mit geladenem Gewehr und gespanntem Hahn. Schlössel machte die Soldaten dafür verantwortlich, die jungen Leute sicher nach Weinheim zu befördern. Diese verabschiedeten sich noch einmal von ihrem Befreier und fuhren dann in diesem seltsamen Aufzuge vor den Augen der erstaunten Bürger durch die Stadt nach der Bergstraße hin, die am Fuße der Berge nach dem kleinen Städtchen Weinheim hinführt, über dem auf einer vorspringenden Höhe die zerfallene Ruine der alten Burg Windeck sich erhebt.

NEUNZEHNTE CAPITEL.

Das Städtchen Weinheim liegt langgestreckt am Fuße der Bergstraße, vorzugsweise bewohnt von wohlhabenden Ackerbürgern, deren Felder und Weinberge sich auf den Abhängen hin bis zu der mit alten Walnußbäumen und edlen Kastanien bepflanzten Chaussee der Bergstraße und der etwas weiterhin vorüberziehenden Eisenbahn ausdehnen. Unmittelbar über der Stadt erhebt sich die malerische Burgruine der alten Windeck, des einstigen Sitzes eines längst ausgestorbenen ritterlichen Geschlechts; unmittelbar neben der Stadt liegt ein Schloß des Grafen Waldner von Freundstein und in einiger Entfernung weiter die Besitzung der alten Gräfin Waldburg, auf der die Saxoborussen früher vielfach

verkehrt und von der sie einst die wilde Rückfahrt nach Heidelberg gemacht hatten, bei der Fräulein von Herbingen und Frau von Wartenstein mit ihren Wagen umgeworfen wurden. Alle herrschaftlichen Besitzungen dieser Gegend, in der muthmaßlich die ersten Zusammenstöße mit den preußischen und Reichstruppen stattfinden mußten, standen jetzt leer, im übrigen aber zeigte das Städtchen durchaus nicht den unruhig revolutionären Charakter, wie der größte Theil des übrigen badischen Landes; denn die verschiedenen Corps der Revolutionsarmee waren an den größeren Waffenplätzen zusammengezogen, und hier in dieser Gegend zeigten sich nur selten einzelne von Heidelberg herüberkommende Freischärler, die irgend einen Urlaubstag zu einem Ausflug auf der Bergstraße benutzten. Wenn auch abends in den Bierstuben ein lauterer Treiben als sonst stattfand, da auch die kleinen Ackerbürger, von dem Wehen des Zeitsturms berührt, lebhaft die Tagesereignisse und die Möglichkeiten der Zukunft besprachen, so ging doch im allgemeinen die ganze Einwohnerschaft ruhig ihrer gewohnten Beschäftigung nach, und wenn man die Leute so friedlich und fleißig auf ihren Feldern arbeiten sah, so hätte man kaum glauben mögen, daß ringsumher die Flammen der revolutionären Bewegung immer höher aufloderten.

Seitwärts von der Stadt, nach der Bergstraße zu, inmitten eines wohlgepflegten, schattigen Gartens, rings von Weinbergen umgeben, lag ein großes, freundliches Haus, in dem der Doctor Binzer eine Wasserheilanstalt nach dem Muster des Naturarztes Prießnitz in Gräfenberg eingerichtet hatte, während Doctor Binzer selbst eine hübsche Villa, etwa hundert Schritte von seiner Anstalt, bewohnte. Nach dieser Anstalt ließ Graf Steinborn, der in dem ersten Wagen saß, den

seltsamen Zug heranzuführen. Neugierige Gesichter erschienen an allen Fenstern, um sich bei dem Anblick der bis an die Zähne bewaffneten Freischärler, die mit aufgeflossenen Bajonetten die Rückplätze der Wagen einnahmen, sogleich wieder ängstlich zurückzuziehen.

Nach einigen Augenblicken trat Doctor Binzer erschrocken und unruhig vor die Hausthür, um sich nach dem Grunde dieses außergewöhnlichen Besuchs zu erkundigen, der in der damaligen Zeit bedenklich und gefährlich erscheinen mußte. Graf Steinborn aber erklärte ihm mit wenigen Worten einigermaßen die Lage, in der er mit seinen Freunden sich befand, und bat um Aufnahme in seine Anstalt, da sie Alle trotz ihrer ganz wünschenswerthen Gesundheit eine erfrischende Kaltwasserkur ohne Schaden durchmachen könnten und diese gerade wegen ihrer normalen Körperconstitution um so besser ertragen würden. Die befolgten Bedenken des Doctors verschwanden bei der Erklärung der Freischärler, daß sie diese Bürgerstudenten auf Befehl des Civilcommissairs nur zu deren eigener Sicherheit hierher escortirt hätten und daß diese im Uebrigen in der Wahl ihres Aufenthalts völlig frei und keiner weiteren Verfolgung ausgesetzt seien. Die Soldaten der Escorte erhielten für ihren Sicherheitswachdienst eine reiche Belohnung, um auf das Wohl ihres Führers Schlüssel zu trinken; Alle nahmen diese dankbar an und fuhren äußerst zufrieden und vergnügt nach Heidelberg zurück, während die Saxoborussen, ebenso zufrieden über die glücklich überwundene Gefangenschaft und Lebensgefahr, sich in die in der Anstalt noch verfügbaren Zimmer theilten, wobei Herr von Sarkow und Luiz Antonio de Souza eine gemeinschaftliche Wohnung wählten.

Der Doctor Binzer, ein freundlicher, behaglicher Mann von etwa fünfzig Jahren, erzählte ihnen, daß er noch einige Patienten in seiner Anstalt habe, die, theils um ihre erfolgreich begonnene Kur zu vollenden, theils um sich nicht den Gefahren einer Reise durch das unruhig bewegte Land auszusetzen, hier zurückgeblieben seien, da sich voraussetzen lasse, daß eine Krankenanstalt sowohl von den revolutionairen Truppen als auch von den fremden Armeen mit gebührender Rücksicht werde behandelt werden. Der Doctor fügte ernst, mit einem Anklange leichten Mißtrauens hinzu, daß die Hausgesetze seiner Anstalt äußerst streng seien und auch von den Herren, die jetzt ohne eigentlichen Krankheitsgrund bei ihm Aufnahme fänden, beobachtet werden müßten. Nach diesen Gesetzen dürfe in der Anstalt kein geistiges Getränk irgend welcher Art, ebensowenig Kaffee oder Thee getrunken oder auch nur geduldet werden; jeder seiner Gäste müsse sich dieser Hausordnung unbedingt unterwerfen.

Die Saxoborussen versprachen feierlichst die verlangte stricte Enthaltbarkeit, die, wie der Doctor sagte, von dem allerwohlthätigsten Einflusse auf ihre Gesundheit sein werde, und so wurden denn die letzten Ueberreste des durch die Zeitereignisse so traurig zusammengeschmolzenen Corps in dem stillen, friedlichen Asyl des hydropathischen Krankenhauses installiert.

Nachdem die jungen Leute ihr nächstes und tief empfundenes Bedürfniß durch eine gründliche, frische Toilette befriedigt hatten, erschien der Aufwärter des Hauses mit der Anzeige, daß das Diner servirt sei, und einigermaßen neugierig, begab sich die Gesellschaft, die nach der überstandenen Gefahr ihren ganzen fröhlichen Jugendübermuth

wiedergefunden hatte, nach dem gemeinsamen Speisesaal. Hier waren die übrigen Kurgäste bereits versammelt und erwarteten die neuen Ankömmlinge, zu deren Vorstellung der Doctor heute ebenfalls zu der Mittagsmahlzeit seiner Gäste gekommen war.

Die Gesellschaft, der die Saxoborussen durch den Doctor vorgestellt wurden, war in der That ziemlich originell zusammengesetzt. Es war da zunächst ein alter Herr mit blassem, feinem und intelligentem Gesicht, dünnem weißem Haar und weißem Backenbart, der, auf zwei Stöcke gestützt, sich mühsam erhob, um sich sogleich wieder auf seinen Stuhl niederzulassen. Der Doctor stellte ihn als Professor Rotin aus Paris vor, der wegen heftiger gichtischer Leiden hierher gekommen sei und durch die Kur bereits so weit gebracht worden wäre, daß er, auf zwei Stöcke gestützt, nothdürftig gehen könne, während er bisher in einem Rollwagen habe gefahren werden müssen.

Neben dem Professor stand seine Tochter, Fräulein Célie Rotin, ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren und von jener zierlich schlanken, anmuthig biegsamen und doch dabei üppig vollen Gestalt, wie man sie fast nur bei den französischen Damen findet. Ihr frisches, ein wenig bräunliches Gesicht mit den vollen Lippen, der feinen, griechischen Nase und den großen dunkeln Augen war von aschblonden, natürlichen Locken umrahmt; aus ihren unter langen Wimpern hervorschimrenden Augen blitzte der durch die Erziehung in den Formen der guten Gesellschaft zurückgehaltene kecke Uebermuth eines fröhlichen Jugendsinnes hervor, und um ihren feinen Mund schien ein unwillkürliches Lächeln über irgend einen lustigen Einfall zu zucken, den sie zurückzuhalten gezwungen war.

Eine ziemlich große und vielleicht etwas zu schlanke Dame, deren Alter in der etwas bedenklichen und peinlichen Periode zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahren stehen mochte, in der die Damen dem nahenden Alter unwillig den Rücken wenden und die entschlüpfende Jugend ängstlich und eifrig an ihren Rosenflügeln festzuhalten sich bemühen, wurde von dem Doctor als Miß Maggins vorgestellt – es hätte dieser Vorstellung nicht bedurft, um sie als eine Tochter des meerbeherrschenden Inselreiches erkennen zu lassen. Ihr Gesicht, von durchsichtiger Zartheit des Teints, zeigte in seinen Zügen die Linien einer regelmäßigen Schönheit, nur waren diese Züge etwas streng und scharf geworden, es fehlte ihnen ebenso die Bewegung, wie den großen hellblauen Augen Wärme und Licht des von innen hervorstrahlenden Feuers. Lange blonde Ringellocken hingen von ihren Schläfen herab, und eine ganz leichte, zarte Röthe auf ihren Wangen konnte wohl zu dem Zweifel Veranlassung geben, ob dieser duftig hingehauchte Karminschimmer ein Erzeugniß der Natur oder der Kunst sei. Sie trug ein Costüm von roher Seide mit einem kurzen, über die Schulter fallenden Kragen von dem gleichen Stoff, Schleifen von der gleichen Farbe bildeten den einzigen Schmuck ihres Gewandes, und nur eine halb aufgeblühte weiße Rose von jener Gattung, die man mit dem Namen »Mädchenerröthen« bezeichnet hat, schwankte einsam an der Seite ihres Hauptes über den lang herabhängenden blonden Locken. Miß Maggins vereinigte in ihrer ganzen Erscheinung und Haltung in eigentümlicher Weise die pedantische Strenge einer Gouvernante oder der Directrice eines Pensionsinstituts mit der kindlichen Naivetät eines eben in die Welt hinaustretenden Backfisches, und diese beiden Charaktereigenschaften drückten

sich auch in der steifen, kalt abwehrenden Verbeugung aus, mit der sie die Saxoborussen begrüßte, während zugleich ihre schüchtern aufgeschlagenen Augen mit kindlich neugierigen Blicken die Herren musterte.

Die Gesellschaft wurde vervollständigt durch zwei Herren, die auf den ersten Blick als Landsleute der mittelalterlichen Miß Maggins erkennbar waren. Der eine von ihnen, den der Doctor als den Colonel Mr. Coombe vorstellte, war ein großer, kräftig gebauter Mann von fünfzig Jahren mit kurzgeschnittenem, dunkelblondem Haar und einem langen, wohlgepflegten Backenbart. Sein regelmäßiges, scharfgeschnittenes, vornehmes Gesicht zeigte eine gewisse militärische Strenge und zugleich jene kühle Unnahbarkeit, die der englische Gentleman allen Fremden gegenüber zu bewahren gewohnt ist, und die erst langsam bei näherer Bekanntschaft einer größeren Vertraulichkeit weicht. Er war in einen Nankinganzug von der gleichen Farbe wie das Costüm der Miß Maggins gekleidet, in seinem Knopfloch steckte eine Rosenblüthe, die derjenigen ganz ähnlich war, die von den blonden Locken seiner Landsmännin herabnickte. Der Colonel Coombe hatte, wie der Doctor kurz bemerkte, in Indien gedient, dort am Klimafieber gelitten und war nun von einem Heidelberger Arzt zum Schluß einer längeren Kur hierher gesendet, um sich durch das kalte Wasser wieder völlig zu kräftigen.

Neben ihm stand ein etwas kleinerer, corpulenterer Mann von dem gleichen Alter, sein freundliches, rundes und gesundes Gesicht war der vollständige Gegensatz zu dem seines Landsmannes, aber er gab sich ersichtlich die größte Mühe, jenem in allen Stücken zu gleichen. Er war genau in den gleichen Stoff gekleidet und versuchte, wenn auch mit

geringem Erfolge, ebenso würdevoll und feierlich zu blicken und sich ebenso steif zu halten als jener. Der Doctor stellte ihn als Mr. Willis aus Liverpool vor, und da Mr. Coombe mit den Saxoborussen, deren vornehme und elegante Erscheinungen ihm zu imponiren schienen, einige artige Worte in einem wunderlich accentuirten Deutsch wechselte, so fühlte sich auch Mr. Willis bewogen, den neuen Ankömmlingen freundlich entgegenzukommen und ihnen in einem noch merkwürdigeren Deutsch zu erzählen, daß er auf einer großen Tour durch Europa begriffen sei und in der Schweiz seinen ausgezeichneten Landsmann, den Colonel Coombe gefunden habe; es sei ihm eine besondere Freude, in dessen liebenswürdiger und distinguirter Gesellschaft seine Reise fortzusetzen, und da ihm von den Autoritäten der Heidelberger Fakultät die Kaltwasserkur verordnet sei, so habe er es sich zur Ehre gerechnet, seinem Freunde auch hier Gesellschaft zu leisten, obgleich eigentlich seine ausgedehnte Geschäftsthätigkeit seine Rückkehr nach Hause verlange.

Bei den letzten Worten nickte Mr. Coombe seinem kleinen Begleiter mit herablassender Freundlichkeit zu, und Mr. Willis schien ganz glücklich über diese dankbare Anerkennung seiner aufopfernden Hingebung durch seinen so vornehmen und distinguirten Freund.

Man setzte sich zu Tisch, auf dem als ausschließliches Getränk große Glasflaschen mit crystalhellem Trinkwasser standen. Fräulein Célie Rotin saß neben ihrem Vater, der Platz an ihrer andern Seite erregte fast einen Wettlauf unter den jungen Leuten, aber allen andern voraus war diesmal Charles Clarke der Glückliche, der den Preis errang und sich neben die schöne Pariserin setzte, die ihn mit dem Ausdruck neugieriger Verwunderung ansah, denn gerade er mußte

dem jungen, in der Eleganz der großen Weltstadt aufgewachsenen Mädchen fremdartig auffallen, da er mit seinem eigenthümlich geschnittenen Rock, seinem weit aufgeschlagenen Hemdkragen und seinen rothen, rauhen Händen so ganz wesentlich von seinen Freunden abstach und so durchaus gar nicht in die Schablone der Gesellschaftsformen hineinpaßte.

Der Colonel Coombe nahm seinen Platz neben Miß Maggins ein; Herr von Sarkow stand zufällig gerade an der andern Seite dieser Dame, so daß er dem flüchtigen Wink, den sie mit der Würde einer Königin an ihn richtete, folgen mußte, wenn er nicht unartig sein wollte.

Das Diner war äußerst kräftig und gut. Der Doctor suchte, in verschiedenen Sprachen radebrechend, eine möglichst heitere Unterhaltung herzustellen, was bei dem kalten Getränk, das die Patienten vorschriftsmäßig in großen Quantitäten zu sich nahmen, nicht ganz leicht erschien, doch wurde er heute durch die Saxuborussen kräftig unterstützt; denn so wenig ihnen auch das ungewohnte kalte Wasser zusagte, so waren sie doch durch die Befreiung aus dem Zellengefängniß und der so nahe drohend an sie herangetretenen Gefahr in einer so heiteren Stimmung, daß sie die ganze Gesellschaft mit sich fortrissen und sogar zur großen Erheiterung des Colonel Coombe mit freilich nur halbgefüllten Wassergläsern einen Salamander rieben. Die militairische Präcision, mit der dieses Manöver ausgeführt wurde, imponirte dem Colonel nicht wenig, und in Folgedessen war auch Mr. Willis entzückt über diese eigenthümliche studentische Operation.

Die lebhaftere Unterhaltung, die rings um den Tisch stattfand, konnte ein wenig an den babylonischen Thurmbau erinnern: Colonel Coombe sprach ein wenig deutsch und ein wenig französisch, beides indeß ziemlich mangelhaft; Mr. Willis hatte während seines Aufenthalts in Deutschland nur sehr wenig von der Sprache dieses Landes gelernt, der Professor Rotin und seine Tochter sprachen bloß französisch und waren glücklich, bei den Saxoborussen eine so sichere Kenntniß ihrer Muttersprache zu finden. Miß Maggins sprach mit einer gewissen Ostentation vorzugsweise französisch, und führte auch die Unterhaltung mit Herrn von Sarkow, obgleich er sich ziemlich sicher und gewandt englisch auszudrücken verstand, ausschließlich in französischer Sprache, die sie für das Idiom der vornehmen Welt und der guten Gesellschaft halten mochte, wobei sie sich denn freilich eines so eigenthümlichen Accents und so wundersamer Wortbildungen bediente, daß Herr von Sarkow häufig alle Mühe hatte, um für seine unüberwindlich ausbrechende Heiterkeit irgend einen schicklichen Vorwand zu suchen. Er schien übrigens in den Augen seiner mittelalterlichen Nachbarin ganz besondere Gnade zu finden, denn sie unterhielt sich fast ausschließlich mit ihm, und ihre wasserblauen Augen leuchteten zuweilen, wenn sie auf dem jungen Manne ruhten, in einem so lebhaften Feuer auf, als ob das crysallklare Brunnenwasser, das er ihr diensteifrig einschenkte, sich unter seiner Hand in das heiße Blut der Trauben von Burgund verwandelt hatte. Der Colonel Coombe schien über die gänzliche Nichtbeachtung, die ihm von seiner Nachbarin zu Theil wurde, mehr und mehr verstimmt und warf zuweilen Herrn von Sarkow, wenn Miß Maggins sich,

über irgend eine komische und etwas gewagte Bemerkung lachend, zurücklehnte, einen feindlich drohenden Blick zu.

Lieber freilich hätte sich Herr von Sarkow mit der schönen Célie unterhalten, aber diese war so vollständig im Gespräch mit Charles Clarke vertieft, daß sie die übrige Tischgesellschaft kaum beachtete. Der junge Hurone mit seinem wilden, kühnen Gesicht, dessen ganzes Wesen so vollständig von allen Regeln der ihr bekannten Gesellschaft abwich, und der sich doch so sicher und gewandt in ihrer Muttersprache auszudrücken wußte, erregte das immer wachsende Interesse des jungen Mädchens, und auch er, der sonst allen Damengesellschaften aus dem Wege ging, war heute wie verwandelt und erschöpfte sich gegen seine Nachbarin in galanten Aufmerksamkeiten, die in ihrer originellen Unbehilflichkeit zwar häufig ein Lächeln auf Fräulein Célies frischen Lippen erscheinen ließen, ihr aber dennoch Wohlgefallen oder wenigstens ihrer Eitelkeit schmeicheln mußten, denn die Blicke, die sie unter ihren Wimpern hervor zu Charles Clarke hinüberflammen ließ, waren durchaus nicht spöttisch oder zurückweisend, sie plauderte immer herzlicher und vertraulicher mit dem jungen Mann und schien sich mit einer gewissen kindlich naiven Genugthuung der Herrschaft zu freuen, die ihre schönen Augen immer sichtbarer über ihn ausübten.

Nach Tisch zogen sich die Damen zurück. Der Professor Rotin und die beiden Engländer ruhten ein wenig aus, um sich auf ihre Nachmittagsduschen vorzubereiten, und die Saxoborussen plauderten in ihren kühlen Zimmern über die eigenthümliche Lage, in die sie sich plötzlich versetzt sahen, und über die noch eigenthümlichere Gesellschaft, mit der sie der Zufall hier zusammengeworfen hatte, wobei es nicht

an Neckereien gegen Herrn von Sarkow und Charles Clarke fehlte über die Eroberungen, die beide an Miß Maggins und Fräulein Célie Rotin gemacht hätten. Herr von Sarkow ließ Alle diese scherzhaften Bemerkungen mit philosophischer Ruhe über sich ergehen, Charles Clarke aber schien peinlich durch sie berührt, er verstummte, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit fand er keine seiner gewohnten derben und kräftigen Antworten, und häufig stieg eine dunkle Gluth in seinem wetterbraunen Gesicht auf, wenn der Name seiner schönen Tischnachbarin genannt wurde.

»Das wäre Alles schon ganz gut,« sagte Herr von Sarkow, »und wir könnten mit unserm Asyl zufrieden sein, wenn nur dieses verdammte Wasser nicht wäre, das ist ja auf die Dauer ganz unmöglich, es kommt mir vor, als ob ich einen Eisblock im Magen hätte. Ich glaube, wir werden gut thun, einmal in das Städtchen hinauszugehen, uns ein wenig zu orientiren und in irgend einer Kneipe einen erwärmenden Tropfen zu suchen. Wenn wir lange diese Lebensart weiterführen und wenn wir noch dazu die kalten Bäder und Duschen gebrauchen, die der Doctor uns empfiehlt, so werden uns mit der Zeit Fischflossen wachsen müssen.«

Die übrigen stimmten eifrig bei, und man brach auf, um eine Inspection der Stadt Weinheim vorzunehmen und die unter dem Einfluß des kalten Wassers erschlafften Lebensgeister wieder anzuregen. Bald fand man auch eine Weinstube, in der, wie überall in jener Gegend, ein vorzüglicher Schoppen Affenthaler ausgeschenkt wurde. Heiter und vergnügt, als ob es sich in ruhigen, friedlichen Zeiten um einen Nachmittagsausflug handle, setzte man sich in den Garten nieder, und bald hatte das jugendliche Blut die durch das

Wasser herabgedrückte natürliche Lebenswärme wiedergewonnen. Luiz Antonio und Charles Clarke waren bald verschwunden, und auch, als der Abend zu dunkeln begann, noch nicht wieder zu den übrigen zurückgekehrt; man war es gewohnt, daß Luiz Antonio oft die Einsamkeit aufsuchte, um in der Stille sich seinen Träumereien zu überlassen, und gegen Charles Clarke erhob sich der allgemeine Verdacht, daß er fortgegangen sei, um der schönen Célie ungestört den Hof zu machen. So brach denn die übrige Gesellschaft heiter gestimmt und genügend gekräftigt für den beim Abendessen wieder bevorstehenden Wassergenuß nach der Anstalt auf; aber hier waren trotz der immer tiefer herabsinkenden Dunkelheit die beiden Freunde noch nicht angekommen. Man wurde unruhig, da ein Herumstreifen in der Gegend in diesen bewegten Zeiten nicht ohne Gefahr war und es nicht unmöglich schien, daß der um seine Rache betrogene Turnerführer Metternich von Heidelberg aus irgend etwas Feindliches in's Werth setzen möchte. Schon dachte man daran, sich zu bewaffnen und einen Streifzug zu unternehmen, um die Freunde aufzusuchen, als Luiz Antonio erschien und die beruhigende Mittheilung machte, daß er nur einen Spaziergang in den schönen Weinbergen unternommen habe, der ihn etwas weit fortgeführt. Herr von Sarkow bemerkte indeß, daß sein Freund heftig erregt schien, er glaubte seinen Wink zu verstehen, daß er ihm eine Mittheilung machen wolle, und folgte ihm in sein Zimmer, in das er sich zurückzog, um für das Souper seine etwas derangirte Toilette wieder zu ordnen.

»Welches Glück!« rief Luiz Antonio, als beide allein waren, »denke dir, ich habe sie gefunden, nachdem ich diese

ganze Zeit jede Spur von ihr verloren und mich in Sehnsucht verzehrt hatte.«

»Gefunden?« fragte Herr von Sarkow erstaunt, »hier? – wie ist das möglich?«

»Nicht hier,« sagte Luiz Antonio; »ich bin durch die Weinberge nach dem Schloß der Gräfin Waldburg gegangen, wo sie ja viel verkehrte und wo ich ihr häufig begegnete. Das Schloß war leer, die Gräfin ist nach Frankfurt; ich fragte bei dem Hausverwalter nach ihr und nach allen Bekannten, und der Mann hat mir dann anvertraut, daß Frau von Wartenstein auf ihrem Schloß in Trottlingen sei, drei Stunden von hier, einsam in den Bergen gelegen. Sie habe nicht mehr über die Grenze kommen können, sei aber dort nach aller menschlichen Berechnung vollkommen sicher, da keine Kämpfe sich dorthin ziehen würden. Fräulein von Herbingen sei bei ihr, Herr von Wartenstein aber sei so viel der Mann wußte, in Frankfurt. Du siehst also, das ist ein großes, unendliches Glück; wir müssen dorthin, du mußt mich begleiten, ich mag den Gedanken nicht ausdenken, sie dort zu finden, ich werde eine glückselige Erinnerung für die Einsamkeit meines künftigen Lebens mit mir nehmen; o, ich möchte in dieser Nacht noch aufbrechen.«

Er umarmte stürmisch den Freund, Thränen stürzten aus seinen Augen hervor.

Herr von Sarkow schüttelte bedenklich den Kopf.

»Welcher Gedanke!« sagte er, »in dieser Zeit sollen wir uns in die unbekanntenen Berge wagen? Kaum sind wir der Gefahr entgangen, von diesen Freischärlern füsiliert zu werden – fallen wir noch einmal jenem Metternich in die Hände, so wird er kurzen Proceß mit uns machen, und wir werden schwerlich wieder einen Retter im letzten Augenblick finden.«

»Du willst nicht mit mir gehen!« rief Luiz Antonio heftig, »gut, dann gehe ich allein, ich fürchte Nichts; und wenn die offene Hölle mir entgegenflammte, ich würde hindurchgehen, um zu ihr zu gelangen, nach der meine ganze Seele lechzt.«

»Halt, mein Freund, halt,« sagte Herr von Sarkow, »so war es nicht gemeint, verlassen will ich dich nicht, du weißt, daß du auf mich zählen kannst, und wenn du eine Tollheit unternimmst, so werde ich doch jede Gefahr mit dir theilen – aber ich verlange, daß auch in der Tollheit wenigstens so viel Vernunft angewendet werde, als man billigerweise von jedem Menschen verlangen kann. Ich verspreche dir also, so thöricht die ganze Geschichte auch eigentlich ist, an deiner Seite zu stehen und für dich zu denken und vorsichtig zu sein. Doch nicht auf die Mittheilung des Hausverwalters der Gräfin Waldburg werden wir diese gefährliche Tour unternehmen, bedenke, wie leicht die Damen schon wieder weitergereist sein könnten, so daß wir ganz vergeblich uns der Gefahr aussetzen, von Neuem die Bekanntschaft mit den Gefängnissen des souverainen Volkes zu machen, wozu ich gar keine Neigung habe. Es wird nicht schwer sein, hier irgend einen Boten zu finden, der gegen eine gute Belohnung nach Trottingen geht und uns gewisse Kunde bringt, ob die Damen dort sind; dann müssen wir uns irgend eine Verkleidung, einen Wagen und Pferde verschaffen, denn, lieber Freund, ich will Alles für dich thun, aber keinen Tagemarsch zu Fuß machen, und wenn wir in diesen Anzügen und mit unsern weißen Mützen durch die Bergschluchten gehen, so setzen wir uns unnütz allen möglichen Gefahren aus, vor

Allem auch derjenigen, daß wir nicht an unser Ziel gelangen, und daß du diejenige, nach der dein Herz sich sehnt, dennoch nicht wieder siehst.«

»Du hast Recht, du hast Recht!« rief Luiz Antonio, »ich will ruhig und vernünftig sein, ich will warten, aber nicht zu lange, hörst du, nicht zu lange!«

»Laß mich machen,« sagte Herr von Sarkow, »und Alles nach meinem Sinn vorbereiten; ich verspreche dir, daß du sie finden sollst, wenn es möglich ist, aber einige Tage mußt du ruhig bleiben und mir für meine strategischen Vorbereitungen Zeit lassen.«

»Ich verspreche es,« sagte Luiz Antonio, indem er bebend die Hand seines Freundes drückte, »ich weiß es, du wirst mich nicht hinhalten, nicht täuschen, das wäre zu grausam.«

Beide kehrten zu den übrigen zurück. Soeben war Charles Clarke athemlos angekommen, er setzte allen Fragen ein geheimnißvolles Schweigen entgegen.

»Wartet nur, wartet,« sagte er, sich vergnügt die Hände reibend, »ich habe eine Ueberraschung, eine ganz vortreffliche Ueberraschung, ihr werdet Alle zufrieden sein.«

Er verweigerte jede weitere Auskunft, und da soeben der Hausdiener erschien, um die Gesellschaft zum Souper einzuladen, so ging er, immer stillvergnügt vor sich hin lachend, mit den übrigen nach dem Speisesaal hinab.

ZWANZIGSTES CAPITEL.

Bei der Abendtafel in der Anstalt war der Doctor Binzer nicht gegenwärtig, da er den Abend in seiner Familie zubrachte, und die ganze Gesellschaft war auch meist nach den anstrengenden Bädern und Spaziergängen des Tages so ermüdet, daß sich jeder sogleich zur Ruhe zurückzuziehen

pflegte, nachdem das Souper eingenommen war, das aus kalter Küche bestand und bei dem wieder klares Quellwasser als Abendtrunk diente. Auch heute standen die großen Wasserflaschen symmetrisch auf dem Tisch geordnet. Die Saxoborussen konnten sich bei dem Anblick derselben eines leisen Schauders nicht erwehren, da sie sich zu dem Grundsatz der alten Legionäre des Herzogs von Wellington bekannten, daß das Wasser von der Natur zum äußerlichen Gebrauch bestimmt sei, und namentlich seit den Tagen Noah's, da es zum Vertilgungsmittel der sündigen Welt bestimmt wurde, nur mit äußerster Vorsicht innerlich angewendet werden dürfe.

Charles Clarke aber fuhr fort, sich äußerst vergnügt die Hände zu reiben, freilich wurde seine Heiterkeit ein wenig herabgestimmt, als er erfuhr, daß der Professor Rotin durch einen stärkeren Gichtanfall in seinem Zimmer zurückgehalten werde und daß Fräulein Célie ihrem Vater als treue Pflegerin Gesellschaft leiste; indeß überwand er auch diesen peinlichen Eindruck, es schien, daß die Ueberraschung, die er seinen Freunden nicht verrathen wollte, ihn ganz und gar beschäftigte.

Miß Maggins war also die einzige Dame an der Abendtafel, und sie nahm ihren Platz an der Spitze derselben mit feierlicher Würde ein. Für den Colonel Coombe hatte sie nur ein kühles Kopfnicken, während sie Herrn von Sarkow mit einem holdseligen Lächeln und einem halb mütterlich zärtlichen, halb jungfräulich verschämten Blick begrüßte.

Charles Clarke hatte sich mit den beiden Brüdern George Dudley und Edward Howkins dem Colonel Coombe gegenüber gesetzt und versuchte, ihn in eine heitere englische Conversation hineinzuziehen, was ihm jedoch nicht gelang,

denn Mr. Coombe wurde immer feierlicher und einsilbiger, je eifriger und liebenswürdiger sich Miß Maggins in ihre Conversation mit Herrn von Sarkow vertiefte. Die wunderbaren und überraschenden französischen Worte und Redewendungen, deren sie sich dabei bediente, ließen den jungen Mann häufig in helles, fröhliches Lachen ausbrechen, wodurch dann Miß Maggins, die diese unwiderstehliche Heiterkeit für eine Wirkung ihrer geistvollen Bemerkungen halten mochte, ebenfalls immer fröhlicher wurde und immer eifriger und huldvoller sich mit ihren Nachbarn unterhielt.

Noch hatte Niemand dem kalten Wasser zugesprochen. Es war ein frischer Abend, und in dem zu ebener Erde nach dem schattigen Garten hin gelegenen Speisesaal herrschte eine ziemliche Kühle, die wenig geeignet war, Neigung nach dem kalten Getränk zu erwecken; nur Miß Maggins hatte pflichtschuldigst ihr Glas gefüllt, es aber, nachdem sie es mit den Lippen berührt, leicht fröstelnd wieder zurückgestellt. Charles Clarke schien ein wenig ungeduldig, er erhob sein Glas und trank nach englischer Sitte mit einer leichten Verbeugung auf das Wohl des Colonel Coombe; dieser füllte zögernd sein Glas zur Hälfte und hob es dann, die Flüssigkeit ein wenig bedenklich betrachtend, an seine Lippen, um die Höflichkeit zu erwidern, wobei Mr. Willis wie immer seinem Beispiel folgte. Als der Colonel vorsichtig einen kleinen Schluck getrunken hatte, drückte seine Miene zuerst ein grenzenloses Erstaunen aus; er berührte sein Glas noch einmal mit den Lippen, schmeckte hörbar mit der Zunge, als ob seinen Geschmacksnerven ein sonderbares und schwer zu lösendes Problem aufgestoßen sei, dann aber überflog

sein Gesicht ein wohlgefälliges, zufriedenes Lächeln, er nickte Charles Clarke, der ihn gespannt beobachtet hatte, mit einer Freundlichkeit zu, deren man seine strengen, feierlichen Züge gar nicht für fähig gehalten haben würde, und leerte dann mit einem langen Zuge sein Glas bis auf den Grund.

Auch Mr. Willis, der sich für verpflichtet gehalten hatte, die seinem vornehmen Freunde und Vorbilde erwiesene Höflichkeit auch seinerseits zu erwidern, blieb nach dem ersten Schluck, den er aus seinem Glase gethan, in starrem Erstaunen mit weit geöffneten Augen sitzen, ein Ausruf schien auf seinen Lippen zu schweben, er sah den Colonel unruhig fragend und erwartungsvoll an; als dieser jedoch schmunzelnd sein Glas leerte, that auch er es und rieb sich dann ebenso vergnügt wie Charles Clarke die Hände, indem er in ein lautes, lustiges Lachen ausbrach, das er jedoch schnell wieder unterdrückte, als Mr. Coombe ihm einen verwundern und strafenden Blick zuwarf. Beide füllten indeß ihre Gläser wieder, und die Stimmung des Colonels schien plötzlich so erheblich verbessert, daß er den übrigen Saxoborusen und sogar Herrn von Sarkow artig und verbindlich zu-trank. Als diese, um ihm nachzukommen, ihre Gläser an die Lippen führten, zeigte sich auf ihren Gesichtern das gleiche, schnell vom höchsten Erstaunen bis zur lebhaftesten Befriedigung und Heiterkeit übergehende Mienenspiel, Alle leerten ihre Gläser, um sie sogleich wieder zu füllen, und Graf Steinborn commandirte laut einen Salamander auf das Wohl von Charles Clarke, den die Uebrigen Alle jubelnd ausführten.

»Was sagt ihr zu meiner Ueberraschung,« sagte Charles Clarke, ganz strahlend vor Vergnügen, in deutscher Sprache, »nicht wahr, das war eine gute Idee?«

»Vortrefflich!« riefen die Saxoborussen, »sehr gut, sehr gut,« sagte auch der Colonel Coombe, indem er mit der Zunge über seine Lippen fuhr, und Alle füllten aufs neue ihre Gläser mit der hellen Flüssigkeit, in der sie einen ausgezeichnet bereiteten kalten Grogk von Arrak erkannt hatten, der in seiner äußeren Erscheinung von dem klaren Quellwasser gar nicht zu unterscheiden war.

»Das ist noch nicht Alles, noch lange nicht Alles,« sagte Charles Clarke, »meine Ueberraschung fängt erst an, wartet nur, ihr werdet euch noch mehr wundern, wie gut ich für euch gesorgt habe.«

Die Unterhaltung wurde lebhafter, je eifriger die Herren dem von Charles Clarke bereiteten Getränk zusprachen, das so wasserhell unschuldig aussah und doch so viel feurigen Geist in sich barg.

Miß Maggins hatte alle diese Vorgänge kaum beachtet, sie war zu sehr vertieft in ihre Unterhaltung mit Herrn von Sarkow – die Eistrinde, die so lange ihr jungfräuliches Herz umgeben, schien plötzlich aufgetaut, mit immer huldvollem Lächeln neigte sie sich immer vertraulicher zu ihrem Nachbar hin, der bald auflachte, bald ängstlich ein wenig seitwärts rückte. Das einfache Souper war beendet, die Teller mit kalter Küche waren unter dem guten Appetit der Gäste fast vollständig geleert; die große Uhr in dem Speisesaal schlug zehn, die Stunde der Ruhe war gekommen, da am nächsten Morgen bereits um fünf Uhr die hydropathische Behandlung der Patienten, unter der sich die Saxoborussen ebenfalls einzureihen versprochen hatten, beginnen sollte.

Miß Maggins erhob sich, da der Aufwärter verwundert und mahnend an der Thür erschien, mit einem leisen Seufzer.

»*Bon soir, monsieur,*« sagte sie mit ihrem scharfen Gutturaltone – »*dormez bon, – je vous désire un bel rêve de quelque chose aimable – mais c'est difficile ici – je dormais toujours mauvais – pour dormir bon il me faut deux matelots – et ici on a un seulement . . . un seul matelot – et il est si grossier.*«

Während sie Herrn von Sarkow ganz sprachlos anstarrte, fuhr sie lächelnd mit halb flüsternder Stimme fort:

»*Mais cette nuit je dormirai bon, je serai content de mon matelot unique et je rêve de quelque chose si agréable – oh indeed very agreeable.*«

»*Deux matelots – c'est fort,*« rief Graf Steinborn, »*vive ta matelotte, Sarkow!*«

Unter allgemeinem Jubel klangen die Gläser aneinander; Miß Maggins hatte die Worte nicht verstanden, sie mochte den lauten Jubelruf für eine Huldigung halten und verneigte sich dankend nach allen Seiten. Auch Mr. Coombe begriff nicht recht, um was es sich handelte, er hatte sich wie lauschend vorgebeugt und bei den Worten »*dormir*« und »*rêve*« verständnißvoll mit dem Kopfe genickt. Als Miß Maggins sich huldvoll gegen die jungen Leute verneigte, deren Heiterkeit immer lauter und stürmischer ausbrach, stand er auf, leerte sein Glas und sagte, mühsam die Worte herausstoßend:

»*Oh – oui, – je rêve de vous, – toujours – oh toujours, – rêve de moi – moi serai heureux!*«

Er ergriff ihre Hand und drückte einen feurigen Kuß auf diese; Mr. Willis, der hinter ihm stand, drängte sich schnell heran und versuchte ebenfalls, die Hand der ganz starr dastehenden Dame zu ergreifen; während Mr. Coombe ihn mit einem kräftigen Ellbogenstoß zur Seite schleuderte, riß Miß Maggins ihre Hand zurück und warf den Kopf heftig empor.

»*Shocking!*« – klang es in zischendem Ton von ihren Lippen, und mit einem letzten, vernichtenden Blick auf den erschrocken zusammenzuckenden Colonel war sie aus dem Saale verschwunden.

Der Colonel Coombe blieb einen Augenblick ganz gebrochen stehen, als seine feurige Galanterie in so niederschmetternder Weise zurückgewiesen wurde; dann aber gewann er unter dem Einfluß des vortrefflichen Grogks und der allgemeinen Lustigkeit seine gute Laune wieder und schloß sich gern dem mit allgemeiner Zustimmung angenommenen Vorschlage an, noch draußen im Garten zusammenzubleiben, da an der Thür des Speisesaals der Aufwärter bereits ungeduldig wartete, um die Tafel abzudecken. Man trug die Wasserflaschen mit den freilich nicht mehr sehr bedeutenden Resten des eingeschmuggelten Getränks, sowie die Gläser hinaus. Der Aufwärter, ein etwas mürrischer, herkulisch gebauter Mann von etwa fünfzig Jahren, der für den Doctor Binzer eine Art von Geheimpolizei in der Anstalt bildete und jede kurwidrige Extravaganz sogleich denuncierte, war zwar ein wenig verwundert über diese späte Sitzung und erinnerte brummend an die frühe Stunde des Beginns der Kur am nächsten Morgen, aber er konnte doch Nichts dagegen einwenden, daß die Herren noch ein Glas kalten Wassers in der kühlen Abendluft draußen trinken wollten. So begnügte er sich denn mit der dringenden Mahnung, daß man nicht vergessen möge, die Flaschen und Gläser wieder in den Saal zurückzustellen, und zog sich dann kopfschüttelnd in seine Kammer zurück, um wenigstens seinerseits die volle Nachtruhe ungeschmälert zu genießen.

Die eigenthümlich zusammengesetzte kleine Gesellschaft begab sich in eine große Laube, die, dem Hause gegenüber,

von dichten Bosquets umgeben lag, in denen sich einzelne kleinere lauschige Sitzplätze befanden, um den Kurgästen Gelegenheit zu geben, während des Tages einsam oder in kleineren Gesellschaften die frische Luft und den kühlen Schatten zu genießen.

»Es ist ein guter Spaß, ein sehr guter Spaß,« fügte Mr. Coombe, »ich habe schon lange gemerkt, daß mein Magen gar nicht in Ordnung war, die Bäder und Duschen dieses eigensinnigen Doctors würden weit besser wirken, wenn man innerlich etwas Erwärmendes zu sich nehmen könnte, und da wir nun hier unter uns sind, so wollen wir auch ganz lustig sein und eine Cigarre rauchen, die der Doctor wegen der Damen sonst so streng verbietet. Mr. Willis, haben Sie Cigarren bei sich? Ich stecke niemals mein Etui in die Tasche, Miß Maggins könnte das riechen, und sie würde sehr böse sein.«

Mr. Willis und die Saxoborussen boten dem Colonel bereitwillig von ihrem Vorrath des verpönten Krautes an, bald glühten die Cigarren hell durch die Dunkelheit, und die allgemeine Fröhlichkeit wurde nur dadurch beeinträchtigt, daß der Inhalt der Flaschen sich gar zu schnell erschöpfte. Seufzend beugte der Colonel seine Flasche über das leere Glas, um noch die letzten Tropfen aufzufangen, aber diese genügten kaum, um seine Lippen zu befeuchten, und auch die übrigen Herren bedauerten lebhaft, daß der fröhlich begonnene Abend so schnell schon wieder zu Ende sein sollte.

»Wartet einen Augenblick,« sagte Charles Clarke, »ich habe euch gesagt, daß meine Ueberraschung noch nicht zu Ende sei, ihr werdet sehen, daß ich Nichts halb thue und für euch wie ein Vater gesorgt habe.«

Er eilte in das Haus und kehrte nach kurzer Zeit zu der neugierig wartenden Gesellschaft zurück; er trug in einen Plaid gewickelt eine geheimnißvolle Last, die er in einer Ecke der Laube in das dunkle Gebüsch niedersetzte.

»Jetzt gebt eure Gläser,« sagte er; »Alle nach der Reihe, wir wollen einen Salamander reiben auf die Damen im Hause, Niemand darf trinken vor dem Commando.«

Die Gläser wurden ihm gereicht, er füllte sie in seiner Ecke, dann trat er an den Tisch, und als auf das Commando Alle ihre Gläser an die Lippen führten, hörte man die in das Glas hineinschallende Stimme des Mr. Willis, der ganz glücklich rief:

»*Champaign – by God – Champaign!*«

»*Silentium!*« donnerte Charles Clarke – ein gurgelnder, zischender Laut unterbrach den Ruf des Mr. Willis, und der Salamander wurde correct zu Ende gerieben. Dann aber brach ein allgemeiner Jubel aus, denn das so geheimnißvoll eingeschenkte Getränk war in der That wahrhaftiger Champagner gewesen. »Ein Hoch unserm Wohlthäter!« rief Graf Steinborn. »Wie hast du das möglich gemacht, der Wein ist so frisch und so kalt, als käme er aus dem besten Eiskeller, – eine solche Findigkeit kann man nur bei den Büffel- und Bärenjagden in den huronischen Wildnissen lernen – wo hast du ein Versteck in diesem Hause für den verbotenen Nektar gefunden?«

»Das ist mein Geheimniß,« sagte Charles Clarke, indem er die Gläser von Neuem füllte, »ich werde euch das nicht verathen, denn wir müssen haushälterisch damit umgehen. Ich habe in der Weinhandlung im Städtchen den ganzen Vorrath gekauft und mit List hierher gebracht, fragt nicht, sondern

begnügt euch mit der Ration, die ich euch täglich zumessen werde.«

Die Heiterkeit wurde jetzt von Minute zu Minute größer, es entwickelte sich eine regelrechte und commentmäßige Kneipe, bei der man nur den Gesang der Lieder vermied, um die Bewohner des Hauses nicht aufzuwecken. Mr. Willis war unendlich vergnügt und erzählte in einem wunderbaren, aus englischen und deutschen Sätzen gemischten Idiom eine Menge von Geschichten, auf die Niemand hörte und die Niemand zu verstehen vermochte, die aber dennoch äußerst spaßhaft sein mußten, da er selbst von Zeit zu Zeit in lautes und lang anhaltendes Lachen ausbrach. Der Colonel Coombe hatte lange in sinnendem Nachdenken dagesessen, endlich aber stand er auf, nahm Herrn von Sarkow's Arm und führte ihn aus der Laube auf den vom Sternenschimmer matt erleuchteten freien Platz vor dem Hause.

»Mein Herr,« sagte er mit gedämpfter Stimme, indem er sich zu dem Ohr des ganz erstaunten jungen Mannes herüberneigte, was eine vollkommen überflüssige Vorsicht war, da Niemand von der übrigen Gesellschaft die Entfernung der beiden beachtet hatte oder unter der allgemeinen lauten Unterhaltung ihr Gespräch zu belauschen vermocht hätte, »mein Herr, Sie und Ihre Freunde Alle sind vortreffliche Cameraden, regelrechte Gentlemen – das sehe ich wohl, und deswegen habe ich Vertrauen zu Ihnen, ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen.«

»Sprechen Sie, Colonel,« sagte Herr von Sarkow, immer mehr verwundert.

»Ich war zornig auf Sie,« fuhr Mr. Coombe fort – »sehr zornig.«

»Ah, in der That?« fragte Herr von Sarkow in einem Ton, der deutlich bewies, daß diese eigenthümliche Eröffnung durchaus nicht geeignet schien, ihm irgendwie Besorgnisse einzuflößen.

»Doch ich bin es nicht mehr,« sprach Mr. Coombe schnell wie beruhigend weiter, »ich habe geglaubt, daß Sie Miß Maggins den Hof machten.«

»O mein Gott!« rief Herr von Sarkow laut lachend, »dieser Gedanke – Miß Maggins könnte ja meine Mutter sein.«

»Nicht so laut,« flüsterte der Colonel – »nicht so laut – ja, ja, Sie haben Recht, ich habe es ja jetzt gesehen, daß Sie nicht daran denken, und in der That, es war thöricht von mir, aber sie war freundlich zu Ihnen und zu mir immer so unfreundlich, das hat mich geärgert, sehr geärgert – denn sehen Sie, ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen – dieser schöne Abend öffnet mein Herz. Ich liebe Miß Maggins, und ich würde glücklich sein, wenn sie mich wieder lieben und mir ihre Hand reichen wollte. Sehen Sie, mein Freund, ich bin ein jüngerer Sohn meiner Familie, ich bin Officier in Indien gewesen, ich habe meinen halben Sold – das ist ganz gut hier auf dem Continent, aber in England ist das wenig, sehr wenig für einen Gentleman, und Miß Maggins ist reich, ich kenne ihre Familie von London, sie hat eine gute Erbschaft gemacht vor einigen Jahren, und wir würden sehr angenehm und comfortabel leben können, und sie ist noch hübsch, recht hübsch, sie paßt für mein Alter und ist von guter Familie – Alles wäre so schön, so schön, aber sie ist so abstoßend, so unfreundlich gegen mich!« sagte er ganz traurig mit einem tiefen Seufzer.

Die Dunkelheit überhob Herrn von Sarkow der Mühe, die außerordentliche Heiterkeit zu verbergen, mit der ihn dies

durch die heiteren Geister des Champagners hervorgelockte Liebesgeständniß des so steifen und feierlichen Engländers erfüllte.

»Seien Sie nicht muthlos, Colonel,« sagte er, »ein Mann wie Sie ist wohl gemacht, um spröde Herzen zu erobern, und wenn Miß Maggins sich kalt und abstoßend gegen Sie zeigt, so ist das, wie mir scheint, gerade ein günstiges Zeichen. Ich bin noch jung, aber ich habe doch einige Erfahrungen gemacht, glauben Sie mir, die Frauen sind oft gegen den am strengsten, den sie am meisten lieben, – es ist der Kampf des Stolzes gegen die Neigung, sie fürchten sich vor ihrem eignen Herzen.«

»Sie glauben das, Sie glauben das wirklich?« rief Mr. Coombe, indem er seine langen Arme um Herrn von Sarkow's Schultern schlang und den jungen Mann stürmisch an seine Brust drückte.

»Ich glaube es ganz gewiß, Colonel, Miß Maggins fürchtet sich vor ihrem eignen Herzen.«

Der Colonel blickte eine Zeitlang ganz glücklich zu den Sternen auf.

»Ja, ja,« sagte er, »es kann so sein, ich will hoffen, daß es so ist; o, Sie geben mir die Hoffnung wieder – aber thun Sie noch mehr, stehen Sie mir bei – geben Sie mir Gewißheit.«

»Wie das, Colonel?« fragte Herr von Sarkow erschrocken.

»Hören Sie,« sagte Mr. Coombe – »Miß Maggins hat Vertrauen, Neigung zu Ihnen –«

»Wie zu einem Kinde – vielleicht hat sie einen Neffen, an den ich sie erinnere –«

»Vielleicht – doch gleichviel, sie hört auf Sie, mir weicht sie aus – ich habe nun einmal Vertrauen zu Ihnen – erforschen Sie ihr Herz, Sie sind unbefangen. Sie werden die

Wahrheit entdecken. Sie werden mir sagen, ob ich Hoffnung habe. Sie können ihr von meiner Liebe sprechen, mich würde sie nicht anhören; o, ich bitte Sie, mein Herr, ich habe es während meiner Dienstzeit in Indien verlernt, mit den Frauen umzugehen. Sie verstehen das besser, sprechen Sie für mich, handeln Sie für mich, ich werde Ihnen dankbar sein für mein ganzes Leben.«

Herr von Sarkow war in der That erschrocken und verwirrt, er begriff nicht, wie er die Bitte des Colonels erfüllen sollte, der vielleicht schon am nächsten Morgen wenn der Champagnergeist verflogen sein würde, sein Vertrauen bereuen konnte. Die Rolle eines Liebesvermittlers zwischen zwei wildfremden Menschen erschien ihm lächerlich und bedenklich, und es widerstrebte ihm zugleich, mit dem Vertrauen eines braven und ehrlichen Mannes, der der Colonel entschieden war, leichtfertig Scherz zu treiben; doch aber reizte ihn wieder der Gedanke an das tolle Spiel, in das er hier hineingezogen werden sollte, und es lockte ihn die Aufgabe, diesem einsamen Manne, der vertrauensvoll um seine Hilfe bat, ein freundliches Alter und eine behagliche Häuslichkeit zu schaffen.

»Gut, Colonel,« sagte er nach kurzem Besinnen, »ich verspreche Ihnen, zu thun, was ich kann; ich will hören, ich will für Sie sprechen, ich will ehrlich Ihr Vertrauen rechtfertigen, so gut ich es vermag, aber Sie müssen mir keine Schuld beimessen, wenn ich ungeschickt bin und der Erfolg nicht Ihren Wünschen entspricht.«

»Niemals, niemals, mein Freund!« rief Mr. Coombe, indem er ihn von Neuem in seine Arme schloß – »niemals werde ich Ihnen Schuld geben, wie es auch kommen möge, zählen Sie immer auf meine Dankbarkeit und Freundschaft;

wenn mir keine Hoffnung bleibt, so will ich wenigstens Gewißheit haben, die ich mir allein nicht verschaffen kann – nein, nein, ich würde es niemals wagen, zu sprechen.«

»Morgen also werde ich meinen Feldzug beginnen,« sagte Herr von Sarkow; »jetzt aber lassen Sie uns zurückkehren zu den andern, damit man unsre Abwesenheit nicht bemerkt.«

Noch einmal schüttelte der Colonel die Hand seines jungen Freundes, dann nahmen beide ihre Plätze in der Laube wieder ein, und unter lauter Fröhlichkeit wurden die von Charles Clarke herbeigebrachten Flaschen völlig geleert. Die Mitternachtsstunde war bereits vorüber, Charles Clarke weigerte sich entschieden, noch weiteren Vorrath herbeizubringen, da nach der Hausordnung der Tag bereits um fünf Uhr beginnen sollte und nur noch wenige Stunden der Ruhe übrig waren. Man warf die leeren Champagnerflaschen über die Gartenhecke in die Weinberge, spülte die Wasserflaschen und Gläser am Brunnen aus, und nachdem auf diese Weise jede Spur der schweren Verletzung der Hausordnung vertilgt war, kehrte die Gesellschaft in das Haus zurück, um den Schlaf aufzusuchen, dessen auch die Saxoborussen trotz ihrer jugendfrischen Elasticität nach all' den Unruhen der letzten Zeit dringend bedurften.

Luiz Antonio sprach seinem Freunde noch in glühenden Worten von seiner Liebe, er mahnte ihn an sein Versprechen, ihm beizustehen, für ihn zu denken und zu handeln, um die Blüthe eines süßen und doch so wehmüthig traurigen Glücks zu pflücken, die so schnell verwelken mußte und nur der Erinnerung ihren duftigen Kelch zu öffnen bestimmt war. Voll innigen Mitleids drückte Herr von Sarkow noch einmal die Hand seines Freundes. Während dieser halb träumend leiser und leiser in seiner weichen, melodischen

Muttersprache Worte der Sehnsucht und Liebe vor sich hinflüsterte, suchte er ebenfalls sein Lager auf und dachte über die wunderbare Fügung nach, die ihn aus seiner Heimath im fernen Pommern hierhergeführt hatte, um mit seinen so jungen Händen in das Lebensschicksal zweier Menschen einzugreifen, deren Existenz ihm noch vor kurzem so ganz fremd gewesen war. Sein junger schwärmerischer Freund mit dem Herzen voll südlicher Gluth verlangte seine Hilfe, um dem feindlichen Schicksal einen lichten Sonnenblick abzurufen, der dann weit hinaus sein Leben erleuchten sollte und doch vielleicht so bald vor dunkeln Wetterwolken oder vor noch heller strahlendem Lichte erblassen würde – und der steife Engländer rief ihn um Beistand an für seine herbstlich kühle Liebe, deren Wärmegrad sich nach der Skala der Zinsrente seiner Auserwählten bestimmte und an deren ruhiger Flamme er sein Alter behaglich erwärmen wollte. Wohl mischten sich in diese Gedanken des jungen Studenten Zweifel, ob er es verantworten könne, zu solchem Spiel die Hand zu bieten, aber voll schmerzlichen Mitleids sagte er sich, daß die flammende Leidenschaft des Freundes seiner vorsichtigen Führung und Mahnung bedürfe, und daß andererseits der Colonel alt genug sei, um es selbst zu verantworten, wenn er auf dem Wege, den er so eifrig verfolgte, sein Glück nicht finden sollte.

Die tiefe Ermüdung machte all' diesen Gedanken ein Ende – der Traum führte vor die Seele des Entschlummerten das väterliche Schloß im heimischen Pommern herauf – grüßend rauschten die Wipfel des Buchenwaldes, und aus ihrem Schatten trat eine schlanke Gestalt in hellem Gewände – blonde Locken umflossen das edle, liebliche Antlitz – tiefe blaue Augen strahlten ihm licht und warm entgegen – seine

lächelnden Lippen flüsteren in tiefem Athemzug: »Agnes – meine Agnes!«

EINUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

In der Frühe des nächsten Morgens begannen die Vorbereitungen für den ersten Act der Wasserkur. Der alte Aufwärter ging von einem Zimmer zum andern, weckte die Herren und wickelte sie sorgfältig in ein mit kaltem Wasser getränktes großes Laken; über diese frostige Umhüllung wurde dann eine Reihe trockener Tücher und endlich eine starke Flaneldecke gerollt, und darauf der Patient, einer Mumie nicht unähnlich, in vollständiger Bewegungslosigkeit auf sein Lager niedergelegt, wonach an Stelle der unangenehmen Kälte dann schnell eine ganz außerordentliche Hitze und eine Transpiration folgte, die den ganzen Körper in Flüssigkeit auflösen zu wollen schien.

Die Frau des alten Aufwärters besorgte den gleichen Dienst bei den Damen, und mehrere Gehilfen und Gehilfinnen waren zu beider Unterstützung thätig, um diesen ersten Act des hydropathischen Heilverfahrens so schnell als möglich hintereinander an sämtlichen Patienten zu vollziehen. Die Saxoborussen hatten sich, noch halb träumend und erst durch die naßkalte Umhüllung vollständig geweckt, diese Operation, wenn auch mit einigem Schauer, gefallen lassen, ohne sich über deren weitere Folgen klar bewußt zu sein. Auch Charles Clarke lag fest eingeschnürt auf seinem Bett, die Wirkung des naßkalten Tuches hatte ihn von allen am wenigsten berührt, da er von Jugend auf gegen alle Einflüsse der Kälte und Hitze abgehärtet war und oft auf der Jagd Ströme durchschwommen und Sümpfe durchwaten hatte, ohne sich durch seine durchnäßte Kleidung von

der Fortsetzung seines Jagdvergnügens abhalten zu lassen. Als er nun aber so mumienartig eingeschnürt dalag, von glühender Hitze verzehrt und in strömendem Schweiß aufgelöst, ohne daß er im Stande war, ein einziges Glied zu regen, um die auf seinem Gesichte sich vergnügenden Fliegen zu verscheuchen, da erfaßte ihn eine ungeheure Wuth, er versuchte sich loszuarbeiten, aber trotz seiner Riesenkräfte gelang ihm dies nicht, die feuchten Tücher waren so fest um seinen Körper gewickelt, die äußere Flaneldecke mit starken Binden so zusammengebunden, daß Alle seine Bemühungen fruchtlos blieben. Seine der schrankenlosen Freiheit gewohnte und bedürftige Natur empörte sich immer mehr gegen diese Hilflosigkeit, und je mehr er sich innerlich aufregte, um so unaufhaltsamer brach der Schweiß aus allen seinen Poren, um so peinlicher und unerträglicher wurde seine Lage; seine Augen traten fast aus ihren Höhlen heraus, er fluchte die wildesten Flüche seiner huronischen Heimath und rief laut um Hilfe.

Nach einiger Zeit trat der alte Aufwärter herein. Charles Clarke rief ihm eine grimmige Verwünschung entgegen und befahl ihm, ihn augenblicklich von seinen Fesseln zu befreien. Der Alte betrachtete den regungslosen jungen Mann mit einem gewissen spöttischen Mitleiden.

»Ja, ja,« sagte er, »es soll nicht angenehm sein, so eingewickelt dazuliegen, das sagen die Herren alle, aber das ist ja gerade das Wirksamste. Nun, jetzt ist es vorbei, jetzt kommt die Erfrischung, das thut wohl, warten Sie nur einen Augenblick.«

Er trat zu dem Bett heran, Charles Clarke athmete erleichtert auf, denn er hoffte nun von seiner so grausamen und zugleich lächerlichen Einkerkung befreit zu werden; der Aufwärter aber hob ihn, ohne seine Tücher zu lösen, auf, legte ihn wie einen willenlosen Gegenstand über seine Schultern und trug ihn aus dem Zimmer fort, um, über den Corridor schreitend, eine Seitentreppe nach den Kellerräumen des Hauses hinabzusteigen. Charles Clarke, der regungslos über der Schulter des Alten hing, erschöpfte sich von Neuem in allen denkbaren Verwünschungen und Drohungen, ohne daß sein Träger sich im geringsten darum kümmerte. Sie traten endlich in ein großes Gemach des Kellergeschosses, dessen Boden mit einer Strohmatten bedeckt war und an dessen Wänden eine große Anzahl weißer wollener Mäntel nebeneinander hingen. In dem nicht besonders hellen Gemach, das sein Licht durch ein an der Höhe der Wand angebrachtes Fenster erhielt, befand sich ein ziemlich tiefes Bassin, zu dem von den Seiten Steintreppen hinabführten und das bis an den Rand mit klarem Wasser angefüllt war, das von der einen Seite immer frisch zuströmte, während es auf der andern durch eine unterirdische Leitung wieder abfloß, so daß stets die ungemein niedrige Temperatur der unterirdischen Quellen erhalten wurde.

Der Aufwärter stellte Charles Clarke auf die Strohmatten unmittelbar an den Rand des Bassins zwischen den beiden Treppen und begann nun langsam die Hüllen abzuwickeln. Charles Clarke hatte, als sein Träger mit ihm dieses Gemach betrat, sich zuerst ganz verwundert umgesehen, er schien den Raum zu erkennen, und ein flüchtiges Lächeln glitt über sein geröthetes und schweißtriefendes Gesicht, dessen Ausdruck immer heiterer wurde, je mehr eine der beengenden

Hüllen nach der andern sich von seinem Körper löste. Endlich nahm der Aufwärter das letzte Tuch ab, mit einem freudigen Ruf dehnte Charles Clarke seine Glieder aus – in diesem Augenblick aber erhielt er ganz unerwartet von dem Wärter von hinten einen Stoß und fiel vornüber in das hochaufspritzende eiskalte Wasser. Sein bis zur höchsten Temperatur erhitzter Körper versank bis über den Kopf in das unerwartete Bad, schnaufend wie ein Triton tauchte er wieder aus der eisigen Fluth auf, einen Augenblick starrte er, das tiefende Wasser aus Haaren und Augen streichend, wie betäubt umher, während der Aufwärter von oben lachend herabsah und gutmüthig, wenn auch mit einem kleinen Anflug von Schadenfreude, fragte:

»Nicht wahr, das schüttelt den Körper durch? Das ist die Hauptkur, das soll Alles herausziehen, was an Krankheiten im Körper steckt. Mein Gott,« unterbrach er sich plötzlich, »was ist das, was schwimmt da im Wasser, – es taucht auf und taucht wieder unter wie glänzende Fischköpfe!« Er beugte sich herab, um in dem halbdunkeln Zimmer besser sehen zu können.

Charles Clarke aber hatte einen unartikulirten, keuchenden Laut ausgestoßen, in dem sich die höchste Wuth ausdrückte; schnell wie der Blitz war er auf der Steintreppe an der Seite des Bassins heraufgestiegen, in wildem Sprunge stürzte er sich auf den Aufwärter, faßte ihn mit beiden Händen am Halse und sprang im nächsten Augenblick wieder mit ihm in das kalte Bassin hinab. Der Alte stieß einen gelenden Hilferuf aus, aber Charles Clarke hielt mit eisernem Griff seinen Nacken fest und tauchte ihn immer von Neuem tief in das kalte Wasser. »Verdammte Canaille!« rief er,

»ich will dich lehren, deine schlechten Scherze mit mir zu treiben!«

Immer wieder erklang der Jammerruf des Aufwärters, aber ebenso schnell erstarb er wieder in einem dumpfen, gurgelnden Ton, denn so oft der Arme um Hilfe rief, tauchte Charles Clarke ihn schnell wieder um so tiefer in das Wasser ein und hielt ihn so lange mit seiner Riesenkraft nieder, daß er dem Ersticken nahe war. Inzwischen kamen die Badeghilfen einer nach dem andern in das Kellergemach hinein, jeder von ihnen trug einen der Saxoborussen in Decken gewickelt über der Schulter, und sie Alle machten, wenn auch weniger heftig und wild, als dies Charles Clarke gethan hatte, ihrem Unmuth über die mit ihnen vorgenommene Proce-
dur in lauten Worten Luft.

Die Badediener hatten ihre Patienten nacheinander an den Rand des Bassins gestellt und die Hüllen abzuwickeln begonnen, ehe sie von dem sonderbaren Kampf im Wasser etwas wahrnahmen, denn Charles Clarke hatte gerade den Kopf seines Opfers bis zum Grunde niedergedrückt; als endlich der Unglückliche wieder auf der Oberfläche erschien, begann er beim Anblick seiner Gehilfen ein jammervolles Hilfsgeschrei; diese standen anfangs ganz erstaunt da, ohne sich die eigenthümliche Scene erklären zu können, sie mochten an irgend einen unglücklichen Zufall glauben und beugten sich, die halb von ihren Hüllen befreiten Herren stehen lassend, herab, um ihrem Gefährten die Hand zu reichen und ihn aus dem Wasser emporzuziehen. Aber schnell war Charles Clarke aus dem Bassin herausgeklettert, und der nächst erreichbare der Gehilfen flog, von seinem kräftigen Stoß geschleudert, zu dem alten Wärter in das Bassin

hinab. Die übrigen mochten glauben, daß der gegen sie anstürmende, einem wilden, drohenden Meergott gleichende Patient von einem plötzlichen Wahnsinnsanfall erfaßt sei, sie versuchten sich zu verteidigen, aber Charles Clarke bearbeitete sie mit regelrechten Boxerstößen; die übrigen Saxoborussen, die sich inzwischen ihrer Hüllen entledigt hatten, nahmen, ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte, Partei für ihren Freund, es entstand ein wildes, ringendes Durcheinander, und in wenigen Augenblicken befanden sich, von Charles Clarke's gewaltigen Stößen überwältigt, die sämtlichen Badegehilfen in dem Bassin, jedoch nicht, ohne daß sie in ihrem wilden Ringen die Saxoborussen mit hinabgerissen hätten.

Der Kampf setzte sich in dem eiskalten Wasser fort, denn nachdem der erste Schreck des Bades überwunden war, schlossen sich die Saxoburussen laut jubelnd und lachend mit Charles Clarke zusammen, um die beiden Aufgangstrepfen gegen die unglücklichen Badediener zu verteidigen und diese, so oft sie sie nur erwischen konnten, immer wieder von Neuem unterzutauchen.

Während diese chaotische Verwirrung immer höher stieg, erschienen zwei neue Badegehilfen mit dem Colonel Coombe und Mr. Willis.

»Zu Hilfe!« riefen die Badediener im Wasser. – »Zu Hilfe, Colonel! Zu Hilfe, Mr. Willis!« rief Charles Clarke ebenfalls, und schnell sprang er wieder die Treppe hinauf, um die beiden Herren aus ihren Hüllen zu befreien; die Träger dieser aber wendeten sich beim Anblick des Kampfes in dem wild

aufspritzenden Wasser schleunigst zur Flucht und eilten, ihre bewegungslos eingewickelten Patienten über der Schulter, wieder auf den Corridor hinaus. Die im Wasser befindlichen Badediener benutzten den Augenblick, um die Treppe hinaufzusteigen und durch die offene Thür ihren Gefährten nachzueilen. Die Saxoborussen folgten, sie warfen, vor Kälte zitternd, die an den Wänden hängenden Bademäntel um und stürmten auf die Flur des Kellergeschosses hinaus. Die verfolgten Badediener, die die nach oben führende Treppe nicht mehr gewinnen konnten, rissen eine Zwischenthür auf und flüchteten nach einer Abtheilung des Souterrains, zu der man auf einer zweiten Treppe hinabstieg und wo sich das kalte Vollbad für die Damen befand. In dem Augenblick, in dem sie sich auf die Treppe stürzten, erschien auf ihr, die Stufen herabsteigend, eine robuste Aufwärterin, die Miß Maggins, ebenfalls einer Mumie gleich bis zum Halse eingehüllt, über die Schulter gehängt hatte. Der Badediener, der den Colonel trug, sah seinen Weg versperrt, er blieb stehen und rief laut um Hilfe, da Charles Clarke ihn schon erreicht hatte, während sich seine Genossen triefend, vor Frost bebend und ebenso laut schreiend als er, um ihn drängten.

In diesem Augenblick erschien, durch den ungeheuren Lärm herbeigerufen, der Doctor Binzer auf der Treppe. Die Saxoborussen rissen Charles Clarke zurück und drängten ihn in den dunkeln Corridor, wo er, halb wüthend, halb lachend sich hoch und theuer verschwor, alle Badediener in dem kalten Wasser zu ersäufen.

»Aber um Gottes willen, was geht hier vor, meine Herren,« sagte der Doctor Binzer, »wie kommen Sie hier in diese Abtheilung – es ist ein unerhörter Verstoß gegen die Ordnung des Hauses!«

Er versuchte eine strenge Miene zu machen, aber es war ihm kaum möglich, sie festzuhalten, denn der Anblick der in ihre Bademäntel drapirten Saxoborussen und der wassertriefenden Aufwärter war in der That von einer zu grotesken Komik. Die Badediener brachten ihre Beschwerden, alle durcheinander sprechend, vor. Dem Träger des Colonels und der Aufwärterin mochten ihre Last zu schwer geworden sein, sie setzten die beiden regungslos eingewickelten Gestalten auf die Treppe nieder. Jetzt erst erkannte Miß Maggins die Situation in ihrem ganzen Umfange.

»*Shocking – Shocking – Shocking!*« rief sie laut kreischend, »das ist ein Attentat, das ist ein Mord, mehr als ein Mord!« Und noch lauter aufschreiend beugte sie ihren Kopf so tief, als sie es vermochte, gegen die Treppenstufen nieder.

Der Colonel saß mit starren Blicken neben ihr, Mr. Willis war einige Stufen tiefer auf die Treppe niedergesetzt.

»Doctor!« rief der Colonel, »ich befehle, daß man mich fortträgt, auf der Stelle, machen Sie diesem unerhörten Scandal ein Ende!«

»Ja, ich befehle, daß man mich fortträgt!« rief auch Mr. Willis, seine großen, hellen Augen weit aufreißend, »man soll mich forttragen mit dem Colonel.«

»Nehmen Sie die Herren auf,« befahl der Doctor, und schnell schritt er nach dem Herrenvollbade hin. Die Aufwärter folgten ihm mit dem Colonel und Mr. Willis, die Saxoborussen zogen Charles Clarke mit sich fort.

»Nun, meine Herren,« sagte der Doctor, nachdem er die Thür geschlossen hatte, »jetzt erklären Sie mir um Gottes willen, was dies bedeutet! Sie begreifen, daß eine solche Unordnung meine Anstalt auf das höchste compromittirt!«

»Dieser Mensch,« rief Charles Clarke, auf den alten Badewärter deutend, »hat sich einen sehr schlechten Scherz mit mir erlaubt, Doctor; er hat mich in das kalte Wasser gestoßen und ich habe ihn und die andern Schufte Alle dafür ein wenig untergetaucht.«

»Aber mein Gott,« sagte der Doctor lachend, »das gehört ja zur Kur, – er hat nur seine Schuldigkeit gethan.«

»Teufel,« sagte Charles Clarke ein wenig besänftigt, »dann lassen Sie Ihre Kur brauchen, von wem Sie wollen, ich habe keine Lust zu solchen Scherzen. Die Kerle sollen hingehen und etwas Warmes trinken auf meine Rechnung; wenn dies verwünschte kalte Wasser zur Kur gehört, so habe ich ihnen ja nur eine Wohlthat erwiesen.«

»Nun,« erwiderte der Doctor, »ich werde die Sache der Dame erklären, sie wird sich beruhigen – die Costüme bei dieser sonderbaren Matinee waren ja durchaus decent, wenn auch etwas ungewöhnlich.«

»Thun Sie das, Doctor,« rief Charles Clarke, der ebenfalls einen Bademantel umgehängt hatte, »aber ich schwöre Ihnen, daß man mich nicht zum zweiten Mal in diese nassen Tücher einwickeln soll.«

»Herr Doctor,« sagte der alte Badediener, »das ist nicht Alles – es ist nicht Alles, es ist etwas in dem Bassin, etwas Geheimnißvolles, ich fürchte, man hat gefährliche Wassertiere hineingesetzt; o mein Gott, mein Gott, welche Unordnung in unserm stillen, friedlichen Hause!«

»Es ist etwas in dem Bassin?« fragte der Doctor.

»Er träumt!« rief Charles Clarke schnell, »er träumt, was sollte in dem Bassin sein?«

Der alte Badediener hatte den Hahn des Zuflußrohres geschlossen, schnell leerte sich das Bassin, und bald sah man unter dem abfließenden Wasser die weißen Köpfe einer bedeutenden Anzahl von Champagnerflaschen emportauchen.

»Ei, ei, meine Herren,« sagte der Doctor, »das sind ja sonderbare Wasserthiere! Sie scheinen in der That auf jede Weise die Ordnung meines Hauses zu verletzen.«

»Was wollen Sie, Doctor!« rief Charles Clarke, »ich habe den Vorrath da in der Stadt entdeckt und hier in Sicherheit gebracht; wie zum Teufel konnte ich wissen, daß dieses Bassin, das ich für einen kühlen Keller hielt, zu Ihren Kurzwecken benutzt würde?«

»Ich verlange mein Bad, ich halte es nicht mehr aus, man soll mich loswickeln!« rief der Colonel.

»Tragen Sie die Flaschen in die Zimmer dieser Herren,« befahl der Doctor den Badewärtern, »dieser Wein muß heute noch aus der Anstalt entfernt werden. – Nun, meine Herren, bitte ich Sie, sich zurückzuziehen, damit der Colonel und Mr. Willis ihr Morgenbad nehmen können; ich werde versuchen,« sagte er, mühsam seine Heiterkeit unterdrückend. »Miß Maggins wieder zu beruhigen.«

Die Saxoborussen zogen sich zurück, die durchnäßten Badediener trugen die Flaschen fort und fanden, nachdem Charles Clarke jedem von ihnen eine Handvoll blanker Guldenstücke gegeben hatte, daß die ganze Sache doch ein vortrefflicher Spaß sei. Der Colonel und Mr. Willis wurden endlich von ihren Banden befreit und gelangten zu ihrem vorschriftsmäßigen Vollbade. Miß Maggins überschüttete den Doctor mit einer Fluth von bitteren Vorwürfen, sie weinte

und schalt lange, endlich aber ließ sie sich dennoch überzeugen, daß das Ganze ein harmloses Mißverständnis sei; sie erschien zögernd und ihr Gesicht mit dem Taschentuch bedeckend am Arme des Doctors am Frühstückstisch und gewann ihre Ruhe und Unbefangenheit erst wieder, als Herr von Sarkow ihr die Versicherung zuflüsterte, daß sie in jenem verhängnißvollen Augenblick ihn in ihrer klassischen Schönheit an den Raub der Proserpina und an den Kampf um die entführten Sabinerinnen erinnert habe. Auch der Colonel beruhigte sich, als Miß Maggins die ganze Sache von der heiteren Seite auffaßte; der Professor Rotin aber und ganz besonders Fräulein Célie lachten bis zu Thränen, als ihnen die Ursache des außergewöhnlichen Lärms am frühen Morgen erzählt wurde, und so stellte sich bald die heitere Eintracht in der kleinen Colonie wieder her, die der politische Wettersturm hier in der stillen Heilanstalt zusammengewürfelt hatte.

Der Vormittag verfloß wie gewöhnlich, Charles Clarke begleitete den Professor Rotin und dessen schöne Tochter auf einem Ausflug nach der Burgruine von Windeck; der arme, gelähmte Mann hatte es sich bis jetzt versagen müssen, den interessanten Punkt zu besuchen, da der steile und steinige Weg für ihn in seinem Rollwagen unpassirbar schien, Charles Clarke aber versprach, ihn hinauszuschaffen, und hielt sein Wort, indem er mit der Kraft seiner stählernen Muskeln den Wagen des alten Herrn vor sich herschob und ihn, wenn der Weg zu viel Schwierigkeiten bot, wie eine leichte Last ohne jeden Schein von Anstrengung über die Hindernisse hinweghob. Der Professor war glücklich, und Fräulein Célie bewunderte die Kraft und Gewandtheit des

jungen Mannes, der ihr zuweilen fast wie ein Wilder erschien und der dann doch wieder voll so zarter, liebevoller Aufmerksamkeit war und wie ein gehorsames Kind jeden ihrer Wünsche erfüllte.

Zuweilen hatte das in dem Mittelpunkt der verfeinerten und überfeinerten Civilisation aufgewachsene Mädchen nicht übel Lust, über die derbe Natürlichkeit dieses Sohnes der Wildniß zu lachen und auf seine kindlich naiven Bemerkungen eine spöttische Antwort zu geben; aber wenn er dann so sicher und gewandt die steilsten Abhänge erkletterte, um ihr eine wilde Rose zu pflücken, die sie auf der Höhe bemerkt hatte, wenn er mit der Kraft eines Athleten und mit der zärtlichen Sorgsamkeit eines liebevollen Kindes ihren Vater in seinem Wagen über Geröll und Felswege hinüberführte, wenn er dann wieder so treuherzig, mit ihr sprach und sie dabei so warm und innig mit seinen großen, leuchtenden Augen ansah, dann verschwand jede spöttische Regung aus ihrem Herzen, sie fühlte sich von jenem Zauber umfassen, den überlegene Kraft stets auf die weibliche Natur um so sicherer ausübt, je mehr sie mit weicher Zartheit der Empfindung sich verbindet, und wenn der junge Huro-ne mit dem Stiernacken und den braunen, sehnigen Händen von seiner Heimath sprach, von seinem ernsten, strengen Vater, von seiner milden, frommen Mutter, von den dunkeln Wäldern, den riesigen Strömen und den sonnigen Wiesen des fernen Welttheils, dann klangen seine Worte wie ein Gedicht, wie ein Märchen aus einer edeln und reinen, in der ursprünglichen Frische der Schöpfung athmenden Welt, so daß Fräulein Célie ihm fast mit Ehrfurcht und Andacht zuhörte. Aber auch der Professor Rotin fand besonderen Reiz an seiner Unterhaltung; Charles Clarke hatte alle großen

Städte des Continents gesehen, er hatte die Geschichte und die Völkerentwicklung Europas studirt, die Kunstschatze Italiens bewundert, er sprach von dem allem mit Geist und Verständniß, und dabei waren seine Auffassungen oft so neu, so eigenartig überraschend, daß der gelehrte Herr bald lächelnd, bald erstaunt nicht müde wurde, ihm zuzuhören und ihn zu immer neuen Mittheilungen anregte. Fräulein Célie erschloß sich in der Unterhaltung mit Charles Clarke eine ganz neue Welt, und fast schien es ihr, als ob ihr ganzes früheres Leben bedeutungslos in Schatten versinke vor der Kraft, der Frische und dem Reichtum des Geistes und der Empfindung der gewaltigen Natur dieses jungen Mannes, der oft unbändig die Formen der Gesellschaft abschüttelte und doch niemals die Grenzen einer natürlichen Anmuth und eines sich selbst beschränkenden feinen Gefühls überschritt.

Sie waren auf den alten Burghof der Ruine von Windeck gekommen, der Professor blickte entzückt über das weite Panorama, das sich hier den Blicken öffnete und das weit in der Ferne mit dem nebelgrauen Haardtgebirge und dem glänzenden Silberstreifen des Rheins abschloß. Auf einem alten Thurm befand sich eine mit einem Geländer umgebene Plattform, zu der außerhalb an der Mauer eine hölzerne Treppe hinaufführte; Fräulein Célie wünschte diesen höchsten Aussichtspunkt zu ersteigen, der Professor blieb in seinem Wagen unten, und Charles Clarke begleitete das junge Mädchen auf die Plattform. Eine Zeitlang standen sie schweigend dort oben, Fräulein Célie blickte, auf das Geländer gestützt, weit hinaus in die sonnenschimmernde Landschaft, ihre schönen Augen wurden feucht, es überkam sie jene unbestimmte Wehmuth, die ein weiter, freier Blick in

die große Natur so häufig im Herzen aufsteigen läßt, denn je mehr der in die unbegrenzte Ferne schauende Blick die Ahnung der Unendlichkeit in der Seele aufdämmern läßt, um so mehr empfindet das Menschenherz seine Kleinheit und Einsamkeit und doch wieder um so inniger auch den Zusammenhang mit der geheimnißvollen Macht, die die so weite und so schöne Welt erschaffen hat, erhält und mit ihrer Liebes- und Lebenskraft erfüllt.

Plötzlich fuhr sie aus ihrer sinnenden Träumerei auf. Charles Clarke stand neben ihr, und sie sah, als sie zu ihm aufblickte, in seine großen Augen, die so entzückt, so strahlend auf ihr ruhten, als ob er in ihr den lichten Mittelpunkt der ringsum sich ausbreitenden weiten herrlichen Welt erblicke und als ob all' jene sonnenlichte Schönheit vor diesem Mittelpunkt in Schatten versinke.

Verwirrt schlug sie die Augen nieder.

»Mein Vater wartet,« sagte sie hocherröthend, »wir müssen zu ihm zurückkehren.«

Sie wendete sich zu der hölzernen Treppe, aber als sie den Fuß auf die erste Stufe setzte, schien bei dem Blick von der freien Höhe herab ein Schwindel sie zu erfassen, mit einem leichten Aufschrei hielt sie die Hand vor die Augen und trat ängstlich einen Schritt zurück. Schon war Charles Clarke an ihrer Seite, sicher und kräftig und doch zart und vorsichtig faßte er sie in seine Arme, hob sie empor wie ein Kind und stieg so mit ihr die Stufen der Treppe hinab; sie schloß die Augen, aus Furcht, in die Tiefe hinabzusinken, halb betäubt lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter, sie hörte die Schläge seines Herzens in seiner breiten Brust, sie fühlte, wie sein Athem über ihr Haar strich, und als sie so sanft und sicher auf dem gefahrvollen Wege in seinen starken Armen ruhte,

überkam sie ein wundersames Gefühl wonniger Ruhe und Freude, sie war stolz auf ihn, dessen Kraft sie so leicht trug, in dankbarer, demüthiger Hingebung schlug ihm ihr Herz entgegen, und doch hätte sie um keinen Preis ihre Augen aufgeschlagen, denn sie fühlte, daß sein Blick auf ihr ruhte und durch ihre Augen bis in ihr Herz dringen würde.

Sie waren am Fuße der Treppe angekommen. Charles Clarke stellte Fräulein Célie sanft auf den Boden nieder, und mit einem schweren Seufzer sagte er ganz traurig:

»Wir sind schon unten, die Treppe ist so kurz.«

Einen flüchtigen, ganz flüchtigen Blick nur schlug sie zu ihm auf, als sie ihm dankend die Hand reichte, aber so kurz dieser Blick auch war, so hatte er doch in ihm lesen können, daß auch sie vielleicht die Kürze des Weges, den sie in seinen Armen ruhend zurückgelegt hatte, bedauern mochte; höher flammten seine Augen auf, und aus seiner Brust drang ein eigenthümlicher, freudig triumphirender Ton hervor, ähnlich dem Schrei des Raubvogels, der sich stolzen Fluges zur lichten Höhe emporschwingt.

Fräulein Célie eilte zu ihrem Vater hin, erzählte ihm, daß ein Schwindel sie erfaßt habe, und auch der alte Herr dankte Charles Clarke für seine Hilfe, während er forschend in das erröthende und verwirrte Gesicht seiner Tochter blickte.

Ganz glücklich kehrte Charles Clarke von seinem Ausflug kurz vor der Mittagsmahlzeit nach der Anstalt zurück. Herr von Sarkow hatte ihn ungeduldig erwartet und führte ihn zu einem längeren eifrigen Gespräch beiseite, in Folgedessen der keiner Ermüdung zugängliche Hurone noch einmal durch die Weinberge nach dem Städtchen eilte und erst einige Zeit nach dem Beginn der gemeinsamen Tafel im Speisesaal erschien. Er brachte eine große dunkle Flasche mit, die

er vor sich auf den Tisch stellte, als er seinen Platz neben Fräulein Celie einnahm.

»Es ist unmöglich, Doctor,« sagte er lachend, »immerfort dies nüchterne Wasser zu trinken, und da Sie mein vortreffliches Getränk, das ich in Ihrer verwünschten Wassergrube versteckt hatte, mit dem Interdikt belegt haben, so habe ich mir hier dafür ein Surrogat mitgebracht, gegen das Sie gewiß Nichts einwenden werden. Es ist harmloser Himbeersaft,« fügte er hinzu, seine Flasche entkorkend und sein Wasser mit der rothen Flüssigkeit mischend.

Mißtrauisch bat ihn der Doctor, das Getränk kosten zu dürfen.

»In der That,« sagte er, »dagegen will ich Nichts einwenden, obgleich das unverfälschte Wasser gesünder ist.«

Infolge dieser Erlaubniß theilte Charles Clarke Fräulein Celie und Miß Maggins von seinem Himbeersaft mit; beide Damen fanden die Mischung vortrefflich und bedauerten, daß sie nicht längst auf diese Erfindung zur Verbesserung des kurmäßigen Getränks verfallen wären. Miß Maggins söhnte sich durch diese Aufmerksamkeit mit Charles Clarke, den sie anfangs noch mit strengen und strafenden Blicken angesehen hatte, vollständig aus, und die Tafel verlief unter allgemeiner Heiterkeit.

Als sich die Gesellschaft am Abend wieder zusammenfand, brachte Charles Clarke abermals seine dunkle Flasche mit; diesmal war der Doctor nicht da, um den Inhalt zu kosten, und abermals nahmen die Damen dankbar die Mischung an, denn heute war auch der Professor Rotin mit seiner Tochter auf deren dringende Bitte beim Souper erschienen.

»Mein Himbeersaft ist zu Ende,« sagte Charles Clarke, als Miß Maggins prüfend ihr stark duftendes Glas erhob, »es ist diesmal Ananaslimonade, die ich glücklicherweise noch in der Stadt aufgetrieben habe.«

Miß Maggins kostete und schien von dem Geschmack sehr befriedigt. Herr von Sarkow bog sich ein wenig herüber, zog den aromatischen Duft dieses Getränks ein und sagte ganz vergnügt:

»Gib mir auch davon, Charles; und Sie, Colonel, ich rate Ihnen, diese Limonade zu kosten.«

Ein wenig widerstrebend ließ der Colonel von Charles Clarke die geheimnißvolle Flüssigkeit sich in sein Wasser gießen; als er aber gekostet hatte, zeigte seine Miene eine freudige Ueberraschung, und er leerte die Hälfte seines Glases mit einem kräftigen Zuge. Auch Fräulein Célie verschmähte das Getränk nicht, obgleich sie schalkhaft zu Charles Clarke aufblickte und leicht drohend den Finger erhob. Herr von Sarkow nahm die Flasche und schenkte seinen Freunden und Mr. Willis daraus ein. Die Saxoborussen nickten Charles Clarke vergnügt und verständnißvoll zu, Mr. Willis aber rief, nachdem er einen kräftigen Schluck genommen, mit übermäßig weit aufgerufenen Augen:

»Gott verdamme mich, das ist noch besser wie gestern, das ist wahrhaftig vortrefflicher Ananaspunsch!«

»Ananaslimonade, in der That Ananaslimonade!« rief Charles Clarke, während Graf Steinborn Mr. Willis so kräftig in die Seite stieß, daß dieser erschrocken das verhängnißvolle Wort halb verschluckte.

»Sehr gut, in der That sehr gut,« sagte Miß Maggins, indem sie in immer kräftigeren Zügen ihrem Glase zusprach; mit jedem Zug, den sie tat, wurde ihre Miene lächelnder,

ihr Blick feuriger, und immer huldvoller neigte sie sich in flüsterndem Gespräch Herrn von Sarkow zu, der seinerseits nur für sie Augen zu haben schien und sich in Aufmerksamkeiten gegen sie erschöpfte. Der Colonel blickte ein wenig mißtrauisch nach der so eifrigen Unterhaltung herüber, aber Herr von Sarkow machte ihm dann ein Zeichen des Einverständnisses, worauf Mr. Coombe jedesmal wieder ganz zufrieden lächelte.

Der Abend war lau und mild.

»Wir haben gestern noch lange im Garten gegessen,« sagte Herr von Sarkow, als das Souper beendet war; »leider hatten uns die Damen ihre Gesellschaft entzogen; heute bitte ich im Namen aller meiner Freunde, daß die Damen uns nicht wieder so trauriger Einsamkeit überlassen; das Schicksal hat uns Alle hier zusammengeführt, wir müssen uns Alle als eine Familie betrachten und gemeinsam die Wasserqual erdulden, die der Doctor über uns verhängt.«

Er reichte Miß Maggins seinen Arm, und diese folgte ihm ohne Einwendung, indem sie sich mit einem zärtlichen Blick an seine Seite schmiegte. Fräulein Célie wußte die Besorgnisse ihres Vaters vor der kühlen Abendluft schmeichelnd zu beseitigen, sie hüllte ihn sorgsam in ihren eignen Shawl, und Charles Clarke schob den Rollstuhl des alten Herrn in den Garten hinaus. Das nächtliche Dunkel wurde durch die Sterne kaum erhellt, die Bosquets ringsum lagen in tiefem Schatten. Die Gesellschaft vertheilte sich plaudernd nach verschiedenen Seiten. Die Herren hatten ihre Gläser mitgenommen, und das so hinterlistig unter falscher Firma eingeschmuggelte Getränk trug dazu bei, die allgemeine Heiterkeit immer noch zu vermehren. Charles Clarke blieb bei

dem Professor und Fräulein Celie, er sprach eifrig mit gedämpfter Stimme zu ihnen, und das junge Mädchen schlug mehrmals vergnügt lachend in die Hände, indem sie leise sagte:

»Das ist reizend, welch allerliebste Ueberraschung!«

Niemand hatte auf Miß Maggins geachtet, Herr von Sarkow hatte sie nach einer der kleinen Lauben in dem das Haus umgebenden Gebüsch geführt; hier stand eine schmale Bank unter dem tiefen Schatten der überhängenden Zweige. Herr von Sarkow drückte die Dame sanft auf diese Bank nieder und setzte sich an ihre Seite.

»O,« sagte Miß Maggins in ihrer sonderbar gebrochenen Sprache, »wie dunkel ist es da, wir sind allein hier!«

Der leise, zarte Vorwurf, der im Tone ihrer Stimme lag, wurde durch einen sanften Händedruck ausgeglichen.

»Ja,« sagte Herr von Sarkow, indem er ihre etwas harte und magere Hand an seine Lippen führte, »ja, wir sind allein, und so kann ich Ihnen denn sagen, was mir schon lange auf den Lippen schwebt, was ich auszusprechen die Pflicht habe, – die Pflicht –«

»O mein Herr – was wollen Sie sagen – was werde ich hören?«

»Miß Maggins,« sagte Herr von Sarkow, indem er ihre Hand abermals an seine Lippen drückte, »Sie werden geliebt, sehr geliebt.«

»O, o!« stöhnte Miß Maggins, und als ob diese erschreckende Mittheilung sie zwingt, einen Schutz und eine Stütze zu suchen, lehnte sie sich zitternd an Herrn von Sarkow an, so daß ihr Gesicht dem seinen ganz nahe kam, und seine Lippen ihre Wange berührt haben würden, wenn er sich nicht in ehrfurchtsvoller Scheu zurückgezogen hätte.

»Ja,« sprach er weiter, »Sie werden geliebt, ich weiß es.«

»Sie wissen es; o, Sie müssen es wissen!« hauchte Miß Maggins.

»Ja, ich weiß es, und der Sie liebt, ist ein Gentleman, ein tadelloser Gentleman.«

»Ja, ja,« flüsterte sie, sich immer dichter an ihn schmiegend, »ein Gentleman, ein Ritter wie Ivanhoe.«

»Ja, in der That,« sagte Herr von Sarkow, »ein Ritter, der seine Proben abgelegt hat, dessen Arm stark genug ist. Sie zu schützen in allen Gefahren des Lebens. Er hat Ihnen bis jetzt fern gestanden –«

»Ich weiß es nicht mehr,« hauchte Miß Maggins in sein Ohr – »er ist mir nah, o, so nah.«

»Und er hat keinen sehnlicheren Wunsch,« fuhr Herr von Sarkow fort, »als Ihnen für immer zu gehören; ungeduldig wartet er auf das Wort, das ihm sein Glück verkünden soll – o Miß Maggins, lassen Sie ihn nicht vergebens warten, nicht vergebens hoffen, sprechen Sie das Wort der Erhörung, das ihn mit allen Wonnen des Himmels erfüllen wird.«

»Und wie heißt das Wort?« fragte sie, an seine Seite hingegossen.

»Es heißt,« erwiderte Herr von Sarkow: »Ich liebe ihn, der mich liebt.«

»Wenn er es denn noch nicht weiß,« lispelte sie, ihre beiden Hände fest um die seinigen schlingend und ihr Haupt an seiner Brust bergend – »wenn ich es dann noch aussprechen soll: ich liebe ihn, der mich liebt,« fügte sie leise, am ganzen Körper zitternd, hinzu. Herr von Sarkow hustete, wie von einem plötzlichen Anfall ergriffen, zweimal heftig und laut.

Da klang ein leises Zischen von dem Gartenplatz her, ein Lichtschein zuckte durch die Dunkelheit, und im nächsten

Augenblick war der ganze Platz mit dem Hause und den Bosquets tageshell von rothglühendem Licht überstrahlt.

Charles Clarke hatte neben der Eingangsthür des Hauses eine große bengalische Flamme angezündet, und in dem plötzlich aufsprühenden feenhaften Licht derselben sah man jedes Blättchen der Bäume, jede Gruppe der Gesellschaft haarscharf in rothem Glanz.

Fräulein Célie stieß einen Freudenruf aus und klatschte laut in die Hände. Auch die Gruppe in der kleinen Laube war hell beleuchtet; Miß Maggins, die ihr Gesicht mit geschlossenen Augen an Herrn von Sarkow's Brust barg, bemerkte die plötzliche Erleuchtung nicht, sie blieb in den Armen des jungen Mannes ruhen, in ihrem gelben Costüm einem reifen, vom Sturm geknickten Aehrenhalm ähnlich.

Ein Schrei der Entrüstung unterbrach die Stille, die auf die plötzliche Ueberraschung gefolgt war; mit drohenden Blicken, bebend vor Wuth stürmte der Colonel nach der Laube hin.

»Ah, mein Herr,« knirschte er, »das ist stark, so halten Sie Ihr Wort, so belohnen Sie mein Vertrauen?«

Miß Maggins zuckte zusammen und hob den Kopf auf. Das helle Licht strahlte ihr entgegen, sie sah den Colonel vor sich stehen, sie sah alle diese neugierig auf sie gerichteten Blicke, und laut aufschreiend verbarg sie ihr Gesicht in den Händen. Herr von Sarkow aber stand auf.

»Ja, Colonel,« sagte er laut, »ich habe mein Wort gehalten, ich habe Ihr Vertrauen gerechtfertigt – Miß Maggins kennt Ihre Gefühle, Ihre Hoffnung ist erfüllt, Ihre Hingebung ist belohnt; soeben hat diese Dame, der Sie Ihre ritterliche Verehrung geweiht, mir das holde Geständniß zugeflüstert: ich liebe den, der mich liebt. Seien Sie glücklich, Colonel, und

denken Sie in Ihrem Glück Ihres Freundes, der für Sie gesprochen und den Bann des scheuen Stolzes überwunden hat, der zwei liebende Herzen trennte.«

Miß Maggins ließ ihre Hände schlaff herabsinken, ihre Augen öffneten sich fast ebenso übermäßig weit als diejenigen des Mr. Willis, die Falten ihres Gesichts zuckten und zitterten, sie sah Herrn von Sarkow mit einem unbeschreiblichen Blick an, und aus ihren bebenden Lippen hervor zitterte es:

»*Shocking! – Shocking!*«

Aber der Colonel hörte dies bedenkliche Wort nicht.

»O Miß Maggins!« rief er, »ist das möglich? – Sie wollen meine Liebe annehmen, Sie wollen mir gehören? – Das ist zu viel Glück – zu viel Glück.«

Er ließ sich etwas mühsam auf ein Knie nieder und bedeckte die mageren Hände der fassungslosen Dame mit seinen Küssen.

»Ziehen Sie Ihr Geständniß nicht zurück,« flüsterte Herr von Sarkow Miß Maggins in's Ohr, »bedenken Sie, was man sagen würde, was man vermuthen könnte!«

Miß Maggins saß immer noch starr und unbewegt da, noch einmal schleuderte sie Herrn von Sarkow einen vernichtenden Blick zu, aber schon war die ganze Gesellschaft herbeigekommen, um ihre Glückwünsche auszusprechen. Strahlend vor Freude kniete der Colonel vor ihr und schien in stummer Bitte sie um ein Wort der Bestätigung seines Glücks anzuflehen.

Da zuckte es stolz, höhnisch, herausfordernd um ihre schmalen Lippen, sie stand auf und neigte mit dem Anstand einer Königin dankend ihr blondes Lockenhaupt gegen die sich in Glückwünschen erschöpfende Gesellschaft.

Auch der Colonel war aufgesprungen, stürmisch drückte er Herrn von Sarkow so fest an seine Brust, daß dem jungen Mann fast der Athem verging, dann nahm er Miß Maggins Arm und führte sie zu dem Rollstuhl des Professors Rotin, der dem Brautpaar in herzlichen Worten seine Theilnahme aussprach. Fräulein Célie aber gab sich die äußerste Mühe, um ihre immer von Neuem ausbrechende Heiterkeit durch den eifrigen und lebhaften Ausdruck ihrer Freude zu erklären, während Mr. Willis im Kreise umherging und allen Herren, einem nach dem andern, die Hände fast aus dem Gelenk schüttelte.

Charles Clarke war verschwunden. Nach kurzer Zeit kehrte er mit den aus dem Wasserbassin nach seinem Zimmer verbannten Champagnerflaschen zurück; ohne sich um das starre Erstaunen des in der Thür stehenden Aufwärters zu kümmern, ließ er die Pfropfen springen, füllte die Wassergläser mit dem schäumenden Traubenblut, und während die ganze Gesellschaft auf das Wohl des Colonels und der künftigen Mistreß Coombe trank, zündete er eine bengalische Flamme nach der andern an, so daß der Garten abwechselnd in blauem, weißem und rothem Licht strahlte.

Athemlos kam der Doctor Binzer an, der von seiner Wohnung aus den hellen Lichtschein bemerkt hatte und eine plötzlich ausgebrochene Feuersbrunst fürchten mochte; entsetzt blieb er stehen, als er in der feenhaften Beleuchtung seine ganze Badegesellschaft mit den vollen Gläsern in der Hand erblickte, die Charles Clarke und seine Freunde immer von Neuem füllten. Der Colonel führte ihm Miß Maggins entgegen und theilte ihm das freudige Ereigniß mit.

»Ich bin ganz gesund, Doctor, ganz gesund!« rief er; »fort mit Ihrem schlechten Wasser, jetzt wird das Feuer der Liebe mein Arzt sein!«

Obgleich diese poetischen Worte für das herbstliche Alter der beiden Neuverlobten ein wenig hyperbolisch klangen, nickte ihnen Miß Maggins doch hold verschämt Beifall zu. Ehe der Doctor antworten konnte, hatte ihm Charles Clarke bereits ein gefülltes Glas in die Hand gedrückt; Alle stießen mit ihm an, er wagte in einem so außerordentlichen Fall nicht, gegen die Verletzung der Kurvorschriften zu protestiren, und bald war unter seinem Vorsitz ein so ausgelassen fröhliches Trinkgelage hergestellt, wie es vielleicht niemals in den Räumen einer Wasserheilanstalt stattgefunden haben mochte. Charles Clarke holte seinen ganzen Vorrath herbei, man stellte alle Lampen des Hauses zwischen die Bosquets, und endlich wurde auch Miß Maggins so glücklich und fröhlich, als ob die unerwartete Wendung ihres Lebenslaufs auch ihre sehnsüchtigsten Wünsche gekrönt hätte.

Als endlich lange nach der Mitternachtsstunde der Vorrath erschöpft war und der Doctor ernstlich zur Ruhe mahnte, da rief der Professor Rotin vergebens nach seiner Tochter; die ganze Gesellschaft stimmte laut in den Ruf nach Fräulein Célie ein – man hörte ein Rascheln von geknickten Zweigen in den Bosquets, und das junge Mädchen trat ein wenig verwirrt aus der kleinen Laube hervor, in der vorhin Herr von Sarkow sich zum Anwalt der Liebe des Colonels gemacht; zugleich erschien Charles Clarke an der entgegengesetzten Seite des Gartens, indem er ebenfalls wie die andern laut nach Fräulein Célie rief. Als er sah, daß die Gesuchte bereits gefunden war, schob er den Rollstuhl des kopfschüttelnden Professors sorgsam durch die Hausthür nach dessen Zimmer

hin, und hätte der alte Herr sich auf der Schwelle seiner Wohnung umgesehen, so hätte er einen flüchtigen Händedruck der beiden jungen Leute und einen ebenso flüchtigen Blick bemerken können, der aber dennoch deutlich zeigte, daß das Verständniß zwischen ihnen auch ohne fremde Vermittlung ebenso vollständig und vielleicht noch vollständiger und inniger hergestellt war, als dies Herr von Sarkow zwischen dem Colonel und Miß Maggins gethan hatte.

ZWEIUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

Den Bewohnern der Wasserheilanstalt wurde nach dem fröhlichen Abend die Ruhe, die sie erst spät in der Nacht gefunden, nicht lange gegönnt. Schon bei dem ersten Grauen des nächsten Morgens ertönte rings um das Haus auf allen durch das Städtchen Weinheim führenden Wegen raselnder Trommelschlag und der gleichmäßige Schritt marschirender Colonnen; dazwischen vernahm man Signalhörner, Commandorufe und zuweilen auch den mehr oder weniger melodischen Gesang vieler Stimmen. Zuerst erwachten die Damen und blickten neugierig aus den Fenstern, schnell aber fuhren sie wieder zurück, denn ringsum zogen Truppenkolonnen vorüber. Auf der Chaussee der Bergstraße rückten in scharfem Trabe Dragoner und einige Batterien Artillerie vor, und sogar in unmittelbarer Nähe des Hauses durch die Weingärten marschirte Infanterie in ziemlich aufgelösten Reihen auf dem Fußwege vor. Miß Maggins sank mit einem lauten Angstruf auf die Kniee nieder, denn als sie ihr von zahlreichen Haarwickeln umgebenes Haupt spähend gegen die Fensterscheibe drückte, hatten einige neben dem Garten durch die Weinberge marschirende Infanteristen lachend ihre Gewehre auf sie angelegt, und die Dame,

die sich aus den Träumen ihres spät erblühten Liebesfrühlings so plötzlich durch die drohenden Gefahren des mörderischen Krieges aufgeschreckt sah, zog sich schnell wieder auf ihr Lager zurück und drückte ihren Kopf jammernd in die Kissen, um nichts von all' den Schrecken zu sehen, die ihrer Ueberzeugung nach unmittelbar über das friedliche Haus hereinbrechen mußten. Von den hydropathischen Procedures, die am Tage vorher den verhängnißvollen Zorn von Charles Clarke erregt hatten, war heute keine Rede, denn der alte Badewärter, umgeben von seinen sämmtlichen Gehilfen, stand ängstlich lauschend hinter der Gartenhecke, um die unerwarteten Truppendurchzüge zu beobachten. Bald erschien auch der Doctor der Anstalt, um seinen Patienten bei allen möglichen Verwicklungen zur Seite zu stehen, und allmählig fanden sich dann auch die Saxoborussen, sowie der Colonel und Mr. Willis in dem Speisesaal ein.

Mit Mühe nur bewegte der Doctor Miß Maggins, sich in das Zimmer des Professor Rotin zu begeben und dort die Ereignisse abzuwarten, während Charles Clarke und der Colonel abwechselnd bei ihnen erschienen, um sie zu beruhigen und ihnen Muth zuzusprechen.

Immer mehr Truppen rückten vor, ohne daß die Ruhe des Hauses gestört wurde, denn nur hin und wieder traten einzelne der Vorüberziehenden in den Garten ein, um einen Trunk zu erbitten, und wenn sie zuweilen Wein oder Bier verlangten, beruhigten sie sich regelmäßig bei der Mittheilung, daß das Haus eine Krankenanstalt sei, denn alle diese Soldaten der rothen Republik waren im allgemeinen gutmüthige und harmlose Landeskinder, denen es unendlich

fern lag, die Gewalt, die sie für den Augenblick in ihren Händen hielten, zu mißbrauchen.

Endlich sprengte ein Reitertrupp gegen das einzeln liegende Haus, von dem man weit hinaus die Gegend übersehen konnte, heran. Auf das laute Klopfen öffnete der Doctor die Hausthür, es war der General Siegel mit seinem Stabe, theils Freischärler in blauen Blousen, theils Officiere in badi-schen Uniformen, denen man das Bestreben ansah, in Haltung, Manier und Redeweise ihren Cameraden aus dem Volke möglichst gleich zu erscheinen. Unter ihnen befand sich auch der junge Schlössel, der exaltirte Volkstribun der Revolution, der aber dennoch durch die Eleganz seiner jugendfrischen Erscheinung sowie durch den edeln Ernst seines Wesens sich ungemein vortheilhaft von allen seinen Begleitern, besonders auch von dem finsternen, fanatischen Siegel, unterschied.

»Wir wollen einen Augenblick hier ausruhen,« sagte Siegel kurz und kalt, indem er mit mißtrauischen Blicken die in dem Speisesaal versammelte Gesellschaft betrachtete, »bis die Truppen weiter vorgerückt sind. Lassen Sie Posten ausstellen,« befahl er einem seiner Adjutanten, »die uns benachrichtigen sollen, sobald die letzten Abtheilungen vorübergezogen sein werden.«

Er setzte sich ohne Weiteres an den Tisch und befahl dem Doctor, einen Imbiß und einige Flaschen Wein herbeizubringen. Während dieser sich entschuldigend erklärte, daß sein Haus eine Wasserheilanstalt sei und daß er, um das Verlangte herbeizuschaffen, zuvor einen Versuch in der Stadt machen müsse, trat Schlössel in das Zimmer und erkannte sogleich die Saxoborussen, die ihm mit freundlichem Gruß

entgegentraten. Charles Clarke brachte, um seinen und seiner Freunde großmüthigen Befreier so würdig und gut als möglich zu bewirthen, den ganzen Vorrath seiner Punschessenz herbei, den er unter der Firma des von dem Doctor gestatteten Himbeersaftes in die Anstalt geschmuggelt hatte; Brod, Butter und kaltes Fleisch war im Hause vorhanden, und so saß denn bald die so sonderbar zusammengesetzte Gesellschaft miteinander bei einem improvisirten Frühstück, dessen Honneurs die Saxoborussen mit heiterer Ungezwungenheit zu machen übernahmen, während Siegel und die Officiere seines Stabes sich nur zu einer mißtrauisch kühlen Höflichkeit gegen die von Schlüssel ihnen vorgestellten jungen Leute herbeiließen.

»Nun, meine Herren,« sagte Schlüssel, der bei aller seiner demokratischen Begeisterung immer den Ton und die Manieren der guten Gesellschaft beibehielt, »ich begreife es, daß Sie unsrer Sache auch jetzt wohl noch nicht freundlicher gesinnt sein mögen als bei unsrer letzten Begegnung, aber bald werden Sie sich doch von der gewaltigen Expansionskraft des Gedankens der Freiheit überzeugen.«

»Das wird nicht so ganz leicht sein,« erwiderte Herr von Sarkow, »Sie tragen diesen Gedanken in seiner idealen Gestalt in sich, und so könnte er ja vielleicht einmal die Welt beherrschen unter der Voraussetzung einer ebenso idealen Menschheit – aber heute ist die Welt zu Ihrem Ideal so wenig reif, als sie es zu demjenigen des Marquis Posa einst war.«

»In kurzer Zeit werden Sie anders denken,« erwiderte Schlüssel, während Siegel und die Uebrigen finstere, feindliche Blicke auf den jungen Studenten warfen, der es wagte, eine den ihnen geläufigen Phrasen so entgegengesetzte

Sprache zu führen – »dort draußen marschiren unsre Bataillone, die Kämpfer des Volksheeres, die den Gedanken der Freiheit in sich tragen und für ihn das Leben zu opfern bereit sind; sie ziehen aus zu einem unblutigen Kampf, zu einem friedlichen Siege.«

»Ein unblutiger Kampf, ein friedlicher Sieg?« fragte Herr von Sarkow, »und dazu Bajonette und Kanonen? Das sind Gegensätze, die ich nicht verstehe und nicht vereinigen kann.«

»Warten Sie,« rief Schlüssel, »Sie werden es bald verstehen, denn heute noch wird die Sache des Volkes ihren höchsten Triumph feiern! Drüben an der nahen Grenze, der Grenze, die fürstliche Willkür zwischen den Bruderstämmen des deutschen Volkes aufgeschlagen hat. Stehen die hessischen Truppen, die von der verblendeten Bundesregierung aufgeboden sind, um gegen die heilige Sache des Volkes zu Felde zu ziehen; aber jene Soldaten gehören selbst dem Volke an, die Leiden des Volkes sind ihre Leiden und des Volkes Befreiung wird ihre Befreiung sein. Wir wissen, daß sie Alle fühlen und denken wie wir, wir werden ihnen mit ausgestreckter Bruderhand entgegengehen, wir werden ihnen die Arme öffnen und ihnen Antheil bieten an dem heiligen Erlösungswerke der geknechteten Menschheit. Wir wissen, daß in ihren Herzen allen das Feuer der Revolution, die Liebe der Freiheit glüht, und in heiligen Flammen wird sich unsre Begeisterung mit der ihrigen vereinen, mit einem Schlage, in einzigem, einstimmigem Jubelruf wird das Hessenland sich mit uns verbünden, um die Fahne der Freiheit weiter und weiter zu tragen – dies Beispiel aber wird eine zündende Wirkung in ganz Deutschland ausüben, überall werden die

verblendeten Söhne des Volkes, die aus Trägheit, Gewohnheit und Furcht im Söldnerdienste der Tyrannei stehen, sich ihrer ursprünglichen unveräußerlichen Rechte der Freiheit und Menschenwürde erinnern, sie werden das Joch einer doch nur eingebildeten Gewalt abschütteln und die Waffen, die ihnen der Despotismus in die Hand gab, für ihre und ihrer Brüder Freiheit erheben. Heute wird die große Frage entschieden werden; nach dem Beispiel, das die braven Hessen geben, können die Fürsten keine Söldner mehr finden, um das freie Volk zu unterdrücken – auch Sie, meine Herren, werden dann der heiligen Fahne der Freiheit folgen. Sie sind ja jung wie ich, und die Jugend ist gut und edel, und wir,« sagte er, indem ein glückliches Lächeln sein von Begeisterung strahlendes Gesicht verklärte, »wir werden auch Sie nicht zurückweisen, obwohl Sie lange gezögert und gezweifelt haben, denn jeder ist willkommen in dem großen Bruderbunde der Freiheit, ob er früher oder später kommt, sich der gemeinsamen heiligen Arbeit der Völker anzuschließen.«

Herr von Sarkow sah ihn mit einem Blick voll sympathischen Mitleids an.

»Das heißt,« sagte er kopfschüttelnd, »in trockene Prosa übersetzt: Sie nehmen an, daß die hessischen Truppen einfach ihren Fahneneid vergessen und zu Ihnen übergehen werden. Ich glaube das nicht, und wenn es dennoch geschehen sollte, so wird ein solches Beispiel kaum weitere Nachahmung finden, gewiß nicht in Preußen – Sie sind selbst Preuße und kennen die preußische Armee, sie hat gegen die Versuchung im eignen Lande stand gehalten und wird gegen Sie um so gewisser ihre Schuldigkeit thun.«

»Ihre Schuldigkeit ist, im Volke aufzugehen!« rief Schlüssel, »von dem sie einen Theil bildet. Sie rechnen mit den alten Begriffen, die der Despotismus künstlich erzeugt und genährt hat, aber wir treten in eine neue Zeit und haben den hohen Beruf, ein neues Evangelium durch die Welt zu tragen. Auch das Christenthum, das bis jetzt die Menschheit beherrschte, hatte seine Wunder, weil es den Geist der Freiheit in die alte Welt hineintrug, wir werden ebenso unsre Wunder haben, denn der Glaube an eine heilige Wahrheit trägt immer und überall die Wunderkraft in sich.«

Eine Ordonnanz meldete, daß die letzten Truppenzüge die Stadt Weinheim passirt hätten.

Der General Siegel erhob sich.

»Wir müssen aufbrechen,« sagte er, »um an die Spitze unsrer Colonnen zu eilen. Nach meinen Nachrichten stehen die Hessen zwischen Hemsbach und Heppenheim und wir müssen mit unsrer Avantgarde dort eintreffen. Da diese Herren hier,« fügte er finster und drohend hinzu, »unsrer Sache so wenig Vertrauen schenken und sich so offen als Feinde des Volkes bekennen, so sollten wir sie mit uns nehmen, vielleicht ist es gefährlich, sie hier im Rücken unsrer Linien zurückzulassen.«

»Nein!« rief Schlüssel, »nein, diese Herren sollen frei und unangetastet hier bleiben; was wäre die Freiheit, wenn sie nicht an sich selbst glaubte, wenn sie sich auf ihrem Siegeszuge durch die Welt vor waffenlosen Gegnern fürchten wollte? – Für diese Herren hier bürge ich, ich habe ihr Wort, daß sie Nichts gegen unsre Sache unternehmen.«

»Gut denn,« sagte Siegel, »so brechen wir auf.«

Ohne Gruß ging er mit seinen Ordonnanzofficieren hinaus, Schlössel verabschiedete sich mit einem Händedruck von den Saxoborussen.

»Halten Sie ein,« fügte Herr von Sarkow, von tiefer Theilnahme fortgerissen, »halten Sie ein, kehren Sie um von dem verhängnißvollen Wege, bleiben Sie hier bei uns. Sie dienen einer verlorenen Sache, Sie werden mit ihr zu Grunde gehen, und bei Gott, Sie sind Besseres werth.«

»Und wäre meine Sache verloren,« erwiderte Schlössel, »ich stehe und falle mit ihr; was wäre ich überhaupt noch auf Erden werth, wenn ich meine Ueberzeugung verleugnete und feige zurückstände, wo es gilt, sie zum Siege zu führen? Leben Sie wohl, wenn wir uns wiedersehen, werden Sie nicht mehr für mich bangen, mich nicht mehr bedauern – Sie werden mich beneiden, daß ich unter den ersten vorgegangen bin auf dem Wege in das Reich der Freiheit.«

Er schwang sich in den Sattel und sprengte davon. Traurig blickte ihm Herr von Sarkow nach, bevor er in das Haus zurückkehrte.

Der Tag verging in banger Unruhe, kaum wurde das Mittagessen berührt, bei dem heute den strengen Regeln der Kur gemäß das Wasser wieder in seine vollen Rechte getreten war; denn während man noch bei Tisch saß, dröhnte weither Kanonendonner vom Melibokus herüber, und die Herren eilten trotz der Bitten der zitternden Damen hinaus auf die nächsten Höhen, um nach der Gegend hinzuspähen, von der die Kanonensalven herüberklangen, die zu beweisen schienen, daß statt des gehofften Verbrüderungsfestes die Begegnung mit den hessischen Truppen zu einem ernstesten Zusammenstoß geführt habe. Und in der That entsprachen die Ereignisse durchaus nicht den Erwartungen,

die der junge Schlüssel mit so zuversichtlicher Begeisterung ausgesprochen hatte.

Die revolutionären Truppen waren auf der Bergstraße bis in die Gegend zwischen Hemsbach und Heppenheim vorgeückt, wo sie die hessischen Vorposten erblickten. Trotz der von Schlüssel so gewiß verkündeten und vorausgesetzten Bereitwilligkeit der hessischen Soldaten, sich der Sache der Revolution anzuschließen, hatte Siegel dennoch auch die Möglichkeit eines Kampfes in's Auge gefaßt und seine Truppen in einer Art von Schlachtordnung aufgestellt, die freilich vom militairischen Gesichtspunkt aus das Sonderbarste war, was wohl je in der Kriegsgeschichte vorgekommen sein mochte. Die Dragoner, von denen ein Theil unter dem Obersten von Hinkeldey durch die Berge davongezogen und glücklich über die Grenze entkommen war, standen in dem Verdacht geheimer Sympathieen für den Großherzog; man traute ihnen nicht ganz und hatte sie deshalb in geschlossenen Schwadronen an die Spitze der sonderbaren, in langer Linie auf der Bergstraße zusammengedrängten Schlachtordnung gestellt. Unmittelbar hinter den Dragonern stand die Infanterie, und endlich schloß sich zuletzt die Artillerie mit ihren Munitionswagen an.

Als man so den feindlichen Vorposten gegenüber Aufstellung genommen hatte, wurde ein Parlamentair vorausgeschickt, um den hessischen Truppen ein großes Packet von gedruckten Proclamationen zu überbringen, in denen sie im

Namen der Freiheit aufgefordert wurden, mit ihren badischen Brüdern gemeinsame Sache zur Befreiung Deutschlands von der Fürstentyrannie zu machen. Nachdem diese Proclamationen übergeben und der Parlamentair zurückgekehrt war, eilte eine Anzahl der badischen Freischaarenführer unter lauten Hochrufen für die hessischen Brüder den Vorposten entgegen, die sich dichter zusammengezogen hatten, und hinter denen, wie man bemerken konnte, größere Truppenkolonnen vorrückten. Aber statt daß die hessischen Truppen, wie man erwartet hatte, unter Freudenrufen den Badensern entgegenkamen, begann aus den hessischen Reihen ein nachdrückliches Feuer, mehrere der Blousenmänner, die, ihre Hüte in der Luft schwenkend, voranstürmten, brachen zusammen, und ihre jammernden Wehklagen mischten sich mit den wilden Verwünschungen ihrer Gefährten, die schleunig umkehrten und in die badische Aufstellung zurückeilten.

»Verrath – Verrath!« hörte man ringsum schreien, »sie schießen, sie morden uns – es sind feige Fürstenknechte, Feinde des Volkes und der Freiheit!«

Siegel saß finster auf seinem Pferde.

»Man hat uns belogen,« sagte er, »nachdem einmal Blut geflossen, ist an keine Verbrüderung mehr zu denken – dieser Geck von Mieroslawski wird triumphiren.«

»Nein, das wird er nicht!« rief Schlössel, »er hat lange für die Freiheit gekämpft, er kannte die Verblendung besser als wir, in der die Fürsten ihre Soldknechte zu halten verstehen, – aber darum war unser Glaube dennoch schön, und die heilige Sache der Freiheit wird dennoch siegen, wenn sie auch mit Blut besiegelt werden muß. Der Sieg des Gedankens ist uns nicht zu Theil geworden, jetzt müssen die Waffen unsre

Sache zum Siege führen – vorwärts zum Angriff, die Söldner der Tyrannei sollen die Kraft des freien Volkes fühlen.«

»Zum Kampf – zum Kampf! Tod den Verräthern, Untergang den Tyrannen!« riefen die Blousenmänner ringsum, während die früheren Officiere ernster und schweigsamer wurden.

Siegel warf einen bedenklichen Blick auf die hinter der Tirailleurkette heranrückenden feindlichen Bataillone, aber immer lauter wurden die Kampfesrufe, sie setzten sich durch die Reihen der Truppen fort, die Infanterie drängte in fast aufgelösten Gliedern vor und schob sich bereits zwischen die Pferde der letzten Dragonerschwadron. Es schien unmöglich, die Bewegung aufzuhalten. Siegel ertheilte den Dragonern den Befehl, gegen die feindliche Infanterie zu chargiren; Schlüssel, von einigen jungen Freischärlern begleitet, sprengte zur vordersten Schwadron vor, Signale schmetterten, die Commandoworte erschallten, und zuerst im Trabe, dann in voller Carriere jagten die Dragoner mit geschwungenen Säbeln den hessischen Bataillonen entgegen. Die Infanterie folgte laut rufend in immer mehr sich auflösenden Gliedern nach.

Als die Dragoner nahe an die feindlichen Linien herangekommen waren, empfing sie ein mörderisches Feuer.

Die ersten Reihen brachen zusammen, ein wilder Knäuel von Menschen und Pferden wälzte sich auf dem Boden; die folgenden Reiter versuchten, über die Gefallenen hinweg vorwärts zu sprengen, aber immer neue Salven trachten ihnen entgegen, immer mehr häuften sich die gefallenen Menschen und Pferde.

Die erste Schwadron stockte, die zweite drängte nach, neue Lücken rissen die feindlichen Kugeln in die dichter und

dichter zusammengedrückte Masse. Da erfaßte die Reiter ein wilder Schrecken, die vordersten wendeten ihre Pferde und drängten rückwärts, und in wenigen Augenblicken jagten die Schwadronen in aufgelöster Flucht davon; sie sprengten in die vordringende Infanterie ein, die erschreckten Soldaten wehrten mit Kolbenschlägen und Bajonettstichen die bäumenden und um sich schlagenden Pferde ab, die Dragoner versuchten sich mit ihren Säbeln einen Weg zur Flucht zu bahnen, und während die hessischen Bataillone unter fortgesetztem Feuer vorrückten, entspann sich ein wilder Kampf zwischen den Dragonern und der Infanterie.

»Verrath – Verrath – man mordet uns, Tod den Dragonern!« rief man von allen Seiten, und immer mehr verwirrte sich die Masse der Fliehenden und der von hinten nach vorwärts Dringenden ineinander.

Schlüssel sprengte in den aufgelösten Reiterhaufen hinein, mit Bitten und Drohungen versuchte er die Dragoner zum Stehen zu bringen; er schwang seinen Säbel gegen die Fliehenden, er hielt ihnen die Mündung seiner Pistole entgegen, aber Alles war vergebens, kein Einzelner vermochte sich dem Strom der allgemeinen Flucht entgegenzusetzen, und immer weiter rückwärts wälzte sich die aufgelöste Masse.

Da plötzlich krachten die Kanonen der badischen Batterien. Der Führer derselben mochte die Absicht haben, über die eignen Truppen hinweg zu feuern, um die Feinde zum Stehen zu bringen, aber die Kanonen waren nicht richtig bedient und verschiedene Kartätschenladungen schlugen in die dichten Massen der Fliehenden ein.

Jetzt löste sich die letzte Ordnung auf, von allen Seiten erhob sich lauter und lauter das Geschrei über vermeintlichen Verrath; die Dragoner und die Infanterie drängten in vollständiger Auflösung rückwärts gegen die Artillerie, bald war Alles nur noch ein wüstes Durcheinander, in dem jeder rücksichtslos seine Waffen brauchte, um jeden andern niederzuwerfen, der seiner Flucht im Wege stand, und der allgemeine Schrecken vermehrte sich in jedem Augenblick durch das fortgesetzte Feuer der vorrückenden hessischen Bataillone.

Die Dragoner hatten sich durch die Infanterie im eigentlichen Sinne des Wortes durchgeschlagen, viele von ihnen waren von den wüthenden Freischärlern von den Pferden geschossen oder gestochen worden, der Rest floh, mit den Artilleristen vermischt, die die Pferde von den Kanonen losgesträngt hatten, in vollem Jagen auf der Bergstraße gegen Weinheim zurück. Siegel hatte sich, nachdem er sich von der absoluten Unmöglichkeit eines jeden ferneren Widerstandes überzeugt, ebenfalls zur Flucht gewendet und sprengte, von seinem Stabe umgeben, bald den Fliehenden weit voraus; die Infanterie vermochte nur langsamer zurückzuweichen und befand sich, so sehr sie auch die Flucht beschleunigte, immer noch im Bereich des Feuers der nachdrängenden Linien des Feindes.

Die Saxoborussen mit dem Colonel Coombe und Mr. Willis waren auf der Höhe der Weinberge bis gegen Hemsbach hin vorgegangen; der Wunsch, etwas von dem Gefecht zu sehen, dessen Gewehrfeuer sie immer deutlicher vernahmen, ließ sie jeder Gefahr vergessen, das lebhaftes Feuern bewies ja, daß von der Völkerverbrüderung nicht die Rede gewesen sei, und Alle waren in hohem Grade gespannt daraus,

welchen Ausgang der Zusammenstoß genommen. Die kleine Gesellschaft hatte sich auf einer vorspringenden Höhe, die einen weiten Ausblick auf die Bergstraße hin gestattete, gelagert: noch immer konnte man Nichts entdecken, aber immer näher hörte man das Feuer herankommen, ein sicherer Beweis, daß die Freischaaren sich auf dem Rückzuge befinden mußten. Der Colonel stand weit voraus zwischen den Weinstöcken, sein Doppelglas vor den Augen, spähte er eifrig in die Ferne; der alte Soldat erwachte in ihm, das Feuer schien ihn anzuziehen, wie sein Element, seine magere Gestalt war hoch aufgerichtet, seine Muskeln spannten sich elastisch, sein sonst so kaltes und gleichgültiges Gesicht zuckte in kriegerischer Erregung, und wenn ihn Miß Maggins in diesem Augenblick hätte sehen können, so würde sie sich vielleicht noch mehr mit der durch Herrn von Sarkow herbeigeführten Wendung ihres Schicksals ausgesöhnt haben.

Immer näher krachten die Salven, endlich wirbelte an der Wendung des Weges um eine Bergecke Staub auf und man sah einen Reitertrupp in vollem Jagen heransprengen. Der Colonel eilte zwischen den Weinstöcken bis zur Straße herab, die Uebrigen folgten ihm, wenn auch Mr. Willis' bleiches Gesicht sehr wenig Neigung zeigte, sich so nahe an die Kriegsgefahr heranzubegeben.

Der Reitertrupp war herangekommen – es war der General Siegel mit seinem Stabe; er erkannte die fast unmittelbar an der Chaussee zwischen den Weinstücken stehende Gesellschaft.

»Elende Fürstenknechte!« rief er, drohend seinen Säbel schwingend; »sie freuen sich des Verraths am Volk, man sollte an ihnen die Rache beginnen.«

Er hielt einen Augenblick sein Pferd an und wendete sich zu seiner Umgebung, als ob er ihr einen Befehl ertheilen wollte.

Da krachte eine neue Salve ganz nahe hinter den Bergen, die Saxoborussen waren zwischen den Weinstöcken für die Reiter unerreichbar, mit einem Fluch auf den Lippen gab Siegel seinem Pferde die Sporen und sprenge weiter davon, seine Begleiter folgten ihm, einige von ihnen hatten ihre Pistolen hervorgezogen und feuerten unter lauten Verwünschungen auf die jungen Leute, allein die Kugeln piffen hoch über deren Köpfe hin. Auf schäumenden Pferden jagten die Dragoner heran.

»Was giebt es?« fragte Herr von Sarkow die ersten vorübersprengenden Reiter.

Aber es war unmöglich, eine andre Antwort zu erhalten als das eine Wort: »Verrath«, das die Fliehenden immer wieder und wieder erschallen ließen und in das sie den ganzen Ausdruck ihres Schreckens und ihrer Wuth legten.

Die Dragoner waren vorübergejagt, von ferne sah man die aufgelösten Infanteriemassen sich heranwälzen.

»Jetzt ist's in der That Zeit, daß wir uns zurückziehen,« sagte der Colonel, »es ist kein Zweifel, daß sie vollständig geschlagen sind, und es ist gefährlich, in das Gedränge der Fliehenden zu geraten, auch sind wir jetzt unsern Schutz und Beistand den Damen schuldig.«

Man brach auf und kehrte eilig zur großen Freude des Mr. Willis, der bei jeder neuen Gewehrsalve zusammenzuckte und sich immer näher an den Colonel herandrängte, nach Weinheim zurück. Aber schon in einiger Entfernung von der Heilanstalt befand man sich mitten im dichten Gedränge der

Flüchtigen, die in panischem Schrecken unaufhaltsam weiter stürmten, obgleich die verfolgenden hessischen Truppen längst schon zurückgeblieben waren; sie mochten sich nicht weiter auf der immer engeren Straße vorwagen, und aus stets weiterer Entfernung hörte man das endlich ganz nachlassende Feuer, so daß nun auch die Fliehenden ein wenig Athem schöpften und Zeit fanden, auf die dringenden Fragen zu antworten und das Vorgefallene unter den heftigsten Verwünschungen auf die Dragoner und die Artilleristen, sowie insbesondere auch auf den General Siegel, zu erzählen. Von Schlüssel wußte Niemand etwas, Einzelne hatten ihn noch gesehen, wie er sich zwischen die Dragoner warf, um deren Flucht aufzuhalten.

»Er wird mit den andern Verräthern längst vorausgeflohen sein,« sagte ein Soldat in einer halbzerrissenen badi-schen Uniform; »sie verdienen Alle den Galgen, diese Maulhelden, einen Schuß Pulver sind sie nicht werth, und doch, wenn ich einen von ihnen vor mir sähe, würde ich meine letzte Patrone daran setzen, um ihn vom Pferde zu schießen. Uns geschieht's ganz recht, da war es doch besser unter dem Großherzog; der Teufel soll diese Republik holen, ich will Nichts mehr von dem Schwindel wissen, und meine Knochen sind mir zu lieb, um sie für diese Feiglinge und Verräther daran zu setzen.«

Er zog seine Uniform aus, warf sein Gewehr weit von sich und sagte:

»Ich gehe nach Hause und warte ab, bis sie ihren Strick gefunden haben, mich sollen sie nicht wieder zur Schlachtbank führen.«

Schnell sprang er über den Graben am Wege und eilte durch die Weinberge nach den waldigen Höhen hinauf.

Sein Beispiel fand Nachahmung, immer mehr und mehr der Flüchtigen warfen ihre Uniformen, ihre Waffen, ihre Schärpen und rothen Federn fort und schlugen sich in die Berge, um ihre Heimathsorte zu erreichen; das Vertrauen und die Zuversicht waren geschwunden, und je größer der Rausch gewesen war, der alle diese jungen Leute bethört und gefangen gehalten hatte, um so empfindlicher machte sich die Ernüchterung fühlbar, so daß der Zug der nach Heidelberg Zurückkehrenden sich immer mehr verringerte und endlich fast nur noch die zugezogenen Turner von Hanau und Frankfurt den Marsch auf der Straße fortsetzten.

Dieser erste, so ganz mißglückte Zusammenstoß mit den regulären Truppen war verhängnißvoll für die ganze Bewegung; die Hoffnung, daß es gelingen werde, die Nachbarländer in die revolutionaire Bewegung hineinzuziehen, war verschwunden, das Vertrauen in die ursprünglichen Führer gebrochen, von nun an wußten alle, daß es sich nur noch um einen Verzweiflungskampf gegen eine unerbittliche Uebermacht handelte, und nur der rücksichtslosen Energie Mieroslawskis, der mehr für seinen eignen militairischen Ruf als für die unhaltbar verlorene Sache eintrat, gelang es, die zersplitterten Streitkräfte der Revolution zu den mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung fortgeführten Kämpfen zu sammeln.

Vor dem Hause der Wasserheilanstalt standen die Aufwärter und reichten den erschöpften Flüchtlingen Wasser und was sie sonst irgend an Erfrischungen auftreiben konnten. Der Professor und die beiden Damen saßen in unruhiger Sorge um das Schicksal der Herren in dem Speisesaal,

und als diese endlich erschienen, flog Miß Maggins wie eine zitternde Taube dem Colonel entgegen, sie schlang ihre Arme um ihn und brach in ein hysterisches Weinen aus; Fräulein Célie aber reichte Charles Clarke stumm die Hand, und ihr glücklich aufleuchtender Blick erfüllte ihn mit ebenso großer Freude, als sie der Colonel bei der stürmischen und leidenschaftlichen Begrüßung der sonst so stolzen und spröden Gebieterin seines Herzens empfand.

Herr von Sarkow und seine Freunde blieben vor der Thür und vertheilten, was sie irgend übrig hatten, an die Flüchtigen, jede politische Rücksicht verschwand ja in diesem Augenblick, die jungen Leute fühlten nur das menschliche Mitleid mit den armen, bis zum Tode ermatteten und halb verschmachteteten Menschen, die dem Fanatismus und dem Ehrgeiz geopfert wurden und selbst im Falle des Sieges ihrer Sache kaum von dessen Früchten einen Antheil erhalten haben würden.

Da nahte, als die fliehenden Freischaaren in immer dünneren Reihen vorüberzogen, ein mit einem Pferde bespannter Munitionswagen; zu seiner Seite gingen zwei junge Leute in blauen Blousen, deren einer die Zügel des Pferdes in der Hand führte. Der Wagen war von der Munition entleert und mit grünbelaubten Zweigen angefüllt. Auf diesem improvisirten Lager, das die Erschütterung der Bewegung milderte, ruhte, lang ausgestreckt, eine menschliche Gestalt, halb mit einer schwarzrothgoldenen Schärpe bedeckt. Als dieses Gefährt, langsam auf dem Wege dahinfahrend, bis zu dem Hause herangekommen war, stieß Herr von Sarkow einen Ruf schmerzlicher Ueberraschung aus; er hatte in der auf den grünen Zweigen ruhenden Gestalt den jungen Schlüssel erkannt, seine Brust war entblößt, gerade an

der Stelle des Herzens sah man eine blutige Kugelwunde, sein Gesicht war bleich wie Marmor, das schwarze Haar hing über die Zweige herab, die Augen waren geschlossen, um die fest aufeinandergedrehten Lippen schwebte ein freundliches und friedliches Lächeln.

»Mein Gott!« rief Herr von Sarkow zu dem Wagen hinein, »er ist verwundet – ich fürchtete es, ich wußte wohl, daß er nicht fliehen würde.«

Die beiden Freischärler blickten finster auf den eleganten jungen Mann, dessen ganze Erscheinung zeigte, daß er nicht zu ihnen gehörte. »O, halten Sie, halten Sie, meine Herren, nur einen Augenblick! Ich kann kaum sagen, daß der arme Verwundete da mein Freund war, aber ich achte und ehre ihn, er war ein reines, treues und großes Herz.«

Jetzt hielten die beiden das Pferd an.

»Er ist todt,« sagte der eine von ihnen mit dumpfer Stimme; »wir sahen ihn im Sattel wanken, sein Pferd sprengte zurück, es gelang uns, ihn aufzunehmen und auf diesem Wagen davon zu führen, aber bald schon hauchte er seine Seele aus, ohne nur noch ein Wort sprechen zu können, die Kugel hatte sein edles Herz zu gut getroffen, und vielleicht,« fügte er grimmig hinzu, »war es sogar die Kugel eines nichtswürdigen Verräthers, der den Feinden unsrer heiligen Sache feige den Rücken gewendet und seine verfluchte Waffe gebraucht hat, um sich zur schimpflichen Flucht den Weg zu bahnen.«

Herr von Sarkow war mit den Uebrigen an den Wagen herangetreten, er legte seine Hand auf Schöffels bleiche Stirn und empfand sogleich die eisige Kälte des Todes; wehmüthig beugte er sich über das Gesicht des Gefallenen, der ruhig zu schlummern und sanft zu träumen schien.

»Wohl ihm,« sagte er, während eine Thräne an seinen Wimpern glänzte, »er ist gefallen mit der freudigen Begeisterung, mit dem Glauben an seine Sache im Herzen, er ist davor bewahrt geblieben, das traurige Ende zu sehen, das über alle diese unglücklichen Verirrten hereinbrechen wird. – Wenn sie alle wären wie er, die die Freiheit auf den Lippen führen und das arme Volk zur Schlachtbank hetzen, um ihren neidischen Haß, ihren gierigen Ehrgeiz zu befriedigen – wenn sie alle wären wie er, so wäre wohl ein Weg der Versöhnung zu finden statt des Vernichtungskampfes, der sie vertilgen muß, um die heilige Ordnung der Welt zu erhalten. Friede sei mit ihm im Reich der ewigen Wahrheit, in das er eingegangen ist; auch in seinem Herzen stand unser edler Wahlspruch geschrieben: *Virtus sola bonorum corona*, er hat ihn besiegelt mit dem Tode für seinen Glauben und seine Ueberzeugung.«

Herr von Sarkow pflückte einen blühenden Fliederzweig von dem Gebüsch vor dem Hause und legte ihn auf die Brust des Toten, seine Freunde folgten seinem Beispiel, und alle falteten die Hände zu einem kurzen, stillen Gebet. Die beiden Freischärler blickten erstaunt auf diese jungen Leute, die ihre Feinde waren und doch in dem todtten Gegner den edlen Menschen ehrten; sie drückten ihnen allen stumm die Hände, und langsam bewegte sich der traurige Zug weiter auf der Straße nach Heidelberg hin.

Ernst und trübe ging der Tag zu Ende. Gegen Abend kehrte der Bote zurück, den Herr von Sarkow nach Trottingen gesendet; er bestätigte, daß Frau von Wartenstein auf dem dortigen Schlosse anwesend sei, und brachte zugleich die Nachricht, daß der Weg dorthin vollkommen frei wäre und

in der ganzen Gegend überhaupt keine Truppenbewegungen stattfänden.

Luiz Antonio jubelte auf bei dieser Nachricht; er drängte den Freund, sogleich abzureisen, und Herr von Sarkow wagte ihn nicht zurückzuhalten, da er überzeugt war, daß ihn die Leidenschaft zu irgend einer tollen Unvorsichtigkeit fortreißen würde.

Es fand sich ein kleiner Wagen im Städtchen, Herr von Sarkow miethete diesen und theilte den Freunden mit, daß er mit Luiz Antonio einen Besuch auf einem nahen Gute der Baronin Starkenburg machen wolle, um sich nach dem Schicksal ihrer Mannheimer Bekannten zu erkundigen. Graf Steinborn schüttelte wohl ein wenig bedenklich den Kopf, aber die Saxoborussen waren zu sehr gewöhnt, ihren Freunden gegenüber in allen persönlichen Angelegenheiten die strengste Discretion und Zurückhaltung zu beobachten, als daß er oder Charles Clarke, der ohnehin ausschließlich mit Fräulein Célie Rotin beschäftigt war, eine Bemerkung oder gar eine Einwendung gemacht hätten. So fuhren denn Herr von Sarkow und Luiz Antonio noch mit einbrechender Nacht auf dem kleinen hölzernen Wagen, von einem Weinheimer Ackerbauer geführt, auf dem steilen und schwierigen Bergwege dahin, der sie nach der Versicherung des Bauern am Morgen des nächsten Tages nach Trottlingen führen sollte.

DREIUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

Das Schloß Trottlingen lag zwischen zwei vorspringenden Waldbergen, es war ursprünglich eine feste Burg gewesen, und an dem davon übrig gebliebenen alten Mittelbau waren in einem späteren Jahrhundert zwei lang auslaufende, mit

dem ursprünglichen Baustyl wenig harmonirende Flügel angebaut, die einen großen weiten Ehrenhof bildeten, aus dem ein mächtiges Gitterthor von altem Schmiedeeisen nach der an dem Bergabhange vorbei zu der großen Landstraße hinführenden Auffahrt sich öffnete. Ein weiter Park voll uralter, prachtvoller Bäume schloß sich an den einen der Seitenflügel an und zog sich, von einer Mauer eingefast, weit neben der Straße hin, nach der an verschiedenen Stellen der Parkmauer wieder kleinere Gitterthüren hinausführten.

Unmittelbar vor dem Schloß war der Park in altfranzösischem Styl gehalten, schnurgerade, glattgeschorene Alleen durchkreuzten sich und bildeten zuweilen künstliche Irrgänge, in denen es für einen Unkundigen schwer war, sich zurechtzufinden; weiterhin hatte man nach englischem Geschmack die alten Eichen- und Buchenbestände in ihrer ursprünglichen Gestalt gelassen, so daß man sich in einem natürlichen Walde glauben konnte, und nur die breiten, sorgfältig gepflegten Wege, die hier und dort angebrachten Gruppen und die in steinerne Becken geleiteten Quellen ließen die zur Verschönerung der Natur angewendete Kunst erkennen.

Auf sanft absteigendem Abhange an der Grenze des Parkes lag das ziemlich kleine und ärmliche Dorf, dessen Bewohner meist neben ihren Häusern nur ein kleines Stück Gartenland besaßen und ihren Haupterwerb in der Arbeit für die Gutsherrschaft fanden.

Herr von Sarkow und Luiz Antonio schickten, als sie am frühen Morgen hier ankamen, ihren Wagen vor dem Dorfe zurück, um gar kein Aufsehen zu erregen und alle Nachforschungen abzuschneiden. Ihr kleines Reisegepäck in der Hand, gingen sie zu Fuß in das Dorf, in dem erst hie und

da einer oder der andre der Bauern halb verschlafen vor die Hausthüre trat; sie entdeckten bald an einem der Häuser ein hölzernes Schild, auf dem in goldenen Linien jenes geheimnißvolle, der alten Kabbala entlehnte Pentagramm sich zeigte, das in Süddeutschland allgemein als das sogenannte Cereviszeichen gilt und die ländlichen Bier- und Wirthshäuser anzeigt. Sie klopfen an die Thür des unscheinbaren Hauses und erklärten dem noch ganz schlaftrunken öffnenden Wirth, daß sie Heidelberger Studenten seien, die vor der Unruhe und Gefahr des Krieges geflohen wären und hier für einige Zeit ein ruhiges Unterkommen suchten. Der Wirth sah sie ein wenig mißtrauisch an, man hatte auch hier in dieser abgelegenen Gegend gehört, daß Emissäre der aufständischen Regierung das Land durchzögen, um die Mannschaft zum Eintritt in die Freicorps durch Versprechungen und Drohungen zu gewinnen. Das ganze Dorf Trottingen, vom Verkehr mit andern Ortschaften in seiner einsamen Lage ziemlich abgeschlossen, war aber seit Jahrhunderten von Generation zu Generation so eng mit der Schloßherrschaft verbunden, und die neue Zeit hatte in diesem alten, auf gegenseitiges Interesse und gegenseitiges Vertrauen gegründeten Verhältniß so wenig zu ändern vermocht, daß die ganze Einwohnerschaft voll tiefen Abscheus gegen die revolutionaire Bewegung erfüllt war. Das vornehme Aussehen der beiden Fremden und die Goldstücke, die Herr von Sarkow sogleich als Vorausbezahlung für Wohnung und Kost in seinem Hause anbot, überzeugten diesen aber, mehr noch als die Versicherungen, daß er es nicht mit revolutionairen Agenten und Werbern zu thun habe, und so führte er denn nach einer kurzen Beratung mit seiner neugierig herzutretenden Frau die beiden Studenten in ein kleines, unendlich

einfaches, aber freundliches und reinliches Giebelzimmer seines Hauses und versprach ihnen, sie dort zu behalten, solange sie sich ruhig und ordentlich führen würden.

Herr von Sarkow war unendlich belustigt über die eigenthümliche Situation und die halb mißtrauische, halb wohlwollend herablassende Protektormiene des behäbigen Wirths; er sorgte zuerst für ein Frühstück, so gut es das Haus bieten konnte, obwohl ihn Luiz Antonio in fieberhafter Ungeduld drängte, das Terrain zu sondiren. Erst nachdem er seine durch die Nachtfahrt und den entbehrten Schlaf angegriffenen Kräfte wieder so gut als möglich hergestellt hatte, begann er mit der Hauswirthin ein Gespräch über das Schloß und seine Bewohner. Er erfuhr denn auch, daß nur die Frau von Wartenstein mit einiger Bedienung dort anwesend sei, und auf seine Frage, ob man den Park besuchen dürfe, antwortete die Frau, daß das Niemand verboten werde, die Thüren ständen offen und die Einwohner des Dorfes ergingen sich, so viel und so oft sie wollten, in dem Schatten des Parkes; die gnädige Frau selbst grüße jeden sehr freundlich, dem sie dort begegne. Auf seine weitere gleichgültige und beiläufig hingeworfene Frage erfuhr er denn auch, daß Frau von Wartenstein meist in den Vormittagsstunden einen Spaziergang im Park mache und dann längere Zeit in einem Gartenhause sich aufzuhalten pflegte, das ganz in der Nähe des Dorfes neben der Ausgangspforte der Parkmauer liege.

»Es ist mir lieb, daß Sie mir das sagen,« versetzte Herr von Sarkow, »ich möchte wohl mit meinem Freunde den schönen Park besuchen, aber es wäre uns peinlich, der Herrschaft lästig zu sein; wir werden uns also von jenem Gartenhause fernhalten, der Park ist ja groß genug, um der Dame auszuweichen und sie nicht zu stören.«

Gegen die Mittagsstunde begaben sich dann die beiden Freunde, deren Ankunft die Neugier und das lebhaftere Interesse des ganzen Dorfes erregt hatte, nach dem Schloßpark, indem sie die von der Wirthin bezeichnete Ausgangspforte vermieden, um durch eine der andern nach der Straße führenden Gitterthüren einzutreten. Herr von Sarkow ging, solange man sie vom Dorfe aus beobachten konnte, langsam, den ungeduldig vorwärts drängenden Luiz Antonio gewaltsam zurückhaltend. Als sie in die tiefen Schatten der uralten Bäume eingetreten waren, orientirte sich Herr von Sarkow schnell und führte seinen zitternden Freund durch einige Seitenwege fort, bis sie an eine breite, von uralten Lindensäulen überwölbte Allee kamen, die den Park fast in seiner ganzen Länge durchschnitt. Das eine Ende dieser Allee, zu der das Sonnenlicht durch die dichten Blätterkronen nur in goldgrüner Dämmerung hereinschimmerte, öffnete sich nach dem Wasserspiegel eines von Marmorstatuen umgebenen Teiches, hinter dem eine glattgeschorene Baumhecke nach den Blumenterrassen vor dem Schlosse hinführte. Auf der andern Seite wurde der schattige Laubgang durch ein an die Parkmauer gelehntes Gartenhaus begrenzt, zu dem man auf einigen Stufen hinaufstieg. Die mit grünen Jalousien versehenen Glathüren dieses Gartenhauses standen weit offen, und sein Inneres war geschmackvoll und elegant decorirt. Im Hintergrunde, der Eingangsthür gegenüber, sah man ein hohes Fenster, das sich nach der Straße hin öffnen mußte und dessen Licht durch eine grüne Epheuwand gedämpft wurde.

Auf einer Chaiselongue ruhte in lichtblauem Morgenanzuge Frau von Wartenstein, sie hielt ein Buch in der Hand und schien eifrig zu lesen oder vielleicht auch zu träumen;

sie glich in der tiefen Einsamkeit dieser grünen Schatten einer Gestalt aus den Feenmärchen, und wäre sie von den neckischen Gestalten zierlicher Kobolde umgeben gewesen, so hätte man sie für die liebliche Elfenkönigin Titania halten können.

»Sieh dort!« sagte Herr von Sarkow, indem er, noch zwischen den mächtigen Stämmen der Lindenbäume verborgen, nach dem Gartenhause hindeutete.

Luiz Antonio, der sehnüchtig nach der Seite des Schlosses hinspähte, blickte nach der von seinem Freunde angegebenen Richtung, ein Ruf des Entzückens drang aus seinen Lippen, er wollte vorstürzen, aber Herr von Sarkow hielt ihn zurück und führte ihn hinter den Bäumen her nach dem Gartenhause zu. Erst unmittelbar vor diesem erlaubte er ihm, den schützenden Schatten zu verlassen, und nun dem Ziele seiner Sehnsucht so nah, schien Luiz Antonio plötzlich von zagender Furcht befangen – langsam, leise auftretend, immer wieder zögernd, die flammenden Augen weit geöffnet, schritt er der Thür zu.

Frau von Wartenstein mußte das Geräusch seiner Tritte auf dem Kieswege gehört haben, sie ließ das Buch in ihren Schooß sinken und blickte auf ohne Neugier und Verwunderung – aber im nächsten Augenblick sprang sie auf wie von einer Feder emporgeschnellt, ihr zartes Gesicht bedeckte sich mit glühender Röthe, und bis zur Schwelle vortretend, preßte sie die beiden Hände auf ihr Herz.

Mit einem einzigen Sprunge war Luiz Antonio bei ihr – sie streckte ihm halb scheu, halb glückstrahlend die Hände entgegen – einen Augenblick standen beide stumm in ihren

Anblick verloren da. »Elise!« rief Luiz Antonio – »meine Elise, ich bin bei dir, dieser Augenblick wiegt alle Schmerzen auf, die ich um dich gelitten und noch leiden werde.«

Sie senkte, immer in seine Augen blickend, den Kopf an seine Brust, er umfing ihre schlanke Gestalt mit seinen Armen, ihre Lippen brannten in langem Kuß aufeinander.

Da eilte mit lauten Schritten Herr von Sarkow zwischen den Bäumen hervor.

Frau von Wartenstein trat tief erbleichend zurück und starrte den so plötzlich Erscheinenden entsetzt an, ohne seinen ehrerbietigen Gruß zu erwidern.

»Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau,« sagte er in so harmlos natürlichem Tone, daß über das Gesicht der schönen Frau unwillkürlich trotz ihrer Verwirrung ein flüchtiges Lächeln glitt – »ich bitte um Verzeihung, daß ich mir erlaube, hier so plötzlich mich einzudrängen; aber ich mußte meinen Freund da wohl begleiten – denn er ist mein Freund, gnädige Frau, und er weiß, daß er sich auf mich verlassen kann wie auf sich selbst, ganz wie auf sich selbst,« fügte er mit Betonung hinzu – »hätte ich ihn allein gehen lassen, er hätte irgend etwas Unerhörtes gethan und mitten in diesem stillen, friedlichen Park einen Lindwurm gesucht, um ihn zu bekämpfen, den fahrenden Rittern gleich, die ja auch erst die Drachen tödten mußten, um zu ihren Damen zu gelangen.«

Frau von Wartenstein schlug ihre sonst fast immer so träumerisch verschleierte Augen voll und groß zu Herrn von Sarkow auf, reichte ihm die Hand und sagte mit offener Herzlichkeit:

»Da Sie sein Freund sind, so sind Sie auch der meinige – und,« fuhr sie seufzend fort, »wir bedürfen in der That

der wachsamen Freundschaft, denn trotz meiner Einsamkeit hier fürchte ich, daß jeder meiner Schritte beobachtet und dahin berichtet wird, wo man ja,« fügte sie, mit flüchtigem Erröthen die Augen niederschlagend, hinzu, »das Recht erkaufte hat, über mein Leben zu gebieten. Verurtheilen Sie mich nicht, Herr von Sarkow,« sagte sie ernst, mit fast feierlichem Ton, »wenn ich nicht stark genug bin, meinem Herzen zu gebieten. Aus den Träumen der Kindheit bin ich in meine jetzige Sklaverei verkauft worden, man hat mir keine Liebe entgegengebracht, keine Liebe von mir verlangt, ich war ein Eigenthum, ein Besitz, ein Decorationsstück des Lebens, zur Repräsentation nöthig wie Pferde, Wagen und Möbel. Vielleicht hätte ich die Ketten dennoch ertragen, vielleicht hätte ich mein rebellisches Herz dennoch überwunden, wenn mir statt der Liebe wenigstens Achtung und Vertrauen gewährt wäre – aber so,« sprach sie mit funkelnden Blicken die Lippen zusammenpressend weiter, »empört sich der Stolz ebenso wie die Liebe in mir. Will man mich hüten wie einen erkauften Besitz durch eine Art von Polizeiaufsicht und unwürdige Spionage, so habe ich das Recht, meine Freiheit zu wahren und den berausenden Kelch des Glücks an meine Lippen zu setzen, der ja so bald, ach so bald, für ewig mir wieder entrissen sein wird. Aber einmal wenigstens will ich lieben, einmal wenigstens will ich glücklich sein.«

Die sonst so kühle, ruhige, wie in träumendem Halbschlummer sich selbst vergessende Frau schien von wilder, feuriger Leidenschaft durchglüht, ihre Augen blitzten unter den weit aufgeschlagenen Wimpern hervor, ihre Wangen glühten, und ihr sonst so kaltes, gleichgültiges Gesicht zitterte und zuckte in trotziger angespannter Willenskraft. Sie war wunderbar schön in dieser Erregung, so ganz anders

wie sonst, und Herr von Sarkow begriff bei ihrem Anblick die ganze Liebe seines Freundes, der bewundernd und anbetend zu ihr aufblickte.

»Ich frage und prüfe nicht, gnädige Frau,« sagte er ein wenig verwirrt, »mir steht es nicht zu, weder zu urtheilen, noch zu richten; mein Freund Luiz Antonio liebt Sie, das ist mir genug.«

»Aber mir nicht, mein Herr!« rief Frau von Wartenstein stolz und heftig; »ich will weder vor Ihnen erröthen, noch vor mir selbst, und am wenigsten vor ihm, dessen Liebe der erste warme Sonnenstrahl meines Lebens ist – Sie sollen hören. Sie sollen urtheilen. Sie sollen richten, aber gerecht, wie ich glaube und hoffe, daß Gott mich richten wird.«

Luiz Antonio stürzte zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hände mit heißen Küssen.

»Ich werde Besseres thun,« sagte Herr von Sarkow, »als prüfen und richten, ich werde wachen und das Glück, das der Himmel meinem Freunde gönnt, vor der neidischen Bosheit der Menschen schützen.«

Er schloß halb die Thüren des Pavillons, so daß sein Inneres nach der Seite des Schlosses hin verdeckt war und es schien, als ob die Jalousieen die hie und da durch die Baumkronen herabfallenden Lichtstrahlen abhalten sollten; dann zog er sich aus der breiten Allee zurück und ging, immer in der Nähe des Gartenhauses sich haltend, in den Seitenwegen auf und nieder, sorgsam lauschend und spähend, ob auch Niemand sich diesem stillen und entlegenen Theile des Parkes nahe. Einmal schien es ihm, als sehe er ein helles Frauenkleid durch die Gebüsche in der Nähe schimmern, schnell eilte er dorthin, allein er fand Nichts und sah nur nach einiger Zeit in weiter Entfernung nach dem Schlosse zu

eine Gestalt flüchtig über einen schmalen Fußpfad huschen und wieder im Gebüsch verschwinden; er durfte nicht folgen, um sich nicht zu weit von dem Pavillon zu entfernen, auch schien ihm jene zufällige Erscheinung nicht gefährlich, dennoch aber kehrte er schnell zurück, um seinen Freund zu warnen – da tönte fern vom Schlosse herüber eine helle Glocke, die nach der Hausordnung die Mittagsstunde bezeichnete, und als er zu dem Gartenhause herantrat, öffneten sich die Jalousieen, Luiz Antonio trat heraus und eilte schnell auf seinen noch unter den Bäumen verborgenen Freund zu, den er stürmisch in seine Arme schloß, indem er ihm zuflüsterte:

»Komm! Hast du jene Glocke gehört? – Es ist das Zeichen, daß man im Schlosse servirt, sie muß zurückkehren, wenn man sie nicht suchen soll.«

Beide verbargen sich hinter den Zweigen des Gebüsches, Luiz Antonio hielt Herrn von Sarkow's Hand fest, er wartete, um Frau von Wartenstein noch einmal zu sehen. Und in der That schritt nach wenigen Augenblicken die schöne Frau in der Mitte der Allee nach dem Schlosse hin vorüber. Sie hielt ihr Buch in der Hand und ging so frei, unbefangen und natürlich dahin, als ob sie wie an jedem Tage von ihrem einsamen Morgenspaziergange zurückkehrte. Herr von Sarkow schüttelte leise den Kopf über die so mächtige Verstellungskunst, die der Schwäche des weiblichen Geschlechts als Waffe gegeben ist, wenn die harte Gewalt sie unter strenge Herrschaft beugen will. Aber er sprach seine Gedanken nicht vor dem Freunde aus, der mit schwärmerisch leuchtenden Blicken der zarten Gestalt nachsah, bis diese in der Ferne verschwand; dann kehrten beide durch eine Nebenthür des Parks nach dem Dorfwirthshaus zurück, wo sie ihre

Wirthin mit dem Besten erwartete, was Küche und Keller zu leisten vermochte.

Luiz Antonio war, bald ausgelassen fröhlich und schien sich des glücklichen Augenblicks in seliger Selbstvergessenheit zu freuen wie ein Schmetterling des flüchtigen Sonnenstrahls – bald wieder brach er schmerzvoll zusammen und hauchte leise, schwermüthige Klagen in seiner melodischen Muttersprache vor sich hin. Herr von Sarkow fühlte inniges Mitleid mit dem Armen, fast bereute er, daß er nicht energischer versucht, ihn von seiner Leidenschaft zu heilen; aber ein solcher Versuch wäre ja doch erfolglos geblieben, und er tröstete sich damit, daß sein Freund ja doch wohl später, wenn er in seiner Heimath dem ernstesten Leben seine Kraft widmen müsse, das Alles wie einen flüchtigen Traum vergessen werde. Jetzt war an der Sache Nichts zu ändern, so hörte er denn ruhig die wechselnden Gefühlsausbrüche Luiz Antonio's an und versuchte seinerseits mit dem unerschöpflichen Humor seines Alters die Situation so heiter als möglich aufzufassen und zu wenden.

Die Ankunft der beiden Studenten hatte die Neugier des ganzen Dorfes erregt, jeder wollte die Fremden sehen, und jeder hoffte, von ihnen auch etwas über den Gang der Revolution zu hören, deren Wogen, obgleich die Fluth so nahe vorbeirauschte, dies stille Thal nicht berührt hatten. So kam es denn, daß die Gaststube am Abend dicht gefüllt war, zur großen Befriedigung des Wirthes, der auf diese Weise durch seine Hausgäste einen doppelten Gewinn machte. Auf seine Bitte kamen die jungen Leute denn auch in das Gastzimmer herab, um die Neugier der Bauern zu befriedigen und ihnen von der Revolution in Heidelberg zu erzählen, wobei der Umstand, daß sie selbst gefangen gesetzt worden

waren, nicht wenig dazu beitrug, ihnen das Vertrauen dieser äußerst reactionair gesinnten Gesellschaft zu erwerben. Luiz Antonio zog sich bald zurück, sich seinen Träumereien hinzugeben und von dem Fenster seines Zimmers über die Baumwipfel hinüberzublicken nach dem Thurm des alten Schlosses. Herr von Sarkow aber blieb in dem Gastzimmer und führte bald die unumschränkte Herrschaft über die voll Bewunderung zu ihm aufblickenden Bauern; er lehrte diese zunächst einen Salamander reiben, bei dessen Studium eine bedeutende Anzahl von Schoppen geleert werden mußte, bevor das Exercitium richtig ausgeführt werden konnte. Der komische Eifer, den die Bauern bei den Uebungen bewiesen, erregte immer mehr die Heiterkeit und die übermüthige Laune des jungen Mannes; er setzte seinen Unterricht fort, die Bauern, die an diesem Studium ebenfalls ein außerordentliches Vergnügen fanden, lernten in studentischer Weise einander Halbe und Ganze zutrinken, Bierjungen ausmachen, und die Folge dieses bis fast gegen Mitternacht fortdauernden theoretischen und practischen Studiums war eine allgemeine, in dem stillen Dorfe sonst ungewöhnliche laute Heiterkeit, die sich, nachdem die Sitzung im Wirthshause geschlossen war, noch ziemlich lange auf den Straßen vernehmbar machte und den Unwillen und strengen Tadel der Hausfrauen erregte, die ihre Männer und Söhne in so bedenklich lustigem und unbotmäßigem Zustande nach Hause kommen sahen.

Einige Tage vergingen in ganz ähnlicher Weise. Herr von Sarkow benutzte die ersten Morgenstunden zu kleinen Spaziergängen in die an Naturschönheiten reiche Gegend, wobei er gelegentlich eine kleine Skizze zeichnete, einer jungen Dorfschönheit einen kaum versagten Kuß raubte und

die jungen Burschen auf den Feldern durch einen Schluck aus seiner Feldflasche oder eine gespendete Cigarre mit den scherzhaften und harmlosen Eingriffen in ihre Rechte wieder versöhnte, so daß seine Popularität fortwährend wuchs und selbst die Mütter und Frauen sich mit dem lustigen und freundlichen Studenten, dem es bei keiner Gelegenheit auf ein paar Guldenstücke ankam, versöhnten. Um die Mittagsstunde wartete er dann gewissenhaft und sorgfältig seines Wächteramtes im Park, um seines Freundes flüchtige Augenblicke des Glücks zu hüten; Alles ging hierbei gut, er hatte niemals nöthig, Störungen abzuwehren, nur zuweilen glaubte er wieder in der Nähe des Pavillons eine weibliche Gestalt zu bemerken, die indeß jedesmal schnell verschwand und auf deren Erscheinung er wenig Werth legte, da ja die Dienerschaft des Schlosses und auch die Bewohner des Dorfes häufig durch den Park gingen. Am Nachmittage hielt er dann auf seinem Lager ausgestreckt seine Siesta und hörte geduldig, aber mehr träumend als wachend die Gefühlsausbrüche seines Freundes an, der nicht müde wurde, das alte, einfache Thema des Dichterwortes:

»Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt« –

tausendfach und abertausendfach zu variiren. Am Abend aber hielt Herr von Sarkow mit unabänderlicher Regelmäßigkeit seine Kneipe, bei der stets auf seine Kosten ein Extrafäßchen aufgelegt wurde – die Frauen hatten zwar schmollelend, aber doch wieder geschmeichelt über den Verkehr ihrer Angehörigen mit dem so feinen, vornehmen und doch so artigen Studenten ihre Einwilligung gegeben, und Herr von Sarkow hatte die gelehrigen Bauern so vortrefflich dressirt,

daß ihre Salamander denen auf dem Riesenstein selbst geriebenen an Präcision nicht nachstanden und daß die jungen Burschen ihren höchsten Ehrgeiz darein setzten, einander bei den verschiedenen Bierjungen zu überwinden.

So waren mehrere Tage vergangen. Herr von Sarkow begann sich recht herzlich zu langweilen und den Freundschaftsdienst, den er dem armen Luiz Antonio leistete, im Stillen etwas drückend zu finden, um so mehr, als in das stille Dorf fast gar keine Nachrichten über den Fortgang der politischen Ereignisse gelangten, und da auch Frau von Warstein von ihrem in Frankfurt befindlichen Gemahl seit lange ohne alle Mittheilungen geblieben, so war man völlig im Dunkel über das Schicksal der in Weinheim zurückgelassenen Freunde und über die Zustände in Heidelberg, was Herrn von Sarkow mehr beunruhigte als den ganz in seiner Liebe aufgehenden Luiz Antonio, da er auch von seiner Heimath lange Nichts gehört hatte und nicht wußte, ob die kurzen Briefe, die er zur Beruhigung der Seinigen dorthin geschrieben, auch wirklich angekommen seien. Ein wenig mißmuthig streifte er am nächsten Morgen in der Umgebung des Pavillons umher, er begann sich mehr und mehr Vorwürfe darüber zu machen, daß er sich in dies Abenteuer eingelassen, das seinen Freund vielleicht zu dessen Unglück in seiner phantastischen Liebe bestärkte und sie beide in eine zweifelhafte, peinliche und bedenkliche Situation brachte. Er suchte eifrig nach einem Plan, um Luiz Antonio zur Abreise zu bewegen, und blickte durch das Gitterwerk einer kleinen Parkthür mit einer gewissen Sehnsucht auf die Straße hin, als er plötzlich den Hufschlag von Pferden hörte und auf dem Wege, der hart an der Parkmauer vorüberführte, einen offenen Wagen heranfahren sah, in dem ein Herr

und eine Dame saßen; neugierig forschend blickte er dem entgegen, das Fenster des Gartenhauses lag in einem von der Straße abspringenden Winkel der Mauer, so daß man von dort aus den heranfahrenden Wagen nicht bemerken konnte; er mußte also um jeden Preis entdecken, wer darin saß, denn der Besuch konnte ja nur dem Schlosse Trottlingen und der Frau von Wartenstein gelten. Ganz nahe der Pforte, hinter der Herr von Sarkow hervorspähte, fuhr der Wagen, einer kleinen Steigung des steinigen Weges halber, in langsamem Schritt heran, und Herr von Sarkow erkannte zu seinem größten Erstaunen das Fräulein von Herbingen, das mit ihren großen, glänzenden Augen sinnend zu den waldigen Höhen hinaufschaute und gar nicht auf den eifrig zu ihr sprechenden Baron von Felseneck achtete, der in einem großkarirten schwarz und weißen Reiseanzug, einen niedrigen Strohhut auf dem Kopf, neben ihr saß und zuweilen sein goldenes Binocle an die kurzsichtigen Augen erhob, um ebenfalls einen Blick auf die Waldberge zu werfen, die zu seiner Verwunderung für seine schöne Nachbarin ein größeres Interesse zu haben schienen als seine Unterhaltung.

Herrn von Sarkow's Herz schlug höher, als er seine anmuthige Lehrerin in der Galanterie erblickte, es war, als ob eine unwiderstehliche Gewalt ihn zu ihr hinzöge; der kecke Uebermuth einer tollen Laune erfaßte ihn, er schlug den Kragen seines Rockes in die Höhe, strich sich das Haar tief in die Stirn herab und glitt dann leise und unbemerkt aus der Parkthür hervor. Seine Mütze in der Hand näherte er sich dann, eine etwas gebückte Stellung annehmend, dem Wagen auf der Seite, auf der Fräulein von Herbingen saß. Mit näselnder Stimme bat er um ein Almosen, der Kutscher

drohte ihm mit der Peitsche und trieb die Pferde schneller an, aber Herr von Sarkow hielt mit dem Wagen Schritt, obgleich er seinen Körper künstlich und mühsam zu etwas krüppelhafter Haltung verrenkte.

»Geben Sie dem armen Menschen etwas, Baron Felsen-eck,« sagte Fräulein von Herbingen.

Der Baron warf eine kleine Münze aus dem Wagen, ohne sich weiter nach dem Bettler umzusehen.

»Ich danke,« rief Herr von Sarkow, »ich danke – aber die schöne Dame wird doch auch ein Almosen für den Armen haben – die *dame des belles cousines* wird den armen Jehan de Saintré nicht vergebens bitten lassen!« fügte er, sich ganz nahe zu dem Wagen vorbeugend, leise mit seiner natürlichen Stimme hinzu.

Fräulein von Herbingen blickte in höchstem Erstaunen zu ihm herab, helle Röthe flammte in ihrem Gesicht auf, dann aber brach sie in ein lautes, fröhliches Lachen aus.

»Die Frechheit dieser Leute ist unglaublich,« sagte Baron Felsen-eck, »seit diese heillose Revolution ausgebrochen ist, glauben sie, daß die Welt ihnen gehört – aber man muß dem Menschen wohl etwas geben,« fügte er leiser hinzu, »er könnte uns die Bande auf das Schloß hetzen, solange die Ordnung noch nicht wiederhergestellt ist.«

Er nahm ein zweites Geldstück aus seiner Börse und wollte es dem Bettler hinwerfen.

»Der Arme hat von mir eine Gabe verlangt,« sagte Fräulein von Herbingen, »und er hat Recht, die Wohlthätigkeit ist eine weibliche Tugend.«

Sie nahm dem Baron das Geldstück aus der Hand, vorher hatte sie wie zufällig ihren Handschuh abgestreift und warf ihn nun mit der Münze in Herrn von Sarkow's Mütze.

»Dank, tausend Dank!« rief dieser mit seiner näselnden Stimme, »auf Wiedersehen, schöne Dame.«

Er blieb, erschöpft von dem schnellen Lauf, stehen, während in dem nach dem Schlosse weiter fahrenden Wagen Fräulein von Herbingen bald sinnend den Kopf schüttelte, bald wieder laut lachte und ebensowenig wie vorher auf die tausend liebenswürdigen und galanten Dinge achtete, die der Baron von Felseneck mit seinem süßesten Lächeln ihr zuflüsterte. An der nächsten Biegung des Weges blickte sie noch einmal zurück, sie sah Herrn von Sarkow, der sich jetzt keine Mühe mehr gab, seine Gestalt zu entstellen, in der Mitte der Straße stehen, er hob den Handschuh, den sie ihm zugeworfen, hoch empor und drückte ihn dann an seine Lippen; dann verschwand der Wagen um die Ecke, und Herr von Sarkow eilte, so schnell er vermochte, nach dem Pavillon hin, um seinen Schutzbefohlenen die Ankunft der Gäste mitzuthemen.

»Mein Gott,« seufzte Frau von Wartenstein traurig, »der flüchtige Sonnenblick des Glücks ist vorüber!«

Luiz Antonio aber blickte finster auf seinen Freund, als ob er dem Boten zürne, der die traurige Nachricht gebracht.

»Sie sind egoistisch,« sagte Herr von Sarkow lächelnd, »ich hatte also wohl das Recht, es auch zu sein.« Er erzählte, was er gethan, daß Fräulein von Herbingen ihn gesehen und erkannt habe, und als Frau von Wartenstein ihm erschrocken und ängstlich seinen tollkühnen Uebermuth vorwarf, sagte er lachend:

»Ich bin gewiß, daß Fräulein von Herbingen uns nicht verrathen wird, Sie dürfen ganz ruhig sein, gnädige Frau, es wird Alles beim Alten bleiben, verlassen Sie sich darauf,

nur wird dieser Pavillon von nun an statt eines Wächters deren zwei haben. Jetzt aber eilen Sie nach dem Schlosse, die Herrschaften müssen angekommen sein, man möchte kommen, um Sie zu suchen.«

Schnell zog er Luiz Antonio mit sich fort, und beide kehrten nach dem Wirthshause zurück, um ungeduldig und von ganz verschiedenen Gefühlen bewegt den nächsten Tag zu erwarten.

Herr von Sarkow hatte sich nicht getäuscht, denn als die beiden Freunde am folgenden Morgen zur gewohnten Stunde vorsichtig spähend und lauschend sich dem Gartenhause näherten, fanden sie dort Fräulein von Herbingen bei der Frau von Wartenstein. Mit lächelndem Gruß trat sie ihnen entgegen.

»Das ist Alles sehr toll und unvernünftig,« sagte sie, schalkhaft mit dem Finger drohend, während Frau von Wartenstein und Luiz Antonio mit niedergeschlagenen Augen dastanden, »sehr unvernünftig und vielleicht auch sehr gefährlich, aber es ist auch romantisch, und die Romantik reizt mich überall, wo ich sie in dieser elenden materiellen Zeit finde. Da wir nun einmal vor dem *fait accompli* stehen, so bleibt wohl Nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen.«

»Ich wußte es,« sagte Herr von Sarkow ganz glücklich.

»Sie wußten es?« fragte Fräulein von Herbingen, indem sich ihre dunkeln Brauen leicht drohend zusammenzogen.

»Ja, ich wußte es, daß meine gnädige Lehrmeisterin in der romantischen Poesie des Lebens nicht verurtheilen würde, was ich als ihr gelehriger Schüler gethan.«

»So geht es,« sagte Fräulein von Herbingen, »die Kinder wachsen uns über den Kopf; die Romantik,« fügte sie

ernst und wehmüthig mit einem halb unterdrückten Seufzer hinzu, »treibt wohl schimmernde Blüthen aus dem grauen Staub des Lebens hervor, aber ihr süßer Duft ist giftig und bringt wohl nach kurzem Rausch dem Herzen Erstarrung und Tod.«

»Und der Baron Felseneck?« fragte Herr von Sarkow.

»Er sitzt weit am andern Ende des Parkes und fischt in dem Waldbach, der aus den Bergen herabkommt,« erwiderte Fräulein von Herbingen lachend. »Ich habe ihm gesagt, daß ich eine närrische Passion für Forellen habe, er darf seinen Posten nicht verlassen, bis ich ihn abhole, für jede gefangene Forelle habe ich ihm einen Handkuß versprochen, ist das nicht auch Romantik?«

»Um diesen Preis,« rief Herr von Sarkow, »möchte ich fast mit dem Baron wetteifern und den armen Fischen einen Vertilgungskrieg erklären, so daß ihm keiner mehr übrig bleibt.«

»Man soll auch den guten Willen belohnen,« sagte Fräulein von Herbingen, indem sie wie zufällig ihre Hand ein wenig emporhob. Herr von Sarkow drückte diese zarte Hand an seine Lippen, dann legte sie ihren Arm in den seinen, und beide wendeten sich zu den schattigen Laubgängen, die das Gebüsch durchzogen.

Wieder vergingen einige Tage in der gewohnten Weise. Herr von Sarkow schien von dem Druck des Mißmuths und der Langeweile befreit, seit er nicht mehr allein des Wächteramts waltete, und wenn ihm auch sein heiterer Humor treu blieb, wenn er auch nach wie vor sich alle Mühe gab, seinen Freund aus dessen schwermüthigem Tiefsinn, in den er immer wieder versank, zu frischem Lebensmuth aufzurichten und ihn zu mahnen, daß ein Mann seine Kraft nicht

in einer einzigen unglücklichen Liebe hinsterben lassen dürfe, so suchten doch auch seine Blicke jetzt häufig sehnsüchtig die Thurmspitze des Schlosses, und auch sein Herz schlug stürmisch und unruhig, wenn er mit Luiz Antonio den tiefen Schatten des Parkes zueilte, die den Reiz eines so anmuthigen Geheimnisses bargen.

Er stand an der kleinen Gitterthür nach der Straße hin, Fräulein von Herbingen hatte ihre Hand auf seinen Arm gelegt, sie plauderten wie immer leicht und heiter, bald einen kleinen Krieg piquanter Neckereien führend, bald wieder ernste Gedanken austauschend, und Herr von Sarkow empfand wie immer den dämonischen Zauber dieser Frau, die ihm bald wie ein Engel des Lichts erschien, der die Macht besaß, ihn im Fluge zu den höchsten Höhen des Denkens und Empfindens hinaufzuführen, bald wie ein neckischer Kobold, der grausam und höhnisch alle edeln Gedanken und alle warmen Empfindungen verspottete.

»Hier,« sagte Herr von Sarkow auf den Weg deutend, »habe ich Sie zuerst wiedergesehen; hier,« fuhr er feuriger fort, »wallte mein Herz meiner gnädigen Lehrmeisterin entgegen – aber,« fügte er dumpf hinzu, »hier senkte sich auch ein finsterner Schatten auf meine Freude; der Baron Felseneck saß an Ihrer Seite – er liebt Sie –«

Sie sah ihn mit großen Augen an.

»Er liebt mich!« rief sie laut lachend, »wie ist doch die Sprache arm, daß sie nur ein Wort für die Stufenleiter einer Empfindung hat, die von den strahlenden Höhen des Himmels bis in die kleinliche Niedrigkeit des Standes reicht. Felseneck und Liebe, wie komisch klingt das – und doch ist es wahr, ja, ja, er liebt mich auf seine Weise, wie der Schooßhund seine Herrin, er würde glücklich sein, wenn

er zu meinen Füßen sitzen dürfte, er würde nicht murren, wenn ich ihn zupfte und quälte, ein freundliches Wort wäre seine höchste Belohnung, er würde auch treu sein, er würde ein willenloses Eigenthum in meinen Händen sein, und doch – Liebe, ist das das Wort für solche Anhänglichkeit, die bald mein Mitleid erregt, bald mich lachen macht?«

»Und doch,« sagte Herr von Sarkow, »müssen Sie solcher Hingebung gewöhnt sein, denn bei Gott, oft möchte ich glauben, daß der Himmel oder die Hölle Ihnen die Herrschaft über alle Herzen gegeben. Das Hündchen, um in Ihrem Bilde zu bleiben, zeigt seine Hingebung, indem es wedelnd um seine Herrin springt, aber auch der Löwe würde sich demüthig zu Ihren Füßen schmiegen und seine stolze Kraft Ihrem Wink zu eigen geben.«

»Der Löwe,« sagte sie mit einem wunderbaren Blick, der sich in seine Seele tauchen zu wollen schien, »ja, ja, es ist ein stolzer Traum, den Löwen zu beherrschen, über seine Kraft zu gebieten, vor der die andern angstvoll zittern – aber,« sagte sie dann kopfschüttelnd, »es ist gefährlich, diesen Traum zu träumen, lassen wir die Träume. – Sehen Sie dort,« unterbrach sie sich plötzlich, »was bedeutet das, wer kommt hierher, uns in unsrer Einsamkeit aufzusuchen, denn nur uns kann dieser Besuch gelten.«

In der That kam ein Wagen in scharfem Trabe auf dem Landwege herangefahren; ein Postillon saß auf dem Bock und hatte eben sein Horn erhoben, um bei der Annäherung an das Schloß das übliche Signal zu blasen, aber ein in dem Wagen sitzender Herr bog sich schnell unter dem Verdeck hervor, zog den Arm des Postillons zurück und schien eifrig sprechend ihm die laute Kundgebung seiner Ankunft zu verbieten.

»Mein Gott!« rief Fräulein von Herbingen erbleichend, indem sie Herrn von Sarkow von dem durchsichtigen Gitter zurückdrängte, »das ist Herr von Wartenstein, wir glaubten ihn in Frankfurt, und nun ist er hier – Elise fürchtete immer, von ihrer Kammerfrau bespäht und verrathen zu werden.«

»In der That!« rief Herr von Sarkow, »ich habe zuweilen eine Gestalt hier herumschleichen gesehen, ich habe Nichts davon gesagt, weil ich es für Zufall hielt.«

»Gleichviel!« sagte Fräulein von Herbingen entschlossen, »jetzt gilt es, sie zu retten. Dies Alles war eine Thorheit, ein Unrecht vielleicht, aber wenn er durch seine Domestiken Spionage treiben läßt, so ist er werth, betrogen zu werden.«

Schon war sie durch das Gebüsch vorausgeeilt, und während der Wagen an der kleinen Pforte vorbei dem Schlosse zurollte, hatte sie bereits den Pavillon erreicht und war nach schnellem Klopfen an die Jalousieen, Herrn von Sarkow mit sich fortziehend, in ihn eingetreten.

Luiz Antonio kniete zu den Füßen der Frau von Wartenstein und fuhr erschrocken empor, als die beiden hastig eintraten und in ebenso hastigen Worten die verhängnißvolle Nachricht mittheilten.

»O mein Gott!« rief Frau von Wartenstein, indem sie wie gebrochen zusammensank, »meine Ahnung – ich bin verloren!«

Luiz Antonio stellte sich mit finster drohenden Blicken neben sie, als wolle er sie beschützen.

»Es ist unmöglich, zu entrinnen,« jammerte Frau von Wartenstein, »sowie er im Schlosse angekommen ist, wird er fragen und forschen und hierher kommen – vielleicht sind wir jetzt schon bespäht und die Ausgänge des Parks beobachtet.«

»Wir fliehen durch das Fenster,« sagte Herr von Sarkow, »die Epheuwand ist vielleicht beweglich, die Damen müssen sie wieder an ihre Stelle rücken, und jede Spur ist verloren.«

Bereits hatte er die Epheuwand zurückgeschoben und das Fenster geöffnet.

»Es ist Niemand zu sehen,« sagte er, hinausblickend, »sollte man die Pforten bewachen, so hat man dies Fenster vergessen; schnell, schnell!«

Frau von Wartenstein drängte angstvoll den zögernden Luiz Antonio nach dem Fenster hin.

»Halt,« sagte Fräulein von Herbingen, die sinnend dagestanden hatte, »das ist nicht genug, hat ein Verrath stattgefunden, so genügt es nicht, zu verhüllen, was ja doch leicht zu durchschauen ist; die Anwesenheit der Herren hier im Dorfe ist ja nicht zu verbergen, wenn er forschen will. Der Verdacht muß abgelenkt werden, die Thatsache muß eine andre Erklärung finden. Ich werde dich retten,« sagte sie kurz entschlossen, »folgt alle meinen Befehlen, denn es ist kein Augenblick zu verlieren. Herr von Souza wird sogleich durch das Fenster springen und nach dem Wirthshause gehen, damit man ihn dort so unbefangen als möglich finden kann; Elise muß den Pavillon verlassen und sich durch das Gebüsch seitwärts fortschleichen – du kennst den Platz am Waldbach,« sagte sie lachend, »wo er zu dem kleinen See am Schlosse herabfließt, dort findest du Felseneck mit seiner Angel; suche ihn auf, plaudere einen Augenblick mit ihm und führe ihn dann hierher – Herr von Sarkow,« sagte sie flüchtig erröthend, »bleibt hier bei mir. Alles Uebrige ist meine Sache; nun fort, fort!«

Sie drängte Luiz Antonio zum Fenster, schnell schwang sich der junge Mann mit einem letzten Abschiedsgruß an

Frau von Wartenstein über die Brüstung, dann trieb Fräulein von Herbingen ihre zitternde Freundin aus dem Pavillon, verfolgte sie mit ihren Blicken, bis sie unmittelbar sich seitwärts wendend im Gebüsch verschwunden war, und schloß dann die Jalousieen.

»Bringen Sie die Epheuwand an ihren Platz,« befahl sie dann mit fast rauher Stimme. Als Herr von Sarkow ganz verwirrt ihren Befehl ausgeführt hatte, nahm sie den Platz der Frau von Wartenstein auf der Chaiselongue ein.

»Setzen Sie sich zu mir,« sagte sie, auf ein kleines Taburet deutend, »hier ganz nahe – noch näher zu meinen Füßen.«

Herr von Sarkow gehorchte, indem er sie ganz erschrocken ansah.

»Mein Gott,« sagte er ganz ängstlich, »ich begreife – ich begreife jetzt –«

»Ah, Sie begreifen!« rief sie fast spöttisch, »wie sind doch die Menschen so schwerfällig, wenn es gilt, einen Ausweg aus den Verlegenheiten zu finden, in die ihre Thorheiten sie führen – nun, ich habe diesen Ausweg gefunden, so wird sie gerettet werden, so wird Alles erklärt sein – man wird wenigstens kein Recht haben, nach weiteren Erklärungen zu forschen.«

»In der That,« flüsterte Herr von Sarkow, »Frau von Wartenstein wird gerettet sein, aber Sie selbst – o mein Gott, was wird man sagen!«

»Fürchten Sie sich, mein Herr?« rief Fräulein von Herbingen. »Das Wagniß ist mein, und ich will es bestehen; sie wäre verloren, rettungslos verloren, denn sie ist zu schwach, um solchen Schlag zu tragen. Was,« rief sie mit stolz blitzenden Augen, »was liegt an mir? Ich bin stark genug, um aufrecht zu stehen und erhobenen Hauptes durch die zischende

Welt dahin zu schreiten, die sich dennoch vor mir beugen soll!«

»Ja!« rief Herr von Sarkow begeistert, »die Welt wird sich vor Ihnen beugen, und sie weiß dennoch nicht, wie hoch Sie über ihr stehen, indem Sie fremde Schuld auf sich nehmen.«

Sie schüttelte sinnend den Kopf und sagte leise: »Wer ist ohne Schuld auf Erden? Und was kümmert mich das Urtheil der elenden Welt,« rief sie dann wieder, sich hoch aufrichtend, »die ja selbst vor dem stolzen, muthigen Verbrecher kriecht, während sie über die demüthige Tugend ihr Gift spritzt!«

Sie war schöner wie je in ihrer Kraft und ihrem Stolz – so hätte ein Künstler die farrenäugige Juno darstellen müssen, wie sie von den Wolkenhöhen des Olymps herabschaut auf das niedrige Treiben der staubgeborenen Menschen. Herr von Sarkow kniete zu ihren Füßen nieder und blickte, hingerissen von Entzücken und Bewunderung, in ihr flammendes Gesicht.

»So ist es recht,« sagte sie lächelnd, »ich bin zufrieden, Sie spielen Ihre Rolle gut, auch der forschende Blick des Argwohns wird die Komödie für wahr halten.«

»Eine Rolle – eine Komödie!« rief Herr von Sarkow schmerzlich, indem er bittend die Hand zu ihr erhob, »nein, nein, es ist Wahrheit, heiße, glühende Wahrheit; o, warum darf es nicht sein – was es doch scheinen soll!«

Der dämonische Zauber, der aus ihren Blicken flammte, umfing ihn mit voller, unwiderstehlicher Gewalt, alle Erinnerungen seines jungen Lebens sanken in nebelhafte Dämmerung zurück; nur bei ihr war das Licht, die Wärme, das Glück – war es Liebe, war es Wahnsinn, was sein ganzes Wesen in wilden Flammen auflodern ließ, er konnte sich keine

Rechenschaft über seine Gefühle geben, willenlos gehörte er ihrer Zaubermacht, er wäre ihr gefolgt hinauf zu den lichten Höhen des Himmels und hinab in die finsternen Tiefen des Abgrunds. Der wunderbar überwältigende Rausch, der ihn ihr so ganz zu eigen machte, schimmerte in seinen Augen; sie sah ihn an; und ein geheimnißvoller magnetischer Strom flutete zwischen ihnen hin und her – sie beugte sich zu ihm herab, sie schlang ihre Arme um seine Schultern, fester und fester drückte sie ihn an sich, ihre Blicke verloren sich ineinander, und in langem Kuß schlossen sich ihre Lippen zusammen.

Schnell aber riß sie sich dann los und drängte ihn zurück; indem sie heftig und unmuthig den Kopf schüttelte, als ob sie sich frei machen wolle von einem schweren Traum.

»Nein, nein,« sagte sie heftig, »es darf nicht sein – mir ist die Liebe nicht bestimmt – ich muß, ich will stärker sein als das Gefühl, das die Menschen erniedrigt oder unglücklich macht. Ich habe nicht unglücklich sein wollen, wo es vielleicht eine Schuld war zu lieben, hier wäre es ein Verbrechen, ein frevelhaftes Spiel, und ich will mich nicht erniedrigen.«

Schwer athmend blickte Herr von Sarkow zu ihr auf, er hielt ihre Hände in den seinen; Frage, Vorwurf und Bitte lagen in seinen feuchtschimmernden Augen.

»Sie sind ein Kind,« sagte sie sanft mit wehmüthigem Lächeln, »wenn Sie einst ein Mann sind, dann werde ich eine alte, alte Frau sein – vergessen Sie mich nicht – heute würden Sie doch nur das Hündchen sein, das in tändelndem Spiel mir die Zeit vertriebe; werden Sie zum Löwen, vor dem die Welt zittert – zum Löwen – den ich hätte lieben können.«

Sie beugte sich zu ihm herab, aber diesmal suchten ihre Lippen nicht die seinigen, sie drückte einen innigen, fast mütterlich zärtlichen Kuß auf seine Stirn. – Heftig wurden in diesem Augenblick die Jalousieen des Pavillons aufgerissen – Herr von Wartenstein stand bleich, mit finsternen, drohenden Blicken auf der Schwelle.

Herr von Sarkow sprang auf, er hatte die Veranlassung, die diese Situation herbeigeführt, fast vergessen, und seine Verwirrung war so natürlich, daß auch der schärfste Blick des Argwohns keinen Zweifel an der Wahrheit derselben hätte finden können. Herr von Wartenstein stand sprachlos, in grenzenlosem Erstaunen da.

Fräulein von Herbingen trat ihm so unbefangen als möglich entgegen, aber auch aus ihrem Gesicht zuckte noch tiefe, mächtige Erregung.

»Fräulein von Herbingen – Herr von Sarkow – Welch unerwartete Begegnung!« brachte endlich Herr von Wartenstein stockend hervor.

»Wußten Sie denn nicht,« fragte Fräulein von Herbingen, »daß ich mit Felseneck hierher gekommen war, um Ihrer Frau Gesellschaft zu leisten? – Und was Herrn von Sarkow betrifft,« fuhr sie mit einer vortrefflich gespielten verschämten Verwirrung fort, »so hat ihn nach seiner Verbannung aus Heidelberg der Zufall in das ruhige Dorf dort geführt, er wohnt mit Herrn von Souza im Wirthshaus – die Herren wußten nicht, daß wir hier waren, bei einem Spaziergang im Park bin ich ihm begegnet.«

»Und Herr von Souza?« fragte Wartenstein schnell, indem sich seine Stirn wieder in finstere Falten zusammenzog.

Herr von Sarkow hatte mit aller Kraft seines Willens wieder einige Fassung gewonnen.

»Herr von Souza ist dort unten im Dorfwirthshaus zurückgeblieben,« sagte er, »während ich hier durch den Park streifte und so glücklich war, Fräulein von Herbingen zu begegnen – welche Freude für ihn, wenn ich ihm die Botschaft bringen werde, daß die Herrschaften hier sind!«

»Ich habe meine Frau nicht gefunden,« sagte Herr von Wartenstein immer noch unruhig und mißtrauisch, »sie sei in den Park gegangen, sagte man mir im Schlosse –«

»Dort kommt sie mit Felseneck!« rief Fräulein von Herbingen, nach der Allee hindeutend, an deren anderm Ende Frau von Wartenstein mit dem Baron erschien, der ein kleines Körbchen in der Hand trug.

Herrn von Wartensteins Gesicht klärte sich hell auf.

»Wie freue ich mich,« sagte er mit verbindlicher Artigkeit, »die Herrschaften alle hier zu finden, wo ich meine Frau ganz allein und einsam glaubte; gehen wir ihr entgegen. Sie erlauben,« sagte er lächelnd zu Herrn von Sarkow, indem er Fräulein von Herbingen den Arm reichte, »daß ich die Rechte des Wirthes in Anspruch nehme, und,« fügte er leise zu Fräulein von Herbingen gewendet hinzu, »was die Unterhaltung in dem Pavillon da betrifft, so wollen wir davon nicht sprechen – die Welt ist boshaft, man könnte Deutungen suchen – und der arme Felseneck –«

»Die Welt!« unterbrach ihn Fräulein von Herbingen mit dem Ausdruck unendlicher Verachtung – »Felseneck,« fügte sie dann mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, »wir wollen sehen, was sich für ihn thun läßt.«

Sie waren den andern entgegengegangen. Herr von Wartenstein begrüßte seine Frau mit der ceremoniellen Artigkeit, die er im Verkehr mit ihr stets beobachtete, und erzählte ihr, den Blick scharf auf sie geheftet, den Grund der Anwesenheit des Herrn von Sarkow; sie verbarg ihre Verwirrung so geschickt unter einem scheuen, fragenden und mitleidig theilnehmenden Blick auf Fräulein von Herbingen, daß diese sich eines flüchtigen Lächelns über die meisterhafte Geschicklichkeit des Mienenspiels, in der die weibliche Natur alle Kunst übertrifft, nicht erwehren konnte.

Felseneck trat, nachdem er Herrn von Sarkow begrüßt, ganz glücklich zu Fräulein von Herbingen heran.

»Hier, meine Gnädigste,« sagte er, den Korb öffnend, »die Ausbeute meines Fischzuges. Frau von Wartenstein, die mich am Bach aufsuchte, hat mir Glück gebracht, es sind fünf Forellen,« fuhr er fort, auf die zwischen grünen Zweigen hervorschimmernden Fische deutend, »fünf Forellen, das giebt mir das Recht, fünfmal diese reizende Hand zu küssen, deren Besitz,« fügte er mit einem scheuen, flehenden Blick hinzu, »das höchste Ziel meines Lebens ist, ein Ziel, das mir freilich durch so unverdiente, grausame Härte ewig fern bleiben soll.«

Fräulein von Herbingen stand einen Augenblick sinnend da, dann sagte sie zwar in scherzendem Ton, aber mit strengen, kalten Blicken:

»Sie haben da einen Ausdruck gebraucht, Baron Felseneck, den ich Ihnen eigentlich übelnehmen sollte, wenn er nicht eine so allgemeine Redensart wäre; die Hand einer Dame besitzt man nicht; wir sind es, die von den Herren Besitz nehmen, denen wir die Erlaubniß geben, uns ihre Dienste

zu weihen und sich für das Leben unsrer Führung anzuvertrauen.«

Ein wehmüthig bitteres Lächeln flog über das bleiche Gesicht der Frau von Wartenstein, Baron Felseneck blickte fragend umher, als suche er Aufschluß über den ihm dunkel gebliebenen Sinn der vernommenen Worte.

»Nun, Baron,« fuhr Fräulein von Herbingen in dem gleichen heiteren Ton mit seltsam blitzenden Augen fort, »wenn ich mich entschließen könnte, den Besitz desjenigen Theiles der Männerwelt anzutreten, der sich Baron von Felseneck nennt —«

»O mein Gott!« rief der Baron, indem er, abwechselnd erbleichend und erröthend, seine Augen fast kreisförmig öffnete und den Korb mit den Fischen aus seinen zitternden Händen fallen ließ, »o mein Gott, ist das möglich? Darf ich wagen, diese Worte zu verstehen —«

»Wenn ich also diesen Besitz antreten wollte,« fuhr Fräulein von Herbingen fort, »würden Sie die drei Bedingungen erfüllen, die ich Ihnen dafür auflege?«

»Befehlen Sie, befehlen Sie,« stammelte der Baron, »keine Bedingung ist mir zu schwer.«

»Es gab einmal einen General,« sagte Fräulein von Herbingen, »der als Bedingung der Kriegführung drei Dinge verlangte, nämlich: erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld — nun denn, ich verlange erstens Gehorsam, zweitens Gehorsam und drittens Gehorsam.«

»Und ich,« rief Felseneck, außer sich vor Entzücken, »Ihr unterthänigster Slave, gelobe den Gehorsam hundertfach, tausendfach!« Er ergriff ihre Hand und wollte sie an seine

Lippen führen, sie aber trat, stolz den Kopf schüttelnd, zurück, streckte ihre Hand gebieterisch gegen ihn aus und sagte:

»So nehme ich denn Besitz von dem hier gegenwärtigen ausgezeichneten Cavalier, dem Baron von Felseneck; ich übertrage ihm für sein künftiges Leben den ausschließlichen Dienst bei meiner Person und verspreche ihm, daß meine Herrschaft milde und mein Joch leicht sein soll, wenn er pünktlich und gewissenhaft die drei Bedingungen erfüllt, die ich ihm auferlegt habe.«

»Pünktlich und gewissenhaft,« jauchzte Felseneck, »für ewig, für ewig!«

Herr von Wartenstein war der erste, der ganz freudig überrascht seine Glückwünsche darbrachte; während er Felseneck die Hand schüttelte, trat Fräulein von Herbingen zu dem wie betäubt dastehenden Herrn von Sarkow.

»Es muß sein, mein Freund,« flüsterte sie leise, »ich will keine Ketten tragen, und die Liebe schmiedet Ketten. Jetzt,« sagte sie laut und heiter, »lassen wir Herrn von Sarkow nach dem Dorfe gehen, um seinen Freund zu holen; da der Zufall hier nun einmal uns alle zusammengeführt, so wollen wir nicht länger voreinander Verstecken spielen.«

»Ich werde Herrn von Sarkow begleiten,« sagte Herr von Wartenstein schnell, »wir sind auf meinem Territorium, und an mir ist es, die Pflicht der Gastfreundschaft zu üben.« Fräulein von Herbingen nahm den Arm der Frau von Wartenstein und führte sie nach dem Schlosse hin, indem sie dem Baron Felseneck befahl, den Korb mit den Fischen zu tragen.

Sarkow und Herr von Wartenstein gingen nach dem Wirthshause, wo sie Luiz Antonio fanden, der inzwischen

die Kraft gewonnen hatte, so unbefangen als möglich zu erscheinen. Schwer entschloß er sich, der Einladung nach dem Schlosse zu folgen, allein es mußte sein, und eine Stunde später war die Gesellschaft im Schlosse Trottlingen zum Diner vereinigt, bei dem Herr von Wartenstein und der Baron Felseneck die Kosten der Unterhaltung trugen, während die Uebrigen ihre verschiedenartigen Empfindungen unter die Maske der conventionellen Form verbargen, die oft eine Qual, noch öfter aber eine Wohlthat ist, die den Menschen erlaubt, wenigstens den äußeren Schein des heiteren Friedens zu bewahren, der ja so selten auf Erden eine Stätte in den Herzen der Sterblichen findet.

Nach Tisch traf durch einen reitenden Boten vom nächsten Postamt die Nachricht ein, daß Heidelberg von den letzten Freischaaren verlassen und von den preußischen Truppen besetzt sei, die sich nun anschickten, die von dem Oberst Tiedemann verteidigte Festung Rastatt einzunehmen. Auch die Hauptmacht der Insurgenten war bei Kuppenheim von dem Prinzen von Preußen geschlagen, die Revolution war gebrochen und mußte in kurzem völlig niedergeworfen sein. Diese Nachricht gab Herrn von Sarkow erwünschte Veranlassung, auf seine und Luiz Antonio's sofortige Abreise zu dringen, da es für sie nothwendig sei, sich mit ihren Freunden zu vereinigen und nach Heidelberg zurückzukehren. Die Damen widersprachen nicht, ein längerer Aufenthalt der beiden jungen Leute in Trottlingen würde ja für alle fast unerträglich geworden sein. Herr von Wartenstein stellte ihnen einen Wagen zur Verfügung, und noch am Abend des gleichen Tages machten sich beide zur großen Betrübniß des Gastwirths und der Bauern von Trottlingen auf den Rückweg nach Weinheim.

»Vorbei – Alles vorbei,« jammerte Luiz Antonio verzweiflungsvoll, indem er den Kopf schwer auf Sarkow's Schulter sinken ließ – »der flüchtige Tag ist versunken, vor mir liegt die Nacht, die lange, unendliche Nacht des Lebens.«

»Ja, es ist vorbei,« erwiderte Herr von Sarkow – »vorbei ist der Traum, das Erwachen ist da, und das Erwachen wird zu hellem, freudigem Leben führen. Die Kraft des Löwen regt sich, sie soll erstarken zu stolzem, siegreichem Kampf mit dem Schicksal; was auch die Herzen erschüttern mag, mein lieber Freund, hoch über unsern Häuptern leuchtet es in Sternenschrift: ›*Virtus sola bonorum corona!*«

»*Virtus sola bonorum corona,*« flüsterte Luiz Antonio mit leiser, von Thränen halb erstickter Stimme, während der Wagen weiter in die dunkle Nacht hinausfuhr.

VIERUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

Selbst die edeln Pferde des Herrn von Wartenstein mußten Strecken des steinigen, zwischen den Bergen auf und ab steigenden Weges im Schritt zurücklegen, und bei der langsamen Bewegung des bequemen Wagens versanken Herr von Sarkow und Luiz Antonio, die körperlich ermüdet und geistig durch die mannigfachsten Erregungen der letzten Tage erschöpft waren, bald in tiefen Schlaf. Es ist ja ein schönes Vorrecht der Jugend, nach jeder noch so heftigen und noch so schmerzlichen Erschütterung die Seele immer wieder in das wohlthätige Bad des Schlummers tauchen zu können, in dem sie oft das unerträglich scheinende Leid völlig von sich abstreift, immer aber neue Kraft und frischen Muth finden.

Sie mochten etwa eine Stunde gefahren sein, als der Wagen anhielt und ein greller Lichtschein die Augen der plötzlich Erwachenden blendete.

Sie sahen, erschrocken emporfahrend, um den Wagen mehrere Gestalten in Blousen mit rothbefederten Hüten, Büchsen über der Schulter und Hirschfänger oder Säbel an der Seite. Der Kutscher verhandelte halb trotzig, halb ängstlich mit einigen Männern, die die Pferde am Zügel gefaßt hatten, und einer der Bewaffneten leuchtete mit einer Blendlaterne unter das Verdeck des Wagens.

Es war kein Zweifel, daß sie sich einer versprengten Abtheilung von Freischaaren gegenüber befanden, um die finsternen Mienen der zunächst um den Wagen Stehenden ließen auf keine freundlichen Absichten schließen.

Herr von Sarkow zog sein Terzerol aus der Wagentasche, machte die Waffe schußfertig und flüsterte seinem Freunde zu, ein Gleiches zu thun.

»Ich muß die Bürger bitten, auszusteigen,« sagte der Führer der Freischaaren, deren Anzahl in der Dunkelheit nicht zu erkennen war, – »wir bedürfen dieses Wagens und requiriren denselben im Namen der Landesregierung.«

»Halt, meine Herren,« erwiderte Herr von Sarkow kalt und höhnisch, während jener mit gebieterischer Miene den Schlag öffnete, – »so einfach ist die Sache nicht, – es bestehen in diesem Augenblick verschiedene Ansichten hierzulande über die berechnigte Landesregierung, und wir sind durchaus nicht gesonnen, Ihnen so ohne Weiteres unsern Wagen abzutreten.«

Er hob sein Terzerol empor.

Der Freischärler, dessen jugendliches Gesicht feine und hübsche Züge trug, sah die Mündung der beiden Läufe in

dem Lichtschein der Laterne unmittelbar vor sich und wich erschrocken zurück.

Auf seinen Wink traten schnell mehrere seiner Gefährten heran und richteten ihre Büchsen gegen den Wagen.

»Sie sehen, daß jeder Widerstand vergeblich wäre,« sagte der Führer der Freischärler.

»Das sehe ich nicht,« erwiderte Herr von Sarkow – »wir sind bewaffnet wie Sie, – irre ich mich nicht, so habe ich Sie früher in den Straßen von Heidelberg gesehen – nun, mein Herr, wir sind Saxoborussen, das wird Ihnen genügen, um zu begreifen, daß wir vor keiner Drohung zurückweichen, wenn wir Waffen in den Händen haben.«

Der junge Freischärler stand einen Augenblick sinnend da, während seine Begleiter auf seinen Wink warteten, um den Angriff zu beginnen.

»Ich würde es bedauern,« sagte er dann, »wenn Sie mich zur Anwendung von Gewalt zwingen sollten, die für Sie verhängnisvoll werden müßte, – aber ich muß diesen Wagen haben, ich bedarf ihn, um einen Verwundeten weiter zu schaffen, dessen Leben davon abhängt, daß er bald in Sicherheit und Ruhe kommt – und, bei Gott!« rief er mit blitzenden Augen, »für sein Leben werde ich Sie nicht schonen, wenn Sie mich zwingen, Gewalt zu brauchen.«

Er hatte, während er sprach, sich etwas seitwärts gewendet, – der Lichtschein der Laterne fiel auf eine aus Baumzweigen zusammengebundene Tragbahre, die am Rande der Straße niedergesetzt war und auf der ein Verwundeter in einer blauen Blouse ruhte, das Haupt mit den geschlossenen Augen rückwärts gegen die Zweige gelehnt.

Als Herr von Sarkow dies bleiche Haupt in dem unsicheren Lichtschimmer erblickte, stieß er einen Schrei schmerzlicher Ueberraschung aus.

»Langenberg!« rief er, sein Terzerol senkend und aus dem Wagen springend, – »in der That, es ist Langenberg – ja, bei Gott, er muß gerettet werden, dieses junge Leben soll nicht der unseligen Verirrung geopfert werden, wie der arme Schlüssel! – Wieviel edle Kraft verliert sich in den fruchtlos verrinnenden Strom dieser Revolution, – reiche Kraft des Volkes, die auf den geordneten Wegen des Lebens so viel Segen schaffen könnte!«

Er beugte sich wehmüthig über den Verwundeten, der bei der Nennung seines Namens langsam die Augen geöffnet hatte und verwundert umherblickte, ohne daß er seine Umgebung zu erkennen oder sich über seine Lage klare Rechenschaft geben zu können schien.

»Nun,« sagte der Führer der Freischärler, »wenn Sie den Verwundeten kennen und, wie es scheint, Antheil an ihm nehmen, so werden Sie uns Ihren Wagen nicht verweigern, denn es ist unmöglich, ihn wie bisher weiter zu tragen, und er bedarf schnell der Ruhe und Pflege, – wir haben ihn mit Lebensgefahr den verfolgenden Preußen entrissen.«

Herr von Sarkow sann nach, während Luiz Antonio dem Verwundeten aus seiner Reiseflasche einen kräftigen Schluck Madeira einflößte – dann sagte er:

»Ja, mein Herr, unter diesen Umständen würde ich Ihnen den Wagen abtreten, obgleich er nicht mein ist, – allein ich glaube Ihnen Besseres vorschlagen zu können. Sie haben noch eine Stunde bis Trottingen, dort finden Sie kaum Beistand und Pflege für den armen Kranken – auf dem Schloß und im Dorf hat Ihre Sache keine Freunde, und ganz gewiß,

wenn man dem Verwundeten auch Obdach und Lager gewähren sollte, wird er den Militärbehörden überliefert werden.«

»Das wäre entsetzlich – das wäre der Kerker – vielleicht der Tod, – davor ihn zu retten, haben wir ihn fortgetragen, denn Pflege hätte er ja wohl gefunden, wenn wir ihn hätten auf dem Schlachtfeld liegen lassen.«

»Um Gottes willen, bringt mich fort,« jammerte Langenberg, der, durch den Wein gestärkt, sein Bewußtsein völlig wieder erlangt hatte und Herrn von Sarkow mit finsternen und feindlichen Blicken ansah – »bringt mich fort in den einsamen Wald, lieber will ich dort verbluten, als in langer Kerkerhaft erstarren – unsre Sache ist verloren, was liegt an meinem Leben!«

»Ihre Sache ist verloren,« fuhr Herr von Sarkow fort, indem er seine Hand ergriff, die der Verwundete ihm zögernd und widerstrebend überließ – »Ihr Leben soll es nicht sein; wir haben uns im offenen, ritterlichen Kampfe gegenübergestellt, und Gott hat uns beide erhalten; jetzt ist es meine Pflicht, Sie zu retten, und ich werde sie freudigen Herzens erfüllen. Heben Sie Ihren Freund in unsern Wagen,« fuhr er zu dem Führer der Freischärler gewendet fort, »ich hoffe, ihn sicher nach Weinheim zu bringen, und einmal dort, ist er auch gerettet, er findet Ruhe und Pflege, und ich werde dafür sorgen, daß kein Verdacht auf ihn fällt und daß er unangefochten nach Heidelberg zurückkehren kann.«

Die Freischärler zögerten mit der Antwort, sie flüsterten untereinander und blickten mißtrauisch auf Herrn von Sarkow.

»Ich habe Ihnen gesagt, wer ich bin, meine Herren!« rief dieser, »Ihr Freund Langenberg kennt mich, er ist Corpsbursch wie ich und wird mir glauben, wenn ich auf meine Ehre versichere, daß ich sein Leben bewahren und beschützen werde wie mein eignes.«

»Ich glaube Ihnen,« sagte Langenberg, »das Wort eines Saxoborussen steht über jedem Zweifel. Laßt mich mit ihm gehen,« sagte er zu seinen Freunden, »wohl mag ich mich dem Feinde anvertrauen, nachdem so viele der Unsrigen unsre Sache verrathen haben.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, entkleidete Herr von Sarkow den Verwundeten der blauen, blutbefleckten Blouse, zog ihm seinen eignen Ueberrock an und knöpfte diesen über der wunden Brust sorgsam zu. Hierauf rieß er die rothe Feder von Langenberg's Hut und trug den Verwundeten, von den Freischärlern, die keine Einwendung mehr machten, unterstützt, in den Wagen, wo er ihn so bequem als möglich in eine Ecke niederlegte.

»Und nun, meine Herren,« sagte er, »hören Sie meinen Rath: trennen Sie sich, legen Sie Ihre Federn und Schärpen ab und suchen Sie einzeln Ihre Heimath zu erreichen, das ist der sicherste Weg, um jede Gefahr zu vermeiden, in Trottingen ist keine Sicherheit für Sie.«

Er stieg mit Luiz Antonio in den Wagen und ließ schnell weiter fahren, während die Freischärler ihm traurig nachblickten, ohne gegen seinen Rath, dessen Zweckmäßigkeit sie einsehen mochten, eine Einwendung zu machen.

Sie fuhren etwa eine halbe Stunde weiter, ohne ein Wort zu sprechen, nur von Zeit zu Zeit flößte Herr von Sarkow dem Verwundeten, der zuweilen leise wimmerte, einen Schluck stärkenden Getränks ein. Der Weg führte durch ein

kleines Dorf von nur wenigen Gehöften; die Häuser waren erleuchtet, laute Stimmen schallten den Nahenden entgegen.

»Was mag das sein,« fragte Herr von Sarkow, unruhig aus dem Wagen blickend, »welche Unruhe in diesem kleinen, stillen Ort?«

Ehe er noch geendet, war der Wagen von dunkeln Gestalten umringt.

»Halt!« rief es von allen Seiten – »wohin wollt ihr – nehmt euch in Acht!« riefen einige, »nicht weiter, dorthin stehen die Preußen.«

»Es sind Aristocraten!« riefen andre, »Verräther, Feinde des Volkes, haltet sie fest!«

Herr von Sarkow erkannte abermals wild aussehende Blousenmänner, die den Wagen dicht umdrängten. Sie hielten vor einem Hause, aus dessen offenstehenden hellen Fenstern lärmende Stimmen sich hören ließen; mehrere aufgezäumte Pferde waren vor diesem angebunden, zusammengestellte Gewehre standen daneben. Herr von Sarkow und Luiz Antonio machten ihre Terzerolen schußfertig.

Da erschien in der geöffneten hellen Hausthür die athletische Gestalt des Turnerführers Metternich. Seine weite Blouse war zerrissen, die rothe Feder auf seinem Hut geknickt, sein Gesicht war wild erregt, seine Schritte schienen schwankend und unsicher.

»Was giebt es dort,« fragte er, an den Wagen herantretend – »wen habt ihr da festgehalten?«

»Es sind Aristocraten, es sind Volksfeinde,« antworteten rauhe Stimmen: »das sieht man an dem Wagen und der Livrée, sie geben keine Antwort, man muß sie festhalten.«

»Bringt Licht!« rief Metternich, indem er sich schwer auf seinen Schleppsäbel stützte, »damit wir sehen, wen wir vor uns haben.«

Schnell wurde seinem Befehl gehorcht, man brachte aus dem Hause brennende Kienspäne, die mit ihrem rothgelben, flackernden Schein die nächtliche Scene beleuchteten.

Die Freischärler wichen erschrocken zurück, als sie Herrn von Sarkow und Luiz Antonio erblickten, die ihnen aus dem Wagen die gespannten Terzerolen entgegenstreckten. Metternich starrte die jungen Leute einen Augenblick an, dann stieß er ein wildes, triumphirendes Hohngeschrei aus.

»Ah!« rief er, »das sind ja die Verräther, die mir schon einmal entwischten, jetzt sollen sie mir beim Teufel nicht wieder aus den Händen kommen. Die Tyrannenknechte haben uns mit ihren verfluchten Kartätschen zurückgeworfen, sie hätten es dennoch nicht gekonnt, wenn nicht niederträchtiger Verrath im Spiele gewesen wäre, und nun sind diese da wieder hier – sie sind wieder dabei gewesen bei ihrem höllischen Werk, aber wenn ich morgen von den preußischen Kugeln fallen soll, so sollen diese Elenden mir wenigstens Quartier bestellen. Reißt sie heraus aus ihrem Wagen, und nehmt eure Gewehre zur Hand, dort am nächsten Baum sollen sie niedergeschossen werden. Es bedarf keines Kriegsraths mehr, das Todesurtheil ist schon über sie gesprochen, und nur Schlüssel's dumme Gutmüthigkeit hat sie damals befreit. Vorwärts, macht ein Ende, wir haben nicht lange Zeit – wir wollen die Leichen dieser Verräther auf den Weg werfen, damit die Preußen sie finden und sehen, wie das Volk seine Feinde richtet.«

Die Blousenmänner machten Miene, gegen den Wagen vorzudringen.

»Der erste, der einen Schritt näher kommt, ist des Todes!« sagte Herr von Sarkow, indem er seine Waffe schußfertig emporhob.

»Reißt sie heraus!« brüllte Metternich, indem er jedoch einen Schritt seitwärts in den Schatten trat – »reißt sie heraus, und macht ein Ende!«

Seine Leute standen unschlüssig; jeder, der dem Wagen näher trat, mußte unfehlbar niedergestreckt werden. Einige hatten sich nach der andern Seite herumgeschlichen, aber Herr von Sarkow war diese Bewegung nicht entgangen, und auf ein Wort von ihm streckte Luiz Antonio die Mündung seiner Waffe auch dort den Angreifenden entgegen.

»Holt eure Gewehre!« schrie Metternich, »und schießt sie im Wagen zusammen, dann ist die Geschichte gleich auf einmal abgemacht.«

Die Blousenmänner folgten seinem Befehl; sie holten ihre neben dem Hause zusammengestellten Gewehre und schlugen an. Von allen Seiten richteten sich die Flintenläufe auf den Wagen, das Feuer mußte dessen Insassen unfehlbar vernichten, während sie mit ihren kleinen Pistolen nicht im Stande waren, einen sicheren Schuß auf ihre entfernten und im Halbdunkel stehenden Gegner zu thun.

»Seid ihr fertig?« fragte Metternich, der sich hinter die Schützenlinie zurückgezogen hatte – aber ehe er auf die bejahende Antwort das verhängnißvolle Commandowort »Feuer« aussprechen konnte, war von dem Hause her eine weibliche Gestalt in einem dunkeln Amazonenkleide, einen Hut mit rother Feder auf dem Kopf, eine schwarzrothgoldene Schärpe über der Brust und einen Hirschfänger an der Seite herbeigeeilt und in den von den Fackeln erhellten Kreis um

den Wagen getreten, so daß sie vor den Gewehrläufen der Blousenmänner stand.

»Was giebt's?« rief sie mit heller Stimme, »was soll hier werden – sind die Preußen da?« fragte sie erschrocken.

»Geh' fort!« rief Metternich hinter den Schützen hervor, die ihre Gewehrläufe wieder aufwärts gerichtet hatten, »du stehst uns im Wege, wir haben ein paar Verräther kalt zu machen, es wird gleich geschehen sein. Fort, fort, siehst du nicht ihre Pistolenläufe?«

Die Amazone wendete sich jetzt erst dem Wagen zu, und Herr von Sarkow erkannte bei dem flackernden Fackellicht das hübsche Gesicht der Fräulein Clara Schönfeld. Die Schauspielerin, die in ihrem malerischen Costüm und in der phantastischen Beleuchtung schöner war als jemals vorher in irgend einer ihrer Rollen, erkannte auch ihrerseits Herrn von Sarkow und nickte ihm freundlich grüßend zu.

»Ihr seid wahnsinnig,« sagte sie zu den Blousenmännern, »die Herren sind Studenten aus Heidelberg, sie sind keine Verräther, ich kenne sie, es sind meine Freunde.«

»Deine Freunde!« knirschte Metternich; »um so schlimmer für sie – geh' fort, und ihr schießt in des Teufels Namen den Wagen zusammen.«

»Sie sehen, Fräulein Schönfeld,« sagte Herr von Sarkow, »daß jene Wahnsinnigen zu feigem Mord entschlossen sind; gehen Sie, die Würfel rollen, und der Tod wird reiche Ernte halten.«

»Niemand wird ein solcher Mord geschehen, solange ich da bin!« rief Fräulein Schönfeld. »Sie sehen wohl, Herr von Sarkow,« sagte sie, so dicht vor den Wagen hintretend, daß es unmöglich war, einen Schuß auf diesen abzufeuern, ohne sie zu treffen – »Sie sehen, Herr von Sarkow, daß ich besser

bin wie Sie; Sie haben mich in Frankfurt damals schönede aufgegeben, ich werde Sie nicht im Stiche lassen.«

Sie hatte diese Worte neckisch und lächelnd ganz in ihrem alten Soubrettenton gesprochen, dann aber wendete sie sich hoch aufgerichtet mit drohend blitzenden Augen den immer noch im Anschlage liegenden Freischärlern zu.

»Ja!« rief sie laut, »diese Herren sind meine Freunde, sie haben mir beigestanden – als es galt, meinen Künstlerruf gegen ein aufgehetztes Publikum zu behaupten, wenn ihr sie mordet, so begeht ihr eine Feigheit und eine Nichtswürdigkeit gegen mich, die ich doch eure Sache zu der meinigen gemacht und eure Gefahren getheilt habt. Wollt ihr, daß ich euch verachten soll als feige Mörder, so schießt, aber das sage ich euch, ich werde die erste sein, die von euren Kugeln fällt.« Sie breitete dicht vor dem Wagenschlag stehend die Arme aus.

»Bravo, Fräulein Clara,« flüsterte ihr Herr von Sarkow zu, »Sie sind ein edles, muthiges Herz, bei Gott, das hätte ich kaum von Ihnen erwartet.«

»Ich weiß es wohl,« sagte die Schauspielerin, sich halb zu ihm umwendend, »daß die Leute Ihrer Welt, die bequem auf der breiten Heerstraße des Lebens dahinziehen, uns armen Komödianten, die wir im Flitterputz über die Klippen des Daseins dahingaukeln, weil wir nicht im Staube und Schmutz des Elends versinken wollen, keinen Muth, keine Treue und keine Ehre zutrauen – auch die Flatterrosen unserer Existenz haben ihre Dornen, und es gehört viel Stolz und Willen dazu, ihre Stiche mit lachender Miene zu ertragen.«

»Clara!« rief Metternich, »sei vernünftig, und geh' fort, gieb den Wagen frei, oder wahrhaftig, ich vergesse mich, und es geschieht ein Unglück!«

»Vorwärts, Kutscher!« rief die Schauspielerin – »vorwärts, und ihr schießt, wenn ihr den Muth habt, auch mich zu mor- den.«

Der vor Angst zitternde Kutscher ließ sich den Befehl nicht zum zweiten Mal wiederholen, er schwang die Peitsche, und die edlen Pferde, durch das Licht der Fackeln aufgeregt, zogen wild aufbäumend an. Die Freischärler, die die Zügel gehalten hatten, sprangen im ersten Schrecken von den Thieren zurück, und in wenig Augenblicken war der Wagen in der Dunkelheit verschwunden, während Fräulein Schönfeld immer mit ausgebreiteten Armen vor der Schützenlinie stand, so daß jede den Fliehenden nachgesendete Kugel sie hätte treffen müssen. Einige Augenblicke schallte noch ein wüster Lärm dem Wagen nach, unter dem man Metternich's drohende Stimme hervortönen hörte; dann wurde Alles wieder still, da der Weg, auf dem die Pferde trotz der starken Steigung pfeilschnell dahintrabten, sich um eine Berghöhe wendete.

»Es sind Barbaren,« sagte Langenberg mit matter Stimme – »was wäre aus der Sache der Freiheit in solchen Händen geworden? Warum sagten Sie nicht, daß ich bei Ihnen sei?« sagte er; »ich war zu schwach, um laut zu rufen.«

»Das würde uns nicht gerettet haben,« sagte Herr von Sarkow, »und auch Sie wären verloren gewesen, sie hätten Sie dort behalten und mit sich fortgeführt, das hätten Ihre Kräfte nicht ausgehalten. Halten Sie sich tapfer,« sagte er herzlich, den Verwundeten sorgsam zurechtlegend, »in Weinheim ist Ihre Rettung, dort finden Sie Pflege, und gegen einen Kranken der Anstalt wird Niemand Verdacht hegen.«

Der ängstliche Kutscher ließ die Pferde trotz des schwierigen Weges immer in der schnellen Gangart weiter gehen.

Endlich begann der Tag zu grauen, Herr von Sarkow erkannte die Gegend, in einer halben Stunde mußten sie Weinheim erreicht haben.

Da plötzlich schienen dunkle Gestalten in einiger Entfernung vor den Pferdeköpfen wie aus dem Boden heraufzusteigen. Entsetzt über dies neue Hinderniß zog der Kutscher mit einem halb unterdrückten Fluch die Zügel an.

»Halt – wer da!« klang es laut. Man sah Bajonette und Helmspitzen durch die Dämmerung blitzen, und im nächsten Augenblick standen zwei preußische Soldaten auf beiden Seiten neben dem Wagen, während andre mit vorgestreckten Bajonetten den Weg sperrten.

»Gut Freund!« erwiderte Herr von Sarkow, sich zum Wagen herausbeugend.

»Wer sind Sie, und woher kommen Sie?« fragte der neben dem Wagen stehende Soldat kurz und militairisch.

»Heidelberger Studenten, die nach Weinheim fahren.«

»Warten Sie,« erwiderte der Soldat, der immer die Bajonettspitze gegen den Wagen gestreckt hielt, »bis die Meldung gemacht ist.«

Im nächsten Augenblick aber schon erschien der die Feldwache commandirende Officier, der die Huftritte der Pferde und das Anrufen vernommen hatte. Er trat an den Wagen und wiederholte die Fragen. Herr von Sarkow gab die gleiche Antwort, indem er zugleich seinen Namen nannte.

»Von Sarkow,« sagte der Officier, »Sie sind aus Pommern, ich kenne Ihre Familie, haben Sie eine Legitimation?«

»Keine andre als meine Visitenkarte,« erwiderte Herr von Sarkow, der, aus dem Schlage sich vorbeugend, den zwischen ihm und Luiz Antonio zurückgelehnten Langenberg

mit seinem Körper verdeckte. Er zog ein Etui aus der Tasche und reichte dem Officier seine Karte.

»Wir waren vor der Revolution aus Heidelberg geflohen,« fügte er hinzu, »und kommen von Trottingen, dem Schlosse des Herrn von Wartenstein, dem dieser Wagen gehört; sein Kutscher kann unsre Angaben bestätigen.«

Der Officier betrachtete mit prüfenden Blicken die elegante Equipage und die Livrée des Kutschers.

»Diese Karte ist zwar keine Legitimation,« sagte er, »doch habe ich keinen Grund, Ihre Angaben zu bezweifeln, und innerhalb unsrer Linien hat es mit Ihrem Wagen keine Gefahr; ich glaube, daß ich Sie ohne weitere Meldung durchlassen kann. Der Wagen kann passiren!« befahl er seinen Leuten, und artig grüßend trat er vom Schlage zurück.

»Jetzt sind wir gerettet!« rief Herr von Sarkow jubelnd, während sie weiter fuhren; fürchten Sie Nichts mehr,« tröstete er den von Fieberschauern geschüttelten Langenberg; »nachdem wir die Vorposten passirt haben, werden wir kein Hinderniß mehr finden.«

Starke Truppenmassen standen in kurzen Zwischenräumen längs der Straße, bereit, mit Anbruch des Tages die flüchtigen Freischaaren weiter in die Berge hinein zu verfolgen. Noch mehrfach wurde der Wagen angerufen, aber jedesmal ohne weitere Schwierigkeiten durchgelassen, und mit den ersten Strahlen des anbrechenden Tages erreichten sie Weinheim. Alle Straßen waren mit Truppen gefüllt, auf der Chaussee der Bergstraße bewegten sich starke Colonnen nach Heidelberg hin. Im Kurhause war bereits Alles wach, die Bewohner blickten aus den Fenstern auf die durch die Ebene sich bewegenden Truppenzüge. Das Haus war als Krankenanstalt von aller Einquartirung frei geblieben.

»Bieten Sie Ihre letzte Kraft auf,« sagte Herr von Sarkow zu Langenberg; »glauben Sie, auf meinen Arm gestützt, in das Haus gehen zu können? – Es würde Aufsehen erregen und vielleicht Nachfragen veranlassen, wenn wir Sie hineinbringen müßten.«

»Ich werde es können,« sagte Langenberg, dessen Wangen glühten und aus dessen Augen Fiebergluth flammte; »es gilt mehr als das Leben, es gilt die Rettung vor schmähhlicher Gefangenschaft.« Jubelnd wurden die Rückkehrenden begrüßt. Herr von Sarkow überließ es Luiz Antonio, die Fluth von neugierigen Fragen, mit denen man sie bestürmte, zu beantworten, und führte Langenberg, ihn kräftig stützend, die Treppe hinauf nach seinem Zimmer. Hier entkleidete er den erschöpft Zusammenbrechenden und bettete ihn auf sein eignes Lager; dann ließ er den Doctor Binzer zu sich bitten, jedem andern den Eingang in das Zimmer verwehrend.

»Hier,« sagte er, als der Doctor erschien, »habe ich Ihnen einen armen Verwundeten gebracht; sein Leben hängt von Ihrer ärztlichen Hilfe ab – seine Freiheit, seine Zukunft, seine bürgerliche Existenz von Ihrer Verschwiegenheit.«

Der Doctor erschrak zwar, er mochte den Zusammenhang ahnen, und das Verbergen eines Revolutionskämpfers in seinem Hause konnte ihm Gefahr bringen; aber bei einem Blick auf den schwer athmenden Kranken verstummten alle Bedenken.

»Es ist brav, was Sie thun,« sagte er, Herrn von Sarkow die Hand drückend, »zählen Sie auf meinen Beistand bei Ihrem edlen Werk.«

Langenberg's Augen blitzten höher auf.

»Ja, ein edles Werk!« rief er, mühsam seine Stimme anstrengend – »bei Gott, ein edles Werk, – Sie sollen es hören, mein Herr, da ich vielleicht nicht lange mehr sprechen kann. Sie sollen es hören, und wenn ich meinen letzten Hauch daran setzen sollte, daß er, der mich mit eigener Gefahr gerettet hat, mir einst gegenüberstand in tödtlichem Kampf, daß ich meine Waffe auf seine Brust richtete und alle meine Geschicklichkeit aufbot, um sein Herz zu treffen, – ich haßte ihn, ich wollte ihn vernichten, weil ein andres Herz ihn liebte, wie er es verdient, wie die ganze Welt ihn lieben muß. Möge er es mir verzeihen, verzeihen wie Gott, dessen Macht ich fühle und dem ich vielleicht bald von meinem kurzen und verfehlten Leben werde Rechenschaft geben müssen.«

Er streckte mit einem unendlich rührenden Ausdruck seine zitternden, fieberheißen Hände Herrn von Sarkow entgegen, dieser beugte sich über ihn und sagte herzlich:

»So weit ist es noch nicht, mein Freund, wir alle irren, aber Gott führt alle Irrthümer zur Wahrheit und zum Licht.« Langenberg sank erschöpft zurück und schloß die Augen. Der Doctor untersuchte ihn, eine Kugel war in seine Brust gedrungen, aber kein edler Theil war verletzt, und der Doctor sprach die feste Hoffnung aus, ihn am Leben zu erhalten.

Jetzt erst suchte Herr von Sarkow die übrige Gesellschaft auf. Der Colonel und Miß Maggins begrüßten ihn herzlich, und beide dankten ihm in warmen Worten für seine Vermittlung, die sie zusammengeführt, wobei freilich Miß Maggins ein wenig verwirrt die Augen niederschlug. Charles Clarke aber schloß ihn stürmisch in seine Arme und preßte ihn so heftig an seine Brust, daß ihm der Athem verging und er sich gewaltsam aus den Armen seines Freundes losreißen mußte, um nicht erstickt zu werden.

»Hier!« rief Charles Clarke, indem er Herrn von Sarkow am Arm zu der lächelnd erröthenden Célie hinzog – »hier, mein Freund, dies hier ist mein erster Chargirter für das Leben, mein holdseliger Secundant bei allen Paukereien mit dem Schicksal – noch heißt sie Fräulein Célie Rotin, aber ehe ein halbes Jahr vergeht, wird sie Mistreß Clarke sein. Ich habe schon meinem Vater geschrieben, er ist stets mit allem einverstanden, was ich thue, aber er ahnt nicht, Welch einen Engel ich ihm bringe – kannst du dir denken, daß sie es wagt, einen Sohn der Wildniß wie mich zu zähmen? – Aber sie soll es nicht bereuen, bei Gott, sie soll es nicht bereuen – und sieh, wie es ihr gelungen ist.« Er deutete ganz glücklich auf eine tadellose Cravatte, die seinen braunen Hals umschloß. Dann hob er Fräulein Célie, die ihm nur schwach und lächelnd wehrte, in seinen Armen hoch auf wie ein Kind und trug sie im Zimmer umher, indem er aus voller Brust den Jagdruf der huronischen Wälder erschallen ließ.

Alle Regeln der Kaltwasserkur waren suspendirt; Charles Clarke war sofort nach der Entsetzung von Heidelberg dorthin gefahren und hatte reiche Vorräthe der edelsten Weine aus den Kellern des Hôtels zum Badischen Hof herausfahren lassen, und bei festlicher Tafel feierte die frohe Gesellschaft das Glück, das aus der feuchten, hydropathischen Kälte so warm und blühend emporgewachsen war. Luiz Antonio allein saß bleich und traurig unter den Fröhlichen da, und bald zog er sich zurück, um an Langenberg's Lager zu wachen. Herr von Sarkow wehrte ihm nicht; für den Schmerz, der seines Freundes Brust erfüllte, war ja die Einsamkeit der beste Balsam.

FÜNFUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

Immer neue Truppenabtheilungen rückten auf der Bergstraße heran, das ganze Städtchen Weinheim und seine Umgebung glich einem großen Lager, und die ganze Bergstraße, der einzig passirbare Weg, war von marschirenden Colonnen aller Waffengattungen bedeckt. Die Eisenbahn war dem Verkehr des Publikums noch nicht wieder geöffnet, und die Saxoborussen, die so schnell als möglich nach Heidelberg zurückkehren wollten, suchten vergebens eine Gelegenheit, um dahin zu gelangen, da alle Pferde für Militairfuhren requirirt waren. Herr von Sarkow und Graf Steinborn durchstreiften am Nachmittage die Stadt nach allen Richtungen, um irgend ein Gefährt zu erlangen, aber überall fanden sie die gleiche Antwort, daß Alles bereits requirirt sei, und wer noch ein Pferd im Stall verborgen hatte, der verweigerte dessen Vermiethung auch für den höchsten Preis, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, daß sein Thier, sobald es sich zeigte, mit Beschlag belegt würde, – beide überlegten, ob sie nicht irgend ein Fuhrwerk kaufen und damit auf ihre eigne Gefahr hin sich auf den Weg machen sollten; aber auch dies ließ sich nicht ausführen, die Preise, die man forderte, waren zu hoch für die Kasse der jungen Leute, die seit lange keinen Zufluß mehr erhalten hatte und deshalb ziemlich erschöpft war. Während sie ganz traurig durch die Straßen der Vorstadt von Weinheim gingen und entschlossen waren, sich am andern Morgen zu Fuß auf den Weg zu machen, sahen sie vor den letzten Häusern der Stadt, als sie sich einem Feldwege zuwendeten, um durch die Weinberge nach

dem Kurhause zurückzukehren, eine eigenthümliche Gruppe, die ihre Aufmerksamkeit fesselte. Ein junger Mann, dessen elegante Kleidung sich stark in Unordnung befand und an einigen Stellen zerrissen war, stand neben einem Walnußbaum, seine Hände waren mit einem starken Strick gebunden und das andre Ende dieses Strickes um den Baumstamm geschlungen, so daß der Gefesselte sich höchstens einen Schritt von diesem entfernen konnte; das vornehme und hübsche Gesicht dieses jungen Mannes war bleich und zeigte die Spuren höchster Aufregung und Angst. Ein Unterofficier der hessischen Truppen, die soeben unter dem General Schäfer in Weinheim eingerückt waren, stand neben dem Gefangenen, hinter ihm vier hessische Soldaten mit gefälltem Bajonett. Der Gefangene redete laut und lebhaft in französischer Sprache, indem er zuweilen einige deutsche Worte in fremdartigem Accent mit einmischte; der Unterofficier aber schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln mit einer Miene, welche deutlich ausdrückte, daß er kein Verständniß für die immer lebhafter und eifriger an ihn gerichteten Worte habe.

Herr von Sarkow und Graf Steinborn traten näher heran und fragten den Unterofficier, warum der junge Mann gefangen und so schwer gefesselt sei.

Der Unterofficier sah sie ein wenig mißtrauisch an, das Militair war in jenen Tagen geneigt, in jedem Civilisten einen Feind zu erblicken.

»Es ist ein Freischärler,« sagte er, »und wenn ihr etwa auch zu diesem Gelichter oder etwa gar zu seinen Freunden gehört, so macht, daß ihr fortkommt, die Luft ist hier nicht gesund für euresgleichen.«

»Nein, guter Freund,« erwiderte Herr von Sarkow lachend, wir sind keine Freischaaren, wir sind Studenten von Heidelberg und gut königlich gesinnt. »Hier, nehmen Sie,« fuhr er fort, seinen Cigarrenvorrath dem Unterofficier und den Soldaten bietend; »nehmen Sie,« sagte er, als diese noch zögerten, »es macht uns herzliche Freude, braven Soldaten irgend etwas zur Erfrischung zu bieten.«

»Nun, wenn Sie zu den Rechtlichen und Gutgesinnten gehören,« sagte der Unterofficier, »so nehme ich gern eine Cigarre von Ihnen, ich habe schon lange nicht mehr geraucht auf dem Marsche, und dann geben Sie nur dem armen Kerl da auch eine, es wird wohl die letzte sein, die er auf dieser Welt raucht, und wenn er auch seine Strafe redlich verdient hat, so thut's mir doch um das junge Blut leid, das vielleicht doch nur verführt ist, wie so mancher hier im Lande.«

Der Gefangene hatte mit angstvoller Spannung dieser Unterhaltung gelauscht, seine Miene zeigte die äußerste Anstrengung, den Sinn der gesprochenen Worte zu erfassen.

»O meine Herren, meine Herren!« rief er in französischer Sprache, als Herr von Sarkow, der Aufforderung des Unterofficiers folgend, ihm mit mitleidigen Blicken eine Cigarre bot, »ich bin nicht im Stande, mich diesen Soldaten verständlich zu machen, helfen Sie mir um Gottes willen, ich bin unschuldig, ganz unschuldig.«

»Sprechen Sie, mein Herr,« erwiderte Herr von Sarkow, »was können wir für Sie thun?«

»O welches Glück!« rief der Gefangene, »Sie verstehen mich!«

Der Unterofficier schien bei dem Beginn dieser französischen Unterhaltung, von der er Nichts verstand, wieder Verdacht gegen die beiden Studenten zu fassen, doch gelang es

Herrn von Sarkow, die Erlaubniß zu einem kurzen Gespräch zu erreichen, da der Fremde ihm etwas mittheilen wolle, was er bis jetzt nicht habe verständlich machen können.

»Nun, so lassen Sie sich sagen, was er will,« bemerkte der Unterofficier mürrisch, »helfen werden ihm seine Winkelzüge Nichts – hat er doch,« fügte er lachend hinzu, »sich schon für einen Prinzen ausgegeben, soviel ich aus seinem Kauderwelsch verstanden habe.«

»Hören Sie mich an, meine Herren!« rief der Gefangene in athemloser Hast, »ich bin der Prinz Warassow, Kammerjuncker des Kaisers von Rußland; ich bin zum Besuch hier bei meinem Schwager, dem Grafen von Brocklingen, wir sind auf der Reise, um nach Karlsruhe zu gelangen. Wir rasteten hier in einem kleinen Gasthof. Da wir durch das Land gekommen sind, wo noch einzelne versprengte Freischaaren sich umhertrieben, so waren wir bewaffnet. Mein Schwager war ausgegangen, um einen Wagen nach Heidelberg zu suchen; ich fürchtete, daß wir verdächtig werden könnten, wenn wir geladene Pistolen bei uns führten, und schoß diese aus einem Fenster nach dem Hofe hinaus ab; hinter der Hofmauer aber marschirten hessische Truppen vorbei, sie drangen sogleich in das Haus, sie glauben, ich hätte auf sie geschossen; sie fesselten mich und schleppten mich mit sich fort. Hier stehe ich nun, sie verstehen mich nicht, ich kann den Zusammenhang nicht aufklären, und nach ihren Mienen und einzelnen Worten, die ich verstanden habe, muß ich glauben, daß sie schlimme Absichten mit mir haben.«

»Nun,« sagte der Unterofficier, »was sagt er, was will er? Es kann ihm Alles Nichts helfen, wir haben ihn auf der That ertappt, als er heimtückischerweise aus seinem Fenster auf die Truppen schoß. Das ist schon öfter vorgekommen, wir

haben Befehl, jeden solchen Fall sogleich zu melden, wir sollen diese heimtückischen Meuchelmörder nicht ohne Weiteres massacriren, wie es am besten wäre, aber der General hat sie jedesmal gleich erschießen lassen; ich habe die Meldung abgesendet und warte hier auf die Ordre, auch mit dem da ein Ende zu machen – fast möchte er mir leid thun, aber wenn ich denke, daß diese Schufte so niederträchtig und hinterlistig unsre braven Soldaten morden wollen, da wäre es doch himmelschreiend, wenn man sie wollte laufen lassen.«

»Aber mein Gott,« sagte Herr von Sarkow, »er sagt, daß es ein Mißverständniß sei, – es ist ein Fremder, ein russischer Prinz.«

»Ein Mißverständniß!« rief der Unterofficier laut lachend – ein russischer Prinz, das kann jeder sagen, wir haben ihn gesehen, wie er zum Fenster herausschoß, es ist kein Zweifel, seine Pistolen waren noch warm, als wir ihn abfaßten. Es ist übrigens gar nicht hübsch von ihm, daß er so feige jammert, da sieht man den Unterschied zwischen so einem Freischärler und einem regelrechten Soldaten, uns hat er todtschießen wollen aus dem Hinterhalt, aber nun will er leugnen und die Sache verdrehen. Nun, ich will weiter Nichts über ihn sagen und will für ihn beten, daß Gott ihn gnädig richten möge, und hinge es von mir ab, so ließe ich ihn vielleicht dennoch laufen, aber er bekommt ja immer noch einen ehrlichen Soldatentod, streng genommen hätte er den Strang verdient.«

»Was können wir thun, mein Herr,« fragte Herr von Sarkow den Gefangenen, »die Sache steht schlimm, und die höchste Eile ist nöthig – haben Sie irgend eine Legitimation?«

»Alle meine Papiere sind in meinem Koffer,« antwortete der Gefangene, »aber um Gottes willen, suchen Sie meinen Schwager, den Grafen von Brocklingen; im Gasthof zum goldenen Stern waren wir abgestiegen, er muß jetzt wohl schon wieder dort sein, erzählen Sie ihm, wie Sie mich gefunden, er kann mich legitimiren, Alles wird sich aufklären.«

»Wir kennen den Grafen Brocklingen aus der Mannheimer Gesellschaft,« erwiderte Herr von Sarkow, »fassen Sie Muth, wir werden Alles aufbieten, um die Sache aufzuklären.«

Er bat den Unterofficier, in jedem Fall, was auch geschehen möge, seine Rückkehr zu erwarten, und machte ihn auf die große Verantwortung eines übereilten Handelns aufmerksam; der Unterofficier aber schüttelte den Kopf mit einer Miene, die wenig Neigung zeigte, die an ihn gerichtete Bitte zu erfüllen, und in vollem Lauf eilte Herr von Sarkow mit dem Grafen Steinborn nach dem Gasthof zum goldenen Stern, den sie auf ihren Streifzügen durch die Stadt bereits gesehen hatten. Eben war der Graf von Brocklingen hierher zurückgekehrt und hatte zu seinem höchsten Schrecken von den Wirthsleuten des Hauses die Verhaftung und Fortführung seines Schwagers, des Prinzen Warassow, erfahren. Auf die Erzählung der beiden Studenten eilte er nach dem Rathhause der Stadt, wo der hessische General Schäfer sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der Graf, einer der größten Grundbesitzer des hohen unmittelbaren Reichsadels, fand glücklicherweise in dem Stabe des Generals einen ihm persönlich bekannten Officier, in Folge dessen Vermittlung es ihm gelang, bei dem mit militairischen Dispositionen bis zur Ueberlast beschäftigten General sogleich Gehör zu finden.

»Sie kommen zur rechten Zeit, Herr Graf,« sagte der General Schäfer, »es sind so viele Fälle vorgekommen, in denen die Revolutionaire noch aus den Häusern hinterlistig auf unsre Truppen geschossen haben, daß ich gezwungen bin, mit äußerster Strenge vorzugehen. Soeben habe ich die Meldung erledigt und den Befehl unterzeichnet, den bei der That ergriffenen Freischärler zu erschießen. Verhält es sich so, wie Sie mir sagen, so ist das freilich etwas Andres, indeß muß ich die Sache untersuchen und zu Protocoll nehmen lassen; in diesem Augenblick sollte die Ordonnanz mit meinem Befehl abgehen; ich werde jetzt den Gefangenen hierher führen lassen und selbst seine Identität und den Thatbestand feststellen.« Er ertheilte einem Adjutanten seinen Befehl, in höchster Spannung wartete Graf Brocklingen mit den beiden Studenten im Vorzimmer. Nach einiger Zeit führte der Adjutant den Prinzen und den Unterofficier herein, der General Schäfer vernahm beide – Graf Brocklingen recognoscirte und legitimirte seinen Schwager, und der General befahl seine Freilassung.

»Nehmen Sie sich vor ähnlichen Thorheiten in Acht,« sagte er ernst, »wenn man mitten durch die Truppen des Feindes reist, muß man vorsichtig sein. Ich will den Herren, um Sie vor ähnlichen Vorfällen zu sichern, einen Paß ausstellen; ohne den glücklichen Zufall, der den Prinzen diese Herren hier begegnen ließ, wäre er verloren gewesen, und zum zweiten Mal dürfte auf einen solchen Zufall nicht zu rechnen sein. Wohin wollen Sie?«

»Nach Heidelberg,« sagte Graf Brocklingen, »und von dort weiter nach Karlsruhe; aber ich fürchte, daß es nicht möglich sein wird, weiter zu kommen, da ich den ganzen Ort hier vergeblich nach einem Wagen durchsucht habe.«

»Nun,« sagte der General Schäfer, »ich will den Befehl geben, daß Sie auf einem unsrer Gepäckwagen nach Heidelberg fahren; von dort werden Sie dann wohl schon leichter weiter kommen können.«

Er schrieb den Paß und die Ordre, den Grafen von Brocklingen mit seiner Begleitung auf einem Wagen des Trains nach Heidelberg zu befördern, und entließ die Herren, ihren Dank kurz abschneidend, um sich sogleich wieder den dringenden Geschäften seines Commandos zuzuwenden.

Herr von Sarkow und Graf Steinborn führten den Grafen von Brocklingen und den Prinzen Warassow nach dem Kurhause, und die so seltsam zusammengesetzte Gesellschaft daselbst brachte mit ihren beiden neuen Mitgliedern den Abend heiter und fröhlich zu.

In der Frühe des nächsten Morgens brach man auf. Luiz Antonio blieb bei Langenberg zurück. Charles Clarke begleitete seine Freunde mit dem Versprechen, bald wieder zurückzukehren und noch einige Tage mit dem Professor Rotin und Fräulein Célie zu verleben. Der Professor wollte dann nach Paris zurückkehren, und Charles Clarke sollte ihm nach dem Schluß des Semesters und nach Ankunft der Einwilligung seines Vaters dorthin folgen. Er hatte dem Professor über seine Verhältnisse so befriedigende Auskunft gegeben, daß der alte Herr, so schmerzlich ihm auch die Trennung von seiner Tochter fiel, doch in die baldige Vermählung der beiden jungen Leute eingewilligt hatte. Es war verabredet, daß sie dann, immer die Zustimmung des alten Mr. Clarke vorausgesetzt, eine Reise durch Europa machen sollten, und die Zukunft erschien dem jungen Paare in so rosigem Licht, daß Charles Clarke trotz der modernen und eleganten Cravatte, die er gewissenhaft trug, doch häufig plötzlich und

ohne ersichtlichen Grund in sein wildes huronisches Freudengeschrei ausbrach. Obgleich ihm Fräulein Célie dann lächelnd mit dem Finger drohte, so schien sie sich doch seines Jubels zu freuen, und ihre strahlenden Blicke zeigten, daß sie denselben im Innern ihres Herzens theilte.

Mit dem Morgenrauen des Tages bestieg Graf Brocklingen mit dem Prinzen Warassow und den Saxoborussen einen Gepäckwagen des Trains; die Straße war häufig durch marschirende Colonnen gesperrt, und mit unendlicher Langsamkeit rückte der Wagenzug nach Heidelberg vor, so daß die Gesellschaft, die sich auf so eigenthümliche Weise zusammengefunden, erst nach fünf bis sechs Stunden durch das alte Karlsthor in die Stadt einfuhr. Auch diese hatte sich in ihrem Aussehen völlig verändert: während früher der Sitz der *Ruperto-Carolina*, niemals eine militärische Garnison gehabt hatte, war jetzt bereits am Thor eine Wache aufgezogen; alle Straßen waren von Soldaten gefüllt, vor allen öffentlichen Gebäuden standen Posten, eine starke Hauptwache befand sich auf dem Museumsplatz, und auch die Einwohner bewegten sich zahlreich auf den Straßen, froh der Erlösung von dem Druck der revolutionären Herrschaft und den einrückenden Truppen alle möglichen Aufmerksamkeiten dankbarer Gastfreundschaft erweisend.

Der Graf von Brocklingen und der Prinz Warassow begaben sich nach dem Hôtel zum Badischen Hof, um dort noch Unterkommen zu finden; die Saxoborussen aber eilten, sogleich am Thor den Wagenzug verlassend, noch ehe sie ihre Wohnungen aufsuchten, nach dem Riesenstein, um vor Allem nach so langer und so verhängnißvoller Unterbrechung das Corps wieder aufleben zu lassen und aller Welt zu zeigen, daß die Saxoborussia wieder in die alte Musenstadt am

Neckar eingezogen sei. Jubelnd empfing sie der alte Fax. Die weißgrünschwarzweiße Fahne stieg auf und flatterte lustig im Winde. Zahlreiche Einquartirung befand sich in den unteren Räumen des Riesensteins, es waren preußische Soldaten; Herr von Sarkow lud sie alle in den großen Saal der Kneipe ein, ein Faß wurde aufgelegt und der erste Salamander auf den König von Preußen, dessen Bruder, den fürstlichen Feldherrn, und alle tapferen und treuen Truppen, die unter dessen Führung die Revolution niedergeworfen, gerieben. Die Soldaten waren zwar ein wenig erstaunt über das akademische Exercitium des Salamanders und klapperten, um dasselbe nachzuahmen, ziemlich unregelmäßig mit ihren Gläsern auf den Tischen umher, aber sie begriffen doch vollkommen den Sinn und die Bedeutung der Ovation, ihr brausender Jubelruf übertönte das Gläserklirren, und voll dankbarer Freude tranken sie ihrerseits auf das Wohl der Saxoborussen, die dem Wirth erklärten, daß die auf dem Riesenstein Einquartirten die Gäste des Corps seien. Während die Saxoborussen sich nun mit den Soldaten unterhielten, die nicht müde wurden, ihnen von dem Feldzuge und den verschiedenen Gefechten, die sie mitgemacht hatten, zu erzählen, kamen Fritz und Franz von Helmholt und Graf Kronau, die bereits nach Heidelberg zurückgekehrt waren, athemlos herauf. Die Fahne auf dem Riesenstein war in der Stadt bemerkt worden; da dieselbe nur dann aufgezogen werden durfte, wenn drei Corpsburschen versammelt waren, so mußte ja dort oben ein Stamm des auseinandergesprenkten Corps wieder eingezogen sein; man überließ den Soldaten den großen Saal und zog sich in das eigentliche Kneipzimmer zurück; alle erzählten ihre Erlebnisse, wobei

Herr von Sarkow eilig über den Besuch in Trottingen hinwegglitt und um so ausführlicher die Gesellschaft und deren Leben im Kurhause zu Weinheim schilderte. Charles Clarke wurde mit Glückwünschen überschüttet und auf Fräulein Célie ein regelrechter, donnernder Salamander gerieben. Kaum war der Salamander verklungen, als die Thür polternd aufgerissen wurde und der rothe Schiffer athemlos hereinstürzte; er war in vollem Lauf den Berg heraufgestürmt, die freudige Aufregung machte ihn unfähig, ein Wort zu sprechen; um seinen Gefühlen einen entsprechenden Ausdruck zu geben, schlug er mit seiner gewaltigen Hand den alten Fax so mächtig auf die Schulter, daß dieser schmerzhaft aufschreiend in die Kniee sank, aber er zürnte über diese sonderbare Begrüßung nicht, sondern beeilte sich, dem rothen Schiffer einen schäumenden Schoppen zu reichen, indem er zugleich den drei kleinen Fäxen befahl, ein Gleiches zu thun. Der rothe Schiffer stürzte die vier Gläser jedes auf einen Zug hinunter, dann athmete er tief auf, schlug sich schallend auf seine breite Brust und rief:

»Hurra – hurra – hurra – die Herren Saxoborussen sind wieder da! – Was steht ihr da, ihr dummen Fäxe? Gebt mir einen Schoppen und nehmt euch auch einen.«

Als dies geschehen, rieben die Fäxe nach dem Commando des rothen Schiffers einen tadellosen Salamander.

Der rothe Schiffer zog darauf seine S.C.-Mütze, die er während des Belagerungszustandes auf der Straße nicht zu tragen wagte, aus den Falten seines weiten Hemdes hervor, schwenkte sie über den Kopf, drehte sich mit grotesk komischer Bewegung auf einem Bein um sich selbst und sang mit einer Stimme, die aller musikalischen Harmonie Hohn

sprach, aber durch die Stärke ihres Klanges ersetzte, was ihr an Wohllaut abging:

»Juchheirassassa und die Preußen sind da,
Die Preußen sind lustig und rufen Hurra!«

Nachdem er diesen Refrain des alten Blücherliedes, das die Saxoborussen mit besonderer Vorliebe zu singen pflegten, mehrere Male bis zur vollständigen Heiserkeit wiederholt hatte, trank er, um seine angegriffene Kehle wieder zu stärken, noch zwei Schoppen und drückte jedem Einzelnen die Hand, indem er mit Gönnermiene seine Freude ausdrückte, daß die Herren so wohl und munter wieder zurückgekehrt seien. Er erzählte dann, wie es in Heidelberg zugegangen, was die Bürger Alles hätten leisten müssen, um den Anforderungen der Freischaaren zu genügen, wie man auch ihn habe in die revolutionaire Armee einstellen wollen, daß er aber den miserablen Insurgenten gesagt habe, was er von ihnen denke und wie er als treuer Unterthan des Großherzogs niemals gegen seinen Landesherrn die Waffen tragen werde. Obgleich er dies mit einem fürchterlichen Schwur bekräftigte, so fand doch seine heldenmüthige Loyalität nur schwachen Glauben, und die lachenden Aeußerungen des Zweifels entrüsteten ihn so sehr, daß er mit tief gekränkter Miene die Kneipe verließ und sich in dem großen Saale inmitten der Soldaten, die er durch seine Unterhaltung zu jubelnder Heiterkeit forttrieb, an der Vertilgung des dort aufgelegten Fasses betheiligte.

Bald fanden sich auch Nürnberger und Lieber ein; beide erzählten ebenfalls Wunderdinge von ihrer energischen Haltung gegen die revolutionaire Regierung, und von allen ihren Versicherungen war jedenfalls der Ausdruck ihrer Freude über die Wiederherstellung der Ordnung und die Wiederkehr der Saxoborussen aufrichtige Wahrheit. Sie tranken voll Begeisterung auf das Wohl des Corps; Lieber erklärte, daß er sogleich für jeden der Herren eine Theekanne mit dem Riesenstein und der wieder aufgezogenen Corpsfahne malen lassen und ihnen dieselbe zum Selbstkostenpreise überlassen werde, während Nürnberger Herrn von Sarkow eine Liste von einer Menge höchst merkwürdiger Gegenstände mittheilte, die aus alten Heidelberger Häusern an ihn verkauft worden seien, um die von der revolutionairen Regierung auferlegten Lasten zu tragen, und die er ohne jeden Gewinn zur Auswahl stellen werde.

Nachdem auf diese Weise auch das Geschäft mit der Freude des Wiedersehens in Einklang gebracht war, wurde die Feier der Reactivirung des Corps beendet, und während der rothe Schiffer noch fortfuhr, die unendlich vergnügten Soldaten in die Geheimnisse einer commentmäßigen Kneipelei einzuweihen, kehrte Herr von Sarkow nach der Stadt zurück, um seine Wohnung aufzusuchen. Er begrüßte den alten Treuberg, der ihn mit herzlicher Freude willkommen hieß, in dem Laden, und trat dann in das trauliche, stille Wohnzimmer, das ihn wie eine alte Heimath wundersam und fast wehmüthig anblickte. Dorchen hatte auf ihrem Fensterplatz gesessen und ihn in dem kleinen Spiegel kommen sehen, sie stand bleich, mit niedergeschlagenen Augen, die Hand auf ihre wogende Brust gedrückt da, unfähig, ein Wort zu sprechen.

»Dorchen,« sagte er, indem er zu ihr herantrat und ihre zitternde Hand ergriff – »da bin ich wieder.«

»O mein Gott!« flüsterte sie leise, »was habe ich gelitten, welche Angst habe ich ausgestanden!«

»Sie wollten mich retten, Dorchen,« sagte er innig, »niemals – niemals werde ich das vergessen – sehen Sie jetzt, wie gut es war, daß ich Ihr edles Opfer nicht annahm? Der liebe Gott hat mich doch erhalten, und so ist es besser, tausendmal besser, – wie hätte ich leben können, wenn Ihnen für mich ein Unglück geschehen wäre!«

Sie schlug die Augen zu ihm auf, aus ihren Blicken schimmerte ihm so selige Freude und zugleich eine so liebevolle Hingebung entgegen, daß er nicht zweifeln konnte, sie würde jeden Augenblick wieder bereit sein, das Leben für ihn zu wagen. Er schlang den Arm um sie und zog sie an seine Brust; aber als sie ihr kindliches, von strahlendem Glück verklärtes Gesicht zu ihm aufrichtete, da zuckte er wie erschrocken zusammen, er küßte ihren lächelnden Mund nicht, sondern berührte ihre reine Stirn mit seinen Lippen und ließ sie leise seufzend aus seinen Armen.

»Dorchen,« sagte er sanft, »ich habe das Glück gehabt, ein gutes Werk thun zu können; ich habe dem Himmel, der mich so gnädig beschützte, auch ein Leben erhalten – der arme Langenberg ist verwundet, ich habe ihn gerettet.«

»Langenberg?« sagte sie erbleichend, indem sie ihn starr ansah.

»Er ist in Weinheim,« erwiderte Herr von Sarkow – »der Arzt hat Heilung seiner Wunde versprochen, sobald es möglich ist, muß er hierher kommen, um Alles Aufsehen und alle Nachforschungen zu verhüten, Niemand darf ahnen, daß er

an dem Kampfe betheilig war. Sie müssen ihn in aller Stille pflegen, bis er sich wieder öffentlich zeigen kann.«

»Langenberg pflegen,« sagte sie, indem ein finsterer Schatten über ihr Gesicht zog – »ich soll Langenberg pflegen – das sagen Sie mir? Ihn, der Sie verwundet hat, der Sie tödten wollte – und dann – und dann –«

Sie stockte, und dunkle Purpurgluth übergoß ihr Antlitz.

»Er liebt Sie,« sagte Herr von Sarkow, »und vielleicht hat der Schmerz dieser Liebe ihn in den Kampf getrieben, ihn den Tod suchen lassen. Er hat mich verwundet, er hätte mich vielleicht getödtet, wenn sein Wille den Weg seiner Kugel hätte bestimmen können – aber hätte ich ihn darum sollen verschmachten lassen, darum dem Kerker und der Schande überliefern? – Hatte ich denn keine Schuld gegen ihn, glaubte er nicht, daß ich ihm die Blüthe seines Lebens entwendet hätte – würden Sie nicht vor mir zurückschauern müssen, wenn ich seine Seele auf meinem Gewissen hätte, und wollen Sie Ihre helfende Hand von dem zurückziehen, der Sie liebt? – Muß er Sie denn nicht lieben? – Nicht wahr, Dorchen, Sie werden ihn pflegen. Sie werden mir beistehen, ihn den Seinen zu erhalten und ihn einem ehrenvollen Lebenslauf wiederzugeben, Sie werden es, – nicht wahr?«

Er ergriff ihre Hand, diese war kalt und starr; sie schlug die Augen nicht auf.

»Ich werde es,« sagte sie tonlos. Er beugte sich zu ihr herab, küßte leicht ihre Stirn und sagte innig:

»Ich wußte es; Alles, was gut ist und edel, lebt ja in Ihrem Herzen.«

Schnell stieg er in seine Wohnung hinauf, wo er Alles unverändert, sauber und freundlich fand. Eine Schaale mit frischen Blumen stand aus dem Tisch. Das freudig herbeieilende Zimmermädchen erzählte ihm, daß Fräulein Dorchen während seiner Abwesenheit jeden Tag selbst Alles bei ihm abgestäubt und immer frische Blumen auf den Tisch gestellt habe. Mit einem leisen, wehmüthigen Seufzer beugte er sich auf die duftenden Blüthen herab.

»Sie werden verwelken,« flüsterte er, »diese armen Blumen, wie die erste zarte Blüthe ihres jungen Herzens – sie ist zu schön, zu rein für ein Spiel des Augenblicks, Gott wird neue, festere Triebe in ihrem Herzen erwecken und sie erblühen lassen zu sicherem, ruhigem Glück.« Er faltete die Hände, und ein Thränentropfen fiel aus seinem Auge auf die kleinen Blumen, mit denen Dorchen sein Zimmer für den Tag des Wiedersehens geschmückt hatte.

Schreckenberger erschien, um seinen Dienst wieder anzutreten, aber während er in ununterbrochenem und unerschöpflichem Redefluß seiner Verzweiflung über den verwehrlosten Zustand Ausdruck gab, in dem er Herrn von Sarkow's Kopf fand, und zugleich über Alles berichtete, was während der Schreckensherrschaft in Heidelberg geschehen sei und was die armen Bürger unter den ihnen auferlegten Lasten zu leiden gehabt hätten, saß Herr von Sarkow stumm und schweigend unter seinen Händen da, er hielt eine Rosenknospe, die er aus der Schaale genommen, in seiner Hand, und sinnend ruhten seine Blicke auf der zarten Knospe, die von dem Stamm ihres Lebens getrennt war, ehe sie sich zur duftenden Blüthe erschließen konnte.

Dorchen stand, als Herr von Sarkow sie verlassen hatte, noch eine Zeitlang unbeweglich wie ein lebloses Bild da,

ihr starrer Blick war auf die Thür gerichtet, durch die er verschwunden war; dann setzte sie sich wie mechanisch auf ihren Platz am Fenster und nahm ihre Arbeit zur Hand, die Nadel zitterte in ihren Fingern, ihr Haupt sank auf die Brust herab – endlich stürzten heiße Thränen aus ihren Augen, und laut schluchzend stützte sie das Haupt in ihre Hände.

Evchen Meier sprang in's Zimmer.

»Nun,« rief sie fröhlich, »die Angst ist zu Ende, er ist wieder da; nicht wahr? Die Fahne war auf dem Riesenstein aufgezogen, die Saxoborussen sind zurück?«

Betroffen blieb sie vor ihrer Freundin stehen, sie hob Dorchens Haupt in die Höhe und blickte erschrocken in ihr schmerzbewegtes, von Thränen überflutetes Gesicht.

»Er ist wieder da,« fragte sie, »und du weinst? – Du weinst so bitterlich, denn das sind keine Freudenthränen – was heißt das, – oder ist er etwa nicht gekommen, ist ihm ein Unglück widerfahren?«

»Er ist gekommen – *jetzt* ist er wieder gekommen, aber,« sagte sie, den thränenschweren Blick zu Evchen aufschlagend, »es wird ein Tag kommen, es muß ja ein Tag kommen, an dem er dennoch fortgeht, und dann,« flüsterte sie ganz leise, indem ein Schauer ihren Körper durchzuckte – »dann wird er nicht zurückkehren – niemals wieder zurückkehren.«

Evchen sah sie groß an.

»Armes Kind,« sagte sie, sanft über Dorchens Haar streichend – »armes Kind – so steht es mit dir? So mußst du das Leben nicht nehmen – die Blumen des Lebens gehören dem Tage, und wenn die eine verwelkt, so freue ich mich schon der andern; – was nützt es mir, im Frühling mich vor dem

Winter zu fürchten – nein, nein, so mußt du das Leben nicht nehmen!«

Dorchen schüttelte traurig den Kopf; Evchen hielt sie noch einen Augenblick in ihren Armen, dann schlug sie das Klavier auf und sang mit einfacher, leiser Begleitung:

»Uebers Jahr kommt der Frühling,
Ist der Winter vorbei,
Der Mensch aber hat nur
Einen einzigen Mai.

Die Blumen, sie blühen
So frisch alle Jahr',
Doch die Lieb' blüht nur einmal,
Und nachher ist's gar.

Die Vöglein, sie ziehn fort
Und ziehn wieder her,
Der Mensch, wenn er fortgeht.
Der kommt nimmermehr.«

Wehmüthig klang das alte Volkslied durch das kleine Zimmer, aber es schien dennoch wohlthätig auf Dorchen zu wirken, deren Gefühlen es melodischen Ausdruck gab, und in immer stärker fließenden Thränen löste sich ihr starrer Schmerz.

Evchen hatte die Thür nach der Flur geschlossen, draußen ging Herr von Sarkow vorbei, um sich nach dem Hôtel zum Badischen Hof zum Diner zu begeben, nachdem Schreckenberger sein Werk vollendet hatte; er hörte das Lied, einen Augenblick stand er still, aber er trat nicht ein – schmerzlich blickte er auf die kleine Rosenknospe herab, die er in sein Knopfloch gesteckt hatte, und schnell verließ er das Haus,

ohne daß die beiden Mädchen im Zimmer seinen Tritt gehört hatten.

SECHSUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

Vor dem Hôtel zum Badischen Hof standen zwei Schildwachen. Der Commandant von Heidelberg, Oberst von Ehrenstein, hatte hier sein Quartier genommen und bewohnte dieselben Zimmer, die der Turnerführer Metternich während seiner kurzen Herrschaft inne gehabt hatte. Auch hier bot Alles ein militairisch bewegtes Bild, das mit dem wüsten Treiben des revolutionairen Commandos scharf contrastirte; Officiere und Ordonnanzen kamen und gingen, mit festem, gleichmäßigem Tritt schritten die Schildwachen auf derselben Stelle auf und nieder, auf der einst der Professor von Bangerow den Wachdienst gethan hatte, und die vorübergehenden Bürger von Heidelberg blickten mit ängstlicher Scheu, aber auch mit freudigem Vertrauen und in dem Gefühl der Erlösung von schwerem Druck auf den Sitz der militairischen Autorität, die während des verhängten Belagerungszustandes ausschließlich das Recht und die Autorität der Regierung in Händen hielt und dieselbe ebenso unachsichtlich gegen alle Ausschreitungen, als rücksichtsvoll gegen das ruhige bürgerliche Leben ausübte.

Die Touristen hatten nach der Niederwerfung der Revolution bereits ihren Zug wieder begonnen, und zahlreiche Fremde waren herbeigekommen, um neugierig die letzten Zuckungen des Aufstandes zu beobachten und die Spuren desselben auf den historischen Kampfplätzen zu verfolgen.

Der Speisesaal war dicht gefüllt. Der Oberkellner, der die Saxoborussen freudig begrüßte, entschuldigte sich, daß er

ihnen die gewohnte Tischecke nicht habe reserviren können, da der Oberst von Ehrenstein mit seinen Adjutanten sie für sich in Beschlag genommen, was dieselben um so mehr bedauerten, als sie gerade an dieser Stelle der Tafel zwei außerordentlich schöne und äußerst vornehm aussehende Damen bemerkten, die auch ihrerseits den Studenten besondere Aufmerksamkeit zu schenken schienen und sich leise Bemerkungen zuflüsterten, die augenscheinlich den eben eingetretenen jungen Leuten galten.

Die eine der beiden Damen mochte etwa siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt sein, sie hatte ein klassisches Gesicht mit großen dunkeln Augen, aus deren kalten und stolzen Blicken doch zuweilen eine wie aus verborgener Tiefe heraufflammende Gluth hervorleuchtete; ein schwarzes Spitzentuch umschloß leicht und anmuthig ihr reiches schwarzes Haar, ihr dunkel violettes Seidenkleid hob die üppigen und doch edlen Formen ihrer Gestalt hervor, eine Agraffe mit einem prachtvollen Solitair hielt als einziger Schmuck ein schwarzes Sammethalsband zusammen.

Neben ihr saß ein junges Mädchen von höchstens siebenzehn Jahren, weniger regelmäßig schön als die ältere Dame, aber dafür von allem Reiz der eben aufblühenden Jugend umflossen. Die reichen Flechten ihres aschblonden Haares waren durch eine blaue Schleife zusammengehalten. Ihr etwas bleiches Gesicht, von leichtem rosigem Schimmer angehaucht, zeigte die ganze kindliche Frische der Jugend und war um so anziehender durch einen leichten Hauch von Melancholie, der wie ein durchsichtiger Schleier die heiße Lebenslust zu verhüllen schien, die das wallende Blut durch die feinen, bläulich sichtbaren Adern ihrer Schläfe trieb. Ihre dunkelblauen Augen schimmerten in feuchtem Glanz. Ihre

schlanke Gestalt hatte sich noch nicht zu ihrer ganzen Fülle entwickelt, erschien aber gerade darum in ihrer geschmeidigen Weichheit um so reizender und anmuthiger. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid, eine Wolke von Brüsseler Spitzen fiel über ihren schlanken Arm und ihre perlmutterweißen Hände herab. – Betroffen von der Schönheit und der vornehmen, distinguirten Erscheinung der beiden Damen, fragten die Saxoborussen den Oberkellner, wer die Fremden wären.

»Es sind zwei Polinnen,« erwiderte der Oberkellner, »die ältere ist die Gräfin Czerwinska, eine Wittve, und die jüngere die Gräfin Baliewska, eine Verwandte von ihr. Es sind sehr vornehme und sehr reiche Damen,« fügte er hinzu, »sie bleiben längere Zeit hier und bewohnen mehrere Zimmer im ersten Stock, und der Oberst von Ehrenstein unterhält sich sehr gern mit den Damen.«

Während die Saxoborussen, den Verlust der anmuthigen Nachbarschaft bedauernd, sich nach andern Plätzen umsahen, trat durch die geöffnete Thür der kleine Corpshund Moses langsam und würdigen Schrittes in den Saal.

»Moses!« rief Herr von Sarkow ganz glücklich – »seht, da ist Moses! Oft habe ich an ihn gedacht und gefürchtet, er möchte sich verlaufen haben und zu Grunde gegangen sein, als man uns arretirte; welch ein Glück, daß er wieder da ist! Komm her, Moses, alter Freund, wir sind wieder hier, alle Noth ist vorbei.«

Der kleine Moses kam wedelnd herbeigelaufen und sprang in ausgelassener Freude an seinen wiedergefundenen Herren empor; er wurde aufgehoben und ging von einem Arm zum andern, jeder überhäufte ihn mit Schmeicheleien und Liebkosungen.

»Nun,« sagte der Oberkellner lachend, »so große Noth hat er nicht gelitten; er kam gleich hierher, als die Herren verschwunden waren, und ist während der ganzen Zeit hier im Hause geblieben. Er hat pünktlich und regelmäßig sein *dîner à part* bekommen, ich habe ihm in meinem eignen Zimmer ein weiches Lager bereitet, und die Herren können beruhigt sein, es ist ihm Nichts abgegangen; aber er hat niemals das Haus verlassen wollen, solange die Freischaaren hier hausten. Jetzt, seit die preußischen Truppen hier sind, geht er wieder aus, und merkwürdigerweise ist er ganz besonders freundlich mit den Herren Officieren, er folgt ihnen, er erscheint jeden Tag auf der Parade und hat auch abends den einen oder den andern in seine Wohnung begleitet, wie mir die Herren erzählt haben. Nur zu Tisch kommt er regelmäßig wie sonst hierher.«

Einer der Unterkellner hatte das auf kleinen Tellern sauber angerichtete Diner für Moses gebracht und an die Wand des Saales gestellt. Der Hund wurde auf den Boden gesetzt und schickte sich eben an, vorsichtig schnüffelnd den Inhalt der ihm servirten Teller zu untersuchen, als der Oberst von Ehrenstein, von zwei Adjutanten begleitet, in den Saal trat.

Der Oberst war ein großer, kräftig gebauter Mann von fast fünfzig Jahren, sein kurzes blondes Haar und sein militärisch geschnittener Bart zeigten noch keine Spur von grauer Farbe, und auch sein kräftig markirtes Gesicht mit starker Nase und hoher, breiter Stirn ließ ihn in seiner gesunden Röthe jünger erscheinen, als er war. Seine feste, stramme und doch ritterlich leichte, soldatische Haltung harmonirte mit dem offenen, klaren Blick seines hellen Auges und ließ ihn als einen Mann erscheinen, der ohne Furcht und Schwanken Freunden und Feinden gegenüber den geraden

Weg zu verfolgen gewohnt war. Kaum bemerkte der kleine Hund die Officiere, als er ihnen bellend und wedelnd entgegensprang. Der Oberst beugte sich zu ihm herab und streichelte ihn freundlich; Moses aber lief emsig zwischen den Officieren und den Saxoborussen hin und her, als ob er die beiden Gruppen, denen seine Zuneigung geweiht war, zu einander führen wolle.

Herr von Sarkow trat zu dem Obersten von Ehrenstein heran.

»Der Instinct dieses Hundes hat ganz Recht,« sagte er, »ich bitte um die Erlaubniß, mich und meine Freunde, die hier anwesenden Mitglieder der Saxoborussia, dem Herrn Obersten vorstellen zu dürfen.« Er nannte seinen Namen und die Namen der übrigen Herren.

Der Oberst grüßte verbindlich, stellte seine Adjutanten vor und sagte dann, die jungen Leute, deren Haltung ebensoviel sicheres Selbstbewußtsein als Ehrerbietung vor dem älteren und höher stehenden Manne ausdrückte, mit wohlgefälligen Blicken betrachtend:

»Ich habe bereits gehört, daß die Herren lautes und offenes Zeugniß von ihrer loyalen Gesinnung abgelegt haben und daß Sie von den revolutionairen Gewalthabern arg verfolgt worden sind. Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, ich hoffe, wir werden Tischnachbarn sein, nach unsrer Gesinnung gehören wir ja doch zu einander.«

Ganz freudig stimmten die Saxoborussen zu. Der Oberst von Ehrenstein stellte sie den beiden polnischen Damen, die ihn vertraulich begrüßten, vor, einige Couverts wurden eingeschoben, schnell hatte Graf Steinborn den Platz neben der Gräfin Czerwinska eingenommen, während Herr von Sarkow den Stuhl neben der jungen Gräfin Baliewska errang.

Das Diner verlief außerordentlich heiter. Die Saxoborusen gaben sich ganz der Freude hin, nach so vielfachen Gefahren und Abenteuern wieder in dem schönen Heidelberg beisammen zu sein, und der Oberst von Ehrenstein lachte, daß die Thränen in seinen Bart liefen, als Herr von Sarkow die Erlebnisse in dem zu einem Champagnerkühler umgewandelten Vollbade der Wasserheilanstalt erzählte. Auch die beiden Damen nahmen lebhaft an der Unterhaltung theil, sie sprachen in dem allgemeinen Gespräch ein etwas gebrochenes Deutsch, waren aber sehr erfreut, als sie mit ihren unmittelbaren Nachbarn eine Conversation in französischer Sprache führen konnten, die ihnen bei weitem geläufiger war. Beide schienen an den jungen Studenten ein ganz besonderes Wohlgefallen zu finden und zeigten namentlich ihren Tischnachbarn ein überaus liebenswürdiges Entgegenkommen, das, wenn auch vollkommen in den Grenzen der vornehmen Gesellschaftsformen gehalten, doch nicht frei von feiner und wohlberechneter Coquetterie war, und wenn man bei den Damen die Absicht voraussetzen konnte, die jungen Herren an sich zu fesseln, so wurde diese Absicht auch im vollsten Maße erreicht. Graf Steinborn besonders war vollständig von der Gräfin Czerwinska gefangen genommen, und auch Herr von Sarkow fühlte sich angezogen durch den kindlichen Liebreiz der jungen Gräfin Baliewska; auch das junge Mädchen gab sich alle Mühe, ihren Nachbar zu beschäftigen und an sich zu fesseln; freilich besaß sie noch nicht die gesellschaftliche Sicherheit wie ihre ältere Freundin, zuweilen schien es, als ob ihre Gedanken weit von ihrer Umgebung abschweiften und als ob sie, mit träumendem Blick ferne Bilder verfolgend, kaum sah und hörte, was um sie her vorging; ihre kindlichen Züge nahmen dann

einen schmerzlich trüben Ausdruck an, und leise Seufzer stiegen aus ihrer Brust auf. Aber jedesmal, wenn sie in diese schwermüthigen Träumereien versank, berührte die Gräfin Czerwinska wie zufällig ihren Arm, ein ernster, mahnender Blick streifte flüchtig zu ihr herüber, und schnell nahm das junge Mädchen mit kindlicher Heiterkeit und naiver Coquetterie ihre Unterhaltung mit Herrn von Sarkow wieder auf. Dieser hätte dies Alles vielleicht nicht so scharf beobachtet und verfolgt und wäre wohl mehr von dem so ganz eigenthümlich anmuthigen Liebreiz der schönen Polin gefangen genommen worden, wenn ihn nicht die Erinnerung an das Fräulein von Herbingen und an die kleine Dorchen Treuberg zu ernster Zurückhaltung und zur Wachsamkeit gegen sein eignes Herz gestimmt hätte.

Man feierte die Wiederkehr nach Heidelberg und den Sieg über die Revolution in dem vortrefflichen *Oeil de perdrix* des Hôtels. Der Oberst von Ehrenstein schloß sich nicht aus, und auch die beiden Damen nippten den weißen Schaum des edlen Purpurweins, dessen feuriger Geist die fröhliche Unterhaltung immer mehr belebte.

Gegen das Ende des Diners erschien der Graf von Brocklingen mit dem Prinzen Warassow, um an einem für sie besonders servirten Tisch zu speisen. Der Graf trat heran, um seine Bekannten zu begrüßen; er und sein Schwager wurden dem Obersten vorgestellt und wechselten einige artige Worte mit ihm. Der Prinz Warassow schien betroffen, als er die beiden Damen erblickte. Als der Oberst ihn diesen vorstellte, sagte er kalt, mit ceremonieller Verbeugung:

»Ich habe die Ehre gehabt, die Gräfin Czerwinska am Hofe in Petersburg zu begegnen.«

Mit dieser kurzen Bemerkung war die Unterhaltung zu Ende, der Prinz fügte keine jener Höflichkeitsphrasen hinzu, die bei einer solchen Begegnung vielleicht natürlich gewesen waren; auch die Gräfin neigte nur leicht mit hochmüthig kaltem Gruß den Kopf und schien durch den Anblick des Prinzen unangenehm und peinlich berührt zu sein. Das Alles geschah indeß in wenigen Augenblicken und ging fast unbemerkt vorüber, denn sogleich zogen sich der Graf von Brocklingen und der Prinz Warassow an den für sie in einer Fensternische gedeckten Tisch zurück, zu dem der Oberkellner sie hinführte, und die heitere Unterhaltung nahm ihren Fortgang, wenn auch die Gräfin Czerwinska hin und wieder einen schnellen, finsternen Blick ihres dunkeln Auges nach dem Prinzen hinüberwarf.

Der Oberst zog sich unmittelbar nach dem Dessert wegen dringender Dienstgeschäfte zurück. Es wurden Lichter auf den Tisch gesetzt und hier und da eine Cigarre angezündet.

Die Damen erhoben sich.

»Es ist langweilig,« sagte die Gräfin Czerwinska, »nach einem so heiteren Diner den Kaffee allein zu nehmen – die Unsitte des Rauchens macht es den Damen unmöglich, hier im Saale zu bleiben; ich möchte die Herren bitten, den Kaffee in meinem Salon zu nehmen – wenn Sie nicht engagirt sind und wenn Sie nach einer so kurzen Bekanntschaft diese Einladung nicht zu kühn finden,« fügte sie mit einem reizenden Lächeln hinzu. Graf Steinborn nahm die Einladung eifrig, mit lebhaftem Beifall an, Herr von Sarkow machte ein flammender Blick aus den Augen der schönen Gräfin Baliewska eine Ablehnung unmöglich, die Uebrigen aber schienen keine Neigung zu haben, Zuschauer des Vorzugs zu sein, den

die reizenden Polinnen ihren Freunden offenkundig zuwendeten; sie entschuldigten sich unter verschiedenen Vorwänden, und so führten denn Graf Steinborn und Herr von Sarkow die beiden Damen nach ihrer Wohnung hinauf. In dem reizenden Ecksalon des Hôtels zum Badischen Hof, der sich auf einen dichten, epheuumrankten Balkon öffnet, von dem man die ganze Hauptstraße übersehen kann, wurde der Kaffee servirt, und die beiden Damen führten die Unterhaltung mit der gleichen liebenswürdigen Anmuth wie bei Tisch. Die Gräfin Czerwinska erzählte, daß sie, seit drei Jahren verwittwet, auf ihren Gütern in der Nähe von Warschau lebe und ihre junge Verwandte, die Gräfin Félicie Baliewska, auf längere Zeit zu sich genommen habe, um nicht ganz einsam und allein in ihrem weiten Schlosse zu sein, da sie seit dem Verlust ihres Gemahls nur wenig mit der Gesellschaft in Warschau verkehre und nur einmal in jedem Winter den Hof in Petersburg besuche, wo sie, wie sie gleichgültig hinwarf, den Prinzen Warassow flüchtig gesehen zu haben sich erinnere. Die Aerzte hätten nun ihrer Cousine das milde und weiche Klima von Heidelberg verordnet, und sie sei deshalb, sobald die Niederwerfung der unglückseligen Revolution den Weg wieder frei gemacht, hierher gekommen, um einige Monate und vielleicht den nächstfolgenden Winter hier zu bleiben. Sie habe den Obersten von Ehrenstein an der Tafel des Hôtels kennen gelernt und freue sich besonders, durch ihn nun die Bekanntschaft der Herren gemacht zu haben, denn es wäre immerhin traurig für zwei Damen gewesen, so ganz allein in einer fremden Stadt zu leben, und ebenso sei es für sie schwierig, ja fast unmöglich, ohne vollkommen sichere Garantie Bekanntschaften zu suchen. Sie hoffe nun, daß die Herren sich ihrer ein wenig annehmen und ihr und

ihrer Cousine hin und wieder einen kleinen Theil ihrer Zeit opfern würden.

Sie sagte das Alles im allernatürlichsten Ton, es verstand sich ja von selbst, daß sie ihre neuen Bekannten einigermaßen über ihre Stellung und ihre Verhältnisse aufklären mußte, und doch schien es Herrn von Sarkow, als ob sie zuweilen mit einem schnellen, forschenden Blick den Eindruck ihrer Worte beobachte. Nachdem noch etwa eine Stunde verplaudert war, ließ die Gräfin Czerwinska jene zufällig scheinenden Pausen in der Unterhaltung eintreten, die den Wunsch der Beendigung eines Besuchs andeuten. Graf Steinborn und Herr von Sarkow empfahlen sich, und die Damen reichten ihnen wie alten Bekannten die Hand, indem sie in liebenswürdigster Weise die Hoffnung eines häufigeren Wiedersehens aussprachen.

Graf Steinborn fand nicht Worte genug, um sein Entzücken über die Anmuth und den Geist der beiden Polinnen auszudrücken.

»Es sind vollkommene Pariserinnen!« rief er; »nur in Paris habe ich bis jetzt eine so reizende Plauderei gefunden, was für ein Glück, daß sie hierhergekommen sind! Was sind dagegen alle Damen unsrer Gesellschaft, wie schwerfällig, wie pedantisch erscheinen sie gegen die Gräfin Czerwinska! Bei Gott, sie könnte mir ernstlich gefährlich werden, wenn sie nicht,« fügte er seufzend hinzu, »eine Reihe von Jahren älter wäre als ich.«

Herr von Sarkow schüttelte den Kopf.

»Ja,« sagte er, »sie sind reizend und liebenswürdig, es plaudert sich allerliebste mit ihnen – aber glaube mir, da ist etwas nicht richtig.«

»Nicht richtig!« rief Graf Steinborn entrüstet, »gehörst du auch zu diesen deutschen Pedanten, die es bedenklich finden, wenn eine Dame sich frei und ungezwungen mit einem Herrn unterhält, ohne ihn seit Jahren zu kennen; wissen sie nicht genau, wer wir sind, und was sollte da nicht richtig sein? – Willst du sie etwa für Abenteuererinnen halten? – Du hast doch gehört, daß der Prinz Warassow sie am Petersburger Hof gesehen.«

»Für Abenteuererinnen halte ich sie nicht,« sagte Herr von Sarkow, »und hätte auch der Prinz nicht bezeugt, daß sie sind, was sie scheinen, man sieht ihnen die vornehmen Damen auf den ersten Blick an, und dennoch, glaube mir, ist etwas nicht richtig; hinter allem, was sie so natürlich erzählen, verbirgt sich ein Geheimniß, ich kann den Gedanken nicht los werden, daß sie auch mit uns irgend eine Absicht haben.«

»Welche Thorheit!« rief Graf Steinborn; »ich fürchte mich vor diesem Geheimniß nicht,« sagte er lachend, »und bei Gott, ich würde glücklich sein, mit der Gräfin Czerwinska ein recht tiefes und undurchdringliches Geheimniß zu theilen; ich werde ihre Einladung wahrlich nicht verschmähen, und meine einzige Furcht ist, daß die flammenden Strahlen ihrer Augen eine zu heiße Gluth in meinem Herzen anfachen.«

»Nun,« sagte Herr von Sarkow, »auch ich werde wahrlich nicht vor diesen schönen Polinnen fliehen, und wäre es nur,« fügte er lächelnd hinzu, »um dich nicht allein in ihre Zauberschlingen fallen zu lassen. Diese Gräfin Czerwinska erinnert mich, was du auch sagen magst, an die Circe, und du scheinst mir ganz bereit, ihren heimtückischen Zaubersrank in vollen Zügen zu trinken; ich werde wachsam sein und

noch einmal den alten Homer aufschlagen und nachlesen, wie es der brave Odysseus machte, um dem verrätherischen Zauber zu trotzen.«

Graf Steinborn zuckte schweigend die Achseln.

Sie waren bei Walz angekommen, wo sie die Uebrigen fanden. Der kleine Walz war außer sich vor Freude, seine Stammgäste nach der schweren Zeit wieder zu sehen. Der Binsenbube erschien mit seinen schönsten Sträußchen, mehrere Bürger kamen aus der Nachbarschaft heran, um die Saxoborussen, die so oft ihre Nachtruhe gestört hatten, zu begrüßen; sogar der finstere Schneider Naumann, dessen Haus in tadellosem hellgrauem Anstrich prangte, kam herüber und hieß seine früheren erbitterten Feinde, die ihn zu einem so demüthigenden Friedensschluß gezwungen hatten, willkommen. Der kleine Walz spendete alle seine besten Getränke, und zahllos waren die Schoppen, die die glücklichen Philister auf das Wohl der Saxoborussen leerten.

Graf Steinborn und Herr von Sarkow mußten manche Neckerei wegen der beiden Damen, denen sie so eifrig den Hof gemacht, anhören.

»Prinz Warassow kennt sie,« sagte Fritz Helmholt, »sie gehören zum vornehmsten polnischen Adel und sind auch sehr reich.«

»Da hörst du es,« flüsterte Graf Steinborn Herrn von Sarkow zu. »Aber man traut der Gräfin Czerwinska nicht,« fuhr Fritz Helmholt fort, »obgleich sie zuweilen am Petersburger Hofe erscheint und sich sehr loyal zeigt; ihr verstorbener Mann hat sich einmal sehr verdächtig gemacht während der polnischen Revolution, doch hat man ihm nichts Bestimmtes beweisen können; auch hat sie einen Bruder, der im Verdacht steht, mit Mieroslawski Verbindungen zu unterhalten.

Der Prinz wagt es nicht, mit den Damen zu verkehren; nun, er kommt nicht in Verlegenheit, da er heute schon weiter reist.«

»Bah,« sagte Graf Steinborn, »was geht das uns an, der russischen Regierung sind so ziemlich alle Polen verdächtig, und es giebt in Paris viele Verbannte, die dort von der besten Gesellschaft auf Händen getragen werden.«

Das Gespräch wurde abgebrochen, man begab sich auf die Schloßterrasse, wo ein Concert der preußischen Militairkapelle stattfand. Eine zahlreiche Gesellschaft bewegte sich in den dunkeln Laubgängen und auf der sonnigen Terrasse; alle Bürger von Heidelberg waren mit ihren Familien herausgekommen, dazwischen glänzten die Uniformen der preußischen Officiere, und beim Anblick dieser unter den lustigen Klängen der Musik hin und her wogenden bunten Menge würde Niemand vermuthet haben, daß vor wenigen Tagen noch so nahe der alten Pfalz blutige Kämpfe gewüthet hatten und daß so viele Familien im badischen Lande ihre verirrten, vom Strudel der Revolution in's Verderben gerissenen Söhne beweinten. Auch der alte Treuberg saß mit Dorchen und Evchen Meier an einem Tisch vor der Schloßwirthschaft; Herr von Sarkow trat heran, er setzte sich einen Augenblick an den Tisch seines Hauswirths. Dorchen saß stumm und gebeugt da, sie schlug die Augen nicht auf, und man sah ihrem oft schmerzlich zuckenden Gesicht an, wie schwer es ihr wurde, das matte Lächeln festzuhalten, zu dem sie mühsam ihre Lippen zwang. Evchen versuchte wie sonst, heiter zu scherzen, aber auch ihr wollte es nicht gelingen, den alten Ton zu treffen, und nur der alte Treuberg

plauderte treuherzig, er fragte neugierig nach den verschiedenen Uniformen und wurde nicht müde, seine Verwunderung darüber auszusprechen, daß der König von Preußen so viele Soldaten habe. Herr von Sarkow erhob sich bald wieder, das leichte, heitere Wort des Abschieds vermischte sich auf seinen Lippen mit einem schmerzlichen Seufzer, und erst, als er fortging, schlug Dorchen die Augen auf und sah ihm mit einem so traurigen Blicke nach, daß Evchen Meier voll inniger Theilnahme die Hand ihrer Freundin drückte.

Während die Saxoborussen auf der Terrasse auf und nieder gingen, kamen vom Schlosse her durch die Schatten der alten Bäume die beiden polnischen Gräfinnen. Herr von Sarkow, der sich eben seinen Freunden wieder angeschlossen hatte, bemerkte sie zuerst. Als er eben den Grafen Steinborn auf die Nahenden aufmerksam machen wollte, sah er, daß eine ärmlich gekleidete Frau, schnell aus dem Buschwerk hervortretend, sich der Gräfin Czerwinska näherte und ihr ein kleines, zusammengefaltetes Papier in die Hand drückte. Die Gräfin wollte, während die Frau sich wieder in das Gebüsch zurückzog, das Papier in den Falten ihres Kleides verbergen, aber während sie unruhig forschend aus dem dunkeln Gange, in dem sie sich mit ihrer Begleiterin fast allein befand, nach der Terrasse hinübersah, erblickte sie die Saxoborussen und bemerkte auch, daß die Augen des Herrn von Sarkow forschend und mit verwundertem Ausdruck auf sie gerichtet waren. Sogleich und ohne daß sie die Herren, denen sie ruhigen Schrittes entgegenging, zu bemerken schien, nahm sie eine heiter lächelnde Miene an, faltete das Billet auseinander und blickte von diesem erst auf, als sie unmittelbar vor dem ihr eilig entgegnetretenden

Grafen Steinborn stand. Sie erwiderte unbefangen die Grüße der jungen Leute.

»Sehen Sie, meine Herren,« sagte sie, das Blatt emporhaltend, das sie wie zufällig zusammengeknittert hatte, so daß man die darauf stehenden Schriftzüge nicht sehen konnte, während ein flüchtiger Blick zu Herrn von Sarkow herüberblitzte – »sehen Sie, da habe ich eben hier aus der Tiefe der Bosquets eine geheimnißvolle romantische Botschaft erhalten, wie sie wohl vor Zeiten, als der glänzende Hof der Pfalzgrafen sich in diesen Alleen bewegte, den Damen von kecken Pagen zugesteckt worden sein mögen – ein Page war es freilich nicht, der mir dieses Billet brachte,« sagte sie lachend, »und eine Botschaft, wie sie die Hoffräulein der Vorzeit erhielten, ist es auch nicht, aber romantisch ist die Sache immerhin. Ich bin abergläubisch,« fuhr sie fort, das Billet gleichgültig in die Tasche ihres Kleides steckend, »das mag wohl ein Fehler sein, aber ich tröste mich damit, daß ich diesen mit so vielen großen Persönlichkeiten der Weltgeschichte theile – Wallenstein suchte ja die Zukunft in der Sternenschrift zu lesen, und sogar der große Napoleon ließ sich von der Lenormand sein glänzendes Schicksal verkünden. Nun, ich habe durch meine Kammerfrau gehört, daß hier in Heidelberg eine ausgezeichnete Wahrsagerin vorhanden ist; ich habe sie besucht in einem kleinen Hause der Neckarstraße, sie hat mir manches Wunderbare gesagt, aber sie fand die Linien meiner Hand dunkel – sie ließ sich meinen Geburtstag sagen, den eine Dame ja der Discretion einer Wahrsagerin anvertrauen darf, um mir aus der Constellation meiner Geburtsstunde und aus den Zeichen meiner Hand mein vollständiges Horoskop zu stellen. Sie zeigt mir nun an, daß das Horoskop fertig sei; die Botin, die mich im Hôtel

nicht fand, ist mir hierher nachgegangen, um mir ihre hochwichtige Botschaft zu bringen. Die Zukunft liegt also nun aufgeschlossen vor mir,« sagte sie lachend, »und ich werde morgen meine Sibylle aufsuchen, um mir das Ergebnis ihrer Forschungen mittheilen zu lassen.«

Sie hatte das Alles in heiterer Unbefangenheit scherzenden Tones gesprochen, es war so natürlich, daß eine schöne und geistvolle Weltdame wie sie dem Reiz folgte, einen Zipfel des Schleiers der Zukunft zu lüften, und doch konnte sich Herr von Sarkow auch jetzt des unbestimmten Gefühls nicht erwehren, daß hier noch irgend ein Geheimniß verborgen sei, denn es war ihm nicht entgangen, daß die Gräfin, während sie sprach, gerade ihn zuweilen scharf beobachtet hatte, als ob sie sich von dem Eindruck überzeugen wollte, den ihre Worte auf ihn machten.

Graf Steinborn, der zuerst beim Anblick des kleinen Billets eine gewisse ängstliche Unruhe gezeigt hatte, rief jetzt ganz glücklich:

»O, das ist in der That romantisch, ganz reizend; ich hoffe, Frau Gräfin, Sie werden das Geheimniß Ihrer Sibylle nicht ausschließlich für sich behalten und mir gestatten, Sie einmal dorthin zu begleiten, ich bin begierig, auch mir mein Horoskop stellen zu lassen und die Zukunftsbilder meines Lebens aus der Sternenschrift herauszulesen.«

»Man soll mit den geheimen Mächten nicht spielen,« sagte die Gräfin, »die Dämonen der Finsterniß fassen die Menschen am leichtesten bei der vorwitzigen Neugier.«

»An Ihrer Seite trotze ich allen Dämonen!« rief Graf Steinborn feurig.

»Nun denn,« sagte die Gräfin, »so will ich's darauf wagen und Ihnen erlauben, mich zu begleiten, wenn ich meine geheimnißvolle Hexe von Endor besuche. Morgen abend also; denn Nacht muß es sein, und die Sterne müssen ihre goldne Schrift am Himmel ausbreiten, wenn die Geister der Zukunft dem beschwörenden Ruf der Menschen folgen sollen.«

Sie warf einen strengen, fast befehlenden Blick auf die Gräfin Baliewska, die in träumende Gedanken versunken dastand. Das junge Mädchen schien diesen Blick zu fühlen.

»O, auch ich möchte mitgehen, auch ich möchte ein wenig in der Zukunft lesen.«

»Du bist noch ein Kind, Félicie,« sagte die Gräfin Czerwinska, »dir gehört die Gegenwart, die Zukunft wird dir früh genug heraufziehen.«

»Darum eben möchte ich sie kennen!« rief Félicie; »nicht wahr, Herr von Sarkow, auch wir wollen mitgehen zu jener geheimnißvollen Alten?«

»Gewiß, gnädigste Gräfin, gewiß,« erwiderte Herr von Sarkow, »ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.«

»Nun denn auf morgen abend also,« sagte die Gräfin Czerwinska, das Gespräch abbrechend, denn der Oberst von Ehrenstein erschien auf der Terrasse und kam, als er die Damen erblickte, schnell heran, um sie zu begrüßen. Er reichte der Gräfin Czerwinska den Arm, Graf Steinborn trat auf die andre Seite der Dame, es war natürlich, daß Herr von Sarkow die Gräfin Baliewska führte; das junge Mädchen legte leicht ihre Hand auf seinen Arm, die übrigen Saxoburussen wendeten sich hier und dort zu einigen bekannten Bürgern oder zu den Mitgliedern der andern Corps, um diese zu begrüßen und nach ihren Erlebnissen während der Revolutionszeit zu

fragen. Der Oberst ging mit den beiden Damen, dem Grafen Steinborn und Herrn von Sarkow auf der Terrasse und auf dem Platz vor der Schloßwirthschaft auf und nieder; die Gräfin Czerwinska plauderte heiter und fröhlich von allen möglichen Dingen, und oft mußte der Oberst laut auflachen über ihre geistvollen und launigen Einfälle, die durch den fremdartigen Accent und die eigenthümlichen Wendungen ihres deutschen Ausdrucks einen noch piquanteren Reiz erhielten. Auch die Gräfin Baliewska versuchte im Gespräch mit Herrn von Sarkow diesen leichten und heiteren Ton anzuschlagen, aber immer und immer wieder erstarb das Lächeln auf ihren Lippen, ihre Blicke senkten sich trübe zur Erde nieder, es schien, als ob eine kalte, schwere Nebelwolke über den beiden jungen Leuten schwebte und die Flügel ihres Geistes niederdrückte, so daß ihre Unterhaltung immer wieder zu allgemeinen gleichgültigen Bemerkungen herabsank. Sie kamen auch an Dorchen Treuberg's Tisch vorüber. Evchen Meier, die sie bemerkte, suchte eifrig sprechend und sich vorbeugend die Aufmerksamkeit ihrer Freundin nach anderer Richtung zu lenken, aber Dorchen schlug, wie von einer geheimnißvollen, unwiderstehlichen Macht getrieben, die Augen auf, mit schmerzlich bitterm Lächeln blickte sie zu dem vorüberschreitenden Paare hin.

»Wie schön sie ist,« sagte sie leise, »ich habe die Damen schon einmal gesehen, sie wohnen im Badischen Hof und sind fremde Gräfinnen. O, diese vornehmen Damen, wie glücklich sind sie, seit wenigen Tagen sind sie hier, und sogleich hat diese da ihn gefunden – sie darf an seinem Arm einhergehen, sie darf mit ihm sprechen und lachen vor aller Welt, und ich muß hier seitwärts bleiben im Verborgenen, weil ich ein armes Bürgermädchen bin – haben sie denn ein

wärmeres und treueres Herz, würde eine von ihnen bereit sein, sich für ihn zu opfern? – Und eine von ihnen wird ihn endlich festhalten, er wird ihr gehören für das ganze lange Leben – wird sie seiner Liebe werth sein – wird sie es verstehen, sich mit ihm zu freuen, wird sie in muthiger Treue sein Leid mit ihm tragen?« Sie schüttelte traurig den Kopf, der Strahl der hinter die grünen Berge hinabsinkenden Sonne spiegelte sich in einem hellen Tropfen, der an der Wimper ihres Auges hing, wie ein glänzender Edelstein schimmerte der kleine Thränetropfen, und doch barg er so viel schneidendes Weh unter seinem lichten Glanz.

»Komm,« sagte sie aufstehend zu Evchen, »laß uns gehen.« Sie nahm den Arm ihrer Freundin – der alte Treu-berg hatte sich an einen Nebentisch zu Bekannten gesetzt, und während die Klänge der Musik im goldenen Abendlicht durch die rauschenden Baumwipfel klangen und von den rothglühenden Schloßruinen widerhallten, stiegen die beiden jungen Mädchen schweigend zu der bereits in der Dämmerung ruhenden Stadt hinab.

SIEBENUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

Trotz des Belagerungszustandes, der noch längere Zeit über Heidelberg verhängt blieb, nahm das Corpsleben wieder seine Rechte voll in Anspruch, je länger es durch die Ereignisse unterbrochen gewesen war. Die Corps waren zwar alle nicht wieder ganz vollzählig geworden, und besonders die Saxoborussen blieben in erheblich verminderter Zahl, denn Hartmann und Derenburg kehrten nicht wieder zurück, und auch Lord Fitzgerald schrieb traurig und niedergeschlagen, daß er von seinem Vater, dem Herzog von Nottingham, nicht die Erlaubniß erhalten könne, noch

einmal nach dem Continent zurückzukehren, sondern gezwungen sei, seine Studien in Oxford fortzusetzen. Auch von den Vandalen und Westphalen blieben mehrere Corpsburschen aus, dessenungeachtet aber hielten gerade diese Corps, und die Saxoborussen allen voran, auf das Sorgfältigste ihre Bestimmungstage ein, und die bei dem Antrittscommer contrahirten Paukereien wurden auf das Gewissenhafteste abgemacht. Von der Mannheimer Gesellschaft war noch Niemand zurückgekehrt; Herr von Wartenstein mit seiner Frau und die übrigen Mitglieder des früheren Hofcirkels der Großherzogin Stephanie hatten sich nach Frankfurt am Main zum Großherzog begeben, und so war denn auch Herr von Sarkow in der nächsten Zeit völlig durch seine Pflichten als Corpsbursch in Anspruch genommen, und dies noch um so mehr, da er an Stelle des ausgeschiedenen Lord Fitzgerald zum zweiten Chargirten erwählt war. Das preußische Militaircommando legte der freien Bewegung des studentischen Lebens keine Hindernisse in den Weg, da man wohl erkannte, daß die Corps mit ihrem fröhlichen ritterlichen Treiben keine Gefahr für die gesetzliche Ordnung bildeten, wenn sie auch zuweilen in keckem Uebermuth die Grenzen der Polizeiordnung überschritten; es wurde in dieser Beziehung die äußerste Nachsicht geübt, und vorzugsweise war der Riesenstein stillschweigend und ohne besondere förmliche Verfügung von der mit dem Belagerungszustande eingeführten Polizeistunde eximirt, so daß die Saxoborussen die volle Freiheit hatten, bis spät in die Nacht hinein auf ihrer Kneipe den bekannten Mitgliedern anderer Corps und auch vielfach den Officieren der Garnison Gastfreundschaft zu bieten. Herr von Sarkow besuchte zu gleicher Zeit eifrig die Vorlesungen des Professors von Bangerow, und er freute

sich dieser nach allen Seiten hin erfrischenden und anregenden Thätigkeit, die ihm wenig Zeit übrig ließ. Er bedauerte die Abwesenheit der Mannheimer Gesellschaft nicht, denn wenn auch der eigenthümlich bestrickende Zauber, den das Fräulein von Herbingen durch ihre Gegenwart auf ihn ausübte, in ihrer Abwesenheit von ihm gewichen war, so fürchtete er doch gerade deshalb, ihr wieder zu begegnen, und so sehr er sich auch vorgenommen hatte, die Erinnerung an den Rausch, der ihn einen Augenblick gefangen gehalten, abzuschütteln, so widerstrebte es ihm doch, seine schöne Lehrmeisterin, deren Bild zuweilen immer noch in seinen Träumen auftauchte, als die Braut des Barons von Felsen-
eck wiederzusehen. Auch Dorchen Treuberg sah er selten, meist, wenn er morgens ausging, war die Thür des Wohnzimmers geschlossen, und wenn auch oft seine Hand zuckte und schon den Thürgriff berührt hatte, so zog er sie doch immer schnell wieder zurück, um seufzend zwar, aber ernst entschlossen vorüberzugehen – die Knospe, die sich ihm so lieblich entgegenneigte, durfte ja für ihn nicht blühen.

Wenn aber auch zuweilen wie in früherer Zeit die Thür des traulichen Zimmers offen war, so fand er denn doch Dorchen niemals allein, immer war Evchen Meier bei ihr, und wenn er dann eintrat, so plauderte er zwar einen Augenblick leichthin mit den beiden Mädchen über die kleinen Ereignisse des Tages, aber Dorchen blickte selten auf, und Evchen Meier führte nur peinlich und gezwungen die Unterhaltung weiter. Wenn er zufällig aus alter Gewohnheit sich vor dem Fenstertritt niedersetzte, so stand Dorchen jedesmal anscheinend unbefangen von ihrem Platze auf und machte sich irgendwo anders im Zimmer zu schaffen, so daß Herr von Sarkow ganz zufrieden war, unter dem Vorwand

seiner vielfachen Geschäfte bald wieder aufbrechen zu können.

Die einzige gesellschaftliche Abwechslung außerhalb des unmittelbaren studentischen Lebens bildeten die Diners an der Table d'hôte im Hôtel zum Badischen Hof, wo die Tischgesellschaft immer heiterer wurde und immer vertraulicher einander näher trat. Der Oberst von Ehrenstein fand ein außerordentliches Vergnügen an der Gesellschaft der Saxoborussen, deren unzerstörbarer Humor ihm eine reiche Quelle der Erholung von seinen strengen Dienstpflichten bot, und die beiden polnischen Damen bildeten immer mehr den Mittelpunkt der Gesellschaft, so daß auch der Oberst von Ehrenstein häufig ihrer Einladung folgte, den Kaffee in ihrem Salon zu nehmen, und auch zuweilen sich kleinen Ausflügen in die Umgegend anschloß.

Am Tage nach der Begegnung auf der Schloßterrasse, bei der das so geheimnißvoll überbrachte Billet von Herrn von Sarkow bemerkt worden war, brachte die Gräfin Czerwinska bei Tisch lachend das Gespräch auf ihren Aberglauben und erzählte dem Obersten, daß sie eine Wahrsagerin von wunderbarer Geschicklichkeit gefunden habe, zu der Graf Steinborn und Herr von Sarkow sie begleiten wollten. Es wurde viel über diesen Gegenstand im Scherz und Ernst gesprochen, die Geschichte mancher wunderbaren Prophezeiungen erzählt, und der Oberst erklärte, daß er selbst einige solcher Fälle erlebt habe; er bat die Gräfin, soweit dies ohne die Discretion zu verletzen möglich sei, ihm ihr Horoskop mitzutheilen, da er, wie er galant hinzufügte, an dem Schicksal seiner so schönen und liebenswürdigen Freundin einen lebhaften Antheil nehme, und war nicht abgeneigt, auch seinerseits die Kunst der so gerühmten Wahrsagerin

auf die Probe zu stellen, nur müßten dann die Damen diese auf ihr Zimmer kommen lassen, da es zu viel Aufsehen machen würde, wenn er sie in ihrer Wohnung besuche. Die Gräfin Czerwinska versprach, von dieser Idee ungemein entzückt, Alles aufzubieten, um die Alte, die nicht gern fremde Häuser besuche, dennoch zu sich zu bringen und dem Obersten zur Verfügung zu stellen. Damit war der Gegenstand erschöpft, man sprach von andern Dingen, und das Diner verlief in ebenso ungezwungener Fröhlichkeit wie am Tage vorher. Herr von Sarkow schlug die Einladung zum Kaffee aus und brachte den Nachmittag mit seinen Freunden zu, während Graf Steinborn, der mit jedem Augenblick mehr von den schönen Augen der Gräfin Czerwinska bezaubert schien, die Damen wieder in ihren Salon begleitete.

Als es dunkel geworden war, suchte Herr von Sarkow den Grafen der Verabredung gemäß in dessen Wohnung auf, um die beiden Damen zu ihrem geheimnißvollen Ausgange abzuholen; er fand ihn in heftiger Aufregung.

»Freund!« rief er, seine Hand ergreifend, »dir darf ich es sagen, was mir das Herz sprengen will, unter Corpsbrüdern ist ja jedes Geheimniß sicher bewahrt, und ich muß alles Glück, alle Hoffnung, alle zagenden Zweifel, die in mir wogen und ringen, in die Brust eines Freundes ergießen.«

Herr von Sarkow sah ihn fragend mit einem leichten Ausdruck mitleidiger Theilnahme an.

»Ja,« rief Graf Steinborn, »es ist wahr! Sieh mich nicht so sonderbar an, es ist keine thörichte Eitelkeit, ich glaube, sie könnte mich lieben, ich war allein mit ihr, die Gräfin Baltieska schien verstimmt, daß du nicht mitgekommen warst

—«

»Und da hat sie dir gesagt, daß sie dich liebte?« fragte Herr von Sarkow mit einem leichten Anklänge von spöttischer Ironie.

»Gesagt, daß sie mich liebe!« rief Graf Steinborn unwillig, »wie kannst du daran denken – aber diese stolze, königliche Frau, bei der man das Gefühl hat, daß sie unnahbar hoch über uns steht, war so vertraulich, so weich, fast möchte ich sagen so zärtlich, sie ließ mir ihre Hand, sie hörte meine Worte, aus denen mein heißes Gefühl hervorklingen mußte, wie träumend an – o, du glaubst nicht, Welch eine Frau es ist, Welch hohen Geist, Welch feinen Witz und doch Welch tiefes Gefühl sie entwickeln kann, unsre Unterhaltung war wie ein Flammenspiel von blendenden Raketen und zugleich von warmer, tiefer Gluth – es ist kein deutliches, bestimmtes Wort zwischen uns gefallen, und doch – doch – o, du glaubst nicht, welches Glück, welche wonnige Hoffnung mein Herz erfüllte!«

»Nun, in der That,« sagte Herr von Sarkow, »ich sehe, daß dieses Flammenspiel bei dir sehr ernst und gründlich gezündet hat; ich wünsche dir Glück zu dem reizenden Abenteuer.«

»Ein Abenteuer?« rief Graf Steinborn – »ein Abenteuer mit dieser Frau? – Du bist rasend, was denkst du von ihr, wofür hältst du sie? – Nein, nein, diese Frau ist kein Spiel eines flüchtigen Abenteuers, sie kann ihre Liebe nur für das Leben geben, wer sie lieben darf, der gehört ihr für immer.«

»Du bist wahnsinnig,« sagte Herr von Sarkow fast erschrocken, »eines solchen tollen Gedankens hätte ich dich in der That kaum für fähig gehalten – eine Frau, der nur wenige Jahre fehlen, daß sie deine Mutter sein könnte.«

»O, sie wird ewig jung, ewig schön sein!« rief Graf Steinborn begeistert, »sie steht über der Zeit; ich glaube, als Matrone würde ich sie ebenso lieben als jetzt.«

»Nun,« sagte Herr von Sarkow halb lachend, halb unwillig, »wenn diese verwünschte Revolution nicht unsern vortrefflichen Paukdoctor Gallus Meier in ihrer Fluth fortgespült hätte, so würde ich ihn rufen, um dir Eisumschläge zu verordnen – aber vielleicht ist es ebensogut, das Fieber austoben zu lassen, ich habe einmal gelesen, daß man die Wahnsinnigen ihre fixen Ideen verfolgen lassen muß, bis sie selbst den inneren Widerspruch erkennen. Gehen mir also – aber ich werde wachen, ich werde dein Vater sein, mein Herz ist frei und mein Blick ist kalt; mein Auge wird offen sein, vielleicht hilft mir der Zufall dennoch, das Geheimniß zu durchdringen, das diese beiden fahrenden Polinnen umgiebt.

Graf Steinborn antwortete nicht mehr, beide gingen nach dem Hôtel, wo die Damen sie bereits erwarteten. Sie hatten dunkle Mäntel und kleine, unscheinbare Hüte angelegt, deren Schleier sie über das Gesicht herabfallen ließen; man würde sie in diesem Costüm in Paris für kleine Grisetten gehalten haben, und gewiß konnte auf den Straßen von Heidelberg Niemand bei dem Dunkel des Abends in diesen beiden so einfachen und unscheinbaren Gestalten die glänzenden und eleganten Damen wiedererkennen, die an der Tafel des Hôtels die allgemeine Bewunderung erregten. Die Gräfin Czerwinska nahm den Arm des Grafen Steinborn, die schöne Félicie folgte mit Herrn von Sarkow, eilig stiegen sie die Treppe des Hôtels hinab, und selbst die Kellner, die ihnen begegneten, schienen sie nicht zu erkennen. Graf Steinborn ging mit der Gräfin Czerwinska ziemlich weit voraus. Die

Gräfin Félicie schien in einer eigenthümlichen Bewegung und Aufregung zu sein, sie antwortete auf die Fragen und Bemerkungen, die ihr Begleiter an sie richtete, mit unsicherer, zitternder Stimme, und häufig ließen ihre kurzen Antworten erkennen, daß sie seine Worte gar nicht gehört oder falsch verstanden hatte. Dieser Gang durch die abenddunkeln Straßen mit dem so schönen und anmuthigen jungen Mädchen, das ihrerseits durch die außergewöhnliche Situation so heftig bewegt schien, würde nicht verfehlt haben, auf Herrn von Sarkow auch ohne die leidenschaftliche Flamme, die das Herz des Grafen Steinborn entzündet hatte, seinen Reiz auszuüben, wenn nicht sein Mißtrauen gegen die beiden Fremden durch die eben stattgefundene Unterhaltung mit seinem Freunde noch mehr als früher angeregt gewesen wäre. War diese so auffallend bemerkbare Bewegung der Gräfin Baliewska etwa auch eine ähnliche Coquetterie, wie sie von der Gräfin Czerwinska gegen Steinborn geübt ward? Und was konnte es sonst sein – welchen Grund hatten diese beiden Damen zu einem solchen Benehmen? – denn er war nicht eitel genug, um wie Graf Steinborn an eine so schnell erwachende Neigung zu glauben. Alle diese Gedanken, die sich in seinem Geiste durchkreuzten, machten ihn kalt wie Eis, und seine Unterhaltung mit dem immer zitternder sich in seinen Arm lehnenen Mädchen beschränkte sich immer mehr auf allgemeine Phrasen der Höflichkeit.

Vor einem kleinen, unscheinbaren Hause am Ende der Neckarstraße blieb die Gräfin Czerwinska stehen, um Herrn von Sarkow zu erwarten. Die Gräfin warf einen prüfenden Blick auf das kleine Haus, in dessen oberer Etage zwei Fenster matt erleuchtet waren.

»Es ist richtig,« sagte sie dann, »wir sind zur Stelle, treten wir ein in die Höhle meiner wunderthätigen Sibylle.« Obgleich sie diese Worte scherzend sprach, so schien es Herrn von Sarkow doch, als ob ihre Stimme wie von zurückgehaltener Erregung bebte. Sie öffnete die Thür, die Flur war vollständig dunkel.

»Folgen Sie mir,« sagte die Gräfin, mit Steinborn voranschreitend, »die Treppe ist im Hintergrunde, sobald Sie das Geländer erfaßt haben, können Sie nicht mehr fehlen.«

Herr von Sarkow hörte die beiden die Stufen hinaufsteigen, bald hatte auch er tastend das Geländer gefunden und führte, immer mehr erstaunt über dieses so seltsame Abenteuer, die Gräfin Baliewska sorgsam die Treppen hinauf. Als sie einige Stufen emporgestiegen waren, stützte sich das junge Mädchen schwerer auf seinen Arm; er fühlte, wie sie zitterte, ihre zarte Gestalt schmiegte sich eng an seine Seite, als ob sie zusammenbrechend eine Stütze suchen wolle, ihr Kopf sank gegen seine Schulter, und er fühlte, wie ihr heißer, fast keuchender Athem seine Wange streifte.

So reizend, so verführerisch diese Situation in der tiefen Dunkelheit auch sein mochte, so empfand Herr von Sarkow doch beinahe einen zornigen Unmuth, denn dies Alles stimmte in der That gar zu sehr mit dem überein, was ihm Graf Steinborn von seinem Tête-à-tête mit der Gräfin Czerwinska erzählt hatte; er mußte freilich seinen Arm um die Gräfin Félicie schlingen, um das junge Mädchen, das, an seine Seite geschmiegt, zusammenzubrechen schien, aufrecht zu halten; aber er hob sie kräftig und ging, halb sie tragend, immer weiter die Stufen hinauf, ohne daß er sich zu ihrem auf seiner Schulter ruhenden Haupte herabbeugte.

Die Gräfin Czerwinska war oben angelangt, man hörte den Klang einer matten Glocke, und im nächsten Augenblick fiel ein Lichtstrahl über die Treppe herab. Die Gräfin Baliewska zuckte zusammen und richtete sich schnell und wie erschreckt von Herrn von Sarkow zurücktretend auf, er sah, wie ihr bleiches Gesicht in heftiger Bewegung zitterte, wie sie mit einem scheuen, ängstlichen Blick zu ihm aufsaß, und sie war in diesem Augenblick so wunderbar schön, daß er fast eine Aufwallung von Reue über seinen Unmuth und seine Kälte empfand.

In der geöffneten Thür der kleinen oberen Flur stand eine einfach, aber sauber gekleidete Frau, die wohl sechszig Jahre alt sein mochte und auch in ihrer etwas gebückten Haltung die Spuren des Alters zeigte, wenn auch in ihrem blassen, von einer weißen Haube umrahmten Gesicht die dunkeln Augen voll jugendlichen Feuers funkelten, als sie mit prüfenden Blicken die Ankommenden betrachtete.

»Nun,« sagte die Gräfin Czerwinska, indem sie, schnell dem Grafen Steinborn vorantretend, einen Augenblick wie zufällig mit der Spitze ihres Fingers die Lippen berührte, »Sie haben mir mitgetheilt, Frau Weber, daß mein Horoskop fertig ist; ich komme, danach zu fragen, und bringe noch zwei Herren mit, die ebenfalls begierig sind, einen Blick in ihre Zukunft zu thun, und gute Kunden von Ihnen sein werden.«

»Der Auszug,« erwiderte die Alte mit einer scharfen, etwas fremdartig accentuirten Stimme – »der Auszug, den ich aus den Planetenzeichen und der untrüglichen Schrift der Sterne gezogen habe, ist bereit. Ich werde den Herren, die die Frau Gräfin mir zuführt, gern sagen, was mir zu erkennen vergönnt ist, aber Sie wissen ja,« fügte sie hinzu, »daß

ich niemals ein Unglück vorhersage, wenn ich nicht zugleich deutlich die Mittel und Wege erkennen und angeben kann, um es zu verhüten. Die Vorsehung hat weise die Zukunft verhüllt, um die Menschen nicht zu erschrecken und ihnen den Muth, die Kraft und die Ruhe zu rauben.«

»Nun, ich hoffe,« erwiderte die Gräfin, indem alle in einen kleinen, durch eine Nachtlampe erleuchteten Vorplatz traten, »ich hoffe und wünsche, daß für diese Herren überhaupt kein Unglück in den Sternen geschrieben steht.«

»Niemand ist frei von Unglück,« erwiderte die Alte, »wohl dem, der von Gott die Kraft erhielt, das Unglück zu beugen oder zum Guten zu wenden, des Menschen Wille hat große Gewalt über die Mächte des Geschicks.«

Sie führte ihre Gäste in ein kleines, ärmlich meublirtes Gemach, in dem eine Lampe brannte und nur ein altes Canapee, einige Stühle und ein runder Tisch sich befanden, es schien dies eine Art von Vorzimmer zu sein, in dem die Wahrsagerin ihre Besucher warten zu lassen pflegte.

»Wenn es der gnädigen Frau Gräfin gefällig ist,« sagte sie, auf eine Seitenthür zeigend.

»Frau Weber empfängt die Wißbegierigen immer nur einzeln in ihrem Allerheiligsten,« sagte die Gräfin Czerwinska, »damit Niemand Anders die Geheimnisse der Zukunft anhört.«

»Was ich zu sagen habe,« erwiderte die Alte ernst, »gehört immer nur demjenigen, den es angeht.«

Sie ließ die Gräfin in das Nebenzimmer vorantreten und verschloß dann dessen nur halbgeöffnete Thür.

Es dauerte länger als eine Viertelstunde, bis die geheime Sitzung beendet war. Herr von Sarkow und der Graf Steinborn unterhielten sich während dieser Zeit so gut als möglich mit der Gräfin Baliewska; aber der leichte, unbefangene Ton, der sonst in ihrem Kreise herrschte, wollte sich nicht einstellen, man sah dem Mädchen an, mit welcher peinlichen Anstrengung sie unbefangen zu scheinen versuchte, aber dennoch gelang es ihr kaum, ihre Aufmerksamkeit an die Worte der beiden Herren zu heften; sie saß träumend da, ihre Augen glänzten fieberhaft, zitternde Schauer flogen durch ihre Glieder, und häufig drückte sie die Hand auf ihr Herz, als wolle sie seine Schläge zurückdrängen, während sie unruhig nach der Thür des Nebenzimmers hin tauschte.

»Wie thöricht,« sagte sie mit mattem Lächeln, »ich habe mir vorgenommen, mir heute auch wahrsagen zu lassen, ich betrachtete das Alles als einen Scherz, und nun ich vor dem Schleier stehe, den ich mit verwegener Hand aufheben will und hinter dem sich mir vielleicht erschreckende Bilder zeigen werden, vermag ich meiner Bangigkeit nicht Herrin zu werden.«

Diese Worte waren wohl eine Erklärung für ihre so auffallende Bewegung, und sie genügten als solche auch dem Grafen Steinborn, wie es schien, vollkommen; Herr von Sarkow aber blickte finster vor sich nieder und lauschte ebenfalls nach dem Nebenzimmer hin, aus dem zuweilen das Geräusch dumpfer Stimmen vernehmbar wurde, die dann aber sogleich wieder in tiefer Stille erstarben. Die Gräfin Czerwinska war ernst und bewegt, als sie zu den übrigen zurückkam, aber sogleich nahm sie wieder ihre lächelnde Miene an, sie hielt ein zusammengefaltetes Papier in der

Hand und sagte: »Da habe ich nun ein Bild meines Charakters und den Schicksalsplan meiner Zukunft in Händen; wenn mir Frau Weber nicht gesagt hätte, daß sie kein Unglück vorher verkündet, so könnte ich zufrieden sein. Nun, ich werde meine Zukunft studiren und mich bemühen, den Weg zu verfolgen, den die Steine mir vorschreiben. Die Reihe ist an dir, Félicie,« sagte sie, dem jungen Mädchen, das schnell aufstand, die Hand drückend, »Gott wolle, daß die Sterne auch dir glückbringende Zeichen gewahren.«

Félicie verschwand mit der Alten. Die Gräfin Czerwinska plauderte leicht und heiter mit den beiden Herren, sie öffnete ihr Horoskop und theilte ihnen Einzelnes aus seinem Inhalt, soweit er sich auf ihren Charakter bezog, mit.

»Die Alte kennt mich ziemlich gut,« sagte sie, »sie erkennt mir einen festen Willen und einen klaren Geist zu, eine große, leicht verletzbare Empfänglichkeit; sie sagte, daß ich niemals einen Mangel an Herz oder Muth verzeihe, daß ich die Welt liebe und doch mich nicht von ihr unterjochen lasse, und noch manches andre, was ganz richtig ist, und für die Zukunft,« fügte sie mit einem Blick auf den Grafen Steinborn hinzu, »verheißt sie mir, daß ich einen Freund finden würde, dem ich volles Vertrauen schenken dürfe.«

»Wer könnte Ihr Freund sein,« rief Graf Steinborn, »und Ihr Vertrauen täuschen!«

»Auch das kommt vor,« sagte die Gräfin seufzend, »doch darum darf man immerhin den Glauben an die Menschen nicht verlieren.«

Félicie kehrte zurück, ihr vorher so bleiches Gesicht war hochgeröthet, ihre innere Erregung schien noch gestiegen zu sein, noch heller glänzten ihre Augen, noch heftiger wogte ihre Brust von schnellen, unruhigen Athemzügen, aber sie

schien nicht mehr wie vorher von peinlicher Angst und Unruhe gequält, glückliche Freude strahlte von ihren Zügen, und ein verklärtes Lächeln spielte um ihre Lippen.

»Dir scheint in der That die Sternschrift in glücklichen Zeichen zu leuchten,« sagte die Gräfin, mit liebevoller Theilnahme das junge Mädchen in ihre Arme schließend, »Gott wolle, daß Alles sich erfülle, was deines jungen Herzens Hoffnung ersehnt.«

»Wenn es den Herren gefällig ist!« sagte Frau Weber trocken, und Herr von Sarkow erhob sich zuerst, um ihre Kunst zu versuchen. Er trat mit ihr in das kleine Nebenzimmer; es enthielt das Bett der Alten, ihren Nähtisch, einen Schrank, einige Stühle und einen großen Tisch in der Mitte, auf dem eine kleine, das Gemach matt erleuchtende Lampe brannte, eine Thür im Hintergrunde führte wohl nach der Küche und den Wirthschaftsräumen.

Die Alte betrachtete ernst prüfend die Hand des jungen Mannes, dann ließ sie ihn ein Spiel Karten mischen und breitete es, jedes Blatt sorgfältig prüfend, auf dem Tische aus.

»Sie stammen von fernher, mein Herr,« sagte sie, und dann theilte sie ihm in einzelnen abgebrochenen Sätzen und in ziemlich allgemeinen Worten manches mit, was in der That auf seine Vergangenheit und seine Lebensverhältnisse zu passen schien, auf ihn aber geringen Eindruck machte und ihn sehr wenig von der Prophetengabe der Sibylle überzeugte, denn Alles, was die Alte sagte, hätte wohl auch auf viele andre Studenten der Universität Bezug haben können.

»Sie werden nicht hier bleiben,« fuhr sie fort. »Ihre Zukunft liegt dort, wo Ihre Vergangenheit war; in der Heimath, aus der Sie stammen, werden Sie auch Ihr dauerndes Glück

finden, und dennoch,« sagte sie, den Blick ihres dunkeln Auges scharf und durchdringend auf ihn richtend, »dennoch blüht Ihnen auch hier ein Glück, das auf Ihre ganze Zukunft einen hellen Schein wirft. Sie werden hier eine Freundin finden, eine gute, treue Freundin, nicht für immer, es ist Ihnen nicht bestimmt, mit ihr den Weg des Lebens zu vollenden, aber dennoch scheint der Strahl desselben Sterns freundlich auf Sie beide hernieder; ich vermag nicht deutlich zu erkennen, was dieser Strahl bedeutet, aber das sehe ich, daß er einen hellen, segensreichen Einfluß auf Ihr Leben ausübt. Hüten Sie sich, diesem Einfluß zu widerstreben; was Ihre Freundin verlangen wird, jeder Dienst, den Sie ihr leisten, das Alles wird zum Glück sich wenden und Ihrer ganzen Zukunft, ob sie auch später auf andre Wege sich wendet, Segen bringen.«

»Und diese Freundin,« fragte Herr von Sarkow, »woran kann ich sie erkennen?«

»Sie ist jung und schön,« sagte die Alte, »jünger noch als Sie, obwohl auch Sie noch nicht fern von den Grenzen der Kindheit stehen.« Und nun beschrieb sie scharf und bestimmt die Gräfin Baliewska, jeder Zug paßte für das junge Mädchen.

»Ich danke,« sagte Herr von Sarkow, indem er sich erhob; »wenn ich dieser Freundin begegne, so werde ich den Strahl des Sterns genau zu erkennen und zu erforschen suchen, der uns beiden so viel Glück bringen soll.«

»Vielleicht haben Sie sie schon gefunden,« sagte die Alte, »achten Sie auf Alles, was Ihnen in dieser Zeit entgegentritt, und hüten Sie sich, dem Willen des Geschicks entgegenzuhandeln.«

Herr von Sarkow neigte schweigend den Kopf und kehrte zu den übrigen zurück. Die Gräfin Czerwinska bemerkte, daß ein spöttisches Lächeln um seine Lippen zuckte, sie schien einen Augenblick beunruhigt.

»Herr von Sarkow scheint ungläubig,« sagte sie, »aber nur den Gläubigen erschließt sich die Zukunft.«

»Nicht doch, gnädigste Gräfin,« erwiderte Herr von Sarkow, »ich bin zufrieden und kann mich nicht beklagen, die Sterne haben mir einen glücklichen Strahl gesendet, der immer mehr Licht, immer mehr Klarheit um mich her verbreitet.«

Die Gräfin schien den Sinn seiner Worte nicht recht zu verstehen und sie für eine allgemeine Bemerkung zu halten. Graf Steinborn folgte nun der Alten in das Nebenzimmer. Die Gräfin Baliewska war wie verwandelt, zwar schien sie noch unruhig und bewegt, aber mit fast übermüthiger Heiterkeit nahm sie an der Unterhaltung theil, und voll sprudelnder Laune, wie ein glückliches Kind, scherzte sie in neckischer Coquetterie mit Herrn von Sarkow, der auch seinerseits mit keckem, sprühenden Witz auf diesen Ton einging, so daß jeder Fremde die beiden für ein in glücklicher Neigung verbundenes und einer gemeinsamen lachenden Zukunft entgegengängelndes Paar halten mußte und die Gräfin Czerwinska jetzt zuweilen ganz verwundert mit leichtem Kopfschütteln das junge Mädchen betrachtete.

Strahlenden Blickes kehrte Graf Steinborn aus dem kleinen Zimmer der Wahrsagerin zurück. Die Gräfin Czerwinska drückte der Alten ein Goldstück in die Hand, die beiden Saxoborussen thaten dasselbe, und man begab sich auf den Rückweg. Die Gräfin Baliewska blickte auf dem kleinen Vorplatz noch einmal wie suchend rückwärts.

»Adieu – adieu – adieu!« rief sie mit lauter, heller Stimme, sich nach der unmittelbar hinter ihr stehenden Alten wendend, und dann stieg sie an Herrn von Sarkow's Arm mit leichten, sicheren Tritten die Treppe hinab. Diesmal blieben die beiden Paare zusammen, in fröhlich scherzender Unterhaltung hatten sie bald den Weg zurückgelegt, und die beiden Saxoborussen verabschiedeten sich von den Damen, nachdem sie diese bis zu ihren Zimmern zurückgeführt hatten.

»Nun,« sagte Graf Steinborn vor der Thür des Hôtels, »was sagst du? Die Alte hat mir wunderbare Dinge gesagt, die alle auf mich passen, ich war starr vor Verwunderung.«

»Auch mir,« erwiderte Herr von Sarkow, »hat sie manches gesagt, was man auf mich und meine Vergangenheit beziehen kann, aber vergiß nicht, daß sie sehr wohl wissen konnte, wer wir sind, und daß die beiden Damen dies noch besser wissen.«

»Welche Thorheit!« rief Graf Steinborn; »und dann,« fuhr er fort, Herrn von Sarkow's Arm in den seinen drückend, »dann hat sie mir gesagt, ich würde hier eine Freundin finden, die unter dem gleichen Stern steht wie ich und einen glücklichen Einfluß auf mein ganzes Leben ausüben werde. Denke dir nur, wie wunderbar, die Sterne selbst knüpfen das warme, lichte Band, das mich immer fester an diese wunderbare Frau fesselt.«

»Nun,« sagte Herr von Sarkow lachend, »das ist in der That spaßhaft genug, du, der skeptische Pariser, fällst bis an den Hals in den tollen Aberglauben hinein, weil dieser Aberglaube mit deiner ebenso tollen Liebe zusammenstimmt – so höre denn, daß diese alte Hexe mir ganz das Gleiche gesagt hat wie dir, auch ich soll eine Freundin finden, der ich in

allem zu folgen habe, und dann hat sie mir ganz genau wie ein Portraitmaler die kleine Baliewska beschrieben.«

»Du auch?« fragte Graf Steinborn betroffen, »doch gleichviel, das ist ja natürlich, unser Schicksal hat uns gemeinsam zu den beiden Damen geführt, und wenn uns das Glück, von dem ich kaum zu träumen wage, beschienen sein soll, so bist du ja auch dabei betheilig.«

»Unverbesserlich,« sagte Herr von Sarkow, »aber je heftiger das Fieber, um so weniger lange kann es ja dauern; nun, ich werde wachen.«

Er brach ab, und ohne dem Grafen Steinborn weiter zu antworten, führte er ihn nach dem Riesenstein hinauf, wo sie die andern bereits versammelt fanden.

ACHTUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

Herr von Sarkow fand, als er nach Hause zurückkehrte, ein Billet von Luiz Antonio, der ihm mittheilte, daß Langenberg so weit wieder hergestellt sei, um ohne Lebensgefahr nach Heidelberg zurückgebracht werden zu können, und daß der Doctor Binzer dessen Abreise wünsche, da die Anwesenheit eines Verwundeten in seiner Anstalt dennoch bemerkt werden und zu Nachforschungen Veranlassung geben möchte, die ihm selbst Unannehmlichkeiten bereiten könnten.

Herr von Sarkow fuhr daher am nächsten Morgen mit Charles Clarke, der begierig die Gelegenheit ergriff, um seiner geliebten Célie, die er bereits seit zwei Tagen nicht gesehen, einen Besuch zu machen, nach Weinheim hinaus. Er fand Langenberg bleich und abgemagert, aber auf dem Wege einer fast gewissen Genesung. Der Kranke reichte seinem

früheren Gegner, dem er im Kampfe auf Leben und Tod gegenübergestanden hatte, herzlich die Hand und dankte ihm für die Rettung seines Lebens und seiner bürgerlichen Zukunft mit warmen, innigen Worten. Er war in seinem ganzen Wesen durchaus verändert, der frühere unstäte wilde und düstere Blick seiner Augen war ernst und traurig zwar, aber auch milde und sanft geworden, ruhige Klarheit lag auf seinen Zügen, und nur um seine Lippen zuckte ein wehmüthiger Zug, an dem körperlicher Schmerz und Erschöpfung ihren Antheil hatten. Nur an jedem Abend noch stellte sich bei ihm etwas Fieber ein, und der Doctor erklärte, daß er in vier bis sechs Wochen hergestellt sein würde, wenn erst das Gefühl völliger Sicherheit vor jeder Entdeckung, die hier doch immer noch zu befürchten sei, der Reconvalescenz zu Hilfe kommen würde. Es wurde beschlossen, daß der Kranke bei eintretender Abenddämmerung nach Heidelberg zurückgebracht werden solle, um jedes Aufsehen auch bei den Bewohnern der Anstalt selbst zu vermeiden.

Auch seinen Freund Luiz Antonio fand Herr von Sarkow nicht minder verändert, als dies bei Langenberg der Fall gewesen war; er hatte es wohl begriffen, daß Luiz Antonio in seinem Schmerze die Einsamkeit suchte und sich gern eine Zeitlang von der heiteren Gesellschaft seiner Corpsbrüder zurückziehen mochte, aber er hatte auch gefürchtet, daß der so tief empfängliche und so leidenschaftlich erregbare junge Mann in der Einsamkeit am Krankenbette finsterer Verzweiflung und Schwermuth verfallen möchte, und war deshalb mit Besorgniß und Scheu nach Weinheim gekommen. Zu seiner Verwunderung und ebenso großen Freude fand er aber seine Befürchtung nicht bestätigt. Luiz Antonio war ruhig und fast heiter, seine sonst so weichen, oft in

leidenschaftlicher Bewegung zuckenden Züge zeigten willenskräftige Festigkeit, und seine schwärmerisch träumenden Augen schienen muthig, frei und stolz der Zukunft entgegenzublicken.

»Wir haben uns gut unterhalten,« sagte er lächelnd, als Herr von Sarkow ihm ganz glücklich über die Veränderung, die er an ihm wahrnahm, die Hand drückte, »und fast bedaure ich, daß unser Stilleben jetzt hier aufhören soll, aus dem wir, wie ich glaube, manche gute Frucht für das Leben gewonnen haben.«

»Ja, bei Gott, das ist wahr,« sagte Langenberg, indem seine bleichen Wangen sich leicht rötheten, »ich werde diese Zeit niemals vergessen, sie war mir eine Zeit innerer Wiedergeburt, und Ihnen, Herr von Sarkow, danke ich Alles, was in meinem so wunderbar geretteten Leben vielleicht noch Gutes und Nützliches für mich und andre erwachsen wird. Ich war von einem strengen Vater in einsamer Zurückhaltung erzogen, meine Natur widerstrebte dem Zwange, den man mich vielleicht zu sehr und zu rücksichtslos fühlen ließ; meine Seele dürstete nach Freiheit, nach ungehemmter Anspannung und Ausdehnung der Kräfte, die ich in mir fühlte und die sich überall dem engen Zwange des Hauses und der Schule einfügen sollten. Gierig verschlang ich Rousseaus Werke, in ihnen fand ich die logische und philosophische Form für den glühenden Drang, der mein Herz erfüllte, und auch für den Haß, der ebenso glühend mein Blut kochen ließ; denn ebenso wie ich in Sehnsucht und Liebe zu dem Ideal der Freiheit aufblickte, ebenso haßte ich täglich wilder und wilder Alles, was der Freiheit auf Erden sich entgegenstellte; ich haßte meine Lehrer, die mir den Geisteszwang der Schule verkörperten; ich haßte die Priester, von denen

mich mein philosophischer Meister lehrte, daß sie das freie Denken des Volkes unter den Despotismus eines aufgezwungenen und widernatürlichen Glaubens beugen wollten; ich haßte die Fürsten und ihre Werkzeuge, ich haßte die vornehmen Stände, die, wie Rousseau mich lehrte, allen Genuß des Lebens in frivolem Uebermuth vorwegnehmen, und,« fügte er schauernd hinzu, »ich versuchte selbst meinen Vater zu hassen, denn Rousseau lehrte mich ja, daß auch das Band und die Autorität der Familie nur eine Erfindung menschlicher Willkür sei, und diese Lehre fand in dem Zwange, der mich so bitter drückte, einen fruchtbaren Boden.«

»Sie Armer,« sagte Herr von Sarkow voll tiefen Mitgefühls, »mit welchem dämonischen Scharfsinn hat doch jener Philosoph der Negation seine Lehren für die menschlichen Herzen berechnet! Wie viel, wie unendlich viel hat er ihnen genommen, und was hat er ihnen dafür gegeben? – Haß und Haß und immer wieder Haß – einen Becher voll glühenden Giftes, das immer neue Qualen des Durstes schafft. Doch ich bitte Sie, regen Sie sich nicht auf,« sagte er, Langenberg sanft auf sein Lager zurückdrückend, denn er sah, daß die Augen des Verwundeten sich von krankhaftem Feuer erleuchteten.

»Nein,« sagte Langenberg, »lassen Sie mich aussprechen, was ich Ihnen sagen will, erleichtert mein Herz, es ist der Dank für die Wohlthat, die Sie mir erwiesen. Ich wurde Student,« fuhr er hastig fort, als ob er eine neue Unterbrechung verhindern wollte, »ich erlangte die Freiheit von dem Zwange der väterlichen Strenge und der Schulzucht, aber den Haß gegen alle Gewalt und alle Autorität behielt ich in mir, ich wollte die Welt befreien von allem Zwange der heutigen Ordnung, die ich als eine unerträgliche Tyrannei zu betrachten gelernt hatte. Ich trat in Verbindung mit den

Führern der demokratischen Bewegung, die die Revolution vorbereiteten, und mit finsterner Freude verfolgte ich die in der Stille gelegten Minen, die die Tyrannei in die Luft sprengen sollten. In das Schwabencorps war ich eingetreten, weil ich mein geheimes Treiben und meine Verbindungen verbergen wollte, und ich ertrug den Zwang des Corpslebens nur, weil er durch freien Willen und freie Wahl bedingt war, und weil ich die Paukereien als eine Schule betrachtete zur Stählung des Muthes und zur Unterordnung der thierischen Furcht unter die Herrschaft des Willens. Auch Sie haßte ich, Herr von Sarkow, Sie gehörten ja jener Kaste der menschlichen Gesellschaft an, die mein Meister mich verabscheuen gelehrt und —«

Er stockte.

»Ich bitte Sie,« sagte Herr von Sarkow, »lassen Sie die Vergangenheit.«

»Ich haßte Sie,« fuhr Langenberg kopfschüttelnd fort, »und meine Kugel hätte den Weg zu Ihrem Herzen gefunden, wenn es in meiner Macht gestanden hätte.«

»Nun,« sagte Herr von Sarkow lachend, »es ist ein Glück für mich und vielleicht auch für Sie, daß Ihre Kugel ihren eignen Weg ging.«

»Ein Glück für mich, wahrlich, ein großes Glück!« erwiderte Langenberg mit feierlichem Ernst. »Die Revolution brach aus,« fuhr er dann fort, »ich stellte mich in die Reihen ihrer Kämpfer mit all' meiner alten Liebe für die Freiheit, mit all' meinem alten Haß im Herzen – ich sah das Volk, für das ich die Freiheit erkämpfen und die Schranken aller Ordnung des Staats und der Gesellschaft niederreißen wollte – aber wie entsetzlich wurde ich getäuscht! Alles, was ich an

der aristocratischen Welt, die ich nicht kannte, so bitter gehaßt und so tief verabscheut hatte, das fand ich in den Reihen der Revolution: Neid und Mißgunst, thörichte Eitelkeit und feigen Verrath, rohe Gier nach Genuß – alle niedrigen Leidenschaften der menschlichen Natur entfalteten ihre widerwärtigen Schrecken, die selbsterkorenen Führer fanden keinen Gehorsam, auch sie ihrerseits dachten nur an sich – ich sah plötzlich in dem vom Zwange der Ordnung befreiten Volke statt der idealen Heldengestalt, die ihre Fesseln abwirft und das edle Haupt zum himmlischen Licht erhebt, die wilde Bestie vor mir, die die Freiheit nur zu benutzen weiß, um sich in blutigem Schlamm zu wälzen. O, vielleicht hat diese Revolution kommen müssen, vielleicht ist sie ein Segen für viele, die, wie ich, verblindet waren und aus der Geschichte Nichts lernen wollten, weil wir ihre Lehren zum Theil für absichtliche Uebertreibung und Entstellungen der Wahrheit hielten – ja, ein Segen würde sie sein, wenn sie nicht auch so viele arme Verirrte für immer in ihren furchtbaren Strudel hinabgezogen hätte. Und nun,« fuhr er fort, indem tiefe Bewegung in seinem bleichen Gesicht zuckte, »nun, als ich so, schwer erschüttert in allen meinen Ueberzeugungen, verwundet fortgebracht wurde, den Tod vor Augen, ungewiß, ob ich das Leben wünschen sollte, das mir den sicheren Kerker, die Schande, die Zerstörung meiner bürgerlichen Existenz fast mit Gewißheit bringen mußte, da erschienen Sie, der verhaßte Aristocrat, der Feind, den ich hatte tödten wollen. Sie boten mir die Hand zur Rettung, statt mich der schmachvollen Gefangenschaft entgegengehen zu lassen, die in Trottlungen mein Los gewesen wäre, und Alles, was ich bin, was ich jemals sein werde, das danke ich Ihnen, den ich vernichten wollte.«

»Ich bitte Sie!« rief Herr von Sarkow, die beiden Hände des Verwundeten ergreifend, die dieser ihm mit einem unendlich rührenden Blick entgegenstreckte, »ich bitte Sie, nun aber genug. Sie beschämen mich, wenn Sie mir für etwas danken, was sich von selbst versteht, was jeder an meiner Stelle gethan hätte.«

Langenberg schüttelte düsteren Blicks den Kopf.

»Jeder an Ihrer Stelle gethan hätte?« sagte er mit dumpfer Stimme, »hätte ich es gethan?« Er ließ mit einem schweren Seufzer sein Haupt auf die Brust sinken.

»Nun,« sagte Herr von Sarkow sanft, »wollen Sie mir durchaus ein Verdienst zuwenden, so habe ich doch nur eine Schuld abgetragen. Ein edler Mann, der wie Sie die Freiheit mißverstand und in hoher Begeisterung für das Ideal glühte, das auf Erden keine Stätte findet, hat mir und meinen Freunden das Leben gerettet – er ist in den Tod gegangen für seine Ueberzeugung – wollen Sie danken, so danken Sie der Erinnerung an ihn, an den armen Schlüssel.«

Einige Augenblicke herrschte tiefe Stille in dem Krankenzimmer, schnell erhob sich dann Herr von Sarkow, um die peinliche Unterhaltung zu beenden, und während Luiz Antonio bei dem Kranken blieb, ging er in den Garten hinab, wo er von der ganzen Gesellschaft freudig begrüßt wurde, und selten war wohl in einem Hause eine so vollkommen glückliche und zufriedene Gesellschaft beisammen gewesen. Der Colonel war so heiter, so lustig und behaglich, wie man es früher von dem steifen, pedantischen und streng abgeschlossenen Mann kaum jemals hätte erwarten sollen; die Aussicht, nach einem langen, einsamen Leben voll Mühe

und Arbeit, Anstrengung und Gefahr nun endlich dem ruhigen, stillen Glück einer behaglichen, freundlichen und sorgenfreien Häuslichkeit entgegenzugehen, ließ seine Augen so warm und kindlich heiter strahlen, daß Herr von Sarkow sich von ganzem Herzen des Glücks freute, das er in keckem Uebermuth einer aufwallenden Laune gestiftet hatte. Auch Miß Maggins war, wie man deutlich sehen konnte, aus ihrem innersten Herzen heraus glücklich; sie hatte bei dem Colonel so viele liebenswürdige Eigenschaften, so viel Wahrheit, Rechtlichkeit und Treue gefunden und zugleich so viel gutmüthig herzliche Fröhlichkeit, was Alles vordem unter der starren Form seines in sich selbst zurückgedrängten Wesens verborgen geblieben, daß die späte Liebe wie ein zweiter Frühling in ihr Herz eingezogen war, und das Gefühl des Glücks dieser Liebe hatte ihr alle freie Natürlichkeit wiedergegeben. Man sah keine künstlichen Farben mehr auf ihrem Gesicht, ihre steife und prätentöse Haltung war frei und ungezwungen, wenn auch die Farbe ihrer Wangen weniger frisch und rein war, wenn man auch hie und da eine verrätherische Falte bemerkte, so schien sie doch wenigstens zehn Jahre jünger als früher zu sein, und wenn sie, auf den Arm des Colonels gelehnt, glücklich in inniger Herzlichkeit zu ihm aufsaß, so strahlte ihr Gesicht von jener sympathisch wohlthuenden Schönheit, die aus dem Herzen heraufleuchtet und wie jedes wahrhaft reine und gute Geschenk des Himmels der zerstörenden Kraft der Zeit und des Alters nicht unterworfen ist.

Es wäre überflüssig, von Charles Clarke und Célie Rotin zu sprechen; um ihre Häupter strahlte in lichtem Schimmer

all' das reine Glück, das niemals fehlen kann, wo sich Jugendkraft und Anmuth, Herzensfrische für jeden Lebensgenuß und unerschöpflicher Reichtum, der jeden Wunsch zu erfüllen vermag, in einer liebevollen Harmonie zusammenfinden, die leider auf dieser unvollkommenen Erde so wenig Sterblichen beschieden ist. Wenn Charles Clarke das lieblich erröthende Mädchen auf seinen starken Armen hoch emporhob, wie er es so gern wieder und immer wieder that, dann stand auf einem stolzen, wetterbraunen, markigen Gesicht die herausfordernde Frage geschrieben: »Wer ist auf Erden so schön, so duftig, so rein und hold wie diese Blume meines Lebens, die ich emporheben und dahintragen will über allen Staub und alle Niedrigkeit der Welt, geborgen an meinem Herzen als sein edelstes Kleinod!« Fräulein Célie aber blickte halb verschämt unter ihren langen Wimpern hervor, und aus ihren Augen schimmerte die glückselige Frage hervor: »Wer ist so stark, so stolz und so kühn als er, auf dessen mächtigen Armen mein Leben und mein Glück sicher ruht wie auf Felsen gewurzelt!«

Mr. Willis war glücklich und fröhlich, weil er sein Muster und Vorbild glücklich sah, und ganz besonders noch in dem Gedanken, daß er künftig in der Heimath sich seiner Freundschaft mit dem Colonel und der Lady Coombe würde rühmen können, daß er deren Haus besuchen und jeder mann würde erzählen können, wie er bei der Begründung ihres Glücks gegenwärtig und thätig gewesen sei. Der Doctor Binzer aber war ganz besonders zufrieden, denn noch nie hatte seine Heilanstalt so glänzende und glückliche Erfolge aufzuweisen gehabt, obwohl seit jenem verhängnißvollen Tage, an dem Charles Clarke die Aufwärter fast ertränkte, Niemand mehr ein Bad genommen und Niemand,

selbst die Damen nicht ausgenommen, mehr einen Tropfen Wasser getrunken hatte. Der Colonel empfand keine Spur mehr von Rheumatismus und Leberleiden, Miß Maggins erklärte jede Empfindung von der Existenz ihrer Nerven völlig verloren zu haben, selbst der Professor Rotin hatte sich von seinem Lehnstuhl erhoben und machte erfolgreiche Versuche, an zwei Stöcken durch den Garten zu gehen. Alle versprachen dem Doctor, überall die siegreiche Heilkraft der Wasserkur und die Vorzüglichkeit seiner Anstalt zu verkünden.

Die ganze Gesellschaft aber erkannte einstimmig an, daß sie all' dieses Herzensglück und all' diese medizinischen Erfolge nur dem Zufall oder der Fügung verdankte, daß die Saxoborussen durch die Revolution nach Weinheim in des Doctor Binzer's Anstalt verschlagen worden waren, und als am Schlusse des fröhlichen Diners, zu dem auch Luiz Antonio herabgekommen war und bei dem diesmal ohne Weiteres die Bordeaux- und Champagnerflaschen ihren berechtigten Platz einnahmen, Herr von Sarkow einen Salamander auf die Saxoborussen commandirte, da leerten alle ihre schäumenden Kelche bis auf den Grund, alle rieben kräftig den Salamander mit, und auch die Damen stimmten, so gut sie mit dem lateinischen Idiom fertig werden konnten, laut in den jubelnden Ruf ein:

»*Saxoborussia vivat, floreat, crescat in saecula, saeculorum!*«

Als die Sonne sich senkte, kleidete der Doctor mit Luiz Antonio's Hilfe den verwundeten Langenberg, der sich vorher durch einen langen Schlaf gestärkt hatte, an und führte ihn in den bereits vorgefahrenen geschlossenen Wagen,

während Herr von Sarkow die Gesellschaft im Garten zurückhielt – Charles Clarke blieb bis zum nächsten Tage in Weinheim –, und als Alles bereit war, sprang Herr von Sarkow, sich schnell verabschiedend, ebenfalls in den Wagen, der sogleich davonfuhr.

Es war schon vollständig dunkel, als sie in Heidelberg ankamen. Langenberg hatte die Fahrt trotz einiger leichten Anwandlungen von Ohnmacht glücklich überwunden. Auf Sarkow's Arm gestützt, betrat er das Treuberg'sche Haus und stieg ohne Alles Aufsehen nach seiner kleinen Wohnung hinauf, die er vor dem Einbruch der verhängnißvollen Ereignisse verlassen hatte. Hier freilich brach er, von der Anstrengung erschöpft, kraftlos zusammen und wurde fast bewußtlos von den beiden Saxoborussen auf sein Lager gebettet. Ein Schluck Madeira, den Herr von Sarkow bereit gehalten hatte, und das Bewußtsein, nunmehr in völliger Sicherheit zu sein, ließen ihn indeß bald seine Kräfte wiederfinden. Glückliche Freude strahlte aus seinem Gesicht, als er seinem Retter nochmals dankend die Hand drückte; nachdem er nun in seiner alten Wohnung war, schien eine Entdeckung seiner Theilnahme an dem Aufstand nicht mehr zu befürchten, denn keine Behörde, am allerwenigsten die von Heidelberg, hatte Neigung, den in die revolutionaire Bewegung hineingerissenen jungen Leuten nachzuforschen, wenn sie nicht mit den Waffen in der Hand gefangen waren oder sich als Führer besonders bemerklich gemacht hatten.

Die Wunde erforderte nun die Fortsetzung der regelmäßigen Verbände. Herr von Sarkow hatte schon vor seiner Fahrt nach Weinheim einen jungen Mediziner, einen früheren Corpsburschen der Schwaben, benachrichtigt. Dieser

stellte sich der Verabredung gemäß ein, erneuerte den Verband und erklärte, mit Doctor Binzer übereinstimmend, die Genesung für völlig sicher, wenn auch die Wiederherstellung der Kräfte sich nur langsam vollziehen werde. Herr von Sarkow führte dann Dorchen Treuberg zu dem Verwundeten hinauf. Zitternd trat das junge Mädchen an das Lager. Langenberg starrte sie mit großen Augen an, seine Züge verfinsterten sich wieder bei der Erinnerung an die Vergangenheit.

»Dorchen wird Sie pflegen,« sagte Herr von Sarkow, »sie war freudig zu diesem Liebesdienst bereit, als sie Ihre Lage erfuhr; nicht wahr, Dorchen?«

Dorchen nickte, ohne die Augen aufzuschlagen.

»Nein!« rief Langenberg – »nein, das ist unmöglich, ich kann so viel Güte nicht annehmen!«

»Sie müssen es wohl,« sagte Herr von Sarkow, »bedenken Sie, daß es gilt, alles Aufsehen zu vermeiden, und daß wir das Geheimniß sicher bewahren müssen, um Alles zu glücklichem Ende zu führen und nicht noch in der letzten Stunde Ihre Sicherheit zu gefährden.«

»Von morgen an,« sagte der Doctor, »werde ich für eine zuverlässige und verschwiegene Wärterin für die Nacht wenigstens sorgen; sie soll glauben, daß es sich um eine Wunde aus einem Duell handelt, ich kann mich auf sie verlassen – für diese Nacht aber muß das Fräulein hier bleiben, ich weiß keinen andern Ausweg, denn allein dürfen wir den Verwundeten noch nicht lassen.«

Dorchen sah erschreckt auf; sie schien ein ablehnendes Wort sprechen zu wollen, aber sie sah den Verwundeten an, dessen Blicke mit angstvoller Spannung an ihrem Gesicht hingen, und das Wort erstarb auf ihren Lippen.

»Dorchen wird es thun, ich weiß es!« rief Herr von Sarkow; »Herr Treuberg wird es erlauben, ihm können wir ja vertrauen – nicht wahr, Dorchen, Sie wollen es?«

»Ich will es,« sagte Dorchen traurig, mit matter Stimme.

»Dank – Dank!« rief Langenberg; »o, wie beschämt ihr mich alle durch eure Güte – können Sie mir jemals verzeihen, Fräulein Dorchen, daß ich so wild und unbändig, so schlecht war?«

Er streckte Dorchen seine Arme entgegen, diese berührte einen Augenblick seine fieberwarme Hand, dann aber zog sie die ihre schnell wie erschrocken zurück und bat, die Augen scheu gesenkt vor den Blicken des Kranken, den Doctor um seine genauen Vorschriften für die von ihm übernommene Pflege des Verwundeten.

Herr von Sarkow eilte hinab, um den alten Treuberg von allem zu unterrichten, und dieser gab, ganz glücklich über die Rettung seines Hausgenossen, den er schon für verloren gehalten hatte, freudig seine Zustimmung zu den getroffenen Anordnungen.

Strahlenden Blickes trat Herr von Sarkow, nachdem er dies Alles glücklich zu Ende geführt, in sein Zimmer, wo Luiz Antonio ihn erwartete.

»Du glaubst nicht, theurer Freund,« rief er, »welch ein unbeschreibliches Gefühl wohlthätiger Ruhe und Zufriedenheit mich erfüllt! Ich habe das Bewußtsein, ein gutes Werk gethan und ein reiches, fruchtbares Menschenleben gerettet zu haben. Ich habe,« fuhr er tief bewegt fort, »bis jetzt wenig nachgedacht über die Lehrsätze der Religion, die man mich in meiner Jugend gelehrt und die ich angenommen habe als etwas Ehrwürdiges und Heiliges, ohne daß sie lebendige Wurzeln in meinem Herzen schlugen – aber jetzt, mein

Freund, habe ich glauben gelernt an die Fügung Gottes, mir ist zu Muth, als müßt' ich auf die Kniee sinken, um zu danken für das herrliche Geschenk der göttlichen Gnade, daß ich das Gebot der ewigen Liebe unter so sichtbarem Segen habe erfüllen können, – daß es mir vergönnt war, wohlzutun einem Menschen, der mich verfolgt und gehaßt hat! Ich werde das in meinem Leben nicht vergessen – auch was ich jetzt zu thun vermochte, fällt ja unter unsern edlen Wahlspruch, der immer und immer über meinem Haupt leuchten soll: *Virtus sola bonorum corona!*«

Er hatte unwillkürlich die Hände gefaltet, ein Schimmer der Verklärung strahlte von seinem Gesicht, und der Wahlspruch der Saxoborussia klang von seinen Lippen wie ein frommes Gebet, wie ein heiliges Gelöbniß.

»Und auch du,« sagte er, seinem Freunde die Hand reichend, »hast ja die Ruhe und den Frieden wiedergefunden und die Kraft gewonnen, zu vergessen, was doch vergessen werden muß.«

»Vergessen nicht,« erwiderte Luiz Antonio ernst, »niemals werde ich, niemals will ich vergessen, was mich so selig und so elend gemacht hat im wilden Kampf der Gefühle und was sich jetzt durchgerungen zu edler und reiner Klarheit. Ich habe meine Liebe nicht überwunden, aber ich habe sie frei gemacht und losgelöst von allem, was niedrig, irdisch war; in reiner, verklärter Flamme wird sie von nun an mein Leben erleuchten. Ich bin gesund geworden, als ich am Bett des armen, kranken Langenberg saß; ich sah, wie er sich schmerzvoll losriß von der Verblendung, die seinen Geist so lange gefangen hielt, wie er sich, bangend vor Entdeckung, danach sehnte, sein vom Wahn freigewordenes Leben edler Arbeit zu weihen; sein Wahn aber war ein großes Streben

gewesen, das nur auf falschen Weg verirrt war, und ich erröthete vor mir selber bei dem Gedanken, daß ich mein Leben werthlos wegwerfen sollte im selbstsüchtigen Schmerz einer unglücklichen Liebe. Am Bette des armen Kranken habe ich mir gelobt, daß ich mich aufraffen wolle vom Irrwege der Leidenschaft, wie er es that von dem Irrwege seines Geistes, und, mein lieber Freund,« fuhr er mit hellflammanden Blicken fort, »darin bin ich glücklicher wie er, glücklicher wie du und ihr alle, denn in meinem Vaterlande giebt es der edlen Arbeit in reicherer Fülle als hier bei euch; ihr habt zu erhalten und fortzubauen am Culturwerk der Jahrhunderte, »wir aber,« rief er, aufstehend und den Arm ausstreckend, »wir haben zu schaffen, zu bauen, einen Staat zu gründen, eine Cultur zu entwickeln, ein Volk entstehen zu lassen und zu erziehen auf den weiten Gebieten unsers Vaterlandes unter der herrlichsten und fruchtbringendsten Sonne der Welt. Ich habe immer euer Deutschland geliebt, ich habe durstig getrunken aus den reichen Quellen eurer Bildung und eures Wissens, durchdrungen und erfüllt von eurem Geist werde ich hingehen und meine ganze Kraft dem Vaterlande weihen, daß es euch nachstrebe und einst jenseits des Oceans eine edle Pflanzstätte reichen Geisteslebens werden möge, wie ihr es seid in der Alten Welt. Die heilige Erinnerung an meine Liebe wird meiner Arbeit die Weihe geben, meinem Herzen die Begeisterung erhalten in immer jugendlicher Frische, ihr Bild wird mich umschweben; ihrer würdig zu sein, werde ich höher und höher hinaufstreben. Ich fühle es, ich werde Großes und Schönes schaffen, und alles Große und Schöne wird ein Denkmal sein meiner Liebe, ein Wahrzeichen, das ich aufrichte, das hinüberstrahlen soll über den Ocean, ihr einen Gruß zu senden zu stolzem Andenken an

den, dem ihr Herz sich hingab und dem es nicht beschieden war, auf Erden ihr zu gehören. »Siehst du, Freund,« sagte er, beide Hände auf Herrn von Sarkow's Schultern legend, »auch ich habe mich durchgerungen zum Licht, auch in mir ist die stolze, männliche Kraft mächtig gewesen, festen Blicks und festen Herzens werde ich auf die Mensur des Lebens treten, und wenn jemals mein Arm sinken und mein Herz zagen sollte, dann werde ich neuen, unvergänglichen Muth schöpfen aus unserm edlen Wahlspruch: *Virtus sola bonorum corona!*«

Herr von Sarkow drückte ihn an seine Brust, seine feuchten Augen ruhten auf dem schönen, bleichen, von hoher Begeisterung überstrahlten Antlitz des Freundes, der einer fremden, fernen Welt angehörte und der doch so nahe und innig in den heiligsten Gefühlen, in dem edelsten Streben mit ihm verbunden war. Leise klang es von Luiz Antonio's Lippen:

»Ja, Saxoborussia, du unser Panier,
Treu dir zu sein, das schwören wir.«

Und Herr von Sarkow antwortete, indem er das weißgrünschwarzweiße Band, das seine Brust umzog, mit den Lippen berührte:

»Der die Sterne zählet am Himmelszelt,
Der ist's, der unsre Fahne hält.«

Noch einige Augenblicke standen die beiden Freunde Hand in Hand und Auge in Auge, dann brachen sie auf, um die Uebrigen auf dem Riesenstein aufzusuchen. Auf dem Wege theilte Luiz Antonio dem Freunde seinen Entschluß mit, sich mit aller Kraft und Anstrengung der Arbeit hinzugeben, um noch bis zum Schluß des Semesters zum Doctor

der Rechte zu promoviren und sich damit das schönste Anrecht auf eine ehrenvolle und wirkungsreiche Laufbahn in seinem Vaterlande zu öffnen. Herr von Sarkow widersprach nicht, er freute sich der kräftigen Heilung seines Freundes von der krankhaften Leidenschaft, die sein Leben zu vergiften gedroht hatte, und er fühlte, daß nur die Arbeit diese Heilung vollständig durchzuführen im Stande sei. Beide kamen, innerlich froh und heiter, wenn auch noch bewegt von allem Erlebten, in das alte, heimathlich liebe Kneipzimmer und thaten den Freunden, die ihnen manchen schäumenden Schoppen entgegenbrachten, wacker Bescheid.

Nicht lange hatte die Kneipe gedauert, als man, wie an jenem verhängnißvollen Abende nach dem Ausbruch der Revolution, laute Stimmen und das Aufstoßen von Gewehrkolben auf der Flur hörte. Der Fax eilte hinaus und öffnete ganz erschrocken einer Patrouille die Thür, deren Führer kurz und militairisch erklärte, die Polizeistunde sei überschritten und er müsse die Herren nach der Hauptwache führen. Betroffen und unwillig, aber überzeugt, daß hier irgend ein Mißverständnis vorliege, da ja bisher auf dem Riesenstein niemals die Polizeistunde geboten war, folgten die sämmtlichen Corpsburschen und Mitkneipanten der Patrouille nach der Hauptwache. Der Leutnant von Ehrenstein, ein Neffe des Commandanten und guter Bekannter der Saxoborussen, der oft als Gast auf dem Riesenstein gewesen war, empfing die Arrestanten mit fröhlichem Lachen.

»Sie müssen entschuldigen, meine Herren,« sagte er, nachdem der Führer der Patrouille seine Meldung gemacht und das Wachzimmer wieder verlassen hatte, »Sie müssen entschuldigen, daß ich auf diese so militairisch summarische Weise mir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft verschaffe. Sie

werden begreifen, daß es tödtlich langweilig ist, eine einsame Nacht hier in dem öden Wachlocal zuzubringen, und um mich vor solcher trostlosen Langeweile zu schützen, blieb mir in der That nichts Andres übrig, als Sie hierherbringen zu lassen, um Sie zu bitten, mir zur Vertilgung dieses Stoffes behilflich zu sein, der, wie ich hoffe, Ihrer würdig sein und Ihren Beifall finden wird.«

Er deutete auf eine riesige Bowle, die, von Gläsern umgeben, auf dem Tisch stand, und aus der, als er den Deckel abhob, sich in trüffelnden Dampfvolken der aromatische Duft eines vortrefflichen Ananaspunsch verbreitete. Diese sonderbare und außergewöhnliche Art der Einladung fand allseitigen fröhlichen Beifall, im Nu waren die Gläser gefüllt, und es entwickelte sich in dem geräumigen Wachzimmer eine so gemüthliche und heitere Kneiperei, wie sie selten wohl unter ähnlichen Verhältnissen stattgefunden haben mag, und die nur auf einen Augenblick unterbrochen wurde, als der Officier der Runde draußen erschien, um nach Erfüllung seiner militairischen Pflichten dankbar ein Glas des vortrefflichen Getränkes anzunehmen und dann mit einem wehmüthigen Seufzer wieder seinen Weg durch die dunkle Nacht fortzusetzen. Mitternacht war vorüber; als die Saxoborussen das gastliche Wachlocal verließen.

»Schade,« sagte Fritz Helmholt, als sie über den Museumsplatz gingen, »so weit ist ja der Belagerungszustand ganz vortrefflich, aber jetzt bedaure ich ihn doch, denn ich habe bei Gott eine ganz teuflmäßige Lust, irgend etwas Außergewöhnliches auszuführen, einige Schilder oder Dachrinnen abzumauern oder einige unsrer vortrefflichen Philister in ihren Häusern zu vernageln, aber das ist doch zu gefährlich, denn mit den preußischen Patrouillen dürfte nicht

so leicht fertig zu werden sein als mit unsern alten Nachtwächtern und Pedellen.«

»In der That, es ist schade,« sagte Graf Steinborn, »es ist fast noch zu früh zum Schlafen.«

»Kommt mit mir,« sagte George Howkins in seiner etwas langsamen, phlegmatischen Weise und seinem leicht gebrochenen Deutsch, »ich will euch etwas sehr Außergewöhnliches und Unterhaltendes zeigen, woran ich schon seit einiger Zeit ein ganz besonderes Vergnügen habe, ich bin gewiß, es wird gelingen.«

Er hüllte sich allen an ihn gerichteten Fragen gegenüber in ein geheimnißvolles Schweigen und führte die ganze Gesellschaft nach seiner und seines Bruders Wohnung, die dem Hause des alten Kaufmanns Levi Meier, des Vaters des Fräulein Evchen, gerade gegenüber lag.

»Wartet,« sagte George Howkins, als alle mühsam die dunkle Treppe hinaufgestiegen und in seine Zimmer eingetreten waren, »ich werde kein Licht machen, das könnte die Sache stören, sucht die Fenster und paßt auf.«

Die sämmtlichen jungen Leute vertheilten sich an die verschiedenen, auf die Straße hinausgehenden Fenster. George Howkins blieb an einem derselben allein.

Die Straße war einsam und leer, nur von dem matten Schein der im Nachtwind flackernden Laternen beleuchtet. In tiefer, schweigender Dunkelheit lag Herrn Levi Meier's Haus da. »Herr Levi Meier!« rief George Howkins.

»Was soll das geben, was will er?« fragten die Uebrigen untereinander.

»Herr Levi Meier!« rief George Howkins nach einer kurzen Pause noch einmal, und darauf wiederholte er immer

schneller, immer dringender und in immer kürzeren Zwischenräumen den gleichen Ruf. Nachdem dies ungefähr fünfzehn- bis zwanzigmal geschehen war, erleuchtete sich plötzlich drüben eines der Fenster, man sah, wie die Gardinen sich bewegten, eine dunkle Gestalt näherte sich den Scheiben, das Fenster wurde geöffnet, man konnte Herrn Levi Meier, einen alten, hageren Mann, erkennen, der, in seiner weißen Nachtmütze und einem weiten, dunklen Schlafrock einem Nachtgespenst ähnlich, sich über die Brüstung hinausbeugte.

»Herr Levi Meier,« sagte George Howkins mit wichtigem, dringendem Ton, »ich rufe Sie seit einer halben Stunde vergebens, meine Schuld ist es nicht, wenn ein schweres Unglück geschieht: es brennt in Ihrem Keller.«

»Ach du mein lieber Gott, Herr Howkins,« antwortete Levi Meier mit scharfer, etwas zitternder Stimme, »ich bitte Sie, treiben Sie keinen Scherz, ich weiß ja, daß Sie ein so lustiger junger Herr sind und so spaßhafte Einfälle haben, und ich will gern mit Ihnen spaßen am Tage, aber lassen Sie mir meine Nachtruhe, habe ich doch seit zehn Tagen jede Nacht aufstehen müssen und in den kalten Keller gehen, weil Sie mich haben angeführt und weil Sie mir haben gesagt, daß es brenne in meinem Keller, und weiß ich doch ganz gewiß, daß es nicht wahr ist und daß Sie bloß wieder machen einen Spaß mit mir. Ich bitte Sie, Herr Howkins, lassen Sie mich schlafen.«

»Mein lieber Herr Levi Meier,« sagte Howkins, »es thut mir wirklich von Herzen leid, daß ich Ihre Nachtruhe stören muß, allein es ist meine Pflicht gegen meinen Nebenmenschen und Nachbarn und gegen einen so ausgezeichneten Philister wie Sie; ich versichere Sie, ich sehe den hellen Flammenschein in Ihren Kellerfenstern – bedenken Sie, welch ein Unglück geschehen kann, vielleicht ist es schon zu spät, der Feuerschein wird stärker, eilen Sie, eilen Sie, ehe es vergeblich wird, zu löschen.«

»Und es ist doch nicht wahr, es ist doch nicht wahr!« rief Levi Meier mit einer fast weinerlichen Stimme; »ich weiß es ja ganz bestimmt, es kann nicht wahr sein. O lieber Herr Howkins, hören Sie auf, ich bitte Sie, sagen Sie mir die Wahrheit, lassen Sie mich schlafen!«

»Die Wahrheit ist, Herr Levi Meier,« sagte Howkins mit unerschütterlicher Ruhe, »daß die Flammen in Ihrem Keller immer größer werden, noch ist vielleicht Rettung möglich, aber wenn Sie einen Augenblick länger zögern, so stehe ich für Nichts.«

»Herr Howkins, Herr Howkins!« jammerte Levi Meier, »es ist ein schweres Unrecht, ein sehr schweres Unrecht; wenn Sie es nur einmal probiren würden, jede Nacht in den Keller hinunterzusteigen, so würden Sie mich nicht mehr so peinigen.«

»Wenn Sie mir nicht glauben wollen, so ist das Ihre Sache, Herr Levi Meier,« sagte Howkins mit dumpfem, unheimlichem Ton – »ich glaube, daß ich das Feuer schon knistern höre. Thun Sie, was Sie wollen, mein Haus ist es nicht, und wenn Sie selbst so wenig für Ihr Eigenthum besorgt sind, werde ich mich weiter nicht darum kümmern.«

Er schloß klirrend einen Fensterflügel, um ihn gleich darauf wieder leise ein wenig zu öffnen, während die Uebrigen an den andern Fenstern nur mit Mühe ihre laute Heiterkeit zurückzuhalten vermochten.

»Herr Howkins, Herr Howkins!« rief Levi Meier, »ich bitte, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit, sagen Sie, daß Sie einen Scherz mit mir machen – es ist ja ein guter Scherz, ein sehr guter Scherz, ich habe mich ausgezeichnet darüber amüsirt alle diese zehn Tage lang, aber jetzt lassen Sie es genug sein, ich bitte Sie, sagen Sie mir die Wahrheit.«

George Howkins antwortete nicht, auch die Uebrigen alle, die sich hinter die Gardinen versteckt hatten, beobachteten das tiefste Schweigen.

»Es ist nicht wahr – es ist nicht wahr!« hörte man Herrn Levi Meier in lebhaftem Selbstgespräch sagen – »es ist ein schlechter Witz, ich weiß es, ich weiß es ganz genau! Aber du lieber Gott, wenn es doch wahr wäre – wenn es heute wahr wäre, wenn es wirklich dennoch im Keller brennte? Eine Feuersbrunst in meinem Hause, es wäre entsetzlich.« Man sah den Alten unruhig im Zimmer auf und nieder gehen, noch einige Male kam er an das Fenster, er bog sich weit vor, als ob er versuchen wollte, von oben nach seinem Keller herabzublicken; er rief noch einmal jammernd nach George Howkins hinüber, dieser aber zeigte sich nicht und gab keine Antwort. – Dann verschwand Herr Levi Meier von seinem Fenster. Unmittelbar darauf wurde das Zimmer dunkel; nach kurzer Zeit aber erleuchtete sich für einen flüchtigen Augenblick die Glasscheibe über der Hausthür.

»Er geht hinunter, er geht in den Keller!« rief George Howkins jubelnd; »seht nur, seht nur!«

Die Scheibe über der Hausthür verdunkelte sich wieder. Nachdem noch einige Augenblicke vergangen waren, sah man das Licht hinter den Kellerfenstern erscheinen, es bewegte sich unruhig von einem Fenster zum andern und durch die ganze Breite des Souterrains. Herr Meier inspirte in der That zum unglaublichsten Vergnügen der Saxoborussen, die von ihren Fenstern aus dieses seltsame Schauspiel verfolgten, alle Räume seines Kellers auf das Genaueste. Endlich verdunkelten sich die kleinen, über der Erde liegenden Fenster wieder, man sah noch einmal das Licht einen Augenblick über der Hausthür hervorblitzen, dann erhellte sich von Neuem das Zimmer im oberen Stock, Herr Levi Meier beugte sich heraus und rief mit bebender Stimme halb jammernd, halb drohend herüber:

»Herr Howkins – Herr Howkins, es ist Nichts, ich wußte es ja, – o, es ist frevelhaft, was Sie mit mir machen.«

George Howkins hatte sich wieder frei in das offene Fenster gestützt.

»Frevelhaft sagen Sie?« rief er hinüber. – »Aber mein lieber Herr Levi Meier, was würden Sie sagen, wenn es nun wirklich in Ihrem Keller brennte und ich würde Sie nicht wecken – ich habe doch den Feuerschein gesehen, ganz deutlich gesehen, vielleicht hat sich das Feuer von selbst gelöscht, es giebt wunderbare Phänomene in der Natur. Nun, es freut mich von Herzen, daß es Nichts gewesen ist.«

»Herr Howkins, Herr Howkins!« rief Levi Meier außer sich, »ich will nichts Böses wünschen einem so vortrefflichen jungen Herrn wie Sie, bei Gott nichts Böses, aber wenn es eine Gerechtigkeit giebt –«

»So muß ich belohnt werden,« fiel Howkins ein, »daß ich jeden Abend hier für Sie Feuerwache halte, während Sie ruhig in Ihrem Bett liegen – so gut wie Ihnen geht es nicht jedem, aber Undank ist der Welt Lohn. Nun, gute Nacht, Herr Levi Meier!«

»Gute Nacht, Herr Levi Meier – gute Nacht, Herr Levi Meier!« rief es plötzlich laut aus allen Fenstern heraus. Unter schallendem Gelächter der jungen Leute warf Herr Levi Meier klirrend sein Fenster zu, augenblicklich erlosch das Licht in seinem Schlafzimmer.

»Nun,« sagte George Howkins, indem er die Kerzen auf den Leuchtern in seiner Wohnung anzündete, »was habe ich euch gesagt, ist das nicht ein vortrefflicher Spaß? Ihr seht, wenn man nur recht nachdenkt, so findet man doch Mittel, die braven Heidelberger Philister um ihre Nachtruhe zu bringen, auch wenn der Belagerungszustand die Straßen für uns unsicher macht.«

»Bravo, Howkins, bravo!« rief es von allen Seiten.

George Howkins bereitete, höchlich geschmeichelt über den Beifall, den sein sinnreicher Einfall gefunden hatte, noch auf einem stets bereit stehenden Kessel für jeden ein Glas heißes Wasser mit vortrefflichem Batavia-Arak, und dann trennte sich die Gesellschaft, um mit dem beruhigenden Bewußtsein nach Hause zurückzukehren, daß trotz der strengen Straßenordnung des preußischen Belagerungszustandes die Saxoborussen doch noch Herren in Heidelberg seien und über die Philister herrschten am sonnenhellen Mittag wie in den Schatten der Mitternacht.

NEUNUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

Luiz Antonio führte seinen Entschluß mit einer Energie aus, die man bei dem früher so schwärmerischen und mit der ganzen Leidenschaft seines südlich heißen Blutes, seinen leicht erregbaren Gefühlen sich hingebenden, jungen Manne kaum hätte erwarten sollen. Er besuchte mit unveränderter Pünktlichkeit die Collegien, nahm bei einem jungen Rechtslehrer Privatunterricht und arbeitete mit eisernem Fleiß trotz der mancherlei Schwierigkeiten, die ihm die Sprache bereitete, oft bis tief in die Nacht hinein, um auf allen Gebieten sein juristisches Wissen zu ergänzen und sich zu dem in Heidelberg besonders schwer zu erlangenden Doctorgrade vorzubereiten. Er zog sich deshalb mehr und mehr von dem fröhlichen Leben seiner Freunde zurück, aß häufig zu Hause und erschien nur an den eigentlichen Kneipabenden auf dem Riesenstein. Herrn von Sarkow's Besorgniß, daß diese einsame Zurückgezogenheit seinen Freund wieder zu schmerzlichen Grübeleien zurückführen werde, verschwand bald, denn Luiz Antonio war zwar ernst und still, aber auch vollkommen ruhig, klar und muthig ergeben, und er schien in seiner emsigen Arbeit immer mehr freudige Stärkung zu finden. Herr von Sarkow war glücklich darüber, er lebte heiter und gleichmäßig im Kreise seiner übrigen Corpsbrüder, denen er durch Luiz Antonio's Zurückgezogenheit näher und näher trat, und empfand das beglückende Gefühl der engen Zusammengehörigkeit mit ebenbürtigen Genossen, in deren durch gleiche Gesinnungen und gleiche Interessen in rückhaltloser Freundschaft verbundenen Kreis keine Sorgen des Ringens nach Ehre oder Gewinn Eingang

fanden, die überall auf Erden die Menschen trennen, verfeinden und gegeneinander treiben, – ein Gefühl, das nie wieder so rein und so warm eine Stätte im Herzen findet als in der schönen Zeit des akademischen Corpslebens, und aus dessen Erinnerung in allem Drang und Kampf späterer Tage immer noch ein klarer, lebendiger Quell hohen Muthes und edlen Strebens hervorsprudelt.

Er sah Luiz Antonio meist nur am späten Abend, wenn er nach Hause zurückkehrte und den Freund noch bei seiner Arbeit fand; dann hörte er alle die großen und umfassenden Pläne an, die ihm der Sohn des fernen Welttheils für die Zukunft seines dem Lichte der Civilisation entgegenstrebenden Vaterlandes entwickelte, und wenn er auch selbst gleich umfassende Pläne für eine schaffende und reformatorsche Lebensarbeit nicht bilden konnte, so zeigte sich doch auch seinem hochstrebenden Geist ein reiches Feld edler, fruchtbarer Thätigkeit innerhalb der festgegründeten Ordnung seines Vaterlandes, dem ja auch noch herrliche Aufgaben zu erfüllen blieben, und die Zukunftshoffnungen der beiden jungen Leute, die sich vielleicht im irdischen Leben nicht wieder begegnen sollten und zwischen deren Wegen das Weltmeer seine unendlichen Fluthen rollte, vereinigten sich in dem begeisterten Streben nach Wahrheit und Licht, nach Recht und Ehre.

Täglich besuchte Herr von Sarkow den verwundeten Langenberg, an dessen Lager Fräulein Dorchen treu die übernommene Pflicht erfüllte; fast nur hier sah er das junge Mädchen, das ruhig und freundlich mit ihm sprach, ohne aber jemals zu dem leichten, neckischen Ton ihrer früheren Unterhaltung zurückzukehren, und es vermied, ihre hellen, rehbraunen Augen zu ihm aufzuschlagen, fast als ob sie sich

vor seinem Anblick fürchte. Auch Evchen Meier fand er zuweilen im Krankenzimmer bei ihrer Freundin, sie war heiter und lustig wie immer, aber in ihre neckischen Bemerkungen mischte sich zuweilen ein wenig Bitterkeit, wenn sie zu Herrn von Sarkow sprach, sie bemerkte besser wie irgend ein Anderer die trübe Wolke, die Dorchens kindliches Gesicht beschattete, und zürnte wohl Herrn von Sarkow darüber, daß er die Ursache dieser Wolke war.

Vor allem aber richtete Herr von Sarkow seine unablässig wachsame Aufmerksamkeit auf den Grafen Steinborn und die beiden polnischen Damen; obgleich diese nicht das Geringste thaten, was für ihre Stellung nicht geziemend erschienen wäre, obgleich ihr Leben und der Grund ihres Aufenthalts in Heidelberg klar vor aller Augen dalagen, so konnte er sich von dem Gefühl nicht befreien, daß irgend ein Geheimniß sich dahinter verberge, und er wollte seinen Corpsbruder um jeden Preis davor bewahren, in seiner täglich steigenden, blind leidenschaftlichen Bewunderung für die Gräfin Czerwinska irgend eine Thorheit zu begehen. Er hatte, um die Pflicht der wachsamen Beobachtung, die er sich vorgesteckt, zu erfüllen, mehrfach gegen seine Neigung den Grafen Steinborn bei seinen Besuchen im Salon der beiden Damen begleitet, er hatte wohl bemerkt, daß die Vertraulichkeit zwischen diesem und der Gräfin Czerwinska und die Herrschaft, die die schöne und geistreiche Frau über ihren leicht empfänglichen und etwas eitlen Bewunderer ausübte, immer mehr und mehr zunahm; auch zeigte die junge Gräfin Baliewska ihm selbst gegenüber eine eigenthümliche Unruhe und Befangenheit, sie erröthete und erbleichte oft, wenn er mit ihr sprach, sie verstummte ängstlich, wenn sie in ihrer kindlichen Natürlichkeit in ein

lebhafteres Gespräch geraten war, sie schlug die Augen nieder, wenn sie seinen Blicken begegnete, und zuweilen sah er eine Thräne an ihren Wimpern schimmern, wenn er irgend ein Wort sprach, das das Gebiet der Liebe oder des Gefühlslebens streifte. Dies Alles konnte ihn auch ohne eitle Selbstüberschätzung darauf bringen, daß die schöne Polin eine Neigung für ihn in ihrem Herzen erwachen fühle, er erschrak bei solchen Gedanken, so schmeichelhaft sie auch für ihn sein mochten, – aber dann zeigte sich das junge Mädchen wieder gegen ihn so gleichgültig und fremd, sie fuhr oft wie aus tiefen Träumen empor, während er zu ihr sprach, ohne daß sie eines seiner Worte vernommen, so daß er von dem Glauben an ein wärmeres Gefühl, das die Gräfin für ihn hegen könnte, zurückkam und alle jene kleinen Zeichen nur für ein Spiel leichter Coquetterie halten mußte. Er bemerkte auch, daß Graf Steinborn mehr und mehr zurückhaltend gegen ihn wurde; der Graf vermied es, mit ihm von den Damen zu sprechen, wenn sie allein waren, und brachte Herr von Sarkow die Unterhaltung auf die Fremden, so glitt jener schnell darüber hinweg und suchte eifrig die Gesellschaft der übrigen Freunde auf. Um so mehr wurde Herr von Sarkow in seiner Wachsamkeit bestärkt, und so hatte er sich denn auch an einem der nächsten Tage nur aus Rücksicht für seinen Freund entschlossen, eine Parthie mitzumachen, die die Gräfin Czerwinska nach dem Wolfsbrunnen vorschlug. Der Vorschlag war an der Table d'hôte gemacht worden, die Gräfin hatte auch den Oberst von Ehrenstein, dessen Officiere und die übrigen Saxoborussen zu der Parthie aufgefordert; da aber der Oberst, der selten sich von seinen Dienstgeschäften frei machte, ebenso wie die Uebrigen ablehnte, und nur Graf Steinborn eifrig

auf die Idee einging, so hielt es Herr von Sarkow für seine Pflicht, den Freund nicht allein dem Einfluß der verführerischen Frau zu überlassen, der, auch ganz abgesehen von dem dunklen und unbestimmten Verdacht, dessen er sich nicht erwehren konnte, für jenen verhängnißvoll und verderblich werden mußte. So fuhren sie denn am nächsten Vormittage nach dem etwa eine halbe Meile von Heidelberg auf einem waldigen Bergvorsprung gelegenen Etablissement zum Wolfsbrunnen hinaus. Im Schatten prachtvoller alter Bäume, rings von dichtem Wald umgeben, liegt dort das einfache Haus, nach Schweizerart von einer hölzernen Gallerie umgeben, die um den oberen Stock herumläuft und auf die man aus den Zimmern heraustreten kann. Es ist dies einer der schönsten Punkte in dem an Naturschönheiten so überreichen Neckarthal. Vor dem Hause, das sich im äußeren Anschein durch nichts von einer einfachen Bauernwirthschaft unterscheidet, befindet sich ein kleiner, freier Platz mit kunstlos aufgeschlagenen hölzernen Tischen und Bänken: daneben im tiefen Laubschatten strömt von den Bergen herab ein frischer, kühler und crystallklarer Waldbach, der in drei aufeinanderfolgenden aufgemauerten Bassins aufgefangen wird, die er mit seinem silberklaren Wasser durchfließt und in denen er durch den fortwährenden Ab- und Zugang eine stetige Bewegung erhält. In diesen Bassins befinden sich, nach verschiedener Größe geordnet, die prächtigen Bergforellen, die die Berühmtheit des Wolfsbrunnens bilden und von dem jungen kleinen Nachwuchs an in dem obersten Bassin bis zu den mächtigen Veteranen von mehr als Armeslänge in dem tiefsten Wasserbehälter lustig in der hellen Fluth umherspielen.

Gegen die Mittagsstunde trafen die beiden Saxoborussen mit den polnischen Damen hier ein. Herr von Sarkow war, obgleich er die Parthie fast wider Willen mitmachte, dennoch heiter und fröhlich; die wunderbar schöne Natur, der sonnenlichte Tag und die duftige Waldluft übten ihren Einfluß auf seine jugendlich empfängliche Seele – eifriger und feuriger als sonst unterhielt er sich scherzend und neckend mit der Gräfin Baliewska, die mit ihrem von der frischen Bergluft sanft gerötheten Gesicht und mit ihren träumend in die Waldesschatten hinausblickenden Augen schöner war als jemals, die aber auch häufiger noch vor den Blicken des ihr gegenüberstehenden jungen Mannes in zitternder Verwirrung erröthend die Augen niederschlug. Graf Steinborn war versunken in den Anblick der Gräfin Czerwinska und schien von Entzücken berauscht, wenn die schöne Frau wie zufällig mit ihrer auf dem Wagenschlag ruhenden Hand die seine berührte. So ruhig, heiter und ungezwungen aber, wie die Gräfin die Unterhaltung führte, so glaubte Herr von Sarkow doch zu bemerken, daß sie häufig die Lippen aufeinanderpreßte und mit unstät funkelnden Augen in die Ferne hinausblickte, als ob sie eine innere Bewegung verzehrte, die sie unter der ruhig lächelnden Miene ihres Gesichts verbergen wollte.

Man bestellte das kleine, ländliche Diner, das auf der oberen Gallerie servirt werden sollte, und dessen Hauptbestandtheil, wie dies immer auf dem Wolfsbrunnen der Fall war, eine der prachtvollen Forellen bildete, die die Gäste sich selbst unter den noch im Wasser schwimmenden Fischen aussuchten. Die kleine Gesellschaft trat an das zweite Bassin heran, das die Fische mittlerer Größe enthielt, um

einen von ihnen dem mit dem Netz bereitstehenden Aufwärter zu bezeichnen. Die Forellen drängten sich sogleich an den Rand des Bassins, hoben, gierig die gewohnte Fütterung erwartend, ihre Köpfe empor und schossen pfeilschnell durch das Wasser hin und her, um einander die Brodstückchen wegzuschnappen, die die Damen ihnen aus der von dem Aufwärter mitgebrachten Schaale zuwarfen.

»Welch entsetzliches, grausames Spiel,« sagte die Gräfin Baliewska schauernd, »da füttern wir diese armen Thiere, die glauben müssen, daß wir ihre Freunde und Wohlthäter sind, und doch sind wir nur hierhergekommen, um eines von ihnen für uns schlachten zu lassen. Sind wir nicht schlimmer als die schlimmsten Raubthiere, die doch wenigstens nur der Nothwendigkeit ihrer Natur folgen, während wir ohne Noth und dringenden Zwang ein tückisches Spiel mit diesen armen Geschöpfen treiben, denen ihr Leben ebensoviel werth ist als uns das unsrige, und vielleicht noch mehr,« fügte sie seufzend hinzu, »da sie ihr Dasein genießen können ohne Sorge und Kummer, spielend in dem klaren, reinen Element, während das arme Menschenherz —«

Sie stockte und warf einen schnellen, scheuen Seitenblick auf Herrn von Sarkow.

»Das ist ein Bild der Welt,« fiel die Gräfin Czerwinska ein, »gleichen diese Thiere da unten nicht den Menschen? — Sie drängen sich durcheinander, jagen einander neidisch die besten Brocken — das ist ihr Glück — vor dem Munde ab und blicken wohl zu uns auf, wie wir zu den Mächten des Himmels, denen wir für eine Brosame des Glücks danken, die sie uns zuwerfen, ohne zu ahnen, daß auch sie mit uns vielleicht nur ein flüchtiges, trügerisches Spiel treiben, um uns

im nächsten Augenblick der schmerzlichen Vernichtung zu weihen.«

Sie hatte diese Worte wie scherzend gesprochen, aber es klang eine tiefe Bitterkeit aus ihrer Stimme. Graf Steinborn blickte fast erschrocken in ihr Gesicht, dessen Züge einen harten und strengen Ausdruck annahmen.

Herr von Sarkow aber sagte lachend:

»Lassen wir diese Erörterungen und Vergleiche, meine Damen, es ist ja fast, als ob unser kleines, ländliches Diner zu einem Symposium werden sollte, wie es die alten griechischen Philosophen hielten und bei dem sie dann die höchsten Fragen des Leben *entre poire et fromage* discutirten. Das liest sich ganz hübsch, wenn man als Primaner den Plato studirt, aber in der Wirklichkeit ziehe ich es doch vor, bei Tisch nur die heiteren Seiten des Lebens zu berühren, das ist besser für das Herz – und für den Magen, die beide, wie ich überzeugt bin, im innigsten Zusammenhange miteinander stehen.«

»Wie prosaisch!« sagte die Gräfin Czerwinska lächelnd.

»Uebrigens,« fuhr Herr von Sarkow ernster fort, »vermag ich nicht den Vergleich zwischen diesen Forellen und dem Treiben der Menschen als richtig anzuerkennen; die Fische hier ahnen nichts von dem, was die Zukunft verbirgt, sie freuen sich des Augenblicks, unbewußt der feindlichen Tücke, die sie in der nächsten Secunde grausamer Selbstsucht opfert. Uns aber ist es gegeben, die feindliche Absicht auch unter trügerischer Maske zu durchschauen – vielleicht sind die armen Fische glücklicher in ihrer Ahnungslosigkeit, – wir aber vermögen wachsam dem Netze auszuweichen.«

Er hatte leichthin gesprochen, und doch blitzte es eigenthümlich bei seinen Worten in dem Auge der Gräfin auf.

»Wollen die Herrschaften die Güte haben,« sagte der Aufwärter, mit dem Netz herantretend, »eine der Forellen zu wählen, damit ich sie in die Küche liefern kann.«

»Nein, nein!« rief die Gräfin Baliewska sich abwendend, »nein, das kommt mir vor wie ein Todesurtheil.«

»Nehmen Sie, welchen von den Fischen Sie wollen,« sagte Herr von Sarkow, »Sie werden das ohnehin besser verstehen.«

»Wir wollen inzwischen einen kleinen Spaziergang in den Wald mache,« sagte die Gräfin Czerwinska, »bis das Diner fertig ist.« Sie nahm den Arm des Grafen Steinborn mit der natürlich ungezwungenen Sicherheit einer Dame der großen Welt und schritt mit ihm nach dem von grünem Laubholz überwölbten Waldpfade hin, der in auf und ab steigenden Windungen in das Innere der Berge führte. Es schien, daß sie selbst oder Graf Steinborn keine Zeugen für ihre Unterhaltung wünschten, denn ohne scheinbare Absicht beschleunigten beide ihre Schritte. Herr von Sarkow war außer Stande, ihnen gleichmäßig zu folgen und sich in ihrer Nähe zu halten, denn ebenso unabsichtlich wie jene sich entfernten, schien die Gräfin Baliewska zurückzubleiben – langsamer und langsamer wurden ihre Schritte, als ob ihr zarter Kinderfuß den etwas rauhen und unebenen Waldpfad scheute; die Folge war, daß bei den häufigen Wendungen des Weges Graf Steinborn und die Gräfin Czerwinska bald vorn im Walde verschwunden waren.

Unmuthig schritt Herr von Sarkow neben dem jungen Mädchen her. Sie hatte sich nicht auf seinen Arm gestützt und schien in tiefe Gedanken versunken, die sie in unruhige

Bewegung versetzen mußten, denn häufig stiegen schmerzliche Seufzer aus ihrem wogenden Busen empor. Schweigend gingen sie eine Zeitlang weiter. Endlich blieb die Gräfin Félicie, wie einem plötzlichen Entschluß folgend, stehen; sie legte ihre Hand auf den Arm ihres Begleiters und sagte zitternd und erröthend, aber mit festem Blick ihn anschauend:

»Herr von Sarkow, was denken Sie von uns – von meiner Tante – und von mir?« fügte sie mit bebender Stimme hinzu.

Der junge Mann gerieth bei dieser plötzlichen Frage in nicht geringe Verwirrung – sollte diese eine Erklärung erzwingen wollen, sollte das Spiel der Coquetterie auf diese Weise fast gewaltsam zum Ziele geführt werden? Ein solcher Verdacht stieg in ihm auf, aber er vermochte es kaum, ihn festzuhalten, wenn er in das schöne, bewegte Gesicht der Gräfin sah, das in diesem Augenblick nur kindliches Vertrauen und edle, freie Aufrichtigkeit ausdrückte. »Mein Gott,« sagte er mit verlegener Unsicherheit, »was sollte ich denken von zwei so ausgezeichneten – so liebenswürdigen Damen –«

Unwillig schüttelte sie den Kopf.

»Lassen Sie die Gemeinplätze und Schmeicheleien,« sagte sie, »nein!« rief sie dann heftig, »so geht es nicht weiter, ich kann es nicht, ich will es nicht, ich kann dieses Spiel nicht weiterspielen, mag es sich auch um das Heiligste und Höchste für mich handeln; Sie sind zu gut dazu, mag meine Tante sagen, was sie will, ich muß meinem Herzen folgen. Sie sollen mich nicht verachten, Wahrheit soll sein zwischen Ihnen und mir.«

Herr von Sarkow stand bestürzt, keines Wortes mächtig, vor dem glühenden jungen Mädchen.

Er schauderte vor einer Erklärung, die er kommen fühlte und die ihn in die peinlichste Lage versetzen mußte.

»Hören Sie, Herr von Sarkow,« sagte Félicie, »was ich Ihnen zu sagen habe. Wir haben Sie getäuscht – Sie und Ihren Freund, meine Tante wollte es, obgleich mein Herz mich immer zu vertrauensvoller Wahrheit drängte – o,« fuhr sie immer eifriger und lebhafter fort, als sie sah, daß sein Gesicht einen finsternen und spöttischen Ausdruck annahm, »o nein, das ist es nicht, es handelt sich um keinen Betrug, um kein unwürdiges Spiel, es handelt sich um das Höchste und Heiligste für mich vor Allem – es handelt sich um das Glück meines ganzen Lebens – um meine Liebe.«

»Mein Gott, Gräfin, halten Sie ein!« rief Herr von Sarkow.

»Nein, nein,« sagte sie hoch erglühend und seine Hand ergreifend. »Sie sollen Alles wissen. Sie müssen Alles wissen, in Ihre Hand will ich mein Schicksal legen, ich weiß, daß Sie mein Vertrauen nicht täuschen werden. Ich liebe –«

Herr von Sarkow senkte schwer seufzend den Kopf auf die Brust.

»Ich liebe,« fuhr sie leiser, aber immer hastiger sprechend fort, »den Bruder der Gräfin Czerwinska – der hier verbor-gen ist, der in höchster Gefahr schwebt, den wir retten müssen – retten um jeden Preis.«

Herr von Sarkow sah das erregte Mädchen mit grenzenloser Verwunderung an, ein flüchtiges Lächeln des Spottes über seine eigne eitle Selbsttäuschung zuckte um seine Lippen. »Der Bruder der Gräfin?« fragte er. »Er ist hier – er ist in Gefahr – es gilt ihn zu retten? – Erzählen Sie!«

»O, nicht wahr,« rief Félicie, »Sie werden unser Geheimniß nicht verrathen, Sie werden uns helfen, auch ohne Betrug und Täuschung, so daß wir auch später Freunde bleiben!«

»Gewiß, Gräfin, gewiß,« sagte Herr von Sarkow noch immer fast fassungslos, »doch ich bitte Sie, erklären Sie mir endlich —«

»Die Sache ist einfach,« sagte Félicie, indem sie ängstlich umherblickte, als fürchte sie, daß in dem Gebüsch ein Lauscher verborgen sein möchte, »der Graf Wladislaw Czerwinski ist ein glühender Patriot, er liebt unser armes polnisches Vaterland ebenso sehr als mich,« fügte sie mit einem reizenden Lächeln hinzu, »er ist ein Freund von Mieroslawski —«

Herr von Sarkow wurde ernster und nickte verständnißvoll mit dem Kopf.

»Ich begreife Alles,« sagte er, »der Graf ist von Mieroslawski in diese unglückselige Bewegung verwickelt worden — Ihre Landsleute hoffen ja leider so vielfach von jeder Revolution in Europa die Wiederherstellung Polens — doch nun, wo ist er, was gilt es zu thun, um ihn zu retten?«

»Er ist,« erwiderte Félicie, »ich gebe sein Leben mit diesem Wort in Ihre Hände — er ist bei jener alten Frau, die uns das Horoskop stellte, sie ist eine Landsmännin von uns, vor langen Jahren hierher verheirathet und jetzt Wittwe. Er wohnte bei ihr vor dem Ausbruch der Bewegung unter deutschem Namen als armer Student, ihm drohte die Gefangenschaft, mit Mühe hat er sich zwischen den Truppen hindurch hierher in seine alte Wohnung gerettet; auf die Treue und Verschwiegenheit seiner alten Wirthin konnte er rechnen, jetzt aber gilt es, ihn fortzubringen über die Grenze hin nach Frankreich, der Reisepaß der russischen Regierung

lautet nach Frankreich und Italien. Er ist schon verdächtig, der Arme, er muß sich in Paris oder in Rom oder auf dem Wege nach diesen Orten zeigen, die er als seine Reiseziele angegeben hat; er darf nicht lange verborgen bleiben, sonst wird man nach ihm forschen, um so mehr, als der Prinz Warassow uns hier gesehen.«

»Und nun?« fragte Herr von Sarkow, dessen Miene immer ernster und ernster geworden war.

»Nun,« erwiderte Félicie in erröthender Verwirrung, »Sie beide, Ihr Freund besonders, Sie sollten seine Flucht decken, Sie sind so ganz unverdächtig, der Umgang mit Ihnen schützt uns vor jeder Nachforschung. Meine Tante wollte Ihrem Freunde eine Tour nach Straßburg vorschlagen, auch Sie sollten uns begleiten; der Arme sollte in der Livrée eines angeblich von uns nachbestellten Dieners morgen in das Hôtel kommen und dann sogleich mit uns abreisen. Sobald wir die französische Grenze überschritten haben, ist er in Sicherheit, dann wollten wir Ihnen Alles sagen; aber was würde Ihr Freund – was würden Sie von uns gedacht haben, und in welche Gefahr würden wir Sie ohne Ihr Wissen vielleicht haben bringen können? Ich will das nicht,« sagte sie, stolz und trotzig den Kopf emporwerfend – »nein, ich will das nicht. Jetzt wissen Sie Alles. Daß Sie uns nicht verathen werden, dessen bin ich gewiß, denn sonst hätte ich das Leben dessen, den ich mehr als mich selbst liebe, nicht preisgegeben; aber ob Sie uns beistehen wollen, ihn zu retten, das soll von Ihrem freien Willen abhängen, nicht mit heimlicher List sollen Sie auf einen so gefahrvollen Weg gelockt werden.«

Herr von Sarkow reichte dem jungen Mädchen herzlich die Hand; trotz des ernstesten Bekenntnisses, das sie abgelegt, strahlte ihr eine warme, innige Theilnahme aus seinen Blicken entgegen.

»Sie sollen sich nicht in uns geirrt haben,« sagte er, »hier meine Hand darauf, daß ich Ihnen beistehen will, so gut ich vermag, den Geliebten zu retten. Aber der Plan, den Sie mir da mitgetheilt haben, ist schlecht, ein plötzlich auftauchender Diener könnte Verdacht erwecken, namentlich wenn etwa schon irgendwie die Aufmerksamkeit der russischen Regierung, deren Blicke und Arme weit reichen, auf Sie gerichtet sind – ein Cavalier in Livrée wird zu leicht erkannt – lassen Sie mich nachsinnen, ich werde einen andern Weg finden. Doch vor Allem suchen wir Ihre Tante auf.«

Félicie legte jetzt vertraulich ihren Arm in den seinen, nachdem sie von dem peinlichen Druck der falschen Rolle befreit war, die sie zu spielen gezwungen gewesen, und schnell eilten sie auf dem Wege weiter, während Herr von Sarkow kopfschüttelnd über die wundersame Fügung nachdachte, die ihn, den strengen preußischen Royalisten, den Feind aller Revolutionen, nun abermals fast unabweislich dahin führte, die Hand zur Rettung eines Menschen zu bieten, gegen den er freudig sein Leben eingesetzt haben würde, wenn er ihm auf dem offenen Kampfplatz entgegengetreten wäre.

»Wie wundersam,« flüsterte er leise vor sich hin, »ist doch dieses Heer der Revolution zusammengesetzt, das gegen die Ordnung des monarchischen Rechts anstürmt – jener arme Schlüssel trat in die Reihen des Aufruhrs aus schwärmerischer Liebe zu dem Volk, das er für seine Ideale reif hielt, und war er wohl der beste von allen; Langenberg ergriff die

Waffen aus Haß gegen den Zwang, der ihn persönlich drückte, und aus Neid gegen Alles, was über ihm stand, und dieser nun wollte aus dem blutigen Chaos das alte polnische Feudalreich wieder erstehen lassen, das die Armen und Niedrigen in grausamere Knechtschaft beugte, als es je irgend ein Despot gethan. Was würden sie aus der Welt gemacht haben, wenn sie gesiegt hätten, wie würden sie übereinander hergefallen sein, den dämonischen Kriegern gleich, die aus der Saat der Drachenzähne Jason's der Erde entstiegen! – Nun, wie sie heute niedergeworfen sind, so wird es immer geschehen, solange in Deutschland neben dem preußischen Thron in lichtem Waffenschmuck die Treue und die Ehre Wache halten.«

»Was sagen Sie,« fragte Félicie, als er die letzten Worte ein wenig lauter vor sich hin sprach – »fürchten Sie, daß unser Unternehmen zu schwer sei, daß es uns nicht gelingen möchte, ihn zu retten?«

»Nein, Gräfin,« sagte Herr von Sarkow, »ich hoffe im Gegentheil, daß wir ihn sicher retten werden, wenn sein Aufenthalt bis jetzt wirklich völlig unbekannt ist.«

Sie bogen um eine Ecke des Waldweges und erblickten in einiger Entfernung die Gräfin Czerwinska und den Grafen Steinborn, die sich bereits zur Rückkehr gewendet hatten. Graf Steinborn hielt die Hand der schönen Frau in der seinen und führte sie, während er, zu ihr herabgebeugt, eifrig sprach, mehrfach an seine Lippen, sie schien seinen Worten mit zärtlicher Hingebung zu lauschen. Die Gräfin Czerwinska erblickte die beiden andern zuerst, schnell entzog sie dem Grafen Steinborn ihre Hand und nahm, während er kaum seine flammende Verwirrung zu verbergen wußte,

mit wunderbarer Selbstbeherrschung eine gleichgültig heitere Miene an.

»Wir mußten wohl umkehren,« rief sie den Nahenden entgegen, »da Sie so wenig Sehnsucht nach unsrer Gesellschaft zeigten.«

Das Lächeln verschwand von ihren Lippen, als sie Herrn von Sarkow's feierlich-ernste Miene bemerkte.

»Frau Gräfin,« sagte er, nicht ohne einen leisen Anklang von Bitterkeit, »spielen wir nicht mehr Komödie miteinander, werfen wir die Masken ab, – ich weiß Alles.«

»Félicie!« rief die Gräfin Czerwinska vorwurfsvoll.

»Ich mußte es thun,« erwiderte diese, klaren Auges den strafenden Blick der Gräfin aushaltend – »und es ist gut, daß, ich es gethan habe, jetzt erst habe ich Vertrauen und Hoffnung.«

»Ja, Frau Gräfin,« erwiderte Herr von Sarkow, »es ist gut, wie die Wahrheit immer gut ist; kaum kann ein Unternehmen gelingen, bei dem die Betheiligten gegeneinander im Dunkeln spielen, und vielleicht war es nicht ganz loyal von Ihnen, uns ohne unser Wissen in eine Sache hineinzuziehen, die gerade für uns sehr gefährliche Folgen haben könnte, und ein Vertrauen auszubeuten, das sich Ihnen,« fügte er mit einem Blick auf den Grafen Steinborn hinzu, »so blindlings hingiebt.«

Graf Steinborn stand, während die Gräfin finster vor sich niederblickte, starr vor Erstaunen da, er begriff kein Wort von allem, was um ihn her gesprochen.

Herr von Sarkow theilte ihm kurz und klar ohne Schonung und Verhüllung mit, was er von der Gräfin Baliewska erfahren. Steinborn wurde bleich wie der Tod und sah die Gräfin Czerwinska mit großen, starren Augen an.

»Verzeihung, mein Freund,« sagte diese in einer Verwirrung, die sie nicht zu beherrschen vermochte, – »Verzeihung, es galt die Rettung meines Bruders –«

»Und würde ich ihn nicht gerettet haben, wenn ich die Wahrheit gewußt hätte?« sagte Graf Steinborn mit tief schmerzlichem Vorwurf.

»Nichts weiter davon,« fiel Herr von Sarkow schnell ein, – »es handelt sich nicht um Worte, wir müssen handeln.«

»Ja, wir müssen handeln!« rief die Gräfin Czerwinska, »und Gott wird es Ihnen lohnen, wenn Sie uns beistehen. Ich habe sichere Nachricht erhalten, daß man in Petersburg erneuten Verdacht gegen meinen armen Bruder gefaßt hat, daß man nach ihm forscht, und da man bald erfahren muß, daß wir hier sind, so wird man auch hierher die Nachforschungen richten. Seine Freiheit, unser Vermögen, ja sein Leben steht auf dem Spiel, denn wenn seine Theilnahme an dieser Revolution entdeckt wird, so ist ihm Sibirien gewiß, der Kaiser Nicolaus kennt kein Erbarmen! Er muß um jeden Preis die Grenze erreichen, um so schnell als möglich sich in Paris zeigen zu können und sein Alibi zu beweisen; darum hatte ich den Plan ersonnen, der morgen ausgeführt werden sollte.«

»Warum morgen?« sagte Herr von Sarkow; »nach dem, was Sie mir sagen, Gräfin, ist es vielleicht morgen zu spät. Lassen Sie uns sofort zurückkehren, es taucht ein Gedanke in mir auf, ich will ihm feste Form geben, und so Gott will, wird er zur Rettung führen.«

Er bot diesmal der Gräfin den Arm, Félicie folgte mit dem Grafen Steinborn, der in seiner grenzenlosen Verstörung fast einem Trunkenen glich und unsicheren Schrittes neben dem jungen Mädchen herging. Schweigend erreichten sie das

Wirthshaus zum Wolfsbrunnen. Das Diner erwartete sie. Die prachtvolle Forelle, die vor kurzem noch fröhlich im Wasser geplätschert und ihr Futter aus den schönen Händen der Damen empfangen hatte, wurde, von grünen Kräutern umgeben, dampfend aufgetragen und hätte auf jeder fürstlichen Tafel einen ehrenvollen Platz behaupten können – aber der köstliche Fisch fand keine Anerkennung und wurde kaum berührt, jeder schien nur mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, und am peinlichsten und traurigsten mußten diejenigen des Grafen Steinborn sein, denn er schlug die Augen nicht von seinem Teller auf, und ein bitteres, spöttisches Lächeln zuckte um seine bleichen Lippen, während die Gräfin Czerwinska ihn mit Blicken voll wehmüthiger Theilnahme betrachtete.

Bald brach man auf, und die Kellnerin blickte kopfschüttelnd dieser sonderbaren Gesellschaft nach, die so heiter und fröhlich angekommen war und dann so starr und stumm um den Tisch saß, ohne der weit berühmten Forelle des Wolfsbrunnens die sonst von den Fremden nie versagte Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Herr von Sarkow ließ den Wagen bis zum Bergabhänge vorausfahren, und während die Gesellschaft zu Fuß nachfolgte, theilte er den von ihm entworfenen Plan mit, der noch an demselben Abend ausgeführt werden sollte und der auch bei der Gräfin Czerwinska volle Billigung fand. Die kurze Rückfahrt wurde dann wiederum fast schweigend zurückgelegt. Am Hôtel zum Badischen Hof stiegen die Damen aus, die Gräfin Czerwinska reichte Steinborn mit einem innigen, fast zärtlichen Blick, der seine Verzeihung zu erbitten schien, die Hand, aber er schien es nicht zu bemerken, sondern wendete sich

mit einer tiefen Verbeugung ab. Fräulein Félicie aber schüttelte Herrn von Sarkow so herzlich die Hand und sah ihm so glücklich und freudestrahlend in die Augen, daß beim Anblick dieses Abschiedsgrußes Niemand daran gezweifelt haben würde, die Herzen der beiden jungen Leute seien von dem Pfeil des uralten und ewig wieder jungen Liebesgottes getroffen und zu heißer gegenseitiger Gluth entzündet.

»Nun, hatte ich Recht?« fragte Herr von Sarkow den Grafen Steinborn.

»O,« knirschte dieser dumpf, »es ist entsetzlich, ein solches Spiel – so lange – und du weißt es nicht, wie gut, wie bezaubernd sie gespielt hat – und nun zu denken, daß jedes Wort, jeder Blick, jeder Athemzug Lüge, kalt berechnete Lüge war – o, wenn ich daran denke, daß diese Frau ihr Spiel zu Ende gespielt hätte, daß ich mit ihr gegangen wäre und dann vor ihr gestanden hätte wie ein thörichter Schulknabe, wie ein Lakai, den man entläßt, nachdem er seinen Dienst gethan hat! Bei Gott, sie verdiente, daß man sie und ihren Bruder ihrem Schicksal überließe.«

»Nein, mein Freund,« sagte Herr von Sarkow ernst, »das wäre unsrer unwürdig, unwürdig des edeln Corps, dessen Farben wir tragen; unsre ritterliche Pflicht ist es, diesen Damen beizustehen – hast du Grund zu zürnen, nun,« sagte er mit ganz feiner, kaum merkbarer Ironie, »so frage dich, ob nicht eine ganz kleine, kleine Eitelkeit schuld daran war, daß du auf meine Warnungen nicht hörtest – aber immerhin giebt es nur eine Rache, die dir ziemt und dir auch der Gräfin gegenüber die richtige Stellung geben wird, wenn du ihr je wieder begegnen solltest.«

»Nie, niemals!« rief Graf Steinborn – »aber dort kommen die andern, laß mich, ich muß ein paar Stunden allein sein, um mit mir selbst in's reine zu kommen.«

Er eilte durch eine Seitenstraße nach seiner Wohnung, während Herr von Sarkow den übrigen entgegenhing, um sich nach einem kurzen Aufenthalt in dem Stammlocal des Herrn Louis Walz unbemerkt wieder von ihnen zu trennen und seine Vorbereitungen für den Abend zu treffen.

DREISSIGSTES CAPITEL.

Um neun Uhr abends ging der Kurierzug von Heidelberg nach Straßburg ab, auf den Herr von Sarkow seinen Plan zum Beistande der beiden Damen gebaut hatte. Eine Stunde vorher holte er den Grafen Steinborn ab, der bis dahin in seinem Zimmer eingeschlossen geblieben war und den er finster und schweigsam fand. Die Einsamkeit schien die Bitterkeit, die er über das mit ihm getriebene Spiel empfand, nicht von ihm genommen zu haben. Herr von Sarkow hielt es für überflüssig, über das Geschehene ein Wort mit dem Freunde zu sprechen. Die Zeit und die eigne innere Kraft konnten allein auch hier heilen, wie sie die tiefere und schmerzlichere Wunde in Luiz Antonio's Herzen zu heilen begonnen hatten. Beide gingen nach dem Hôtel zum Badischen Hof. Die Damen waren bereit – sie hatten ihre Kammerfrau fortgeschickt und warteten, in weite Mäntel gehüllt, Kapuzen mit Schleiern auf dem Kopf. Herr von Sarkow bot, als Graf Steinborn mit düsterer Miene zögernd zurücktrat, der Gräfin Czerwinska den Arm. Der Graf folgte mit Félicie – beide Damen hatten die Schleier weit zurückgeworfen, so daß ihre Gesichter deutlich erkennbar waren, – Félicie schritt

bleich und zitternd, mit gesenkten Blicken neben dem Grafen Steinborn, die Gräfin Czerwinska war ruhig und heiter wie immer, nur brannte ein kühnes, fast wildes Feuer in ihren Augen, als ob sie das Schicksal in trotzigem Muth, zu entscheidendem Kampfe herausfordere.

Am Fuße der Treppe begegneten sie dem Obersten von Ehrenstein, der die Damen in seiner ritterlichen Weise artig grüßte.

Einen Augenblick stehen bleibend, schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte:

»Nun – soll es schon wieder zu der Wahrsagerin gehen? Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren,« fügte er ein wenig ernster hinzu, – »der Aberglaube ist ein Vorrecht der Damen, – lassen Sie sich nicht durch doppelten Zauber bestriicken. – wir müssen mit den wirklichen Mächten des Lebens rechnen.«

Die Gräfin Czerwinska drohte scherzend mit dem Finger – Herr von Sarkow aber sagte mit lachendem Munde, während doch seine Stimme unwillkürlich einen ernsten Klang annahm:

»Wir wollen noch eine entscheidende Frage an das Schicksal thun, Herr Oberst – ich verspreche Ihnen, es soll die letzte sein.«

»Nun, dann wünsche ich Ihnen eine recht gute und erwünschte Antwort,« sagte der Oberst, indem er, zur Seite tretend, den Gruß der Vorüberschreitenden erwiderte.

Als er die Treppe hinaufstieg, sah er ihnen noch einmal nach und sagte leise seufzend:

»Glückliche Jugend – sie liegt mir schon so fern zurück, und doch habe ich ihr Verständniß noch nicht verlernt. Der Zauberstab, der diese Herzen bewegt, wird wohl ein kleiner,

zierlicher Pfeil sein, den der muthwillige Liebesgott mit seinem süßen Gift getränkt hat.« Wehmüthig lächelnd ging er weiter – seine Miene wurde nachdenklich. »Wenn aber der Pfeil zu tief getroffen hätte,« flüsterte er, »wenn das Gift böse nachwirken würde, – wäre es nicht vielleicht ein großes Unglück? Diese jungen Leute sind die Hoffnung der ihrigen. – Thörichte Furcht,« unterbrach er sich selbst – »das hat Nichts zu sagen – das ist ein Spiel des Augenblicks, für den Ernst sind sie zu jung und zu leichtsinnig.« Ganz vergnügt vor sich hin lachend trat er in sein Zimmer – der vortreffliche Herr ahnte nicht, wie nahe der Graf Steinborn trotz seiner Jugend und seines Leichtsinns daran gewesen war, sich ganz ernstlich und gefährlich an dem Pfeil zu vergiften, den der tückische Dämon der Liebe aus den strahlenden Augen der Gräfin in sein Herz geschleudert hatte.

Die beiden Saxoborussen waren inzwischen mit den Damen schnellen Schrittes nach der Wohnung der Wahrsagerin gegangen.

Graf Steinborn schritt in finsterem Schweigen daher – Félicie wußte ihm Dank, daß er sie der Qual überhob, in der Angst ihres Herzens ein Gespräch zu führen, das nur peinlich hätte sein können.

»Sie glauben, daß Ihr Plan gelingt?« fragte die Gräfin Czerwinska Herrn von Sarkow, – »ich bin unruhiger und besorgter, als ich es Félicie zeigen wollte, – ich habe die bestimmte Nachricht erhalten, daß man unsre Spur verfolgt – es wäre entsetzlich, wenn wir nicht mehr entrinnen und die Grenze erreichen könnten.«

»Ich hoffe, daß Alles gelingt,« erwiderte Herr von Sarkow, »in einigen Stunden sind Sie in Straßburg, und bis jetzt kann hier kein Verdacht bestehen – der Oberst von Ehrenstein war

zu unbefangen, und er mußte doch zunächst unterrichtet sein – sind Ihre Legitimationen in Ordnung?»

»Wir haben unsre russischen Pässe, mein Bruder auch, – aber freilich, wenn man Verdacht hätte, so wäre dieser Paß das Schlimmste.«

»Wenn man schon Verdacht hat, so ist Alles vergebens – wenn nicht, so werden Sie glücklich nach Frankreich kommen, und dort dürfen Sie ja Ihren Paß offen zeigen. – Gott gebe,« sagte Herr von Sarkow seufzend, »daß Alles gut gehe – ich bin in nicht geringerer Gefahr als Sie – ich bin preußischer Unterthan und würde es vielleicht schwer büßen müssen, wenn mein Beistand bei der Flucht Ihres Bruders bekannt würde.«

»Es ist wahr,« sagte die Gräfin bewegt, indem sie seine Hand drückte, – »vielleicht hätte ich Ihre Hilfe nicht annehmen sollen.«

»Ich würde sie Ihnen nicht geboten haben, bei Gott nicht, Gräfin, ohne das edle Vertrauen, mit dem Félicie Ihr Geheimniß in meine Hand legte. Dies Vertrauen zu rechtfertigen, ist eine Pflicht der Ehre, die ich auf jede Gefahr hin erfüllen werde. – Doch verlange ich einen Lohn,« fügte er nach kurzem Sinnen hinzu.

»Sprechen Sie,« sagte die Gräfin betroffen, – »was in meiner Macht steht –«

»Ich verlange ein Versprechen,« fiel Herr von Sarkow ein, – »das Versprechen auf Ihr Ehrenwort, daß Sie jede Verbindung mit meinem Freunde Steinborn abbrechen – verstehen Sie wohl, Gräfin, ernsthaft und für immer abbrechen. Ich verlange, daß Sie ihm niemals schreiben, daß Sie jeden Brief von ihm uneröffnet zurückweisen, daß Sie ihm Ihre Thür verschließen, wenn er Ihren Aufenthalt entdeckt, daß

Sie ihm ohne Antwort den Rücken wenden, wenn er Sie auf der Straße oder in Gesellschaft anredet.«

»Ich verstehe Sie,« sagte die Gräfin leise, – »es ist hart, – er hat es nicht um mich verdient.«

»Keine Ausflucht, Gräfin! rief Herr von Sarkow streng und drohend – »ich will es – Leben um Leben. Ich rette Ihrem Bruder Leben und Freiheit – Leben und Freiheit verlange ich für meinen Freund! Bei Gott,« sagte er, seine Hand schwer auf ihren Arm legend, – »wenn Sie mir das Versprechen, das ich von Ihnen verlange, nicht auf Ihre Ehre geben, so werden Sie Heidelberg nicht verlassen, und ich selbst werde Sie der Behörde anzeigen. Noch mehr,« fuhr er knirschend fort, »wenn Sie jemals Ihr Wort brächen, wenn ich hören würde, daß Sie Steinborn wiedergesehen, – so werde ich Ihren Bruder aufsuchen, wo er auch sein möge, und einer von uns wird einer todter Mann sein – das schwöre ich Ihnen! Nun fassen Sie Ihren Entschluß – geben Sie mir Ihre Antwort – aber sogleich, ohne Zögern.«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!« sagte die Gräfin traurig, aber mit fester, klarer Stimme.

Sie hatten das kleine Haus in der Neckarstraße erreicht und stiegen die dunkle Treppe hinauf.

Die alte Wahrsagerin öffnete, – in dem ersten Zimmer fanden sie die Kammerfrau der Gräfin und einen jungen Mann in grauem Reiseanzug. Sein feines bleiches Gesicht mit den großen dunkeln Augen zeigte jene eigenthümliche Schönheit, die man bei den vornehmen Polen findet und die durch das Gemisch von wilder Leidenschaft und melancholischer Träumerei so besonders anziehend ist. Die Locken seines schwarzen Haares bedeckten halb eine Narbe, die, kaum geheilt, über seine Stirn lief.

Dieser junge Mann schien bei dem Anblick der Gräfin Bawliowska alles Andre zu vergessen, – er eilte ihr entgegen und drückte sie stürmisch an seine Brust; Félicie umschlang ihn mit ihren Armen und schmiegte sich, mit thränenden Augen zu ihm aufblickend, zärtlich an seine Seite.

»Mein Bruder Wladislaw,« sagte die Gräfin Czerwinska – die Herren einander vorstellend, – »Herr von Sarkow – Graf Steinborn.«

Der junge Pole ließ Félicie aus seinen Armen und trat mit artigem Gruße vor.

»Ich weiß, meine Herren,« sagte er mit warmer Herzlichkeit, »was Sie für mich thun wollen. Nehmen Sie meinen Dank, der nur mit meinem Leben erlöschen wird.«

Er streckte in einer Bewegung voll ritterlicher Anmuth Herrn von Sarkow seine Hand entgegen.

»Herr Graf,« sagte dieser, einen Schritt zurücktretend – »ich bin Preuße und loyaler Unterthan meines Königs – ich begehe ein strafbares Unrecht, indem ich zu Ihrer Flucht behilflich bin, – ich kann nicht anders – weil jenes edle Mädchen dort mich verachten müßte, wenn ich ihr Vertrauen täuschen könnte, – ihr danken Sie Ihre Rettung – aber dem Feinde meines Vaterlandes kann ich meine Hand nicht reichen!«

Graf Wladislaw stand einen Augenblick sprachlos, – dunkle Gluth flammte in seinem bleichen Gesicht auf, finstere Drohung blitzte aus seinen Augen. Félicie faßte angstvoll seinen Arm und streckte zugleich ihre andre Hand Herrn von Sarkow entgegen, als wolle sie diesen im voraus um Verzeihung für ein heftiges Wort bitten, das ihr Geliebter ihm erwidern könnte. Graf Wladislaw schien einen heftigen

Kampf zu kämpfen, seine Brust athmete schwer – die Spitzen seiner Zähne gruben sich tief in seine Lippen.

»Sie haben Recht, mein Herr,« sagte er endlich – »ich sehe, daß die alte Ritterlichkeit noch nicht aus der Welt verschwunden ist.«

»Wir müssen eilen!« rief Herr von Sarkow. – »Hier, setzen Sie diese Mütze auf,« fuhr er fort, ihm eine runde Schirmmütze ohne Farben, wie sie die Mitkneipanten der Saxoborussia und auch die Mitglieder des Corps trugen, reichend, – »ziehen Sie den Schirm über die Stirn.«

Während Graf Wladislaw dieser Weisung folgte und seine Stirnnahe so gut als möglich unter dem Mützenschirm versteckte, hatten die Damen ihre Mäntel abgeworfen. Sie trugen kurze, etwas grisettenhafte Costüme – die Kammerfrau gab ihnen kleine Hüte, deren knapp anliegende, dichte Schleier ihre Gesichter verdeckten. – Man brach auf.

Graf Wladislaw führte Félicie – Steinborn ging an seiner Seite, um jede Annäherung an ihn zu verhindern, Herr von Sarkow folgte mit der Gräfin Czerwinska.

Sie kamen zum Bahnhof, als das erste Glockenzeichen für den abgehenden Zug gegeben wurde.

Herr von Sarkow nahm die Billette für die Damen und den Grafen – man zögerte noch ein wenig an einer dunkeln Stelle auf dem Platz vor dem Bahnhof, dann trat die Gesellschaft, nach Herrn von Sarkow's Anweisung laut und fröhlich plaudernd auf den erleuchteten Perron.

Die Schaffner öffneten diensteifrig bei dem Anblick der weißen Mütze ein Coupé erster Klasse – Graf Wladislaw und die Damen stiegen ein, Herr von Sarkow und Steinborn blieben an der Thür stehen.

Man hörte leises Lachen aus einer Gruppe von Bürgern, die auf dem ziemlich leeren Perron in der Nähe standen.

»Leichte Waare das,« verstand Herr von Sarkow aus dem Gemurmeln der Philister, – »werden wohl ein paar Dämchen vom Ballett in Mannheim oder in Karlsruhe sein, die haben jetzt wenig zu thun und vertreiben sich die Zeit mit den Saxoborussen.«

Herr von Sarkow athmete erleichtert auf, – sein Zweck war erreicht, die Abreise der Damen ging unbemerkt vorüber.

»Leben Sie wohl, Graf Steinborn – verzeihen Sie mir, und denken Sie ohne Groll an mich,« fügte die Gräfin Czerwinska, indem sie ihre Hand, von der sie den Handschuh abgestreift hatte, zum Fenster des Coupés herausstreckte.

Graf Steinborn zuckte zusammen. – Einen Augenblick stand er noch finster zögernd seitwärts, – dann flammte heiße Leidenschaft in seinem Gesicht auf – er drückte, schnell herantretend, seine Lippen auf die Hand der Gräfin und flüsterte mit halb erstickter Stimme:

»Ihnen verzeihen, Gräfin? – Kann ich denn anders? – O, ich werde an Sie denken, – so bitter weh Sie mir auch gethan haben, – ewig an Sie denken!«

Herr von Sarkow trat dicht an den Schlag – seine Augen blitzten in hell aufbloderndem Zorn – mit leiser, aber mit furchtbar drohender Stimme sagte er:

»Denken Sie an Ihr Wort, Gräfin – denken Sie an Ihren Bruder!«

»Leben Sie wohl, Graf Steinborn,« seufzte die Gräfin, ihre Hand zurückziehend – »leben Sie wohl auf ewig,« fügte sie mit fester Entschlossenheit hinzu – »auf ewig – und vergessen Sie mich!«

»Der hat fest angebissen,« hörte Herr von Sarkow einen der Bürger lachend sagen – »ja – sie verstehen es, diese Damen vom Ballett – nun – die Herren sind ja nur einmal jung – schade, daß man die Gesichter nicht sehen kann.«

Der Zug pfiß und übertönte die weiteren, für die beiden Damen nicht übermäßig schmeichelhaften Bemerkungen der Philister; Herr von Sarkow athmete erleichtert auf, als der Zug aus dem Bahnhof hinausfuhr.

»Nimm dich zusammen,« sagte er, den Arm des Grafen Steinborn drückend, der wie betäubt dem in der Dunkelheit verschwindenden Zuge nachsah – »bedenke, daß Niemand etwas Außergewöhnliches bemerken darf – sie sind erst in Sicherheit, wenn sie die Grenze erreicht haben.«

Er führte den Freund, der gewaltsam eine heitere Miene annahm, von dem hell erleuchteten Perron fort.

Plötzlich fühlte er eine Berührung seines Armes.

Erschrocken sah er sich um. Nürnberger stand neben ihm und sah ihn, tief den Hut abziehend, mit listigem Lächeln an.

»Nürnberger!« rief Herr von Sarkow mit leichtem Unmuth, – »was wollen Sie, – wo kommen Sie her?«

»Ich stand hier im Schatten,« erwiderte Nürnberger, »ich wollte den Herrn Baron nicht stören – der Herr Baron unterhielten sich mit den beiden Damen –«

»Flüchtige Bekanntschaften,« warf Herr von Sarkow hin.

»Und der Herr?« fragte Nürnberger, – »ein vornehmer, feiner Herr, – ein sehr feiner Herr – ich sehe das gleich, Herr Baron, auf hundert Schritte erkennt der Nürnberger, was wirklich fein ist und vornehm – da darf ich Glück wünschen, – es war ein neuer Saxoborusse – er trug schon die weiße Mütze – das ist ein Glück für das Corps, – es

sind ja so viele Herren fortgegangen in der traurigen Zeit und noch nicht wiedergekommen, – der Herr Baron werden mich empfehlen dem neuen Herrn Saxoborussen – ich habe einige prachtvolle Stücke, mit denen ich könnte mit ihm machen ein erstes Geschäft.«

Herr von Sarkow biß sich auf die Lippen und blickte finster vor sich hin, während Nürnberger seinem unaufhalt-samen Redestrom, immer neben den beiden herschreitend, freien Lauf ließ. Plötzlich zuckte ein Lächeln übermüthiger Laune um seine Lippen.

»Ja,« sagte er – »es ist ein neuer Saxoborusse, – aber er bleibt jetzt noch nicht hier, – er muß noch eine Reise machen, – es ist der Sohn des Schah von Persien, der hier studiren will und den Ehrgeiz hat, in Heidelberg Doctor der Theologie zu werden.«

»Der Sohn – des – Schah – von Persien!« rief Nürnberger, die Augen übermäßig weit aufreißend, – »Gott der Gerechte – Welch ein Glück für uns, daß er hierherkommt, – ich weiß, ich weiß – das ist der große Mogul, der die unterirdischen Katakomben hat ganz voll Gold – und sein Großschatzmeister ist der Ali Baba, und in den Gewölben voll edlen Steinen brennt Tag und Nacht die ewige Lampe des Aladin al Raschid – ich kenne das Alles aus den Geschichten von ›Tausend und eine Nacht‹. – Herr Baron,« sagte er flüsternd, indem er sich dicht zu Herrn von Sarkow beugte, »wenn Sie etwa sollten keine Neigung haben, zu behalten den Säbel von Sultan Soliman – ich nehme ihn Ihnen ab – der Rauchthaler braucht es gar nicht zu erfahren. – Sie sollen keinen Schaden dabei haben – ich will ihn anbieten dem Prinzen von Persien, der wird sich nicht entgehen lassen das Erbstück von seinem berühmten Ahnherrn.«

»Ganz recht, Nürnberger, ganz recht,« sagte Herr von Sarkow laut lachend, »ich sehe, Sie kennen das Morgenland und die Saracenen ebensogut wie den Hof der Katharina von Medici – vielleicht werde ich Ihnen auch den Säbel überlassen gegen einen anständigen Profit, – denn Etwas muß ich auch verdienen, – sonst könnte ich ja den Säbel selbst an den Prinzen Mirza Schaffi überlassen, – eigentlich sollte ich ihn dem Rauchthaler wiedergeben.«

»Das werden der Herr Baron nicht thun!« rief Nürnberger, mit etwas erzwungener Sorglosigkeit lächelnd.

»Nun,« sagte Herr von Sarkow, »trauen Sie nicht zu viel auf meine Gutmüthigkeit, – doch, ich habe nun einmal eine Schwäche für Sie, und ich will es Ihnen von Neuem beweisen – der Prinz Mirza Schaffi bringt seinen Harem mit – die beiden verschleierten Damen, die ihn begleiteten, waren seine Leibodalischen.«

»Seinen Harem?« rief Nürnberger, mit offenem Munde stehen bleibend, »seinen Harem – und das waren die Leibodalischen – ja, ja, die müssen ja immer tief verschleiert sein!«

»Natürlich – und nun hören Sie weiter, Nürnberger,« flüsterte Herr von Sarkow dem neugierig lauschenden Handelsmann in's Ohr, – »der Prinz braucht einen Kislar Aga, der europäische Sitte und deutsche Sprache kennt, – Nürnberger, ich werde Sie zum Kislar Aga vorschlagen.«

»Herr Baron!« rief Nürnberger mit groß geöffneten Augen und ganz zitternd vor Aufregung – »Herr Baron – das ist zu gütig, – Kislar Aga – Kislar Aga – was ist denn das?« fragte er ein wenig zögernd.

»Ein großer Herr, Nürnberger – ein sehr großer Herr, – ich glaube, man nennt ihn Excellenz. – Sein Gehalt geht in viele Tausende – ich bin gewiß, der Prinz wird Sie wählen, wenn

ich Sie vorschlage, – sorgen Sie nur, daß Sie sich gehörig vorbereiten, das hohe Amt übernehmen zu können.«

»Und was muß ich thun?« fragte Nürnberger ängstlich, – »doch nicht etwa Persisch lernen, – ich habe niemals Talent für fremde Sprachen gehabt.«

»Gott bewahre – so schwere Studien verlangt man nicht von Ihnen –, Sie haben nur dem Prinzen den glaubwürdigen Beweis zu liefern, daß er durch Ihre Ernennung zum Kislar Aga nicht den Bock zum Gärtner setzt.«

Nürnberger's Augen öffneten sich immer weiter. Ehe er eine weitere Frage thun konnte, führte Herr von Sarkow ihn einige Schritte seitwärts, sah ihn starr an und sagte mit dumpfer Stimme:

»Nürnberger, das Alles ist tiefes Geheimniß – Staatsgeheimniß – Sie begreifen – der Prinz ist incognito hier.«

»Incognito,« stammelte Nürnberger.

»Kein Wort darf über Ihre Lippen kommen, kein Hauch – bevor die diplomatischen Förmlichkeiten über die Anwesenheit des Prinzen geregelt sind, – vielleicht war ich leichtsinnig, Ihnen ein solches Geheimniß anzuvertrauen, – treffen Sie also Ihre Vorbereitungen in aller Stille, denn wenn ein Wort von dem Geheimniß zu früh verlautete, – dann – dann würde ich den Säbel Solimans dem Rauchthaler geben und ihn zum Kislar Aga vorschlagen.«

»Herr Baron,« rief Nürnberger außer sich, »Herr Baron, das werden Sie nicht thun!«

»Ich werde es thun, wenn Sie mein Vertrauen täuschen – also –«

Er legte mit feierlicher Miene den Finger auf seine Lippen, indem er Nürnberger kräftig auf die Schulter schlug – dann eilte er dem Grafen Steinborn nach und sprang mit diesem

in eine vom Bahnhof zurückfahrende Droschke, mit dem Befehl, nach der Neckarstraße zu dem Hause der Wahrsagerin zu fahren.

Nürnberger stand noch unbeweglich auf dem Platz vor dem Perron. Er hatte, unwillkürlich Herrn von Sarkow's Gebärde nachahmend, ebenfalls seinen Finger auf den Mund gelegt und flüsterte leise vor sich hin:

»Der Prinz Ali Baba – der Kislar Aga – der Bock zum Gärtner – Staatsgeheimniß –«

Und kopfschüttelnd, in tiefes Nachdenken versunken, immer noch den Finger auf die Lippen gedrückt, schritt er langsam der Stadt zu.

Die beiden Saxoborussen fuhren nach der Stadt; lange saßen sie schweigend, jeder in seine Gedanken versunken, nebeneinander. Endlich, als der Wagen in die Neckarstraße einbog, sagte Graf Steinborn mit einem tiefen Seufzer, indem er sich zu seinem Freunde herüberbeugte und dessen Hand ergriff:

»Und ich glaubte, sie liebte mich – o, ich mußte es glauben –«

»Du warst thöricht, mein Freund,« sagte Herr von Sarkow, »wenn du das geglaubt hast – und noch thörichter, wenn du sie wieder liebtest, wie es mir scheint, daß du es etwas zu viel gethan hast.«

»Es ist furchtbar,« knirschte Graf Steinborn, »so betrogen zu werden – und doch,« fügte er sinnend hinzu, »wenn ich denke, daß es sich um das Leben ihres Bruders handelte und das –«

»Es wäre doch wohl Alles anders gekommen, wenn die kleine Félicie das Geheimniß nicht verrathen hätte, das sie mir hier nicht mittheilen wollte, um mich nicht unsicher und

befangen zu machen – nein, nein, sie kann nicht so falsch sein, es wird sich gewiß Alles noch aufklären, ich werde ihr schreiben.«

»Thue das nicht,« sagte Herr von Sarkow, »es ist besser, wenn du dich um diese thörichte Geschichte gar nicht mehr kümmerst, oder,« warf er leicht hin, »thue es, wenn du es nicht lassen kannst, sie denkt gewiß schon in diesem Augenblick nicht mehr an dich, und ich wette, daß du keine Antwort erhältst.«

»Du wettest?« fragte Graf Steinborn.

»Ich wette zehn Flaschen Champagner, daß du keine Antwort erhältst.«

»Das ist wenig, aber immerhin Etwas, um mich zu trösten, «wenn du Recht hast,« erwiderte Graf Steinborn mit bitterem Lachen.

Sie waren vor dem Hause der Wahrsagerin angekommen und stiegen die Treppe hinauf. Oben fanden sie die Kammerfrau und die alte Kartenlegerin in ganz ähnliche Costüme gekleidet, wie sie die beiden Damen getragen hatten, als sie das Hôtel verließen, nur waren jetzt die Schleier dicht zusammengezogen, so daß man die beiden in der That für ihre Herrinnen hätte halten können. Herr von Sarkow und Graf Steinborn führten die beiden Frauen mit eiligen Schritten nach dem Hôtel zurück und über den erleuchteten Corridor nach den Zimmern, die die Gräfin Czerwinska bewohnt hatte.

Als sie darauf die Treppe wieder hinabstiegen, begegnete ihnen der Adjutant des Obersten von Ehrenstein, der mit flüchtigem Gruß vorübereilte. Die beiden begaben sich nach dem Riesenstein, obgleich sie, und besonders Graf Steinborn, keine Neigung für die fröhliche Gesellschaft ihrer

Freunde empfanden, aber es lag ihnen daran, gerade heute auf der Kneipe nicht zu fehlen, um kein Aufsehen zu erregen.

Graf Steinborn verschwand bald, als die steigende Heiterkeit die Entfernung eines Einzelnen nicht mehr bemerken ließ, und auch Herr von Sarkow zog sich früher als sonst zurück und ging noch lange in ernstem Nachdenken in seinem Zimmer auf und nieder, bevor er die Ruhe suchte.

Im Hôtel zum Badischen Hof war, nachdem der Adjutant eine Zeitlang in dem Zimmer des Obersten von Ehrenstein verweilt hatte, eine außergewöhnliche Bewegung bemerkbar geworden. Eine Ordonnanz war eiligst abgesendet worden, und nach kurzer Zeit wurde auf der oberen Flur zur Verwunderung und zum Schrecken der Kellner ein Posten unter dem Gewehr aufgestellt. Dieser Posten sowie die Schildwache vor der Thür erhielten den Befehl, jedermann eintreten, aber Niemand aus dem Hôtel herausgehen zu lassen, ohne ihn zur Legitimation einem Officier vorzuführen, der seinen Platz im Speisesaal einnahm. Diese Maßregel, die zwar durch den Belagerungszustand völlig gerechtfertigt war, erregte dennoch in dem ganzen Hause großes Aufsehen, da bisher Nichts dergleichen vorgekommen und der Verkehr in dem Hôtel völlig frei geblieben war. Auf die Frage des erschrockenen Wirths erwiderte der Adjutant kurz, daß es Befehl des Commandanten sei, und die ganze Sache blieb auch, da sie erst am späten Abend vorgenommen wurde, von den Fremden fast völlig unbemerkt, denn es ging Niemand von diesen mehr aus, und den Heimkehrenden wurde nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt.

Die einzige Person, die von der strengen Ordre betroffen wurde, war die alte Wahrsagerin, die, nachdem sie ihr Costüm gewechselt und den einfachen Anzug einer schlichten Bürgersfrau angelegt hatte, die Wohnung der Dame verließ; sie wurde von dem Posten angehalten und zu dem wachhabenden Officier gebracht, der sie nach einem kurzen Examen in das Zimmer des Commandanten führte.

»Wer sind Sie,« fragte der Oberst von Ehrenstein, die alte Frau scharf musternd – »und was treiben Sie?«

Die alte Frau nannte unbefangen ihren Namen und sagte, daß sie für die polnischen Gräfinnen Wäsche gebracht und der Kammerfrau abgeliefert habe.

»Das hat Nichts zu bedeuten,« sagte der Oberst zu dem Officier, »allein zu aller Vorsicht führen Sie die Frau nach Hause und überzeugen Sie sich, ob sie wirklich ihre richtige Wohnung angegeben. Wer das Hôtel während Ihrer Abwesenheit verläßt, soll unmittelbar zu mir gebracht werden.«

Der Officier folgte dem Befehl und kehrte bald mit der Meldung zurück, daß die alte Frau in der That die Wahrheit gesagt habe.

Die Nacht verlief ruhig, nur in der Frühe des nächsten Morgens hatten einige abreisende Touristen die Unbequemlichkeit, sich bei dem wachhabenden Officier legitimiren zu müssen, was indeß ohne Schwierigkeit und Weiterungen geschah. Schon um acht Uhr klopfte der Oberst von Ehrenstein in dienstlichem Anzug an die Thür zur Wohnung der Gräfin Czerwinska und befahl der ihm entgegentretenden Kammerfrau, ihn sogleich bei den Damen zu melden.

»Die Damen sind gestern abgereist,« erwiderte die Kammerfrau unbefangen, »sie haben eine Nachricht bekommen, die sie eilig abrief, – ich glaube,« fügte sie hinzu, »von dem

Herrn Bruder der Frau Gräfin, der in Paris krank geworden ist.«

Der Oberst stand in sprachlosem Erstaunen da und trat heftig mit dem Fuß auf den Boden.

»Abgereist –gestern!« rief er – »wie ist das möglich?«

»Die Damen sind am Nachmittag sogleich, als sie den Brief aus Paris erhielten, nach dem Bahnhof geeilt, um noch den Zug zu benutzen,« antwortete die Kammerfrau – »sie müssen jetzt,« fügte sie mit einem leichten, kaum merkbaren Anflug boshafter Freude hinzu, »fast schon auf dem halben Wege nach Paris sein. Ich habe den Befehl, hier die Rechnung zu ordnen und mit ihrem Gepäck nachzufolgen – es war noch einige Wäsche ausgegeben, die ich erst gestern abend erhalten.«

Der Oberst stand in finsterem Sinnen da.

»Ich werde mich selbst davon überzeugen,« sagte er dann. Er rief seinen Adjutanten und durchsuchte mit diesem alle Zimmer; überall lagen Toilettengegenstände umher, die die Kammerfrau im Begriff war in die Koffer zu packen – von den Damen war nirgends eine Spur, obgleich der Oberst jeden Schrank öffnete und jeden Winkel durchsuchte.

»Es nützt Nichts,« sagte er grimmig zu dem Adjutanten, »der Teufel soll einen solchen Befehl holen, wie ich ihn erhalten habe – was vermag ein alter, ehrlicher Soldat gegen Weiberlist – lassen Sie uns überlegen, was zu thun ist. Ein Telegramm nach der Grenzstation wird Nichts mehr nützen, sie müssen längst in Frankreich sein.«

Als er sinnend nach seinem Zimmer zurückkehrte, fand er vor dessen Thür Herrn von Sarkow, der ihn mit ernster Miene um ein kurzes Gespräch unter vier Augen bat.

»Mein Gott,« sagte Herr von Ehrenstein, trotz seines Aergers lachend, »was haben Sie denn, Sie sehen ja aus, als ob irgend etwas ganz Bedenkliches passirt wäre? – Was hat ein armer Commandant von Heidelberg Alles zu thun, – eben,« murrte er leise vor sich hin, »soll ich geheime Staatspolizei treiben, und nun werden mir gar auch noch Straßenpolizeisachen zugemuthet – denn das wird es doch wohl sein, die Herren werden irgend Etwas während der Nacht verbrochen haben, da soll nun der alte Oberst die Sache wieder in Ordnung bringen.

»Nun also, was giebt's?« fragte er, als er mit Herrn von Sarkow in seinem Wohnzimmer allein war. »Sie wissen, ich bin gern geneigt, über einen kleinen tollen Streich die Augen zuzudrücken, aber fassen Sie sich kurz, denn so angenehm mir Ihre Gesellschaft und Unterhaltung ist, wenn ich Zeit habe, so bin ich jetzt von recht widerwärtigen Dienstgeschäften in Anspruch genommen.«

»Ich will mich kurz fassen, Herr Oberst,« sagte Herr von Sarkow mit einer Stimme, deren ernster, fast feierlicher Klang den alten Herrn erstaunt aufblicken ließ – »aber ich fürchte, daß die Folgen meiner Mittheilung vielleicht nicht ebenso kurz und schnell vorübergehen werden. Ich habe Etwas gethan, Herr Oberst, das ich vor meinem Gewissen rechtfertigen kann, ja, als eine Ehrenpflicht für einen Cavalier halten muß, das aber für einen preußischen Unterthan vielleicht ein strafwürdiges Verbrechen ist.«

»Oho!« sagte der Oberst, »Sie, ein so loyaler junger Mann? Das kann ich Ihnen selbst kaum glauben.«

»Und doch ist es so, Herr Oberst. Ich habe einem politischen Verbrecher, einem Kämpfer der Revolution, einem Feinde meines Landes zur Flucht verholfen – dem Bruder

der Gräfin Czerwinska, der unter Mieroslawski an dem Aufstand theilgenommen und hier in der Stadt verborgen war.«

»Teufel!« rief der Oberst, indem er die Hand schwer auf Herrn von Sarkow's Schulter legte, »das wird ernst! – Haben diese verfluchten Polinnen Sie richtig in ihre Netze gezogen? – Erzählen Sie,« sagte er mit einem Blick voll schmerzlicher Theilnahme auf den jungen Mann.

»Mir war,« sagte Herr von Sarkow, »das Treiben der Gräfin Czerwinska längst verdächtig; ich kann Ihnen mein Wort geben, Herr Oberst, wäre es meiner Wachsamkeit gelungen, ihr Geheimniß zu entdecken, so würde ich selbst sie Ihnen überliefert haben, – aber die kleine Gräfin Félicie hat mir jenes Geheimniß in freiem Vertrauen mitgetheilt und meinen Beistand erbeten. Damit, Herr Oberst, war ich als Mann von Ehre gebunden. Sie müssen das zugeben – zwei Frauen zu verrathen, die sich selbst in meine Hand gegeben, das wäre unritterlich, das wäre feig und nichtswürdig gewesen.«

»Das ist wahr,« sagte der Oberst, »erzählen Sie Alles, verschweigen Sie mir Nichts.«

Herr von Sarkow erzählte ausführlich Alles, was geschehen war. Als er geendet, stand der Oberst eine Zeitlang in schweigendem Nachdenken da; dann nahm er einen Eisenbahnfahrplan, der auf dem Tische lag, zur Hand.

»Die Flüchtlinge sind gestern abend abgereist, sie haben jetzt die französische Grenze passirt.«

»Ich wäre nicht hier,« sagte Herr von Sarkow, »wenn ich dessen nicht gewiß wäre.«

»Nun denn,« rief der Oberst wie erleichtert aufathmend, »so mögen sie gehen, wohin der Teufel sie führen will, was geht es mich an, ich bin bei Gott eigentlich froh, daß die Sache so gekommen ist, denn ich habe keine Neigung und

kein Verständniß für den geheimen Polizeidienst, und es wäre mir recht fatal gewesen, wenn ich die beiden Damen, mit denen ich hier so freundschaftlich verkehrt, hätte arretiren müssen; denn wissen Sie wohl,« fügte er, Herrn von Sarkow scharf ansehend, hinzu, »ich habe gestern abend den Befehl erhalten, die Gräfin Czerwinska und ihren Verkehr genau zu überwachen und sie festhalten zu lassen, wenn sie etwa abreisen wollte. Ich habe alle Maßregeln getroffen, ein Posten steht auf dem Gange, Niemand darf das Haus verlassen, und Sie können sehr zufrieden sein, daß Sie die Damen früher fortgeschafft haben, eine Stunde später wären sie mit Ihnen angehalten worden, dann hätte ich die Sache nicht mehr wie jetzt in der Hand gehabt, und das hätte mir von Herzen für Sie leid gethan. Lassen Sie sich aber die Sache eine Lehre sein, sich nie mit polnischen Weibern einzulassen, sie sind glatt wie die Schlangen und ebenso tückisch.«

»Und glauben Sie in der That, Herr Oberst, daß die Sache damit zu Ende sein kann?«

»Nun,« sagte der Oberst, »was sollte denn noch kommen? – Ich habe den Befehl, die beiden Polinnen zu arretiren – ich habe das Nest leer gefunden – sie sind fort, ehe der Befehl an mich kam, ich habe Nichts weiter zu thun, als zu melden, was ich gefunden, oder vielmehr, was ich nicht gefunden. Was Sie mir hier persönlich erzählt haben, ist eine Vertrauenssache zwischen zwei Ehrenmännern, von der ich dienstlich gar keine Notiz zu nehmen habe, da ja die Flüchtlinge ohnehin unerreichbar sind. Sie haben den Damen gegenüber Ihre ritterliche Ehrenpflicht erfüllt und durch Ihre Mittheilung an mich sich als loyaler Unterthan bewiesen, das vermehrt meine Zuneigung für Sie, mein junger

Freund,« sagte er, Herrn von Sarkow kräftig die Hand schüttelnd, »und der Teufel soll mich holen, wenn ich über diese widerwärtige Geschichte einen einzigen Tropfen Tinte mehr verbrauche, als zu dem Bericht über das nöthig ist, was ich dienstlich wissen muß. Leben Sie wohl, leben Sie wohl,« sagte er, Herrn von Sarkow, der voll inniger Dankbarkeit und Verehrung in das treue, offene Gesicht des alten Soldaten blickte, zur Thür hindrängend, »leben Sie wohl, auf Wiedersehen bei Tisch, ich habe keine Zeit mehr, und es ist auch gar nicht nöthig, daß man sich hier im Hause den Kopf darüber zerbricht, was Sie am frühen Morgen so lange bei mir zu thun haben.«

Während Herr von Sarkow ganz glücklich die Treppe hinabeilte, rief der Oberst seinen Adjutanten aus dem Vorzimmer herein – sofort wurde der Posten auf der oberen Flur abgelöst und der Befehl der Ueberwachung des Ausgangs des Hôtels aufgehoben.

Die Kammerfrau der Gräfin aber wurde, nachdem ihr Gepäck durchsucht und völlig unverfänglich befunden war, unter Begleitung eines Officiers nach dem Bahnhof gebracht und mit einer »gebundenen Marschroute«, wie der Commandant sich ausdrückte, nach Straßburg expedirt.

EINUNDDREISSIGSTES CAPITEL.

Als Herr von Sarkow ernst bewegt durch seine Unterredung mit dem vortrefflichen Oberst und zugleich in hohem Grade erleichtert durch die Zustimmung, die der so biedere und gerade Soldat und der so loyale preußische Edelmann seiner Handlungsweise hatte zu Theil werden lassen, das Hôtel verließ, fand er trotz der frühen Morgenstunde, zu der man sonst kaum einen Studenten auf den Straßen sah, den

Grafen Kronau, Fritz und Franz von Helmholt und Edward Howkins vor der Thür des Walz'schen Locals, wo sie auf dem Trottoir einen gedeckten Tisch aufgestellt hatten, an dem sie zum ganz besonderen Ergötzen der auf dem Wege zur Schule befindlichen Nachkömmlinge der Heidelberger Philister und der hinter den Gardinen der umliegenden Fenster hervorlauschenden alten und jungen Damen in äußerst comfortabler Weise sich ihren Thee vermittelst eines russischen Samowars bereiteten, indem sie zugleich über einem Becken mit glühenden Kohlen sich ihre Toastschnitten kunstgerecht rösteten. Es verstand sich von selbst, daß auf dem Tisch, dessen weiße Leinendecke bis zum Straßenpflaster herabhäng, außer dem Thee und den Toasts auch einige substantiellere Elemente eines empfehlenswerthen Frühstücks, wie kaltes Roastbeef, Bayonner Schinken, dampfende Frankfurter Würstchen sowie auch einige Karaffen mit Sherry, Portwein und Brandy nicht fehlten, und alle diese vorzüglichen Dinge verschwanden mit bemerkenswerther Geschwindigkeit unter dem tadellosen Appetit, der im Alter von zwanzig Jahren zu jeder Tageszeit gleich bereit ist, die Körperkräfte zu ersetzen, mit denen die Jugend so verschwenderisch umgeht.

Im Innern des Ladens stand der rothe Schiffer, vor ihm befand sich ein ungeheurer Teller voll großer Butterbrode mit kaltem Fleisch belegt, die er mit großem Behagen und ebenso großer Schnelligkeit vertilgte, indem er sich während der Pausen seiner anstrengenden Arbeit mit einer der Menge der Butterbrode entsprechenden Anzahl von Schoppen Affenthaler stärkte und zugleich zuweilen Herrn Walz hilfreiche Hand leistete, der damit beschäftigt war, in einen großen Deckelkorb unter möglichst geschickter Vertheilung

des Raumes eine Menge von Flaschen nebst kalter Küche aller Art zu verpacken.

Herr von Sarkow mußte laut auflachen, als er diesen merkwürdigen, mitten auf der Straße aufgeschlagenen Frühstückstisch erblickte, an dem seine Freunde so unbefangenen und harmlos Platz genommen hatten, als ob dies die natürlichste Sache von der Welt wäre, indem sie von den vielen beobachtenden Blicken, die auf sie gerichtet waren, nur dadurch Notiz nahmen, daß sie hin und wieder einen der gaffend umherstehenden Schulknaben heranwinkten, um ihm einen Toast, ein Stück Schinken oder Roastbeef oder auch ein Glas Sherry zu geben. Der also Beschenkte hatte dann seine Gabe gegen die neidischen Angriffe der Uebrigen zu verteidigen, was meist zu einer allgemeinen Rauferei der heranwachsenden Philistergeneration führte, durch die die Mannigfaltigkeit der Situation und die Heiterkeit der Frühstücksgesellschaft nicht wenig erhöht wurde.

»Sieh da, Sarkow!« rief Fritz Helmholt; »wir sind also nicht allein lüstern gewesen, der Morgenstunde ihr altberühmtes Gold aus dem Munde zu nehmen; er scheint auch den moralischen Kater, der ihn gestern abend in seinen Krallen hielt, in der Morgenluft spazieren geführt zu hauen – komm her, setz dich zu uns, nimm eine Tasse Thee mit Sherry oder einen tüchtigen Schluck Brandy, es giebt nichts Besseres, um das Gleichgewicht des thierischen Organismus, in dem nun einmal unsre Seele eingesperrt ist, wiederherzustellen.«

»Aber um Gottes willen,« sagte Herr von Sarkow, immer noch lachend, indem er eine von Fritz Helmholt ihm bereitete Tasse Thee schlürfte, »wie kommt ihr hierher zu dieser Stunde, was habt ihr vor?«

»Das ist sehr einfach,« erwiderte Fritz Helmholt, indem er Herrn von Sarkow eine große Schnitte Roastbeef reichte, »ihr seid alle so unerträglich langweilig, Charles Clarke liegt immer auf dem Wege zwischen hier und Weinheim, um seine Célie zu sehen, die, Gott sei Dank, heute nach Paris abreist und sich auf der Durchreise hier noch vorstellen soll; Luiz Antonio arbeitet Tag und Nacht, als ob sein Leben von dem rothen Hut abhinge, und du und Steinborn,« fügte er mit wirklichem Unmuth hinzu, »lauft den beiden Polinnen nach, von denen Gott allein weiß, wer sie sind —«

»Sie sind abgereist,« bemerkte Herr von Sarkow kurz.

»Gott sei Dank!« sagte Graf Kronau, forschend in Herrn von Sarkow's Gesicht blickend.

»Nun,« fuhr Fritz Helmholt fort, »da haben wir denn beschlossen, uns auch auf die sentimentale Schwärmerei zu werfen, wir wollen auf den Kaiserstuhl hinauf, um dort oben einmal gründlich Natur zu kneipen —

Auf den Bergen ist Freiheit,
Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte« —

declamirte er pathetisch, indem er Herrn von Sarkow zu-
trank und ihm dann ein bis an den Rand mit Sherry gefülltes
Glas reichte.

»Wahrhaftig, der Gedanke ist gut!« rief Herr von Sarkow mit blitzenden Augen, »es muß wunderbar schön sein, von dort oben weit in das Land hinaus zu blicken und hoch herabzuschauen auf das Ameisentreiben der Welt. Ich gehe mit euch, vielleicht wäre ich ohne euren tollen Einfall niemals auf den Kaiserstuhl gekommen.« Er begrüßte freudig den Gedanken an die fröhliche Bergfahrt da oben in der freien

Höhe mußten ja alle die trüben Nebel weichen, die die Ereignisse der letzten Zeit auf seine Seele gesenkt hatten.

»Ich sage es ja!« rief Edward Howkins, »sowie die Frauenzimmer fort sind, ist er wieder ein ganz vernünftiger Mensch— man müßte eigentlich im Corps allen Verkehr mit den Weibern verbieten, die nur dazu da sind, die Köpfe zu verdrehen und die Gemüthlichkeit zu stören.«

Herr von Sarkow seufzte bei dem Gedanken an Luiz Antonio und den Grafen Steinborn, aber er hatte keine Zeit, den Gedanken an seine beiden Freunde, deren Heilung er der Zeit überlassen mußte, weiter nachzuhängen; denn zur neuen Erheiterung der versammelten Schuljugend erschien vor dem Walz'schen Hause eine Anzahl gesattelter Esel, von mehreren Treibern begleitet. Der rothe Schiffer, der inzwischen sein Frühstück beendet hatte, trank Herrn von Sarkow mit Gönnermiene seinen letzten Schoppen Affenthaler zu und übernahm dann mit großer Würde das Commando über die Eseltreiber, die die sämmtlichen Ueberreste des Frühstücks zu ihrer Stärkung erhielten und deren einer schnell nach dem Stall gesendet wurde, um für Herrn von Sarkow ebenfalls einen Esel herbeizuholen, der denn auch in fünf Minuten erschien, während welcher Zeit Herr Walz die Verpackung des inhaltreichen Korbes vollendete. Die Saxonorussen aber tranken dem an dem Fenster seines Hauses erscheinenden Herrn Naumann mit freundlichen, verbindlichen Grüßen zu, und dann stiegen die sämmtlichen Herren in die Sättel, deren Steigbügel fast bis auf die Erde herabreichten; der rothe Schiffer hing den Korb an dem Tragbande um seine riesigen Schultern, munterte die Eselungen durch einige freundschaftliche Püffe zur Erfüllung

ihrer Pflicht auf, diese schwangen ihre Peitschen, und in kurzem Trabe ritt die Cavalkade, von dem rothen Schiffer und den Treibern gefolgt, unter dem lauten Hurraruf der Schuljugend davon.

Man ritt an dem Schlosse vorbei dem schattigen Waldwege zu, der, ziemlich steil aufsteigend, nach der unmittelbar über Heidelberg emporragenden Spitze des Kaiserstuhls hinaufführt. Die Esel verweigerten bald die schnelle Gangart, in der man ausgeritten war, und wenn auch der schattige Weg und der auf der Höhe immer frischer wehende Wind die Hitze des Tages milderte, so fühlten die jungen Leute doch bald eine müde Abspannung als natürliche Folge der außergewöhnlich frühen Stunde, in der sie ihren Schlaf unterbrochen hatten. Die anfänglich lustige und laute Unterhaltung wurde stiller und stiller, bis endlich ein jeder gesenkten Hauptes, halb träumend, weiter ritt, und vielleicht mochte der eine oder der andre im Stillen den kühnen Entschluß dieser romantischen Bergfahrt zu bereuen beginnen.

Auch der rothe Schiffer, der anfangs unermüdlich in lustigen Einfällen und ebenso belehrenden als erheiternden Gesprächen mit den Eseltreibern gewesen war, wurde still und schweigsam; er trocknete sich den von seiner Stirn rinnenden Schweiß und kam endlich zu dem Entschluß, den über seine Schultern hängenden Korb zu öffnen, vorsichtig eine Flasche daraus hervorzuholen und aus ihr von Zeit zu Zeit einen stärkenden Trunk zu nehmen, wobei er es in ehrerbietiger Rücksicht unterließ, durch eine Anfrage über die von ihm als nothwendig empfundene Stärkung seiner Kräfte das beschauliche Nachdenken zu stören, dem sich die Saxoborussen in ihren Sätteln überließen.

Nach etwa zwei Stunden langte die Gesellschaft auf der Spitze des Kaiserstuhls an, wo sie der alte Wärter des hohen Aussichtsturmes freudig begrüßte. Die frische Luft, die über den hohen Berggipfel hinstrich, verscheuchte mit ihrem reinen Hauch alle Müdigkeit. Die Saxoborussen stiegen auf die Plattform des Thurmes und genossen den wunderbar schönen, durch seine großartige Ausdehnung und seine malerische Mannigfaltigkeit fast berauscheden Ausblick in das weite, weite Land, von dem man mit fast ebensoviel Recht wie der Neapolitaner von seiner Vaterstadt sagen könnte: es sei ein auf die Erde herabgefallenes Stück des Himmels. Im Vordergrunde die dunkeln Wälder und die Abhänge der Bergkette, unmittelbar unten am Fuß der Höhe die prachtvolle Schloßruine mit der freundlichen, langgestreckten Stadt und den lieblichen Ufern des grünen Neckars; dahinter die weite, weite Ebene mit Dörfern, Feldern und Weinbergen, durchzogen von den hin und her fahrenden Eisenbahnzügen mit ihren dumpfschnaubenden Locomotiven, die, von hier oben gesehen, wie kleines Spielzeug erschienen; weiterhin der breite, glänzende Rhein und die Thürme von Mannheim, und dann endlich die Hardtberge in ihrem grauen, violett angehauchten Duft – das Alles lag vor den Blicken der jungen Leute da wie ein lebendig aufgeschlagenes Bilderbuch der großen, herrlichen Natur.

»Wie schön!« rief Franz von Helmholt. »Liegt die Welt nicht vor uns, als ob sie uns gehörte, der sonnenlichten Zukunft unsers Lebens gleich, und als ob dies freundliche, lichtstrahlende Bild niemals verhüllt werden könnte von den dunkeln Schatten der Wolken, die dort weit hinter dem Rhein zusammengeballt liegen, lauernd der Stunde, in der

sie mit dem Sturme verbündet gegen das Sonnenlicht aufsteigen dürfen!«

»Mein Bruder Franz beginnt zu schwärmen,« sagte Fritz lachend, aber doch selbst bewegt von der Schönheit des weiten Rundbildes. »Die glückliche Jugend,« fügte er mit komischem Ernst und einem schweren Seufzer hinzu, »er kann sich leicht und lustig seines Lebens freuen, er hat sich um Nichts zu kümmern, während auf mir alle Sorgen der Familie ruhen, und die schwerste von allen – die Sorge um einen leichtsinnigen jüngeren Bruder, der alle Lehren und Ermahnungen des reifen und erfahrenen Alters in den Wind schlägt.«

»Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen,« sagte Franz, »da verhöhnt er mich noch, weil ich mit meiner kleinen Apanage von der Hand in den Mund leben muß, während er als großer Herr auf seinem Majorat sitzt – drückt dich übrigens die Sorge, so bin ich bereit zu tauschen.«

»Was das Schicksal uns auflegt, muß getragen werden,« sagte Fritz mit feierlicher Würde, »ich werde meine Pflicht erfüllen und so gut ich es vermag, meinen armen, unmündigen Zögling auf den Weg der Tugend zu führen suchen.«

»Nun,« sagte Herr von Sarkow lachend, »wenn er sich nach deinen Worten richtet und vor deinem Beispiel hütet, so wird die Erziehung vortrefflich gelingen. – Seht doch dort!« rief er, tief aufathmend in die Ferne schauend, »seht dort hinten, wie das Sonnenlicht sich in den Nebeln spiegelt, die wie leichter Duft über dem Rhein aufsteigen; hier begreift man, wie die alten Sagen sich bildeten von den Nixen und Nymphen, mit etwas Phantasie kann man wirklich glauben, dort hinten eine Märchenwelt vor sich zu sehen, in der die Töchter des Flußgottes mit den lichten Geistern der

Luft ein neckisches Spiel treiben! Wie klein kommt man sich selbst vor in dieser großen Natur, hinter deren dämmern-dem Horizont die Unendlichkeit sich öffnet, immer neuen Raum bietend für immer neues Leben. Und doch wieder fühlt man sich so groß auf dieser Höhe, fast scheint es, als müßte man das Alles beherrschen können, was da unter uns liegt, als müßte man auf flüchtigen Schwingen dem Blick folgen können immer weiter und weiter in die Ferne hinaus, als könne es keine Schranke geben, die den siegreichen Flug des Geistes einengen möchte. Rudolf von Habsburg soll hier Gericht gehalten haben – er hatte Recht, wenn er hier auf dieser Höhe seinen Kaiserstuhl aufrichtete, hier gewinnt der Blick die Klarheit, um das Treiben der Menschen im Staube zu durchschauen, und hier, so hoch über dem ringenden Kampf der niederen Welt, so nahe dem Himmel, der verklärend die irdische Welt umspannt, ergießt sich in das Herz die Liebe und Demuth, die fremde Schuld und fremden Irrthum an der Schwäche des eignen Herzens mißt.«

Schweigend blickten alle von der Brüstung des Thurmes in die Ferne hinaus. Herr von Sarkow versank in jene tiefe Träumerei, die so leicht in die Seele einzieht, wenn das Auge auf die weite, lebensvolle Welt aus stiller, einsamer Höhe herabblickt – es schien ihm, als öffne sich hinter den dämmernden Bergen die Aussicht weiter und weiter, als schwebe er fort über die leuchtende Erde hin bis zu der fernen Heimath am Strande der Ostsee, aus der violetten Dämmerung des Horizonts stieg das Bild seines Vaterhauses vor ihm auf, er sah die Gestalten der Seinigen, er sah ein liebliches Mädchenbild, das mit allen Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend verwebt war; eine weiche, wehmüthige Sehnsucht erfüllte sein Herz, er breitete die Arme aus, als wollte er das

Bild festhalten und zu sich heranziehen – da erweckte ihn der eigenthümliche Ton eines lauten, lang gezogenen Gähnens aus seiner Träumerei.

Es war Edward Howkins, der, die Arme hoch über seinen Kopf ausreckend, auf diese äußerst prosaische Weise die stumme Bewunderung der übrigen unterbrach.

»Es ist ein unangenehmer Zug hier oben,« sagte er, »und außerdem habe ich Hunger nach dem Ritt auf dem ver wünschten Esel; laßt uns herabsteigen und sehen was der kleine Walz uns mitgegeben hat.«

So materialistisch dieser Vorschlag war und so wenig er zu Herrn von Sarkow's Empfindungen paßte, wurde doch seine Berechtigung auch von ihm und den übrigen anerkannt. Man stieg herab. Der rothe Schiffer hatte den Inhalt des Korbes auf den Boden ausgebreitet, nachdem er vorsichtig die von ihm geleerte Flasche weit hinaus in das Gebüsch geschleudert hatte. Man ließ dem Frühstück volle Gerechtigkeit widerfahren, dessen Reste dann der rothe Schiffer mit den Eseltreibern theilte; auch die Esel wurden mit Brod gefüttert, der Thurmwächter reichlich dafür belohnt, daß er heute keinen Absatz für das bräunliche Getränk gefunden hatte, das er sonst den Touristen, die den Kaiserstuhl bestiegen, unter dem Namen Kaffee zu credenzen pflegte, und nachdem so jedermann zufrieden gestellt war, wurde der Rückweg angetreten, um noch zur Zeit des Dinners in Heidelberg eintreffen zu können.

Der absteigende Weg machte die Esel zu schnellerer Gangart geneigt, der Eindruck der herrlichen Aussicht und die Wirkung der vortrefflichen Getränke, die Herr Walz in

seinen Korb gepackt hatte, belebte die Stimmung der Gesellschaft, und man kam in der fröhlichsten und übermüthigsten Laune am Fuße des Schloßberges an, wo sich der Stall der Esel befand.

Die Thiere hielten hier von selbst an, aber Edward Howkins wehrte dem Eseltreiber, der ihm den Bügel halten wollte, ab und rief:

»Nein, nein, ich habe keine Lust, noch zu Fuß zu gehen, ich will nach dem Hôtel zum Badischen Hof reiten bis vor mein Couvert.«

»Bravo!« rief Herr von Sarkow, »bravo, das ist ein vortrefflicher Gedanke – wenn der Großmeister von Calatrava das Recht hatte, in alle Kirchen der Christenheit gewappnet einzureiten, so dürfen die Saxoborussen wohl einem Hôtel in Heidelberg die Ehre erzeigen, zu Esel in seinen Speisesaal zu reiten. »Vorwärts!« rief er, den Treibern winkend. Diese gebrauchten ihre Peitschen, und in lustigem Trabe ging der Zug weiter durch die Hauptstraße hin zum grüßten Erstaunen und zu ebenso großer Erheiterung des Publikums. Die Esel jagten, unablässig angetrieben, bald in der schärfsten Gangart, die ihnen möglich war, der rothe Schiffer folgte, seine Mütze schwingend und zuweilen in eigenthümlichen, unartikulirten Tönen seinem Vergnügen über diesen außergewöhnlichen Ritt Ausdruck gebend. Man erreichte das Hôtel zum Badischen Hof. Die Esel wurden mit einiger Mühe die wenigen Stufen zum Erdgeschoß emporgezogen, der rothe Schiffer öffnete weit die Thüren des Speisesaals, und einer nach dem andern trabten die Saxoborussen herein; jeder hielt vor seinem Couvert an der bereits vollständig besetzten Table d'hôte und stieg ruhig, mit der unbefangenen Miene von der Welt aus dem Sattel, worauf dann die

Esel von den Treibern hinausgeführt wurden, während der rothe Schiffer auf der Schwelle noch einmal ein lautes »Hurra!« ertönen ließ.

Der Oberst von Ehrenstein lachte, daß ihm die Thränen in seinen Schnurrbart liefen, die übrigen Mitglieder der regelmäßigen Tischgesellschaft klatschten Bravo, und fast sämtliche anwesende Fremde schlossen sich dieser Beifallsbezeugung an, während man hier und dort das durch einen so außergewöhnlichen Vorgang wohl erklärliche »*Shocking!*« aus dem Munde einzelner Engländerinnen hörte.

Die fröhliche Stimmung der von dem Kaiserstuhl zurückkehrenden Saxoborussen wurde aber noch vermehrt, als sie am Tisch ihre Weinheimer Freunde erblickten. Miß Maggins und Fräulein Célie hatten ihre Plätze neben dem Obersten von Ehrenstein erhalten, und dieser hatte bereits in aufopfernder Galanterie verschiedene, nicht eben erfolgreiche Versuche gemacht, eine zusammenhängende Unterhaltung mit den Damen zu führen. Der Colonel und Charles Clarke strahlten vor Glück an der Seite ihrer Erwählten, und Mr. Willis gab seiner freudigen Stimmung dadurch einen unverkennbaren Ausdruck, daß er mit lächelnder Miene jeden aus der Gesellschaft der Reihe nach um die Erlaubniß bat, ein Glas Wein mit ihm trinken zu dürfen.

So erfreulich und befriedigend dies Alles auch war, so mußte doch um so mehr Herrn von Sarkow's eigenthümliches Benehmen auffallen. Er war von seinem Esel abgestiegen und wollte, nachdem er die Weinheimer Gäste herzlich begrüßt hatte, sich auf seinen Platz niedersetzen, als er wie durch einen Zauber gebannt stehen blieb und mit weit geöffneten Augen über den Tisch hinstarrte, während zugleich

eine helle Röthe sein Gesicht färbte. Der Gegenstand dieses grenzenlosen Erstaunens, dem bald der Ausdruck lebhafter Freude folgte, war eine Gesellschaft, aus einem Herrn und zwei Damen bestehend, die unmittelbar neben der regelmäßigen Tischgesellschaft Platz genommen hatte und Herrn von Sarkow fast schrägüber saß. Der große, kräftig gebaute und etwas starke Herr mochte fünfzig Jahre alt sein, hatte aber trotz seines Alters und seiner Fülle in seiner Haltung und in seinen Bewegungen noch jugendliche Elasticität und vornehme Eleganz bewahrt. Sein Gesicht zeigte kräftige, edle und regelmäßige Züge und die frische Farbe der Gesundheit. Seine blauen Augen blickten freundlich und heiter und doch stolz, ja zuweilen fast hochmüthig abwehrend. Sein blondes Haar und sein dichter, röthlicher Schnurrbart waren noch kaum ergraut, in seinem ganzen Wesen mischte sich die freie Ungezwungenheit des Landmannes und die Festigkeit des früheren Militairs mit der ruhigen Sicherheit des vornehmen Mannes, der sich seiner Stellung in der Welt völlig bewußt ist. Neben ihm saßen zwei junge Damen, auffallend durch Schönheit und distinguirte Erscheinung. Das junge Mädchen zu seiner Rechten mochte etwa siebzehn Jahre alt sein; der Schnitt ihres Gesichts zeigte einige Aehnlichkeit mit dem älteren Herrn, doch war sie zum Unterschied von diesem völlig brünett, und ihre fast schwarzen Haare sowie ihre tiefdunklen, feurigen und lebhaft blitzenden Augen ließen jene Aehnlichkeit der Züge beim ersten Anblick kaum bemerken. Auf der andern Seite saß eine junge Dame in gleichem Alter, aber von so durchaus verschiedener Erscheinung, daß die Schönheit der beiden jungen Mädchen durch

den Gegensatz noch schärfer und eigenthümlicher hervorgehoben wurde, und es einem völlig unparteiischen Beobachter schwer geworden wäre, der einen von ihnen den Preis zuzuerkennen. Diese junge Dame war eine zarte Blondine, deren reiches Haar von röthlich goldenem Schimmer überhaucht war; ihr edles, vom Reiz der erwachenden Jugend umflossenes Gesicht erinnerte in seinen fast noch kindlichen Zügen an die Madonnenbilder der italienischen Schule und wurde besonders anziehend durch die dunkelblauen Augen, die ganz im Gegensatz zu dem röthlichen Haar und dem überaus zarten Teint von dunklen Brauen überwölbt und unter langen dunklen Wimpern träumerisch sinnend und doch wieder frisch und lebensfroh hervorblickten. Beide junge Damen waren fast ganz gleich in Costüme von roher Seide mit schottisch gemustertem Seidenbesatz und gleichen Schleifen gekleidet; sie glichen in dieser so einfach geschmackvollen und zugleich malerischen Toilette den anmuthigen Gestalten, die Walter Scott in seinen Dichtungen den alten Hochlandssagen entlehnt, und die Blondine hätte einem Maler zum Vorbild für die Darstellung des Fräuleins vom See mit den goldenen Locken dienen können.

Diese Gruppe war es, die Herrn von Sarkow's Erstaunen in so hohem Grade erregte, und der Anblick des jungen Mannes schien bei den Fremden ein gleiches Interesse zu erwecken. Der alte Herr blickte kopfschüttelnd und mit leichtem Stirnrunzeln auf den von seinem Esel herabspringenden jungen Mann, die Brünette lachte fröhlich und herzlich, und die zarte Blondine blickte tief erröthend und mit einem glücklichen Lächeln voll lieblicher Freude unter ihren halb gesenkten Wimpern hervor. Einen Augenblick aber nur

dauerte Herrn von Sarkow's Erstaunen, im nächsten Augenblick verließ er seinen Platz, eilte um den Tisch herum und umarmte herzlich den alten Herrn, der sich ebenfalls von seinem Platz erhoben hatte.

»Du hier, Vater!« rief er, »welch unerwartete Freude; du hast mir nichts von deinem Besuch geschrieben –«

»Wir wollten dich überraschen,« erwiderte der Vater. »Ich wollte mich,« fügte er mit etwas sarkastischem Ton hinzu, »ohne Vorbereitung überzeugen, was du hier treibst und wie es mit deinen Studien steht – du kamst wohl aus dem Colleg geritten?«

»Herr von Bangerow hat heute nicht gelesen, wir hatten einen Ausflug in die Berge gemacht,« erwiderte der junge Mann ein wenig verlegen.

Dann küßte er die noch immer lachende Brünette.

»Willkommen, Marie,« sagte er, »das ist ein vortrefflicher Gedanke, daß ihr mitgekommen seid. Und du auch, Agnes,« sagte er, während die Schwester ihn neckend der Blondine zuwendete; »wie hätte ich das erwarten können,« fügte er, dem noch tiefer erröthenden Mädchen die Hand reichend, hinzu, »dich hier zu sehen – ich habe heute noch,« sagte er, mit leuchtenden Blicken in ihre Augen schauend, »an dich gedacht – an euch gedacht,« fügte er sich verbessernd hinzu, »oder,« fragte er, ihre Hand festhaltend, »ich darf dich wohl nicht mehr so nennen, wie ich es bisher in alter Kinderge-wohnheit that – ich muß wohl ›Sie‹ sagen und ›Fräulein von Regenow‹.

Das junge Mädchen antwortete nicht, ihr Blick aber schien zu beweisen, daß die Kindererinnerung, von der er sprach, in ihrem Herzen wie in dem seinen ihr Recht behalten hatte.

»Das müßt ihr miteinander abmachen!« rief der alte Herr von Sarkow lachend, »jetzt aber genug der Begrüßung, wir sind heute vormittag angekommen, und ich fühle in der That das Bedürfniß, mich mit unserm Diner zu beschäftigen.«

»Ich bitte dich, mir zu erlauben, lieber Vater,« sagte Herr von Sarkow, »dich mit meinen Freunden bekannt zu machen.«

Der alte Herr machte eine Miene, als ob ihm nicht so gar überaus viel daran liege, die Bekanntschaft der Freunde seines Sohnes zu machen, mit denen dieser so extravagante Reitübungen ausführte; doch da er bemerkte, daß alle Blicke der heiteren Tischgesellschaft, die vorher schon seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, neugierig auf ihn gerichtet waren, so neigte er mit verbindlicher Artigkeit den Kopf und folgte seinem Sohne, während Fräulein Marie aus dem Winkel ihrer Augen nach den Studenten hinübersah, auf deren Brust sie sogleich die wohlbekanntenen Farben ihres Bruders erkannt hatte.

Herr von Sarkow stellte seinen Vater zunächst dem Obersten von Ehrenstein vor. Der Oberst begrüßte den pommerischen Gutsbesitzer und preußischen Kammerherrn äußerst artig und zugleich mit landsmannschaftlicher Herzlichkeit.

»Ich freue mich aufrichtig,« sagte er, die Hand des alten Herrn von Sarkow schüttelnd, »den Vater meines jungen Freundes kennen zu lernen. Ihr Herr Sohn ist ein vortrefflicher junger Mann, fleißiger Student, wie ich wohl bemerkt habe, und dabei immer lustig und vergnügt, er hat das Herz auf dem rechten Fleck, ein fester Royalist, ritterlich und loyal, ich habe Gelegenheit gehabt, das zu erproben,« fügte er hinzu, mit herzlichem Wohlwollen dem jungen Mann auf

die Schulter klopfend. »Er hat mich aus einer sehr peinlichen Verlegenheit befreit – aus einer sehr peinlichen Verlegenheit, und ich werde ihm immer dafür dankbar sein.« Auf den alten Sarkow machte dies Lob seines Sohnes aus dem Munde des preußischen Stabsofficiers einen großen Eindruck, obwohl er ziemlich erstaunt aufblickte und nicht zu begreifen schien, wie es möglich sei, daß ein junger Student den Commandanten von Heidelberg aus irgendwelcher Verlegenheit befreien könne; seine immer noch etwas bewölkte Miene klärte sich zu heller Freude auf, und er begrüßte mit liebenswürdigster Artigkeit Miß Maggins und Fräulein Cécilie Rotin. Der Colonel Coombe schüttelte ihm enthusiastisch die Hand und rief:

»Ich bin ganz glücklich, ganz glücklich, mein theurer Herr, den Vater kennen zu lernen von meinem vortrefflichen jungen Freund, dem ich das Glück meines Lebens verdanke; aus seiner Hand habe ich hier meine Braut, Miß Maggins, empfangen, und niemals, niemals, solange ich lebe, wird meine Dankbarkeit für ihn enden.«

Ganz verwundert blickte der alte Sarkow den Colonel und Miß Maggins und dann wieder seinen Sohn an.

Der Professor Rotin reichte ihm die Hand und sagte in französischer Sprache:

»Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich nicht aufstehe, ich bin ein wenig gelähmt, vor kurzem noch konnte ich meinen Rollstuhl gar nicht verlassen, jetzt kann ich wenigstens schon an zwei Stöcken gehen, und das,« fügte er lächelnd hinzu, »verdanke ich wohl Ihrem Herrn Sohn, der mit seinen Freunden ein ganz neues System in unsre Krankenanstalt in Weinheim brachte – vorher hatte man uns arme Kranke in das kalte Wasser gesteckt, diese Herren haben dafür die

Champagnerflaschen und die Aufwärter ein kaltes Bad nehmen lassen, und das ist uns allen besser bekommen.«

Immer grenzenloser wurde das Erstaunen des alten Herrn von Sarkow. Eben war er noch etwas ungehalten über das leichtsinnige Treiben seines Sohnes gewesen und hatte sich im Stillen Vorwürfe darüber gemacht, daß er ihn nach Heidelberg geschickt habe, wo die Studenten, statt sich in die Rechtswissenschaften zu vertiefen und gute Gesellschaft zu besuchen, mit tollem Uebermuth auf Eseln in den Speisesaal des ersten Hôtels einritten; und nun vernahm er mit einem Male, daß der Sohn, dessen er sich eben noch vor der ganzen Tischgesellschaft schämen zu müssen geglaubt hatte, den unumschränkt über die Stadt gebietenden Commandanten aus großer Verlegenheit befreit, daß er einem englischen Gentleman eine Braut zugeführt und einen französischen Professor von der Gicht kurirt habe. Wenn er auch über diese ihm bisher völlig unbekanntem, vielseitigen Fähigkeiten seines Sohnes immer noch verwundert den Kopf schüttelte, so versetzte ihn ihre allgemeine Anerkennung doch in die vorzüglichste Laune; er begrüßte verbindlich und herzlich die Corpsbrüder seines Sohnes und führte dann seine beiden jungen Damen herbei, um sie ebenfalls mit der Gesellschaft bekannt zu machen; man rückte zusammen, es wurden Couverts eingeschoben, der alte Sarkow nahm seinen Platz zwischen dem Obersten von Ehrenstein und Miß Maggins ein, sein Sohn saß neben Fräulein Agnes, und Fräulein Marie von Sarkow fand ihren Platz an der Seite des Grafen Kronau. Bereits hatte Charles Clarke eine nicht zu gering bemessene Anzahl von Flaschen des vortrefflichen *Oeil de*

perdrix in Eis stellen lassen, und als der purpurschimmernde Schaumwein in den Gläsern perlte, als die Saxoborusen auf den Vater ihres Corpsbruders unter staunender Aufmerksamkeit der ganzen Tischgesellschaft einen Salamander rieben, an dem sich der Oberst und die Damen beteiligten, da verhüllte ein feuchter Schimmer die Blicke des alten Herrn, er stieß mit jedem aus der Gesellschaft einzeln an, was ihn veranlaßte, eine ganz erhebliche Menge von Gläsern zu leeren, und erklärte dann ganz stolz und glücklich, daß Heidelberg doch die vorzüglichste Universität und die ausgezeichnetste Bildungsschule sei, um einen jungen Mann für das Leben vorzubereiten.

Selten wohl war eine vergnügtere Gesellschaft beisammen gewesen, und trotz der so verschiedenartigen Elemente, aus denen sich diese zusammensetzte, schien es doch einem jeden, als ob er sich im Kreise alter Freunde und Verwandten befinde. Herr von Sarkow freilich trug weniger als alle andern zur allgemeinen Unterhaltung bei, er mochte sich wohl mit seiner Nachbarin in alte Jugenderinnerungen vertiefen, und es schien nicht, als ob Fräulein Agnes den Ton, in dem sie früher mit ihrem Jugendfreunde verkehrt hatte, jetzt nicht mehr für passend hielt, denn man hörte zuweilen aus dem halblaut geführten Gespräch der beiden das »Du« der Kinderzeit und die vertraulichen Vornamen statt der conventionellen Anreden hervorklingen. Wenn auch Fräulein Marie von Sarkow mit dem Grafen Kronau keine Kindererinnerungen auszutauschen hatte, so war doch die Unterhaltung der beiden nicht minder eifrig und lebhaft, und auch sie gaben oft auf eine oder die andre aus der Gesellschaft an sie gerichtete Bemerkung so zerstreute und wenig zusammenhängende Antworten, daß sie kaum

auf das um sie her geführte Gespräch geachtet haben konnten.

Man saß lange bei Tisch, und als der Kaffee servirt wurde, waren alle übrigen Fremden längst aus dem Saal verschwunden. Auch der Oberst war länger wie gewöhnlich geblieben, und als endlich die dienstlichen Meldungen sich häuften und seine Entfernung die Aufhebung der Tafel veranlaßte, da trat Mr. Willis mit hochgeröthetem Gesicht zu dem alten Herrn von Sarkow heran, schüttelte ihm fünf Minuten lang unaufhörlich die Hand, während beide Herren, der eine englisch, der andre deutsch, eine Menge von Freundschaftsversicherungen und Complimenten austauschten, deren wohlthätige und erfreuliche Wirkung durch den gänzlichen Mangel gegenseitigen Verständnisses in keiner Weise beeinträchtigt wurde. Man verabredete eine gemeinsame Parthie nach dem Schloß. Die Wagen fuhren vor, und bald befand sich die ganze Gesellschaft auf der vom goldenen Licht der sinkenden Abendsonne wunderbar schön beleuchteten Terrasse.

Der zauberische Reiz dieses in der Welt fast einzigen Platzes, auf dem sich die Frische der ewig jungen Natur mit den großartig romantischen Trümmern einer versunkenen, erinnerungsreichen Vergangenheit zu einem die Seele mächtig bewegenden Bilde vereinigt, übte auf die ganze, ohnehin schon zu lebhafter Empfänglichkeit angeregte Gesellschaft ihren mächtigen Einfluß. Der alte Herr von Sarkow wurde nicht müde, alle einzelnen Schönheiten der Aussicht zu bewundern, die ihm die Saxoborussen erklärten. Sein Sohn stand neben Fräulein Agnes an dem Gitter, ihr zartes Gesicht war mit rosigem Schimmer übergossen, ihre Brust wogte in

tiefen Athemzügen, sie schien überwältigt von all' der Herrlichkeit, die sich hier vor ihr öffnete und von der sie in ihrer pommerschen Heimath keine Ahnung gehabt hatte; beide sprachen wenig, die Lippen der schönen Agnes öffneten sich nur zuweilen zu einem bewundernden Ausruf, aber oft wendeten sich ihre Augen von dem reichen Bilde vor ihr zu dem Jugendfreund an ihrer Seite hin, und was die Augen der beiden in stummer Sprache sich sagten, das mußte wohl zu ihren Herzen dringen, denn das innig verständnißvolle Lächeln ihrer stummen Lippen zeigte lichtet, reines und ungeprübtes Glück.

Charles Clarke und Fräulein Célie schenkten der Aussicht nur geringe Aufmerksamkeit, sie saßen Hand in Hand auf einer Steinbank, und was sie miteinander flüsterten, hätte sie auf einem einsamen Felsen ebenso glücklich gemacht als hier auf der schönen Terrasse des alten Heidelberger Schlosses. Fräulein Marie und Graf Kronau unterhielten sich lebhaft, er zeigte und erklärte ihr alle einzelnen Punkte der weiten Fernsicht; aber so eifrig sie auch miteinander sprachen, so schien es doch fast, als ob neben den wohlgesetzten Worten, die sie miteinander wechselten, noch eine ganz besondere Unterhaltung zwischen ihnen stattfände durch die Vermittlung ihrer oft sich kreuzenden und schnell sich dann wieder abwendenden Blicke und des flüchtigen Erröthens, das nach solchen Blicken über ihre Wangen hinzog, und diese zweite, unwillkürliche und unbewußte Unterhaltung schien sie beide wohl noch mehr in Anspruch zu nehmen als die laut gewechselten Worte, die ein dritter, der ihnen zugehört hätte, oft wenig zu einander passend gefunden haben würde.

Der Colonel ging mit Miß Maggins auf und nieder, und Mr. Willis schloß sich bald der einen, bald der andern Gruppe mit irgend einer Bemerkung an, die meist nur eine unmuthige und kurze Antwort fand, so daß er endlich sich ganz allein an die äußerste Ecke der Terrasse stellte und in gewissen Intervallen mit lauter Stimme rief: »*Very pretty – very beautyfull – indeed!*« wobei er die vorübergehenden Fremden, die zahlreich die Terrasse besuchten, mit so triumphirenden und fast herausfordernden Blicken ansah, als ob er ausschließlich die Schönheit der Terrasse und der Aussicht entdeckt habe, und als ob er jeden niederschmettern wolle, der geneigt sein möchte, den Werth der von ihm gemachten Entdeckung zu bestreiten.

Die Sonne sank herab, und der rothe Vollmond stieg über den grünen Berghöhen herauf, und immer noch wogte eine bunte Menge auf der Terrasse auf und nieder, immer noch schimmerten die Blicke, die sich zum dämmernden Mondlicht aufrichteten, ebenso glücklich als im Strahl der Sonne – es scheint, als ob die Gestirne des Himmels auf diesem wunderbaren Stück Erde immer nur glückliche, fröhliche Menschengesichter beleuchten sollten von der Zeit her, da hier der glänzende Hof der Pfalz sein üppig fröhliches Leben ausbreitete, bis zu unsern Tagen, in denen in immer wechselnden und immer neu sich ablösenden Generationen die frische Jugend hier vorüberzieht, noch unberührt von dem Leid und den Sorgen des Lebens, in dessen schweren Kämpfen sich die ermüdete Seele oft zu neuer, muthiger Kraft aufrichtet, wenn aus ihren Tiefen das lichte Erinnerungsbild der Schloßterrasse von Heidelberg empor taucht, dieser geweihten Stätte der Jugend, der Freude und der Hoffnung.

Endlich aber mahnte der alte Herr von Sarkow zum Aufbruch.

Er und die beiden Mädchen waren die Nacht vorher gereist, und trotz aller Schönheit und alles Reizes dieses ersten Abends in Heidelberg, der weit alle ihre Erwartungen übertraf, machte sich doch die Erschöpfung der ermüdeten Natur geltend.

Man kehrte nach dem Hôtel zurück.

Carl von Sarkow blieb bei den Seinen, Charles Clarke und der Colonel bei dem Professor Rotin und Fräulein Célie, denen sich Miß Maggins angeschlossen hatte.

Mr. Willis aber wurde auf den Riesenstein mitgenommen, wo er gründlichen Unterricht in der schwierigen Kunst des Salamanderreibens erhielt, und schwer würde es ihm geworden sein, wenn er am nächsten Morgen darüber hätte Rechenschaft geben sollen, auf welche Weise und zu welcher Zeit der Nacht er nach dem Hôtel zurückgekehrt und in sein Bett gelangt sei, in dem er spät am andern Vormittag halb entkleidet erwachte und den nach seinen Befehlen fragenden Kellner eine Zeitlang mit starren Blicken ansah, worauf er ihm mit rauher Stimme zurief:

»Sodawasser – viel Sodawasser! – Sie sind ein Bierjunge!«

ZWEIUNDDREISSIGSTES CAPITEL.

Früh schon hatte Herr von Sarkow die Seinigen am nächsten Morgen aufgesucht, um mit ihnen im Hôtel zum Badischen Hof zu frühstücken. Man verabredete für den Tag eine Besichtigung der hauptsächlichsten Schauplätze des studentischen Lebens, für die die beiden jungen Damen ein ganz besonderes Interesse zeigten, und merkwürdig war es, daß der junge Student und Fräulein Agnes von Regenow häufig

mitten in ihrer heiteren und unbefangenen Unterhaltung, in die sich manche Neckereien und alte Kindererinnerungen mischten, oft plötzlich verwirrt und flüchtig erröthend verstummen, ohne daß den gewechselten Worten ein Grund für eine so augenscheinlich peinliche Verlegenheit anzumerken gewesen wäre, und zwar geschah dies fast jedesmal, wenn ihre Blicke sich begegneten – es mußte also wohl in diesen Blicken irgend eine für die beiden jungen Leute gegenseitig beunruhigende Kraft liegen, so daß sie es dann vorzogen, einander lieber gar nicht mehr anzusehen, um ungestört frühstücken und plaudern zu können. Fräulein Marie mußte dieses eigenthümliche Augenspiel zwischen ihrem Bruder und ihrer Freundin, das fast auf gegenseitige Antipathie hätte schließen lassen können, sehr unterhaltend finden, denn sie lächelte zuweilen flüchtig, wenn sie die beiden ansah, während ihre blitzenden Augen listig und vergnügt funkelten, doch gab sie sich den Anschein, Nichts davon zu bemerken, und brachte das Gespräch immer wieder auf die Erinnerungen und die gemeinsamen Jugendspiele zurück. Der alte Herr von Sarkow aber bemerkte in der That gar Nichts, er frühstückte mit vortrefflichem Appetit und lenkte seinerseits das Gespräch immer wieder von dem Gebiet ab, das seine Kinder ganz vorzugsweise zu interessiren schien, indem er immer von Neuem voll Zorn und Unmuth auf die so glücklich niedergeworfene Revolution zurückkam und sich die Erlebnisse seines Sohnes während der bewegten Zeit erzählen ließ, wobei dieser zum großen Vergnügen der beiden Mädchen sehr ausführlich bei dem Aufenthalt in der Wasserheilanstalt zu Weinheim und der Rolle, die er als *postillon d'amour* zwischen dem Colonel Coombe und Miß Maggins gespielt, verweilte, dagegen aber seinen Ausflug

nach dem Schlosse Trottingen völlig mit Stillschweigen zu übergehen für gut fand.

Bald aber brach er auf, um sich in das Colleg des Herrn von Bangerow zu begeben, zu dem er seine kleine Mappe und sein Heft bereits mitgebracht hatte, und wenn auch die beiden Mädchen der Ansicht waren, daß er wohl heute seinem Fleiße Zügel anlegen und sich ihrer Gesellschaft widmen könne, so klopfte der Vater ganz freudig den Sohn auf die Schulter und schickte ihn fort, um vor Allem zunächst seine akademische Pflicht zu erfüllen und wieder einzuholen, was er während der unseligen Revolutionszeit versäumt habe.

Nachdem der junge Student sich mit dem Versprechen, sogleich nach dem Schluß des Collegs zurückzukehren, entfernt hatte, zündete sich der alte Herr eine Cigarre an und begann nochmals seinem tiefen Unmuth über die Revolution Luft zu machen, zu der die Polen, Juden und Advokaten das arme, thörichte Volk verführt hätten, wobei er zugleich die Hoffnung aussprach, daß dieser badische Aufstand der letzte Kopf der Hyder gewesen sei und daß dieselbe nun durch das von dem Prinzen von Preußen so siegreich geführte königliche Schwert für immer niedergeworfen sein möge.

Während dieses laut geführten politischen Selbstgesprächs, das für die leise miteinander flüsternden und lachenden jungen Mädchen sehr wenig Interesse zu haben schien, war bereits zweimal leise an die Thür geklopft worden, ohne daß der lebhaft bewegte alte Herr es bemerkte. Als endlich Fräulein Marie laut »Herein!« rief, trat mit freundlichem und verbindlichem Lächeln und tiefer Verbeugung Herr Salomon Nürnberger in das Zimmer. Der alte Herr von Sarkow sah ihn äußerst verwundert an, er begriff

nicht, wer ihn in Heidelberg besuchen möchte, und schien an irgend ein Mißverständniß zu glauben; Nürnberger aber näherte sich ihm mit immer freundlicherem Lächeln und immer tieferen Verbeugungen, während die jungen Mädchen neugierig und erwartungsvoll den unbekanntem Besuch betrachteten.

»Habe ich die Ehre, den Herrn Baron von Sarkow zu begrüßen,« fragte Nürnberger, »den Herrn Vater von unserm vortrefflichen und ausgezeichneten Herrn Saxoborusen, der zweiter Chargirter geworden ist im Corps, seit der Lord Fitzgerald hat fortgehen müssen und nicht wiedergekommen ist?«

»Ich bin der Kammerherr von Sarkow,« sagte der alte Herr von Sarkow, indem er mit kalter Zurückhaltung Nürnberger's tiefe Verbeugungen mit einem kurzen Kopfnicken erwiderte. »Was wünschen Sie?«

»Ich wünsche nur,« erwiderte Nürnberger, »dem Vater eines so ausgezeichneten Sohnes meinen Respect zu beweisen und meine Freude auszusprechen, daß der Herr Kammerherr nach Heidelberg gekommen sind – verzeihen Sie, wenn ich nicht gleich Ihnen gegeben habe den rechten Titel – was müssen Sie für eine Freude haben über Ihren Sohn, Herr Kammerherr – so ein feiner junger Herr und so fleißig, und hat so viel Verständniß für alte Kunstsachen – das ist nämlich mein Geschäft, Herr Baron – Herr Kammerherr; meine Sammlung ist berühmt, weit berühmt, und ich bin gewiß, Sie werden nicht an meinem Magazin vorbeigehen, Sie können nirgends wiederfinden eine so vortreffliche Auswahl als bei mir – Ihr Herr Sohn kann Ihnen das sagen, er kennt mich und weiß mich zu schätzen, und ich bin stolz darauf

– hat er doch erst neulich von mir gekauft einen prachtvollen Dolch, der gehört hat der Königin Katharina von Medici und auch einen alten Säbel des Sultans Soliman, den der Rauchthaler gehabt hat, ein gewöhnlicher Mensch,« sagte er achselzuckend, »der Rauchthaler, vor dem ich den Herrn Kammerherrn warnen muß – es ist ein Zufall gewesen, daß er gefunden hat den Säbel vom Sultan Soliman – ich habe es nicht glauben wollen, weil es beinahe nicht möglich ist, daß der Rauchthaler etwas Gutes haben kann, aber der Herr Baron, Ihr Herr Sohn, hat es doch erkannt, daß es ein echter Säbel gewesen ist, der Zufall hat ihn dem Rauchthaler in die Hände gespielt, und der Herr Baron hat ihn zu theuer bezahlt, viel zu theuer – nun aber er hat ihn jetzt, er wird ihn vielleicht aber wieder abgeben an den Prinzen Mirza Schaffi – bloß aus Großmuth, weil der Prinz ein Nachkömmling ist von dem großen Sultan – und das Beste, was ich entdecke von alten, seltenen Kunstsachen, das biete ich immer zuerst Ihrem Herrn Sohn an, weil es ist ein so vortrefflicher Herr und es zu würdigen weiß, und wenn er mir die Sachen abnimmt, so gebe ich sie immer für den Einkaufspreis, den sie mich selbst gekostet haben. Sehen Sie, Herr Baron, so habe ich die Ehre zu stehen mit Ihrem Herrn Sohn – nicht wahr. Sie werden kommen in meinen Laden und werden mitnehmen Etwas zum Andenken an Heidelberg, um Ihr Schloß auszuschnücken – ich habe so schöne Rüstungen für einen großen Rittersaal und schöne Uhren von Genf und von Nürnberg für die gnädigen Fräuleins da, – aber was spreche ich da viel, der Herr Kammerherr werden kommen und werden sehen und werden finden, daß es nur ein Geschäft giebt für wirkliche Kunstschatze, und das ist der Nürnberger in Heidelberg.«

Der alte Herr von Sarkow hatte zuerst in tiefer Verwunderung und mit weit geöffneten Augen dem eifrig sprechenden Nürnberger zugehört, dann aber hatte sich sein Gesicht immer mehr verfinstert.

»Ich bin nicht nach Heidelberg gekommen,« sagte er streng und kalt, als Nürnberger endlich innehielt, »um alte Kunstsachen zu kaufen, und ich habe keine Rittersäle, um Ihre alten Rüstungen darin aufzustellen – doch,« fuhr er dann forschend fort, »Sie sprachen da von einem alten Säbel des Sultans Soliman, sagen Sie mir doch, was hat es damit für eine Bewandtniß, mein Sohn hat ihn gekauft, sagten Sie, und zu theuer?«

»Viel zu theuer, viel zu theuer, Herr Kammerherr!« rief Nürnberger, die Hand auf die Brust legend, »hat er doch, wie ich glaube mich zu erinnern, ihn mit zweihundert Gulden bezahlt – nun, er sagt, daß er echt ist, und er muß es wissen, aber schwören will ich darauf, daß der Rauchthaler nicht mehr gegeben hat dafür als vierzig – dreißig – sagen wir zwanzig.«

»So, so!« fiel Herr von Sarkow ein; »und dann sprachen Sie von einem Florentiner Dolch.«

»Ah!« rief Nürnberger, »das ist etwas Andres, der ist echt, ganz echt, hat mich selbst gekostet hundertundfünfzig Gulden, und ich habe auch dem Herrn Baron nicht abgenommen einen Heller mehr, als was ich selbst habe dafür gegeben.«

»So, so!« wiederholte der alte Herr; »und,« fuhr er dann fort, »Sie sagten, mein Sohn sei ein guter Kunde und mache öfter Geschäfte mit Ihnen.«

»Ein vortrefflicher Kunde, ein vortrefflicher Kunde,« sagte Nürnberger, »wenn ich auch freilich bei meinen Geschäften

Nichts habe als die Ehre, so einem ausgezeichneten, feinen und vornehmen jungen Herrn etwas Schönes zu verschaffen an alten chinesischen Pagoden und Meißner Porcellan und Dolchen und spanischen Degen – ich habe da gleich ein paar wunderschöne Sachen mitgebracht, da ich gehört habe, daß der Herr Kammerherr bei sich haben ein paar junge Fräuleins, und da habe ich kleine Uhren von Nürnberg, sie sind eigne Arbeit von Albrecht Dürer, der sie gemacht hat für die Kaiserin Maria Theresia, und kleine Dolche von Michel Angelo Benvenuto, und Brochen und Kettchen von Buonaroti Cellini, ich bin ganz gewiß, daß die gnädigen Fräuleins werden Etwas davon befehlen.«

Er zog einen Sammetbeutel hervor und trat zu den beiden Mädchen heran, um die mitgebrachten kleinen Sachen vor ihnen auf einem Tisch auszubreiten.

Während der alte Herr von Sarkow noch in finsterem Sinnen dasaß, öffnete sich nach starkem Klopfen die Thür zum zweiten Mal. Der Porcellanmaler Lieber trat ein, ging auf Herrn von Sarkow los, erfaßte, ehe dieser sich von seinem Erstaunen erholen konnte, dessen Hand und schüttelte sie kräftig und nachdrücklich so lange, bis der alte Herr endlich unwillig aufsprang und einen Schritt zurücktrat.

»Donnerwetter!« rief Lieber, »das muß wahr sein, unter Tausenden hätte ich Sie herausgekannt, ganz das Gesicht von Ihrem Sohne – Etwas hat er wohl auch noch von der Frau Mutter und von den Fräulein Schwestern da, aber in der Hauptsache ist er doch der Vater – ganz der Vater – ich wünsche Ihnen Glück, Herr Baron,« sagte er feierlich, mit dem Ausdruck einer gewissen wohlwollenden Theilnahme – »ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Sohn, ein ausgezeichnete junger Mann, eine Zierde der *Ruperto-Carolina* – und

ein Wappen hat er – weiß Gott, Herr Baron, so ein Wappen ist gar nicht wieder zusammenzustellen, es ist eine wahre Pracht auf einer großen Theetasse – auf einer Zuckerdose sieht es noch besser aus – Donnerwetter, wie muß sich das gemacht haben auf dem Schilde der Kreuzfahrer – einer Ihrer verehrten Herren Vorfahren war ja dabei, als Gottfried von Bouillon nach Jerusalem zog. Nun, Sie werden ja zu mir kommen, ich habe gerade ein prachtvolles Theebrett mit der Ansicht vom Schloß in der Abendbeleuchtung, – ich weiß, Sie werden sich das nicht entgehen lassen, und dann ein ganzes Service mit den Wappen; Sie werden ja sehen, wie schön sich das macht bei den Freunden von Ihrem Herrn Sohn.«

»Zum Teufel, mein Herr!« rief der alte Herr von Sarkow endlich aufbrausend, während die beiden Mädchen ganz entzückt die reizenden kleinen Handelsgegenstände Nürnberger's besichtigten – »zum Teufel, mein Herr, wer sind Sie und was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Ich bin Lieber,« erwiderte der Porcellanmaler im Tone strafenden Vorwurfs – »Lieber, der alle Wappenservice für die Herren Saxoborussen gemalt hat seit langen Jahren – sollte Ihr Herr Sohn vergessen haben, Ihnen von mir zu schreiben? – nun freilich,« sagte er kopfschüttelnd, »er hat Sie vielleicht überraschen wollen mit seinem schönen Service.«

»Was wollen Sie mit Ihrem Service?« sagte Herr von Sarkow; »jetzt wird es mir zu toll – jener Mensch dort kommt mir mit Dolchen und Türkensäbeln und Sie mit Services – was soll das Alles heißen?«

»Das soll heißen, mein Herr Baron,« erwiderte Lieber, sich würdevoll aufrichtend, »daß es nur ein Heidelberg in der

Welt giebt und in Heidelberg nur einen Porcellanmaler, und dieser Porcellanmaler ist Lieber, Ihr gehorsamster Diener, der hier vor Ihnen steht.«

»Und Sie haben für meinen Sohn ein Service gemalt?« fragte der Kammerherr.

»Ein prachtvolles Service!« rief Lieber; »das heißt, er behält ja seine Wappentassen nicht, er schenkt sie seinen Freunden und erhält dafür die ihrigen, und auf der Untertasse steht die Dedication, das ist so alter Brauch; außerdem aber hat er auch schöne Sachen, sehr schöne Sachen, Ansichten von Heidelberg, vom Riesenstein, auch Tassen und Tabackskasten; o, Sie werden sich freuen über die Sammlung von dem jungen Herrn Baron.«

Der alte Herr von Sarkow machte ein Gesicht, als ob er durchaus nicht zu der ihm zugemutheten Freude geneigt sei; aber ehe er noch eine Antwort geben konnte, wurde abermals an die Thür geklopft, und Rauchthaler vor sich herstoßend, trat der rothe Schiffer, seine S.C.-Mütze auf dem Kopf, die Aermel seines frisch gewaschenen Hemdes weit über die rothen Arme zurückgestreift, in das Zimmer.

»Hurra!« rief er – »Hurra – der Vater von unserm zweiten Chargirten von den Herren Saxoborussen soll leben – hoch – hoch – dreimal hoch, und die Fräuleins daneben, die Schwestern von dem Herrn Baron oder vielleicht die Liebste – ein ausgezeichnete junger Mann, wir können viel Hoffnung auf ihn setzen, und der rothe Schiffer trinkt einen Schoppen auf das Wohl der ganzen Familie.«

Er trat zu dem Frühstückstisch, goß den in einer geschliffenen Karaffe befindlichen goldgelben Sherry in ein großes Wasserglas und leerte dasselbe auf einen Zug, indem er zuerst dem in sprachlosem Erstaunen dastehenden Herrn von

Sarkow und dann den beiden jungen Mädchen mit freundlicher Beschützermiene zugenickt hatte.

Nürnberg er eilte schnell zu Herrn von Sarkow hin und flüsterte ihm zu:

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr Baron – Herr Kammerherr – das ist der Rauchthaler, von dem ich Ihnen gesagt und dem einmal der Zufall den Säbel des Sultans Soliman in die Hände gespielt – so Etwas kommt nicht zum zweiten Mal vor, er hat Nichts, sage ich Ihnen, Nichts, nehmen Sie sich in Acht, denn Sie werden angeführt sein für schweres Geld.«

»Ja,« sagte der rothe Schiffer, indem er mit einem tiefen Athemzug das geleerte Glas auf den Tisch setzte, und auf den über die sonderbare Art seines Eintritts noch ganz verwirrten Rauchthaler deutend – »das ist der Rauchthaler, Herr Papa, ich fand ihn vor der Thür stehen und horchen, ob nicht ›Herein‹ gerufen würde, da habe ich ihn denn gleich mitgenommen, und da ist er. Nun scheint es mir, daß es wohl eine väterliche Pflicht von Ihnen wäre, dem rothen Schiffer einen guten Schoppen Affenthaler kommen zu lassen oder auch zwei –«

»Ist denn hier ein Tollhaus!« rief Herr von Sarkow – »wie ist es möglich, daß die Kellner hier alle diese Menschen eindringen lassen – verlassen Sie auf der Stelle mein Zimmer, ich will von all' diesen Tollheiten Nichts mehr hören – leider,« flüsterte er halblaut vor sich hin, »werde ich noch zu viel davon zu hören haben. Hinaus!« rief er heftig, als keiner von der Gesellschaft Miene machte, sich zu entfernen – »hinaus auf der Stelle, oder ich werde mein Hausrecht zu wahren wissen!«

»Herr Baron!« rief Nürnberger, »die gnädigen Fräuleins haben schon ausgewählt – hier eine Uhr von Albrecht Dürer und dann den Dolch der Königin Kleopatra, mit dem sie den Agamemnon ermordet hat, ein Meisterstück von Michel Angelo Cellini.«

»Hinaus!« donnerte Herr von Sarkow, »oder ich lasse die Polizei rufen.«

Er ging zur Thür hin, öffnete dieselbe und streckte zugleich die Hand nach der Thür aus, zornige Entschlossenheit lag auf seinem Gesicht. Rauchthaler, der gar nicht zu Wort gekommen war, entwich zuerst. Nürnberger raffte schnell seine Sachen zusammen und rief, indem er über die Schwelle eilte:

»Sie werden es bereuen, Herr Baron, ich hätte Ihnen Alles gegeben zum Einkaufspreis, aber wenn Sie werden kommen und Ihr Unrecht gut machen, dann werde ich's nicht mehr können, dann werde ich's müssen machen wie die berühmte Sibylle Lukretia mit ihren Büchern, die sie hat verkauft dem Könige Pompilius Superbus.«

»Ich habe mich geirrt,« sagte Lieber, indem er mit finsternen Blicken an Herrn von Sarkow vorüberschritt, »es ist doch keine Ähnlichkeit vorhanden, gar keine Ähnlichkeit.«

Der rothe Schiffer blieb einen Augenblick vor dem alten Herrn stehen, streckte beschwörend seinen rothbraunen, muskulösen Arm gegen ihn aus und sagte:

»Pfui, Herr Baron, pfui! Das ist nicht hübsch von Ihnen, Sie haben es gar nicht verdient, daß der liebe Gott Ihnen einen solchen Sohn gegeben; aber der rothe Schiffer ist großmüthig, er wird doch seinen Schoppen Affenthaler trinken auf Ihre Besserung.«

Der alte Herr von Sarkow trat flammenden Blicks einen Schritt vor, der rothe Schiffer duckte sich mit einem eigenthümlichen Ton, der halb unmuthiges Knurren, halb unterdrücktes Lachen war, und eilte, die Thür heftig in's Schloß werfend, hinaus.

Der alte Herr warf sich ganz erschöpft in seinen Sessel.

»Wer waren diese Menschen?« rief er unwillig, – »welche Tollheiten treibt der Junge? Ist denn in dieser Universitätsstadt Alles von den Studenten um den Verstand gebracht?«

Der Kellner trat ein, um den Frühstückstisch abzudecken, zornig befahl der alte Herr von Sarkow, daß man Niemand mehr zu ihm einlassen solle, – Niemand, wer es auch sei; – der Kellner versprach pünktliche Befolgung dieses Befehls – aber als er die Thür öffnete, um mit seinem großen Präsentirtisch in der Hand hinauszugehen, schlüpfte Schreckenberger an ihm vorüber in das Zimmer und begrüßte den alten Herrn mit einer ehrerbietigen Verbeugung, aber zugleich mit dem vertraulichen Lächeln eines alten Bekannten.

»Ich weiß, was es heißt,« begann er, den Inhalt seines großen Sammetbeutels auf dem Tische ausbreitend, ohne auf die Winke des Kellners zu achten, – »ich weiß, was es heißt, von einer langen Reise anzukommen, ohne daß man dem Kopf und dem Haar die kosmetische Pflege hat gönnen können, die dem edelsten Theile des Menschen gebührt, – der Herr Baron, mein bester Kunde, würde es nie verzeihen, wenn ich seinen Herrn Vater in einem Zustande ließe, der die Gesundheit des Körpers zerstört und den Geist in Barbarei versinken läßt, – denn es ist eine Lehre der Weltgeschichte, daß die Pflege des Kopfes und des Haares mit der steigenden Cultur Hand in Hand geht – der wilde Indianer, der Buschmann, – der Hottentotte –«

»Wieder ein Tollhäusler!« rief der Kammerherr von Sarkow wüthend – »der Indianer, der Buschmann und der Hotentotte sind Herren in ihren Häusern, und wenn es auch nur Hütten und Höhlen sind, – Kellner, machen Sie mein Zimmer frei oder ich verlasse das Hôtel.«

»Es ist der Friseur,« sagte der Kellner mit entschuldigendem Achselzucken.

»Ich bin Schreckenberger,« fiel der Haarkünstler mit Würde ein, – »der Herr Baron wußte nicht, daß ich Schreckenberger bin, ich hatte vergessen, mich vorzustellen,« fügte er, erläuternd zu dem Kellner gewendet, hinzu, indem er demselben andeutete, daß er ruhig hinausgehen könne, und zugleich den weißen Frisirmantel ausbreitete, um ihn dem alten Herrn über die Schultern zu werfen.

»Nun,« sagte dieser ein wenig freundlicher, indem er mit der Hand über seinen Kopf fuhr, – »dieser ist wenigstens noch der Vernünftigste von der ganzen Gesellschaft, – der Gedanke ist so übel nicht, – mein Haar ist etwas lang geworden und etwas verstaubt von der Reise, – nehmen Sie es immerhin in Ihre Behandlung, das wird mich ein wenig erfrischen.«

Schon hatte Schreckenberger dem Kammerherrn den weißen Mantel über die Schultern geworfen und begann sein Werk.

»Hier, Papa,« sagte Fräulein Marie, »der sonderbare Antiquar hat vorhin diesen kleinen Dolch hier liegen lassen, – es ist ein reizendes Stück, die goldene Scheide ist ein Wunderwerk von Ziselirung – Agnes findet es so außerordentlich hübsch, – möchtest du ihr die niedliche Waffe nicht schenken?«

»Unsinn!« rief der Kammerherr mürrisch, ohne seinen unter Schreckenberger's Händen befindlichen Kopf seitwärts zu wenden, – »verzeihen Sie, liebe Agnes,« fügte er entschuldigend hinzu, – »ich würde Ihnen gern ein Andenken von Heidelberg anbieten, aber diesen zudringlichen Menschen Etwas abzukaufen, – das wäre Tollheit – ah – zum Teufel!« rief er, schmerzhaft zusammenzuckend. – »Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, Sie haben mir meine Haare ausgerissen, und ich habe nicht mehr zu viel davon.«

»Der Herr Baron haben zu viel gesprochen und sich zu viel bewegt,« sagte Schreckenberger kaltblütig; – »der Herr Papa wird später den Dolch ansehen, meine gnädigsten Damen,« fügte er, mit Beschützermiene zu Fräulein Marie gewendet, hinzu, indem er sich, ohne seine Beschäftigung zu unterbrechen, vor den Mädchen verneigte, die ganz niedergeschlagen das Zimmer verließen.

Er wusch und salbte nach allen Regeln seiner viel gepriesenen Kunst den Kopf des alten Herrn, und obgleich dieser durch die wohlthätige Einwirkung der an ihm vollzogenen Operation sichtlich freundlicher gegen den gesprächigen Friseur gestimmt wurde, so unterließ er doch nicht, sich scheinbar gleichgültig nach dem Leben und Treiben seines Sohnes zu erkundigen. Wenn auch Schreckenberger den Fleiß des jungen Herrn rühmend hervorhob, so waren doch die verschiedenen Thaten der Saxoborussen, die der Friseur in der Voraussetzung, dem alten Herrn besondere Freude zu machen, erzählte, augenscheinlich nicht nach dessen Geschmack. Auch schüttelte er trotz Schreckenberger's Mahnung mehrmals ganz bedenklich den Kopf, als dieser ihm die verschiedenen Essenzen und Oele nannte, die sein Sohn mit Vorliebe zu seiner Toilette verwenden ließe und deren

Preis er trotz dem gleichgültigen Hinweggleiten des Friseurs über diesen Punkt kategorisch zu wissen verlangte.

Auf die Frage nach seiner Rechnung erwiderte Schreckenberger, der schnell seine Geräthschaften zusammengepackt hatte, mit dem verbindlichsten Lächeln:

»Bemühen sich der Herr Baron nicht, – ich werde mir erlauben, die Kleinigkeit auf die Rechnung des Herrn Sohnes zu setzen.« Und schnell war er, sich auf der Schwelle noch einmal tief verbeugend, verschwunden.

»Auf die Rechnung meines Sohnes, – das ist in der That stark!« rief der Kammerherr, unwillkürlich laut auf lachend, – »ich fürchte, ich werde diese kosmetische Gastfreundschaft des tollen Jungen theuer bezahlen müssen – es scheint sich da ein böser Abgrund vor meinen Füßen zu öffnen, Gott gebe nur, daß er nicht zu tief ist und daß der leichtsinnige Mensch nicht in Wucherhände gefallen ist.«

Finster und verstimmt ging er im Zimmer auf und nieder, als sein Sohn, strahlend von Heiterkeit und Lebenslust, wieder zurückkehrte. Er erschrak, als er des Vaters ernsten Blick bemerkte.

»Ich habe ernsthaft mit dir zu sprechen,« begann dieser ohne Einleitung, »setze dich her – die Mädchen sind fort, – wir können den Augenblick benutzen.«

Beide setzten sich auf das Sopha, und der Vater erklärte dem etwas befangenen Sohn, daß er beschlossen habe, ihn zum Schluß des Semesters von Heidelberg zurückzurufen. Er selbst sei von seinem Kreise als Deputirter zur Kammer gewählt, und da er in dieser schweren und ersten Zeit jeden guten Royalisten für verpflichtet halte, seine Kräfte dem Könige und dem Lande zu widmen, um auf dem

einmal betretenen constitutionellen Wege so gesunde Zustände als möglich herbeizuführen, so werde er nicht mehr so eingehend als bisher sich um die Verwaltung seiner Güter kümmern können. Er wünsche daher, daß sein Sohn so schnell als möglich seine Studien beende, um sich der Bewirthschaftung seines künftigen Erbes anzunehmen und sich zugleich mit den Kreisangelegenheiten zu beschäftigen, da bei dem bald bevorstehenden Rücktritt des alten Landraths seine Wahl zu dessen Nachfolger gesichert sei.

So sehr nun auch der junge Mann gewünscht hätte, noch länger in dem schönen Heidelberg zu bleiben und das weißgrünschwarzweiße Band in freudiger Jugendlust und erster Vorbereitung für die Kämpfe des Lebens zu tragen, so erfüllte ihn doch die Aussicht auf eine klar vorgezeichnete Bahn reicher und ehrenvoller Thätigkeit mit stolzer Genugthuung – auch gingen die meisten seiner Freunde im Herbst fort, so daß der gewohnte und liebe Kreis sich ohnehin auflösen mußte. Er küßte daher dankbar die Hand seines Vaters und erklärte sich ohne Zögern bereit, dessen Wünschen zu folgen.

»Ich hoffe,« sagte der alte Herr mit forschendem Seitenblick, »du hast keine Verpflichtungen, die deinem Abgange entgegenstehen oder mir wenigstens diesen schwierig und peinlich machen, – ich habe da einige ganz eigenthümliche Besuche gehabt – einen Kunsthändler, der mir von Katharina von Medicis und Benvenuto Cellini vorschwatzte, – einen Porcellanmaler, der mir ein Wappenservice malen wollte, und einen ganz Verrückten, der wie ein Thierbändiger aussah, – diese Leute haben mir von Einkäufen erzählt, die mir für einen Studenten ein wenig sonderbar erschienen sind.«

Der junge Mann mußte hell auflachen. – »Nürnberger war hier – und Lieber – und der rothe Schiffer? – Das ist zu unverschämt – aber du wirst dich gewiß ungemein amüsirt haben –«

»Das kann ich eben nicht sagen,« bemerkte der alte Herr trocken.

Seines Sohnes Gesicht färbte sich mit dunkler Röthe.

»Ja,« sagte er, – »ich muß gestehen, daß ich meinen Etat ein wenig überschritten habe, man kommt hier so wenig zum Rechnen, und das unruhige Leben während der Revolution hat viel Geld gekostet – ich wollte dir das später schreiben, – aber da du nun fragst – so –«

»Das ist sehr unrecht – sehr unrecht!« rief der Kammerherr aufstehend, – »du weißt, Carl, daß ich nicht geizig bin – aber ich liebe die Ordnung – die Ordnung hält die Welt und das Haus der Einzelnen zusammen – Schulden sind mir verhaßt, ich habe auch als junger Officier niemals Schulden gemacht, und ich bin sehr unzufrieden – sehr unzufrieden, Carl, daß du mir diese unangenehme Ueberraschung bereitet hast.«

»Verzeih – mein Vater,« bat der junge Mann, – »es giebt ja nur ein Heidelberg – laß keinen Schatten auf den schönen Sonnenblick der Jugend fallen, dessen Strahl ich mir rein bewahren möchte für die Erinnerung meines Lebens!«

»Du weißt wohl, daß ich nicht hart bin und Thorheiten verzeihe, solange sie eben nur Thorheiten sind, – aber diese Sache ist mir dennoch unangenehm – äußerst unangenehm. Stelle mir die Rechnungen zusammen, ich werde dann sehen, wie ich die Sache arrangire, die mir nicht so leicht wird, als du vielleicht denken magst.«

Er verließ den Salon, um sich nach seinem Wohnzimmer zu begeben, indem er die Thür stark hinter sich zuwarf und seinen Sohn in peinlicher Bestürzung zurückließ.

DREIUNDDREISSIGSTES CAPITEL.

Herr von Sarkow blieb ganz betrübt und niedergeschlagen nach der so unfreundlichen Entfernung des alten Herrn im Zimmer stehen; er liebte seinen Vater, der ihm stets so viel zärtliche und treue Sorgfalt bewiesen, von ganzem Herzen, und wenn er sich auch vollkommen bewußt war, bei den Rechnungen, die er über den Betrag seiner ihm reichlich zugemessenen Einnahmen gemacht hatte, nicht über die Grenzen seiner Verhältnisse hinausgegangen zu sein und seinem Vater keine ernstern Verlegenheiten bereitet zu haben, so war es ihm doch schmerzlich, daß er den alten Herrn, der ungemein auf Ordnung und Pünktlichkeit hielt, betrübt hatte und daß der Besuch der Seinigen in Heidelberg nun mit einer unangenehmen Erinnerung verknüpft sein sollte. Ein Ausweg war indeß nicht zu finden, er durfte seinem Vater jetzt, da dieser einmal gefragt hatte, Nichts mehr verschweigen und verwünschte in halblautem Selbstgespräch Nürnberger, Lieber, den rothen Schiffer und Schreckenberger, die ihm durch ihre indiscreten Besuche die Verlegenheit bereitet hatten, zu allen Teufeln.

Während er so rathlos und verstimmt im Zimmer auf und nieder ging, kamen die beiden Mädchen wieder zurück und erzählten ihm lachend von den Scenen, die sich bei den Besuchen zugetragen hatten, so daß er nicht umhin konnte, trotz seiner peinlichen Verstimmung in ihre Heiterkeit mit einzustimmen.

»Der Vater ist böse,« sagte er, »die verwünschten Philister haben ihn mit ihrem Geschwätz auf die Spur von einigen kleinen Rechnungen gebracht.«

»Kleine Rechnungen?« sagte Fräulein Marie, mit dem Finger drohend, »sie werden wohl nicht ganz so klein sein, wenn man sich Sammlungen von Dolchen und Türkensäbeln und ich weiß nicht was noch für Merkwürdigkeiten hält. Hier diesen allerliebsten Dolch hat jener merkwürdige Antiquar, der die ganze Weltgeschichte wie in einem Sieb durcheinanderschüttet, zurückgelassen, Agnes möchte ihn so gern haben, aber der Papa war übler Laune und hat ihn ihr verweigert, doch gleichviel, er wird auch wieder gut werden, Agnes muß ihn dann bitten, ihr kann er nicht widerstehen. Ich bin schon recht oft eifersüchtig darüber gewesen, daß er meine Freundin beinahe lieber hat als mich. Nicht wahr, Agnes, du wirst bei dem Papa, wenn er nur ein Fünkchen guter Laune hat, ein Wort für diesen verschwenderischen Studenten einlegen, obgleich er es eigentlich gar nicht verdient!«

»Wirklich, Agnes,« fragte Herr von Sarkow, die Hand des jungen Mädchens ergreifend, »willst du für mich sprechen? – Ja, ja, ich weiß, daß du schon als Kind bei dem Vater Alles durchsetzen konntest und daß er dich oft von den Deinigen immer noch länger zum Besuch bei uns erbat.«

»Ich weiß nicht,« sagte Agnes verwirrt, »ob ich mich in eine solche Sache mischen darf, ob es dein Vater nicht übelnehmen wird, wenn eine Fremde –«

»Eine Fremde!« rief Herr von Sarkow, »sind wir fremd, sind wir nicht wie Geschwister aufgewachsen, sind nicht unsre Eltern schon von ihrer Jugend auf befreundet?«

»Ja,« sagte Agnes leicht zitternd – »aber die Zeit der Kindheit ist vorbei; man geht auseinander, je älter man wird.«

»Agnes!« rief Herr von Sarkow halb bittend, halb vorwurfsvoll.

Fräulein Marie aber schüttelte lachend den Kopf und sagte:

»Kinder, seid nicht närrisch und spielt keine Komödie, die Kinderschuhe habt ihr freilich ausgezogen, und es hängt nur von euch ab, ob ihr nun mit einer feierlichen Verbeugung auseinandergehen und jedes seine eignen Wege verfolgen will. Dazu habt ihr aber gar keine Lust, das lese ich ganz deutlich in euren Augen – du nicht, Carl, und Agnes auch nicht.«

»Marie!« rief Agnes erschrocken, indem sie die Hand ausstreckte, um der Freundin den Mund zu verschließen; diese aber wehrte sie ab und fuhr, ohne auf ihre bittenden Blicke zu achten, fort:

»Geschwister könnt ihr nun freilich nicht mehr sein, also wenn ihr nicht auseinandergehen wollt, dann müßt ihr etwas Andres werden – was – das überlasse ich euch selbst, und ihr wißt es ganz gut, darauf will ich wetten, ich sehe das Wort schon auf Carl's Lippen schweben und aus den Augen meiner kleinen Freundin schimmern, so sehr sie sich auch Mühe giebt, es zu verbergen.«

»Marie, Marie, ich bitte dich!« rief Agnes.

Carl aber trat zu ihr heran, faßte ihre beiden Hände, sah ihr innig in die Augen und sagte:

»Sie hat Recht, Agnes, sie hat Recht – auseinander können wir nicht, ich kann nicht von dir gehen, und da wir nun einmal nicht Geschwister sind – weißt du noch, wie wir als Kind zuweilen Hochzeit spielten, du warst die kleine Braut

und ich war der Bräutigam, und Marie mit einem schwarzen Mantel war der Pastor, der uns traute – es war kindisch, aber es war doch schön – und wenn es Ernst wäre, müßte es nicht noch schöner sein! Sie hat ganz Recht, das Wort schwebt auf meinen Lippen, es heißt: Agnes, meine Agnes, willst du meine liebe Frau sein im langen, ernsten Leben, wie du es warst im flüchtigen kindischen Spiel? – Habe ich Recht, war dies das Wort?« fragte er, zu Marie gewendet, die leuchtenden Blicks mit dem Kopf nickte. »Nun denn,« fuhr er fort, »hat sie auch in deinen Augen richtig gelesen, Agnes, hat sie richtig die Antwort erkannt?«

Fräulein Agnes sprach kein Wort, in ihren Augen sollte ja die Antwort stehen, und Herr von Sarkow mußte diese Antwort auch wohl deutlich lesen, denn er breitete seine Arme aus und zog das erröthende, zitternde Mädchen an seine Brust; sie widerstrebte ihm nicht, er beugte sich zu ihr herab, und während ihre Lippen sich zueinander fanden, sprang Fräulein Marie jubelnd und händeklatschend im Zimmer umher.

Es wurde an die Thür geklopft.

Herr von Sarkow und Agnes fuhren auseinander. Der Kellner trat ein und meldete, daß der Graf Kronau dem Herrn Kammerherrn von Sarkow und den Damen seine Aufwartung zu machen wünsche.

Herr von Sarkow befahl dem Kellner, seinen Vater zu rufen, und während er selbst den Freund von dem Corridor in das Zimmer führte, schienen die beiden Mädchen ihre Rollen gewechselt zu haben, denn nun warf Agnes der Freundin lächelnd einen neckischen Blick zu, und Fräulein Marie, die eben noch so ausgelassen gewesen, neigte erröthend den Kopf.

Nach einigen Augenblicken flüchtiger Unterhaltung erschien der alte Herr von Sarkow. Er empfing trotz seiner immer noch sichtlichen Verstimmung den Grafen Kronau mit der liebenswürdigsten Artigkeit, und nahm auch bereitwillig den von den beiden Mädchen eifrig unterstützten Vorschlag desselben an, den merkwürdigsten Punkten, auf denen sich das studentische Leben in Heidelberg concentrirte, einen Besuch abzustatten. Ein Wagen wurde bestellt, der Kammerherr mit den beiden Damen und dem Grafen Kronau nahmen darin Platz; der junge Sarkow schwang sich auf den Bock, nahm dem Kutscher die Zügel ab, und man begann die Entdeckungsreise, der der alte Herr nach den soeben gemachten Erfahrungen mit einiger Unruhe, Fräulein Marie und Fräulein Agnes aber mit ungetheiltem Vergnügen entgensahen.

Die Gesellschaft begab sich auf ihrer Tour zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Heidelberg zunächst zu Herrn Walz, wo das beliebte Frühstücksgetränk der Saxoborussen, der sogenannte Knickebein, ein zwischen Rosoglio und Maraschino geschlagenes Eigelb, allgemeinen Beifall fand. Dann fuhr man nach dem Riesenstein, wo auch die jungen Damen auf das Commando des Grafen Kronau einen freilich ziemlich uncorrecten Salamander mitrieben. Von dort ging es nach der Hirschgasse, wo die auf dem Boden sichtbaren Blutflecke das schauernde Entsetzen der jungen Mädchen hervorriefen, und dann endlich verlangte Fräulein Marie, von Fräulein Agnes mehr durch Blicke als durch Worte unterstützt, mit großer Entschiedenheit, die Wohnung des Bruders zu sehen. Da auch der alte Herr, der wohl wieder etwas heiterer geworden war, auf dessen Stirn aber noch immer eine düstere Wolke des Unmuths lagerte,

diesem Wunsch sich kategorisch anschloß, so führte Herr von Sarkow die Seinigen nach dem Treuberg'schen Hause, obwohl seine Miene eine gewisse zögernde Verlegenheit ausdrückte, die Fräulein Agnes nicht entging.

Als die Gesellschaft das Haus betrat, war die Thür des Wohnzimmers geöffnet; Dorchen, die nicht mehr durch die regelmäßige Pflege des fast ganz wiedergenesenen Langenberg in Anspruch genommen wurde, saß auf ihrem Platz am Fenster, Evchen Meier spielte, mit der Freundin plaudernd, leichthin wechselnde Melodien auf dem Klavier; beide erhoben sich verwundert und verwirrt bei dem unerwarteten und unbekanntem Besuch.

Herr von Sarkow führte die Seinigen in das Zimmer und stellte seinen Vater und seine Schwester vor, indem er über die Nennung des Namens von Fräulein Agnes so flüchtig hinwegglitt, daß die ohnehin verwirrten Mädchen diesen kaum verstehen mochten. Dann nahm er Dorchens Hand und sagte:

»Dies ist Fräulein Dorchen Treuberg, die Tochter meines vortrefflichen Hauswirths und eine brave Freundin, die musterhaft für mich gesorgt und mich so treu gepflegt hat, als ich einmal ein wenig geritzt war.«

Der Kammerherr sagte dem hocherglühenden Dorchen, die schnell ihre Hand aus der des jungen Mannes zurückzog, einige herzlich dankende Worte; Fräulein Marie drückte ihr innig die Hand, Fräulein Agnes aber stand sinnend seitwärts, Dorchen mit forschenden Blicken betrachtend. Die ganze Unterhaltung dauerte nur wenige Augenblicke, dann stieg man hinauf in Herrn von Sarkow's Wohnung, während Dorchen und Evchen allein zurückblieben.

»Wie schön sind seine Schwestern,« sagte Evchen, »und wie herzlich und freundlich, obgleich sie doch so vornehme Damen sind – o, es muß doch besser sein dort oben im Norden; unsre großen Damen hier von Mannheim und Karlsruhe haben kaum einen Blick für uns.«

»Ja, sie sind schön,« sagte Dorchen, »und freundlich und herzlich – und doch – wie fremd habe ich mich ihnen gegenüber gefühlt, wie hat sich plötzlich der Abgrund so recht weit vor mir geöffnet, den ich einen Augenblick vergaß, weil er von schnell verwelkenden Blumenranken bedeckt schien.« Seufzend nahm sie ihre Arbeit zur Hand, während Evchen heiter weiter plauderte.

Fräulein Marie und Fräulein Agnes durchforschten indeß mit unermüdlicher Neugier Herrn von Sarkow's Wohnung; kein Bild, keine Waffe, kein Buch blieb unbemerkt und unbeachtet, und der junge Mann hatte vollauf zu thun, um alle wißbegierigen Fragen zu beantworten. Der Türkensäbel des Sultans Suliman und der florentinische Dolch der Katharina von Medici lagen, umgeben von zahlreichen andern allerliebsten und kostbaren Raritäten aus Nürnberger's Magazin, auf dem Tisch, daneben stand ein prachtvolles Theeservice mit schön gemaltem Wappen, sowie andre ausgezeichnete Stücke aus des Porcellanmalers Lieber Atelier. Trinkhörner mit Dedicationen auf silbernen Platten und Schläger mit den Corpsfarben in Sammet auf den Körben hingen an den Wänden. Die Mädchen waren entzückt über all' diese schönen und geschmackvollen Dinge, der alte Herr von Sarkow aber schüttelte wieder und immer wieder den Kopf, die Wolke auf seiner Stirn zog sich dichter zusammen, und vielleicht hätte die eigenthümliche Kunstsammlung seines Sohnes ihm

zu einer nochmaligen ernstern Ermahnung Veranlassung gegeben, wenn ihm nicht die Gegenwart des Grafen Kronau Schweigen auferlegt hätte; doch bemerkte der junge Mann, der mit verlegener Unruhe die Aufmerksamkeit der Mädchen von den Waffen und den Porcellangegegenständen immer wieder abzulenken suchte, mit ängstlicher Unruhe die steigende Verstimmung seines Vaters. Er führte die Seinigen auch zu Luiz Antonio, der, hinter seinen Büchern und Hefen begraben, dasaß, um ihnen auch seines besten Freundes Heim zu zeigen, von dem er bald scheiden sollte, um auf weit auseinandergehenden Wegen, durch das Weltmeer getrennt, dem Ernst des Lebens entgegenzutreten.

In Luiz Antonio's Wohnung fand sich ebenfalls Vieles, was das neugierige Interesse der jungen Damen erregte, und während der alte Herr von Sarkow sich voll Theilnahme mit dem jungen Brasilianer über dessen bevorstehende Doctorpromotion unterhielt, erklärte sein Sohn Fräulein Agnes lachend das große Pandektenbuch, das sie ganz scheu und ängstlich aufgeschlagen hatte; Graf Kronau aber ließ Fräulein Marie einige Schüsse aus einer Zimmerpistole nach einem Coeur-Aß thun, das auf einer Scheibe von starkem Eichenholz befestigt war. Sie schoß so sicher, daß Graf Kronau, ihr die geladene Pistole reichend, leise flüsterte:

»Es scheint, mein gnädiges Fräulein, daß die Herzen sich vor Ihnen in Acht nehmen müssen.«

Fräulein Marie erröthete und schoß mit zitternder Hand diesmal weit neben der Karte vorbei, so daß fast Luiz Antonio's Wappenservice, das in der Nähe stand, in Gefahr gerieth. Auch Herr von Sarkow mußte Fräulein Agnes, neben der er über das große Buch gebückt war, etwas besonders Bemerkenswerthes gesagt haben, denn auch sie erröthete

und beugte sich noch tiefer auf die mit der Weisheit der Rechtsgelehrten Justinian's bedeckten Blätter.

Luiz Antonio blickte wehmüthig auf die beiden jungen Paare, er freute sich wohl dieser frischen, fröhlichen Herzen, die sich zu einander neigten, aber er gedachte auch mit bitterem Weh der eignen Liebe, die er so schmerzlich überwunden hatte und dennoch nicht vergessen konnte.

Die Stunde des Diners war gekommen, und man brach auf, um sich nach dem Hôtel zum Badischen Hof zurückzugeben. Noch saßen die beiden Mädchen unten im Wohnzimmer, höflich trat der alte Kammerherr ein, um sich zu verabschieden, Fräulein Marie drückte noch einmal Dorchens Hand, ihre Freundin war noch auf der Schwelle von Herrn von Sarkow's Zimmer stehen geblieben, als ob sie mit einem letzten Blick alle Einzelheiten dieser Wohnstätte ihres Jugendgespielen sich einprägen wollte. »Komm, Agnes, wo bleibst du denn!« rief Fräulein Marie hinauf, und schnell kam Fräulein von Regenow, die Treppe herabspringend, um auch ihrerseits sich von Dorchen zu verabschieden.

Dorchen war bei Mariens Ruf todtenbleich geworden, mit großen, starren Augen sah sie Agnes traurig fragend an, zögernd nur nahm sie die Hand, die diese ihr zum Abschied bot, und schnell trat sie, als ob die Berührung sie schmerze, zurück. Fräulein Agnes bemerkte diese Bewegung, auch sie zitterte und wendete sich verwirrt ab, um den übrigen zu folgen. Auf der Schwelle wendete sie sich noch einmal um und sah, wie Dorchen auf ihren Sessel niedersank.

Flüchtig eilte sie davon, Mariens wiederholtem Ruf folgend, aber wie träumend ging sie an ihrer Seite und hatte nur kurze und unzusammenhängende Antworten auf die Worte ihres Jugendfreundes.

Evchen Meier hatte, sich aus dem Fenster beugend, den Fremden nachgeblickt.

»Mein Gott, was hast du?« rief sie, in das Zimmer zurücktretend, als sie Dorchen ganz zusammengesunken, das Gesicht mit den Händen bedeckt, in ihrem Stuhl sitzen sah.

Dorchen hob langsam ihr von Thränen überströmtes Gesicht auf. »Hast du nicht gehört?« sagte sie traurig – »Agnes – dieses schöne blonde Mädchen war Agnes, die er im Fiebertraum rief – wie glücklich muß sie sein, daß er sie so sehr liebt.«

»Kind, Kind, welche Thorheit!« sagte Evchen fast unwillig, »man muß das flüchtige Spiel des Lebens nicht so ernst nehmen, man muß vergessen, was nicht zu ändern ist.«

»Vergessen – ja, ja – vergessen – wenn es möglich ist!« hauchte Dorchen leise.

Einen Augenblick saß sie, die Hände gefaltet, stumm da.

»Singe mir das Lied vom Mailüfterl,« sagte sie dann; »das Lied löst des Herzens starres Leid.«

Evchen küßte ihre Stirn, dann setzte sie sich an das Klavier und sang mit gedämpfter Stimme:

»Die Vöglein, sie ziehen fort,
Sie kommen wieder her;
Der Mensch, wenn er fortgeht,
Er kommt nimmermehr.«

Dorchen bedeckte wieder ihr Gesicht mit den Händen, und durch ihre Finger quollen die heißen Thrämentropfen bei den Tönen des alten Volksliedes, in dessen schlichten Worten des Menschenherzens altes und immer wieder neues Liebesweh wiederklingt. –

Das Diner verlief heiter wie immer. Der Oberst von Ehrenstein war voll ausgezeichneter Laune und theilte der Gesellschaft ganz fröhlich mit, daß er bald von dem lästigen und unangenehmen Posten des Commandanten erlöst sein werde, um mit seinem Regiment nach Karlsruhe abzugeben. Der Colonel Coombe, Miß Maggins und Mr. Willis wollten am Nachmittage nach England abreisen, ebenso der Professor Rotin mit Fräulein Célie nach Paris – Charles Clarke sollte sie bis Straßburg begleiten, und so entwickelte sich ein kleines Abschiedsfest, bei dem alle diese Menschen, die, vom Zufall zusammengeworfen, sich so nahe getreten waren und nun sich vielleicht niemals wieder begegnen sollten, einer freundlichen und fröhlichen Zeit wehmüthig und doch wieder voll froher Hoffnungen den letzten Scheidegruß zuriefen und manche Flasche *Oeil de perdrix* auf ihr gegenseitiges Wohl, auf freundliche Erinnerung und besonders auf ein frohes Wiedersehen leerten, – diesen warmen Wunsch, der bei jeder Trennung im Leben und endlich in der letzten Scheidestunde aus dem Menschenherzen hervorquillt und doch so oft auf Erden unerfüllt bleibt.

Der Kammerherr von Sarkow entzog sich der allgemeinen Heiterkeit nicht, doch blieb aber immer noch die Wolke des Unmuths und der Verstimmung auf seiner Stirn; auch Fräulein Agnes war einsilbig und schweigsam, und nur Fräulein Marie plauderte so heiter und fröhlich, daß selbst der träumerisch sinnende Luiz Antonio und der finstere, in sich versunkene Graf Steinborn von ihrer munteren Laune mit fortgerissen wurden.

Nachdem man endlich von den Abreisenden Abschied genommen, folgte der Kammerherr von Sarkow mit den Seinen dem Vorschlage der Saxoborussen, noch einmal den

Sonnenuntergang auf der Schloßterrasse zu genießen, und bald war man auf jener herrlichen Höhe angelangt, die die freigebige Natur an jedem Tage mit neuer und immer wieder verschiedenartiger Schönheit bekleidete. Auf dem Plateau vor der Schloßwirthschaft saßen an einem der dort aufgestellten Tische die Gräfin Waldburg, die Baronin von Starkenburg, Fräulein von Herbingen und der Kammerherr von Felseneck. Fritz Helmholt war bereits zu der Gesellschaft herangetreten, Herr von Sarkow zuckte zusammen, aber es war unmöglich, der Begegnung auszuweichen, er flüsterte seinem Vater einige Worte zu und führte diesen dann an den Tisch heran, um ihn und die beiden Mädchen mit den Mannheimer Damen und dem Baron Felseneck bekannt zu machen. Fräulein von Herbingen reichte dem jungen Mann herzlich und natürlich wie einem alten Bekannten die Hand, der Baron Felseneck erschöpfte sich in liebenswürdigen Complimenten gegen den alten Herrn von Sarkow, er bezeichnete sich sogleich selbst als den glücklichen Bräutigam des Fräuleins von Herbingen, und wurde zugleich nicht müde, die vortrefflichen Eigenschaften seines Sohnes zu loben. Die Miene des alten Herrn hellte sich sichtlich auf, er mochte wohl ein wenig gefürchtet haben, daß sein Sohn sich gar zu sehr in das wilde Studentenleben der Kneipe und des Paukbodens versenkt habe, und war nun äußerst angenehm überrascht, diesen in solch untadelhaft guter Gesellschaft so vortrefflich aufgenommen zu sehen.

Man setzte den Spaziergang nach der Terrasse gemeinsam fort. Während der alte Herr von Sarkow sich mit der Gräfin Waldburg und der Frau von Starkenburg unterhielt und der Baron von Felseneck sich gegen die beiden jungen

Damen in einer Fluth von liebenswürdigen Worten erschöpfte, blieb Fräulein von Herbingen, das mit Herrn von Sarkow ein gleichgültiges Gespräch begonnen hatte, scheinbar zufällig ein wenig hinter den andern zurück.

»Was ist es mit dieser schönen Blondine?« fragte sie fast heftig, indem sie den jungen Mann durchdringend ansah.

»Eine Freundin meiner Schwester,« erwiderte er verwirrt – »Fräulein von Regenow.«

»Ich habe ihren Namen wohl gehört,« unterbrach sie ihn scharf und schneidend – »Sie lieben sie, keine Ausflüchte, sagen Sie mir die Wahrheit!«

»Sie war meine Jugendgespielin – und –«

»Ich verstehe, da ist denn aus dem Puppenspiel die Liebe, aus den Kinderschuhen das Ideal des Herzens hervorge wachsen; ich wußte es, auch wenn Sie es mir nicht gesagt hätten. Sie lieben sie, und sie liebt Sie wieder – nun, das ist Alles recht, so muß, es ja sein, die Kinder gehören zu den Kindern – es giebt ein Alter, in dem das Herz seine Rechte verliert.«

Sie hatte die letzten Worte zu sich selbst gesprochen.

»Gretchen,« sagte sie dann, der mit Felseneck voranschreitenden Agnes nachblickend – »ganz Gretchen und doch ein wenig mehr, mehr Stolz und Willen – Gott gebe, daß es gut geht,« fuhr sie fort, ihre Hand auf Herrn von Sarkow's Arm legend; »ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie finden mögen, was jedes Herz sucht und so selten auf Erden erreicht; seien Sie ihr stets Alles, was Sie ihr heute sein möchten, und hüten Sie sich, sie jemals heruntersteigen zu lassen von dem Postament des Ideals, auf dem sie heute vor Ihnen steht; wir armen Frauen haben ja in den

Augen der Männer unsern Werth nur in der Illusion, unsern wahren Werth versteht man so selten – vielleicht weil er wirklich selten ist. Nun, wenn es uns nicht vergönnt ist, zu begeistern und Helden erstehen zu lassen, so müssen wir beherrschen und Slaven an der Kette führen. Vergessen Sie meine Lehren nicht,« sagte sie halb lächelnd – »aber wenden Sie sie immer nur bei der einen an; ist sie Ihrer Liebe werth, so verdient sie Ihr ganzes Herz und Ihre ganze Seele.«

Sie hatte, während sie sprach, fortwährend den Blick ihrer großen, strahlenden Augen auf Fräulein Agnes geheftet; das junge Mädchen schien diesen Blick wie durch magnetische Kraft zu fühlen, sie blickte, schnell sich umwendend, zurück, und dunkle Röthe übergieß ihr Gesicht, als sie Herr von Sarkow mit dem schönen Fräulein von Herbingen erblickte, deren Hand noch vertraulich auf seinem Arm ruhte. Fräulein von Herbingen verdoppelte ihren Schritt, bald hatte sie die Uebrigen wieder eingeholt, und in leichter, scherzender Unterhaltung wendete sie sich zu Fritz von Helmholt.

Die Gesellschaft vertheilte sich. Graf Kronau war mit Fräulein Marie weit vorausgegangen, Herr von Sarkow blieb mit Agnes zurück.

»Carl,« sagte sie mit leicht zitternder Stimme, »was war es mit dem Mädchen in deinem Hause?«

»Es war die Tochter meines Wirths – was meinst du?« antwortete er.

»Ich habe wohl kein Recht zu fragen,« sagte sie unmuthig und vorwurfsvoll – »verzeihe, wenn ich indiscret war.«

»Agnes!« rief er feurig, »welche Worte! Welches Recht hättest du nicht mir gegenüber, früher schon – und jetzt – heute – wie magst du so Etwas sagen!«

»Nun denn,« sagte Agnes, »so will ich nicht fragen – ich will dir sagen: jenes Mädchen liebt dich!«

»Sie hat gern mit mir gesprochen,« erwiderte er, »wir sind gute Freunde gewesen, aber,« fügte er kopfschüttelnd hinzu, »mich lieben – nein, nein, das ist es nicht, das darf es nicht sein, es wäre zu traurig.«

»Es ist traurig,« sagte Agnes seufzend, »ich habe es gesehen, mein Blick täuscht sich nicht darin.«

Er drückte zärtlich ihre Hand, indem er glücklich in ihre Augen sah.

»Carl?« fragte sie ernst, »hast du Schuld daran, daß sie an dich denkt, hat sie ein Recht zu glauben, daß –«

»Nein, Agnes, nein, bei Gott nicht!« rief er; »ich habe mit ihr gescherzt und gelacht, ich habe sie von Herzen gern, sie ist ein gutes Kind, aber bei Gott, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen, und als ich zu fürchten begann –«

»Ah, du begannst zu fürchten –«

»Da habe ich ihr keinen Zweifel gelassen – und ich weiß, sie hat mich verstanden,« fügte er mit einem leisen Seufzer hinzu.

»Und dieses schöne Fräulein von Herbingen?« fragte Agnes weiter.

»Sie,« erwiderte Herr von Sarkow mit einem Lächeln, das trotz aller Mühe, die er sich gab, ein wenig gezwungen erschien, »sie ist eine Bekanntschaft aus der Mannheimer Gesellschaft, sie ist die Braut des Herrn von Felseneck, ich bin ein Kind gegen sie, und darum hat sie mir auch Unterricht gegeben, wie man sich den Damen gegenüber zu benehmen habe.«

»Und hast du auch zu fürchten begonnen?« fragte Agnes ein wenig boshaft; »mir scheint deine Schule in dem Verkehr

mit den Damen ein wenig mannigfaltig zu sein; es ist doch wohl gut, daß dein Vater dich zurückruft.«

Sie wendeten sich seitwärts nach einer Steinbank, von der man unter dem Schatten der Bäume hervor die vom violetten Abendschimmer beleuchtete Landschaft übersehen konnte, und Herr von Sarkow mußte wohl überzeugende Worte gefunden haben, um seiner Jugendfreundin alle Besorgnisse zu nehmen, die ihr das arme Dorchen und das stolze Fräulein von Herbingen eingeflößt hatten, denn mit glücklichem Lächeln lauschte sie seinen Worten, und beiden schien ihr flüsterndes Gespräch interessanter zu sein als der zauberisch schöne Blick in das weite Neckarthal.

Die Sonne war herabgesunken, die Mannheimer Gesellschaft rüstete sich zum Aufbruch. Fräulein von Herbingen war zu Agnes herangetreten und hatte ein lebhaftes Gespräch mit ihr begonnen. Graf Kronau nahm Herrn von Sarkow's Arm und sagte ihm, das freudig erregte Gesicht zu seinem Ohr beugend:

»Ich werde dich im Herbst auf eurem Gut in Pommern besuchen, deine Schwester hat es mir erlaubt.«

»Bedarfst du ihrer Erlaubniß,« fragte Herr von Sarkow lächelnd, »um mich zu besuchen?«

»Das nicht,« erwiderte Graf Kronau, »und doch, und doch möchte ich kaum gekommen sein, wenn sie es nicht erlaubt hätte – und was würdest du sagen?«

Herr von Sarkow drückte die Hand des Freundes und erwiderte: »Was ich sagen würde – du hast ja keine Frage gestellt – und dennoch würde ich sagen: sind wir nicht bereits Brüder durch das weißgrün-schwarzweiße Band?«

»Und dein Vater?« fragte Graf Kronau.

»Was sollte er gegen den Besuch eines Freundes seines Sohnes einzuwenden haben, namentlich,« fügte er neckend hinzu, »wenn meine Schwester diesen Besuch erlaubt hat? – Freilich,« fuhr er dann ernster mit einem leichten Seufzer fort, »heute ist er nicht sehr freundlich gegen die Freunde seines Sohnes gestimmt, ich werde noch eine kleine Auseinandersetzung mit ihm haben – Nürnberger und Lieber sind bei ihm gewesen und der rothe Schiffer, das muß freilich sehr komisch gewesen sein, aber er hat Verdacht gefaßt, daß in meiner Finanzverwaltung eine flottirende Schuld und ein Deficit vorhanden sein möchten, und da muß ich ihm denn nun eine vollständige Beichte ablegen. Ich wollte das schriftlich thun, dann wäre es glatter abgegangen, und es thut mir recht leid, daß ihm nun sein Besuch hier in Heidelberg verdorben wird; er liebt die Ordnung und ärgert sich, wenn ihn die Sache auch weiter nicht genirt; das thut mir weh, ich liebe ihn so von ganzem Herzen und möchte gern, daß er von meinem lieben Heidelberg eine ganz ungetrübte Erinnerung mitnimmt.«

»Da laß mich machen,« sagte Graf Kronau, »er muß uns ja ohnehin auf dem Riesenstein besuchen, heute abend haben wir Kneipe, überlaß ihn mir, ich nehme es auf mich, das Alles zu ordnen.«

»In der That, das ist ein vortrefflicher Gedanke,« sagte er nach kurzem Besinnen, »wir werden alle zufrieden sein.«

Man war am Ausgange des Schloßhofes angekommen. Baron Felseneck und seine Damen verabschiedeten sich, um den ihrer harrenden Wagen zu besteigen; Fräulein von Herbingen reichte Herrn von Sarkow flüchtig die Hand, und selbst das scharfe Auge der schönen Agnes hätte in dem unbefangenen und fast gleichgültigen Blick, mit dem sie den

jungen Mann beim Abschied streifte, keine Spur entdecken können, daß er ihr mehr sei als eine flüchtige Salonbekanntschaft.

Graf Kronau brachte bei dem Kammerherrn von Sarkow die Einladung an, daß der alte Herr der Kneipe auf dem Riesenstein die Ehre seines Besuches schenken möge. Trotz einigen Widerstrebens und trotz einiger schmallenden Bemerkungen der beiden jungen Mädchen wurde die Einladung auf das dringende Bitten der sämtlichen Saxoborussen angenommen, und nachdem man die Damen nach dem Hôtel zurückgebracht hatte, begab sich die ganze Gesellschaft auf den Riesenstein.

VIERUNDDREISSIGSTES CAPITEL.

Die Kneipe war ungemein vollzählig, alle Mitkneipanten der verschiedenen Nationalitäten waren anwesend, ebenso viele Officiere der preußischen Besatzung, auch Luiz Antonio war zu Ehren des Vaters seines Freundes erschienen, und der Anblick so vieler jungen, frischen, fröhlichen Gesichter in dem so einfachen und doch so vornehmen und zugleich so traulich behaglichen Raum übte sichtlich seine erheiternde Wirkung auf den alten Herrn von Sarkow, der seinen Platz zur Rechten des Grafen Kronau, des präsidirenden Seniors, einnahm. Nachdem das erste Lied in üblicher Weise gesungen war, ließ Graf Kronau einen Salamander auf die preußische Armee und ihren siegreichen Feldherrn, den Prinzen von Preußen, reiben, und obgleich der alte Herr bei diesem so ungewohnten Salamanderexercitium in ganz uncommentmäßiger Weise vor- und nachklappte, so verbesserte sich doch seine noch immer etwas gedrückte Stimmung

durch diese dem Ueberwinder der Revolution dargebrachte begeisterte Huldigung, die so ganz mit seinen Gesinnungen übereinstimmte, immer mehr. Freudig und eifrig kam er all' den Ganzen nach, die ihm aus der Gesellschaft, einer nach dem andern, zugetrunken wurden; die Fäxe hatten von dem Grafen Kronau die strenge Weisung erhalten, dem alten Herrn immer nur sogenannte Naturalschoppen zu bringen, die im Gegensatz zu den bis an den Rand gefüllten Criminalschoppen immer etwa fünf Sechstel Schaum enthielten; trotz dieser Vorsicht aber übten die zahlreichen, schnell nacheinander getrunkenen Schoppen eine immer steigende, erheiternde Wirkung, so daß bald alle Wolken von der Stirn des Kammerherrn verschwanden und er immer fröhlicher und unbefangener mit seinen Nachbarn plauderte, immer mehr lustige Geschichten, die er einst als Fähnrich und junger Officier erlebt und verübt hatte, erzählte, und immer lebhafter die Versicherung wiederholte, daß er seit langer Zeit sich nicht in so vortrefflicher und lebenswürdiger Gesellschaft befunden habe und so von Herzen vergnügt gewesen sei wie an diesem Abend.

Graf Kronau gebot *Silentium*.

»Es ist eine alte deutsche Sage,« sprach er, während alle, seinem Beispiel folgend, sich erhoben, »daß die Geister der Helden in den Gefilden der Götter ihre Schlachten weiter schlagen, um dann nach der Lust des edlen Kampfspiels in Walhallas Sälen an himmlischem Met aus goldnen Trinkhörnern sich zu laben und stolz herabzublicken auf die Thaten ihrer Nachkommen auf Erden. Ein schöner Sinn liegt in der alten Sage: wir, meine Freunde, stärken uns in jugendfrohem Gelage und in frischen, muthigen Kampfspielen, unsrer Vordern würdig zu werden im Ringen des Lebens, und unsre

Väter dürfen nicht erst von den Walküren aufwärts getragen werden zu den Hallen der Unsterblichen, um herabblickend sich zu freuen, daß wir ihrer würdig dem Kampf des Lebens entgegentreten – hier auf Erden schon können sie die Freude der Walhalla genießen, wenn sie rückwärts blicken von ihrer Lebenshöhe auf ihre vorwärts und aufwärts strebenden Söhne, über deren Treiben, so toll und wild es auch scheinen mag, stolz und hoch, rein und unbefleckt die Fahne der Ehre, der Treue und des siegesstolzen Muthes in des Lebens frischem Morgenhauch weht. Solche Freude muß heute der verehrte Vater unsers lieben Corpsbruders Sarkow empfinden, der uns die Ehre erweist, ihn als Gast begrüßen zu dürfen. Was wir treiben in brausendem, überwallendem Jugendmuth, was wir wünschen, hoffen und ersehnen für das Leben, das liegt offen vor seinem Blick da – und er darf diesen Blick nicht scheuen; es ist das gleiche Palladium, dessen unversiegbare Kraft auch sein junges Herz einst höher schlagen ließ und sein Haupt stolz und aufrecht erhielt in allen Mühen und Gefahren des Lebens: das Palladium der Ehre, der Wahrheit, des Rechts und der Treue, zu dem wir uns bekennen in unserm Wahlspruch: *Virtus sola bonorum corona*, zu dem wir geschworen haben auf die weißgrün-schwarzweißen Schläger unsers edlen Corps, dem wir treu bleiben werden bis zum Tode in allen Mensuren, auf die das Leben uns stellen mag.

»Mit diesem freudigen, stolzen Bewußtsein, mit diesem Gelöbniß reiben wir einen Salamander auf das Wohl des Vaters unsers lieben Freundes und Bruders, des verehrten Gastes der Saxoborussia!«

Der Salamander donnerte in musterhafter Präcision. Kaum war der letzte Schlag verhallt, da rief Graf Kronau:

»Wir singen das Lied: ›Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus.«

Laut erbrauste das Lied vom Feldmarschall Blücher, und der alte Herr von Sarkow fiel jedesmal voll jubelnder Begeisterung, wenn auch mit unmusikalischer Stimme in den Refrain ein:

»Juchheirassassa, und die Preußen sind da,
Und die Preußen sind lustig und rufen Hurra!«

Dann drückte er dem Grafen Kronau wiederholt die Hand und stand auf, um sich für den auf sein Wohl geriebenen Salamander zu bedanken. Er sprach mit herzlichen, warmen Worten seinen Dank und seine Freude über den herrlichen Geist des Corps aus, dem sein Sohn anzugehören die Ehre habe, aber bald wurden seine Augen feucht, seine Stimme begann zu zittern, die Worte, die er sprach, waren nicht mehr völlig verständlich, allein der Ausdruck seines von tiefer Bewegung zuckenden Gesichts ließ keinen Zweifel über die guten Wünsche, die er der Saxoborussia in dem von ihm bis auf die Nagelprobe geleerten Schoppen entgegenbrachte.

Die Heiterkeit wurde immer allgemeiner, es wurden verschiedene Bierscandale nach allen Regeln des Comments zum höchsten Vergnügen des Kammerherrn ausgemacht, die Fäxe und Mitkneipanten rieben unzählige Salamander auf alle möglichen und unmöglichen Dinge, und der alte Herr wurde immer froher, glücklicher und gesprächiger, obgleich Graf Kronau die Weisung um den Tisch herumgehen ließ, daß Niemand ihm mehr zutrinken dürfe.

»Nicht wahr, Herr Kammerherr,« sagte Graf Kronau in halb leisem, vertraulichem Gespräch, »es ist doch ein schönes Leben in Heidelberg und in der Saxoborussia? Wohl kommt es nur einmal vor, wohl geht es schnell vorüber, aber der Eindruck bleibt für immer, diese schimmernde, duftige Jugendblüthe trägt ihre edle Frucht in alle Zukunft.«

»Ja, bei Gott, das wird sie thun!« rief der alte Herr, kräftig auf den Tisch schlagend, indem er den Rest seines Schoppens leerte, den ihm der Fax dann, bis an den Rand mit Schaum gefüllt, wieder hinstellte.

»Ja,« sagte Graf Kronau, »man ist nur einmal jung, nur einmal Saxoborusse – freilich geht es auch wohl ein bißchen wild und unordentlich zu, wir haben keine Zeit, nachzudenken und zu rechnen und uns den Jugendtraum zu verkümmern mit materiellen Sorgen und Rücksichten.«

»Das thut Nichts, mein junger Freund, das thut Nichts!« rief der Kammerherr, dem Grafen kräftig auf die Schulter klopfend, »je besser der Most durchgärt, um so edler wird der Wein.«

»Damit tröste ich mich auch,« sagte Graf Kronau, »denn ich muß Ihnen im Vertrauen sagen, Herr Kammerherr, ich habe hier in Heidelberg mich nicht viel um meine Rechnungen gekümmert, ich fürchte, es ist ein böses Deficit da, und ich werde meinem Vater eine Beichte ablegen müssen, die ihn vielleicht nicht erfreuen wird.«

»Ah bah,« sagte der Kammerherr, »was thut das, wenn der Alte auch ein wenig brummt, er muß sich ja doch freuen, daß Sie eine solche Schule durchgemacht haben. Wer macht keine Schulden in seiner Jugend? Wenn sie nicht über die Grenzen der Verhältnisse gehen, so hat das Nichts zu sagen, einmal muß der Mensch austoben. Ich,« sagte er, ganz

vergnügt vor sich hin lachend, »hatte auch als junger Officier einen ziemlich langen Speisezettel, mein Vater war auch nicht ganz zufrieden und schalt ein wenig, aber ich bin doch ein ganz tüchtiger Mensch geworden und habe immer auf Ordnung gehalten, denn Ordnung,« sagte er, plötzlich wieder eine strenge, ernste Miene annehmend, »hält die Welt zusammen, und Ordnung muß überall sein, überall, im Hause wie im Staat.«

Graf Kronau hatte dem jungen Sarkow einen Wink gegeben, und dieser hatte den Platz an der andern Seite seines Vaters eingenommen.

»Da hörst du es,« sagte Graf Kronau, sich zu seinem Freunde wendend, »ich wußte es ja ganz genau, daß dein Vater keine engherzigen Gesinnungen haben konnte, solche Herren wie er bleiben immer jung im Herzen und werden niemals Philister.«

»Niemals Philister!« rief der alte Herr, auf den Tisch schlagend, »nein, Carl,« fügte er hinzu, seinen Sohn, der sich vorher den ganzen Abend über fern gehalten hatte, ein wenig verwundert an seiner Seite erblickend, »ich bin jung im Herzen und verstehe die Jugend, Gott segne dich, daß du das herrliche Band da auf der Brust trägst.« Er drückte kräftig seines Sohnes Hand.

»Nun, siehst du wohl,« sagte Graf Kronau lachend, »ich wußte es ja und sagte es dir gleich; ich kannte deinen Herrn Vater besser als du. Wie konntest du es nur für möglich halten, daß er wegen der kleinen Schulden, die du hier gemacht hast, auch nur eine Miene verziehen würde?«

»Ja, wie konntest du das für möglich halten, Carl?« fragte der alte Herr, indem er mit etwas starrem Blick verwundert

den Kopf schüttelte, »ich begreife das nicht – niemals Philister – niemals – niemals.«

»Also morgen früh«, sagte Graf Kronau, »bringst du die Liste von deinen Rechnungen, dann wird kein Wort weiter darüber gesprochen, und die Sache ist abgemacht.«

»Kein Wort drüber gesprochen, die Sache ist abgemacht – abgemacht – abgemacht,« sagte der alte Herr, indem er wie zur Bekräftigung dreimal mit seinem Schoppen auf den Tisch schlug.

Carl von Sarkow küßte gerührt seines Vaters Hand, dieser erhob sich, breitete seine Arme aus, drückte seinen Sohn lange an die Brust und rief mit feuchten Augen:

»*Virtus sola bonorum corona* – es lebe, blühe und gedeihe die Saxoborussia!«

»*Silentium!*« rief Graf Kronau.

»Der Kammerherr von Sarkow hat auf das Wohl des Corps getrunken, wir kommen ihm alle nach in einem Ganzen auf sein specielles Wohl.«

Die Ganzen wurden geleert, noch ein Lied wurde gesungen, der alte Herr lehnte sich ein wenig müde in seinen Stuhl zurück, und Graf Kronau schlug ihm vor, nach Hause zu gehen, da es spät geworden sei.

»Ja, es ist spät,« sagte der Kammerherr, indem er wie mechanisch seine Uhr hervorzog und einen flüchtigen Blick darauf warf, »und wenn die Herren ebenfalls aufbrechen, so könnten wir wohl nach Hause gehen – aber sonst nicht – nein, sonst nicht – wir bleiben immer jung, wir lassen uns nicht überbieten – niemals Philister – niemals – niemals.«

»Nein, niemals,« sagte Graf Kronau, »niemals – aber wir gehen Alle, wir bleiben niemals länger, wir müssen ja morgen früh wieder in das Colleg.«

»Das Colleg, ja, ja, in's Colleg, das ist wahr,« sagte der alte Herr, »das ist hübsch, sehr hübsch – das *utile cum dulci* – o, ich habe mein Latein noch behalten – *utile cum dulci* – *virtus sola, bonarum corona* – komm her, Carl, du bist ein braver Kerl, daß du so fleißig in's Colleg gehst – kümmer dich nicht um die lächerlichen kleinen Schulden – wie konntest du nur glauben – immer jung mit der Jugend – niemals Philister – niemals – niemals.« Auf Graf Kronau's Wink erhoben sich einige der Zunächstsitzenden, als ob sie ebenfalls gehen wollten. Der Kammerherr nahm seinen Hut und stieg, auf den Grafen Kronau und seinen Sohn gestützt, mit einiger Mühe die Treppen des Riesensteins herab.

Es war eine prachtvolle, mondhelle Nacht, Graf Kronau schlug vor, noch ein wenig auf der Pariser Promenade auf und nieder zu gehen; die Bewegung in frischer Luft wirkte augenscheinlich vortheilhaft auf den Kammerherrn, denn sein anfangs schwankender Gang befestigte sich immer mehr und mehr, obgleich er fortfuhr, sich auf die Arme der beiden jungen Leute zu stützen.

»Wir haben ein wenig scharf gekneipt,« sagte er, »ich bin das nicht mehr so recht gewöhnt – aber es ist doch schön, das Herz ist jung, wenn auch die Füße nicht mehr so ganz fortwollen, und es ist eine wahre Freude für das Alter, sich auf eine so brave, edle und hoffnungsvolle Jugend zu stützen. Wie freue ich mich,« sagte er, Graf Kronau's Hand schützelnd, »daß mein Sohn einen Freund gefunden hat wie Sie, mein lieber Graf.«

»Mehr als Freund, mehr als Freund,« sagte Graf Kronau, »das weißgrün-schwarzweiße Band macht zu Brüdern, zu Brüdern für das ganze Leben.«

Ein plötzlicher Gedanke schien ihn zu durchzucken.

»Carl ist mein Bruder für immer,« sagte er, »und wahrlich, Herr Kammerherr, ich fühle mich wie zu Ihnen gehörig, als ob ich in Wahrheit Carl's Bruder wäre, als ob ich das Recht hätte, Sie wie einen Vater zu verehren.«

Der Kammerherr blieb stehen, umarmte Graf Kronau und küßte ihn auf beide Wangen.

»Ich habe mit Carl verabredet,« fuhr der Graf fort, »ihn zu besuchen, wenn wir Heidelberg verlassen haben – Fräulein Marie hat es mir erlaubt, und wenn Sie, Herr Kammerherr, mir Ihr Haus nicht verschließen –«

»Die Marie hat es Ihnen erlaubt,« sagte der Kammerherr, indem er, vor sich hin lachend, abermals stehen blieb und dem Grafen kräftig auf die Schulter klopfte – »nun, wenn meine beiden Kinder Sie eingeladen haben, dann muß ich Sie doch wohl mit Freuden in meinem Hause begrüßen, mit großer Freude, auch wenn ich nicht ohnehin schon kaum einen lieberen Gast bei mir sehen könnte als den Corpsbruder meines Sohnes.«

»Und wenn dann,« sagte Graf Kronau schnell, »meine Bitte noch größer wäre, wenn ich bäte, mit Ihrem Sohne, mit Fräulein Marie sagen zu dürfen: ›Mein lieber, mein verehrter Papa,‹ würden Sie dann wohl auch sagen –«

»Mein Sohn – mein vortrefflicher Sohn,« unterbrach ihn der Kammerherr, indem er den Arm um die Schultern des Grafen legte und ihn an seine Brust drückte.

»Du hast es gehört, Carl, du hast es gehört, dein Vater erlaubt mir, ihn Papa zu nennen, und wenn deine Schwester es auch erlaubt –«

»So ist Alles in Ordnung!« siel Carl fröhlich ein.

»Alles in Ordnung,« sagte der alte Herr, »wie war das, was heißt das?« fügte er stutzend und sich besinnend hinzu.

»Carl ist mein Bruder!« rief Graf Kronau, »Sie haben mir erlaubt, Sie Vater zu nennen, und Fräulein Marie wird Nichts dagegen haben, daß das Familienverhältniß geordnet werde. Mein Vater wünscht, daß ich bald eine eigne Heimath gründe, er will mir eines seiner Güter übergeben und mich zur Uebernahme unsers Majorats vorbereiten, seine Gesundheit erfordert längeren Aufenthalt in einem südlichen Klima.«

»Herr Graf,« sagte der alte Herr kopfschüttelnd, »was ist das, was sagen Sie da? Darüber müssen wir morgen sprechen.«

Sie waren in der Nähe des Hôtels angekommen.

»Ja,« rief Graf Kronau, »ganz gewiß, darüber müssen wir morgen sprechen, ganz ernsthaft und ausführlich sprechen, dann wird Alles gut sein, Alles in Ordnung kommen.«

Der alte Herr antwortete diesmal nicht, er ging mit gesenktem Kopfe weiter, als bemühe er sich zunächst, seine eignen Gedanken in klare Ordnung zu bringen. Der Hausknecht öffnete das Thor, die beiden Saxoborussen führten den Kammerherrn nach seinem Zimmer, er wurde mit ihrer Hilfe schnell entkleidet. Als er in den Kissen seines Bettes ruhte, küßte Carl seine Hand und wünschte ihm herzlich gute Nacht; Graf Kronau that dasselbe, ehrerbietig und liebevoll sagte er: »Gute Nacht, Papa, auf morgen also.«

»Auf morgen,« sagte der alte Herr halblaut – schon hatten sich seine Augen geschlossen, und im nächsten Augenblick versank er in tiefen Schlummer.

»Mein Bruder, mein Bruder!« rief Graf Kronau jubelnd, als die beiden jungen Leute wieder auf die Straße hinabgestiegen waren, »mein Bruder für's Leben!«

Lange Zeit gingen sie noch in der hellen Mondnacht auf und nieder, von der Zukunft sprechend, die vor beiden im Rosenschimmer glücklicher Hoffnung dalag. Als Herr von Sarkow endlich nach Hause zurückkehrte, trat er in Luiz Antonio's Zimmer. Der Freund ruhte bereits schlafend auf seinem Lager, wehmüthiger Ernst lag auf seinem Gesicht. Als Herr von Sarkow mit liebevollen Blicken ihn ansah, bewegte er leise die Lippen, und mit einem schmerzlichen Seufzer klang es wie ein Hauch aus seiner Brust hervor: »Elise!«

Herr von Sarkow faltete die Hände und flüsterte:

»Du ewiger Gott der Gnade und Barmherzigkeit, laß ihn in der fernen Heimath das Glück finden, das er hier vergeblich gesucht hat.«

Leise ging er hinaus, den Schlaf des Freundes nicht zu stören.

Am nächsten Morgen warteten die beiden Mädchen bereits ziemlich lange am Frühstückstisch, ehe der Kammerherr von Sarkow erschien. Als er sich endlich einfand, war er blasser als sonst, strich sich häufig mit der Hand über die Stirn und zeigte eine so auffallende, ihm sonst nicht eigenthümliche Neigung für Sodawasser, daß er bereits zwei Flaschen dieses nervenbelebenden, kohlensauren Getränkes geleert hatte, ehe er sich zögernd dem Thee, den Eiern und dem Schinken, den sonst besonders bevorzugten Bestandtheilen seines Frühstücks, zuwendete. Die jungen Mädchen fragten mit unermüdlicher Neugier nach seinen Erlebnissen auf dem Riesenstein – aber der alte Herr blieb so wortkarg, daß Fräulein Marie scherzend den Verdacht aussprach, es müsse dort wohl eine Art von geheimer Freimaurerei stattfinden, über die jedem Theilnehmer eidlich Stillschweigen auferlegt werde. Nur über die Liebenswürdigkeit und den

vortrefflichen Ton der jungen Leute sprach sich der Kammerherr wiederholt mit höchster Anerkennung aus. »Besonders Graf Kronau ist ein ganz ausgezeichnete junger Mann,« betonte er mehrmals, während Fräulein Marie zur ganz ausnehmenden, stillen Freude von Fräulein Agnes sich dann stets herabbückte, als ob sie irgend Etwas von der Erde aufnehmen wolle, – »ein ganz ausgezeichnete junger Mann – wir haben gestern noch im wunderschönen Mondschein einen Spaziergang gemacht, – wir haben ihn zu seiner Wohnung begleitet, – die Sitzung dauerte lange und war sehr vergnügt, – ja, ja,« fügte er wohlgefällig lächelnd hinzu, »die jungen Leute sind nicht so fest wie wir Alten!«

Leicht zusammenschauernd leerte er den Rest seines Sodawassers.

»Das viele Gehen und Bergsteigen macht durstig,« sagte er aufstehend, um die Glocke zu ziehen und bei dem Kellner noch eine weitere Flasche zu bestellen. – »Was war doch das,« – flüsterte er vor sich hin, – »wir haben da noch Etwas gesprochen, was mich besonders interessirte und worüber ich noch im Bett nachgedacht habe, – Kronau war freilich ein wenig verwirrt, und Carl schien es mir auch zu sein – aber mein Gott, was war es nur – sowie ich den Gedanken zu fassen glaube, so entschlüpft er mir wieder.«

Er rieb sich heftig die Stirn und ging, halblaute Worte vor sich hin murmelnd, auf und nieder, alle weiteren Fragen der neugierigen Mädchen überhörend.

Carl trat ein. Er begrüßte seinen Vater und fragte theilnehmend nach seinem Befinden.

»Vortrefflich geht es mir, vortrefflich!« rief der alte Herr, indem er eine Miene des Wohlbehagens annahm, die ihn

einige Mühe zu kosten schien, – »aber ihr werdet wohl etwas Kopfschmerzen haben – wie?«

»Durchaus nicht, lieber Vater – wir sind noch längere Zeit spazieren gegangen, nachdem wir dich hierher begleitet hatten.«

»Ich glaubte vom Papa verstanden zu haben,« sagte Fräulein Marie schalkhaft, »daß er mit dir den Grafen Kronau nach Hause begleitet hätte.«

»Ja, ja!« rief der alte Herr – »Kronau war nicht ganz sicher, – aber,« fuhr er, schnell abbrechend, fort – »es war eine wunderschöne Nacht, – man sollte es nicht versäumen, Heidelberg im Mondschein zu sehen, – das Schloß macht einen herrlichen Effect.«

»Und da habt ihr uns zu Hause gelassen!« rief Fräulein Marie vorwurfsvoll, während ihr Bruder einen listig vergnügten Blick auf die dritte Flasche Sodawasser warf, die der Kellner soeben zu den beiden andern, bereits geleerten auf den Tisch stellte.

Er begrüßte Agnes mit einigen so nahe zu ihr hin geflüsterten Worten, daß seine Lippen ihre erröthende Wangen streiften – dann wendete er sich wieder zu seinem Vater und sagte mit gleichgültig ruhigem Ton, aus dem dennoch eine gewisse Befangenheit hervorklang, indem er ein ziemlich voluminöses Schriftstück aus seiner Tasche zog:

»Ich habe dir hier auch die Zusammenstellung der kleinen Rechnungen gebracht, lieber Vater, die meinen Etat überschreiten, – wie du es gestern abend befohlen hast – ich danke dir nochmals recht herzlich, daß du meine kleinen finanziellen Unordnungen so gütig verziehen hast.«

»Kleine Rechnungen – Etat übersteigen – finanzielle Unordnungen,« sagte der Kammerherr mürrisch – »Teufel – es

scheint, mir steigt eine Erinnerung auf, die ich vorher nicht finden konnte.«

Er nahm das Schriftstück etwas heftig aus seines Sohnes Hand und schlug die Bogen auseinander.

»Walz,« las er, »sechshundert Gulden, – Lieber tausend Gulden, – Nürnberger fünfzehnhundert Gulden – Junge, bist du toll, – das nennst du kleine finanzielle Unordnungen? Das ist ja ein Vermögen – davon will ich Nichts wissen – sieh, wie du damit fertig wirst!«

Er warf die Papiere zornig auf den Tisch. »Aber, Papa,« sagte Carl bestürzt, »du meintest gestern –«

»Ich meine, daß du ein heillosen Verschwender bist – Nichts werde ich von diesen unsinnigen Rechnungen bezahlen, – du bist *minorenn* – die Leute haben kein Recht, Etwas von dir zu fordern! Richte dich damit nach deinen Einnahmen ein, du sollst selbst die Folgen solcher unverzeihlichen Thorheit empfinden!«

»Onkel Sarkow,« sagte Fräulein Agnes bittend, »seien Sie nicht so böse – sehen Sie, wie traurig Carl dasteht, – wir sind doch hierhergekommen, um vergnügt zu sein.«

»Das verdirbt mir alle Freude!« rief der Kammerherr aufbrausend, »ich reise heute ab – packt eure Koffer –«

»Graf Kronau bittet um die Erlaubniß, den Herrschaften guten Morgen zu sagen,« meldete der Kellner, und durch die offen gehaltene Thür trat der Graf ein.

Er begrüßte die jungen Damen und trat dann, während Fräulein Marie sich erröthend zum Fenster wendete, auf den alten Herrn zu, dessen zornig erregte Miene er gar nicht zu bemerken schien.

»Ah,« sagte er, mit heiterer Unbefangenheit auf das zerknitterte Schriftstück deutend, »Sie haben da die kleine Angelegenheit, die dem armen Carl so viel sorgenvolle Stunden bereitete, weil er fürchtete, Sie zu betrüben, schon in Ordnung gebracht! Bei Gott, Herr Kammerherr, das ist schön, sehr schön von Ihnen – ein Mann ein Wort – die alte Zeit muß uns wahrlich immer zum Vorbild dienen.«

»Kleine Angelegenheit!« rief der alte Herr, »es sind Tausende, Herr Graf –«

»Es mag wohl ein wenig aufgelaufen sein,« fiel Graf Kronau mit unzerstörbarer Heiterkeit ein – »und doch,« sagte er, bewundernd in das zornige Gesicht des Kammerherrn blickend, »und doch haben Sie das gleich so glatt und lebenswürdig abgemacht – wahrhaftig, das ist schön – freilich, Sie hatten ja Ihr Versprechen gegeben.«

»Mein Versprechen gegeben?« rief der alte Herr, aus dessen Blicken eine Erinnerung aufzublitzen schien.

»Da geht es Carl besser,« fuhr Graf Kronau mit etwas gedämpfter Stimme fort, »als es Ihnen selbst gegangen ist, – Ihr Herr Vater brummte ein wenig, ehe er das Deficit ausglich, das Sie als junger Officier gemacht.«

Der Kammerherr winkte ihm mit einem scheuen Seitenblick auf die Mädchen Schweigen zu.

»Du erzähltest gestern abend, lieber Vater,« sagte Carl zögernd.

»Ich erzählte – ich erzählte – ja, ja, das war es – ich wußte es doch, daß da noch ein dunkler Punkt war,« – sagte der Kammerherr, seine Stirn reibend; – »nun, ihr habt mich da auf euren Riesenstein gelockt,« fuhr er unwillig fort, »wie in eine Räuberhöhle.«

»*Utile cum dulci*,« flüsterte Graf Kronau, »das Herz bleibt immer jung – niemals Philister – niemals – niemals,« – und leise summte er, zu dem alten Herrn geneigt: »Juchheirasassa, und die Preußen sind da.«

Der Kammerherr lachte, schüttelte ihm die Hand und sagte, zu seinem Sohn:

»Nimm die verdammten Rechnungen fort, ich will mir jetzt nicht damit den Humor verderben, schicke sie meinem Banquier nach Berlin – ich werde ihm Anweisung geben, sie zu bezahlen, aber vergiß mir Nichts, damit die ganze Suppe auf einmal ausgegessen wird.«

»Und die Preußen sind lustig und rufen Hurra!« sang Graf Kronau ebenso leise wie vorhin, während Carl ganz glücklich seines Vaters Hand küßte.

»Geheimnisse und immer Geheimnisse,« sagte Fräulein Marie, indem sie zu den Herren herantrat, – »der Papa hat uns nichts von gestern abend erzählen wollen, soviel wir ihn auch gebeten haben – und nun beginnen die Herren wieder eine geheime Unterhaltung – das ist nicht liebenswürdig gegen uns.«

»Der Herr Kammerherr hat Ihnen Nichts erzählt?« erwiderte Graf Kronau – »das ist in der That unrecht, – denn es war doch noch Etwas zu erzählen,« fügte er hinzu. Während Carl, mit Agnes flüsternd, zur Seite stand, – »etwas sehr Schönes und sehr Reizendes, wenn Sie es gern hören, mein gnädiges Fräulein.«

»Wenn ich es gern höre?«

»Der Herr Kammerherr hat mir nämlich erlaubt, ihn Papa zu nennen, da ich doch Carl's Corpsbruder bin, – und da ich so gern mehr – noch mehr wäre, – wenn Fräulein Marie es erlaubt.«

Das junge Mädchen stand in glühender Verwirrung da. Der alte Herr aber sagte sinnend:

»Ja – ja – das taucht Alles wieder in mir auf – das war bei der Promenade im Mondschein.«

»Nicht wahr – Sie haben mir gestattet, Sie Papa zu nennen, und ich habe es auch gethan, von ganzem Herzen gethan – wenn Fräulein Marie es erlaubt.«

»Aber was bedeutet dieser Scherz?« fragte der Kammerherr – »ich begreife nicht –«

»Es ist kein Scherz,« erwiderte Graf Kronau – »und es bedeutet,« fuhr er fort, Mariens Hand ergreifend und mit dem zitternden Mädchen vor ihren Vater hintretend, – »es bedeutet, daß ich Marie liebe und in Wahrheit meines Freundes Bruder und Ihr Sohn sein möchte, – wenn Marie es erlaubt, – aber sie wird es erlauben – nicht wahr? – mein Herz sagt ja, und ich weiß, daß das ihre mich nicht Lügen strafen wird.«

»Herr Graf,« sagte der alte Herr ernst, – »eine solche Frage, auf die ich in der That nicht vorbereitet war, läßt sich nicht so schnell beantworten – Ihr Herr Vater –«

»Mein Herz ist mein Eigenthum!« rief der Graf, »und was meine Wahl und Ihre Familie betrifft, so wüßte ich nicht, was mein Vater daran auszusetzen haben könnte.«

»In der That,« sagte der Kammerherr, stolz den Kopf emporrichtend, – »das ist wahr – und was sagst du, Marie?«

Marie sagte Nichts, aber sie widerstrebte nicht, als Graf Kronau sie in seine Arme schloß und, ihren Vater frei anblickend, sagte:

»Ich wußte es, sie erlaubt mir, Ihr Sohn zu sein.«

»Nun,« – sagte der alte Herr kopfschüttelnd, aber mit freundlichem Lächeln, – »dann kann ich ja wohl die Erlaubniß meiner Tochter nicht zurückziehen, – ich habe mich ja

meines neuen Sohnes nur zu freuen, lieber Graf – aber,« fügte er ernst hinzu – »Alles bleibt Geheimniß – kein Wort darf davon gesprochen werden, bevor die Zustimmung Ihres Vaters da ist, den ich persönlich zu kennen nicht die Ehre habe.«

Die jungen Leute umarmten glücklich den Vater, der sie herzlich an seine Brust drückte.

Carl zog Agnes heran.

»Und wir?« fragte er, lächelnd zu seinem Vater aufblickend.

»Was soll das heißen, – was wollt ihr noch?« fragte der Kammerherr, während Graf Kronau und Marie lächelnd zur Seite traten.

»Nun – sind wir weniger werth wie die beiden da?« erwiderte Carl, – du hast einen Sohn gewonnen – willst du die Tochter zurückweisen, die ich dir zuführe?«

»Junge!« rief der alte Herr in aufjubelnder Freude, – »ist das wahr – wirklich wahr? Das ist ja mein Herzenswunsch seit Jahren – mein Wunsch und der Wunsch meines alten Freundes Regenow. – Komm her, – komm an mein Herz – jetzt mögen die verwünschten Rechnungen noch einmal so groß sein, – ich bezahle sie gern – von Herzen gern!«

Er umarmte stürmisch seinen Sohn – Agnes schmiegte sich lächelnd an seine Seite und sagte: »Onkel Sarkow – ich darf Sie also jetzt auch Papa nennen?«

»Ja, ja!« rief der alte Herr, »das darfst du – wo ist der Dolch, den der Nürnberger hier gelassen und den du dir wünschtest? – Nimm ihn – nimm ihn, – er ist dein, und wir wollen ausgehen, – die Luft in dem engen Zimmer hier erdrückt mich, – wir wollen zu Nürnberger gehen und zu

dem Porcellanmaler, – ihr alle sollt auswählen, was ihr haben wollt – kommt – ich bin so glücklich, daß ich die Sonne sehen will am blauen Himmel und die freie Luft der Berge athmen.«

Sie gingen fort, Carl mit Agnes voraus, der alte Herr folgte mit Marie und dem Grafen Kronau, der einen Augenblick in das Bureau des Oberkellners getreten war.

Nürnberg empfing sie mit dem Ausdruck gekränkter Würde, aber er erklärte ihnen dennoch ausführlich den historischen und künstlerischen Werth seiner Waaren, und als die Mädchen verschiedene allerliebste Sachen gewählt und der Kammerherr sie in klingenden Friedrichsd'or bezahlt hatte, da wurde der vortreffliche Handelsmann ganz versöhnt mit der unfreundlichen Aufnahme, die ihm gestern zu Theil geworden. Er geleitete den alten Herrn mit tausend verbindlichen Dankesworten und aufrichtigen Wünschen für sein ganzes Haus auf die Straße hinaus.

Er zupfte Carl am Aermel.

»Herr Baron,« flüsterte er ihm zu, »wann kommt der Prinz Mirza Schaffi, und wie ist es mit dem Kislar Aga?«

»Warten und schweigen!« sagte Herr von Sarkow, indem er den Finger auf den Mund legte.

Nürnberg ahmte diese Gebärde nach und blickte so, den Finger auf seine Lippen gedrückt, den Davongehenden noch lange nach.

Ebenso leicht wurde Lieber versöhnt, als der Kammerherr ein vollständiges Wappenservice bei ihm bestellte und die schönsten Stücke seines Vorraths zu Geschenken für Agnes und den Grafen Kronau auswählte.

Die Table d'hôte hatte schon begonnen, als die Gesellschaft in das Hôtel zum Badischen Hof zurückkehrte.

Man hatte eben den Obersten von Ehrenstein und die andern Herren begrüßt und die gewohnten Plätze eingenommen, als ein Bote des Telegraphenamtes erschien und dem Grafen Kronau eine Depesche überbrachte.

Er erbrach mit unruhig zitternder Hand das blaue Couvert, durchflog die Depesche und reichte dieselbe über die Tafel hin dem Kammerherrn von Sarkow.

Dieser las halblaut:

»Für mich genügt der Name des Herrn von Sarkow. Das Uebrige ist deine Sache. Gott segne deine Wahl! Meine herzlichsten Grüße in der Hoffnung baldiger persönlicher Bekanntschaft dem Kammerherrn und Fräulein Marie.«

Der alte Herr faltete, still vor sich hin lächelnd, die Depesche zusammen – dann schlug er mit dem Messer an sein Glas und sprach:

»Ich bitte den Herrn Obersten und die Freunde und Corpsbrüder meines Sohnes, mit mir auf das Wohl von zwei Brautpaaren zu trinken, die sich heute unter die weißgrün-schwarzweiße Fahne stellen und sich für ihr ganzes Leben zu dem Wahlspruch bekennen wollen: *»Virtus sola bonorum corona!«* Graf Kronau und meine Tochter, – mein Sohn und Fräulein Agnes von Regenow – *vivant, floreant, crescant!*«

»*In saecula saeculorum!*« rief Fritz Helmholt jubelnd. Alle leerten ihre Gläser, der Oberst kam, mit den Glücklichen anzustoßen und flüsterte, indem er Carl von Sarkow die Hand drückte:

»So, mein junger Freund – das ist besser als die polnischen Verschwörungen.«

Dankbar erwiderte der junge Mann den Händedruck des alten Soldaten – der Keller des Hôtels spendete abermals reichliche Vorräthe seines vortrefflichen *Oeil de perdix*, und

abermals richteten sich die verwunderten und theilnehmenden Blicke von allen Seiten der langen Tafel her auf die fröhliche Ecke, an der der gestrenge Commandant den Vorsitz führte und von der das den Touristen so überraschende und unbegreifliche Rasseln der in ununterbrochener Reihenfolge geriebenen Salamander durch den Saal tönte. Auch Moses, der kleine Corpshund, wurde von George Howkins mit einem Bouquet aus den Blumen der Tafelaufsätze geschmückt und als Gratulant herangeführt, – er zeigte sich zwar ein wenig ungehalten über die ungewohnte Rolle, die man ihm zumuthete, aber als die beiden jungen Damen sich um den Vorzug stritten, ihn auf dem Schooße zu halten und mit Confect vom Dessert zu füttern, wurde er freundlicher und ließ sich sogar herbei, durch ein flüchtiges, wohlwollendes Schwanzwedeln seine Zustimmung zu den für das Corps so erfreulichen Ereignissen zu erkennen zu geben.

Endlich erschien der rothe Schiffer in höchster Gala. Ob sein Instinct ihn herführte, oder ob Graf Kronau, der vorher dem Oberkellner einen leise geflüsterten Befehl gab, ihn hatte rufen lassen, – gleichviel – er war da – ein schneeweißes Hemd fiel in weiten Falten um seine offene Brust – die S.C.-Mütze bedeckte seinen Kopf, und in der Hand hielt er zwei große Blumensträuße, die er den beiden jungen Damen überreichte, indem er mit väterlicher Würde sprach:

»Der rothe Schiffer wünscht den schönen Fräulein Glück – Sie haben zwei Herren Saxoborussen bekommen, – das will Etwas sagen – so gut wird's nicht jeder, – nun, ich sehe, Sie verdienen's – es wird einen guten Nachwuchs für's Corps geben,« fügte er hinzu, während die Mädchen ihre erröthenden Gesichter auf die tellergroßen Bouquets herabneigten.

»Einen Schoppen!« befahl er dem Oberkellner, – aber ehe dieser ihm auf Fritz Helmholt's Befehl ein großes Wasserglas voll *Oeil de perdix* brachte, hatte der Kammerherr von Sarkow ihn herangewinkt und aus seiner geöffneten Börse eine nicht geringe Anzahl von funkelnden Goldstücken in seine riesige Hand geschüttet.

Der rothe Schiffer betrachtete diese einen Augenblick schmunzelnd, ehe er sie in seine Tasche gleiten ließ. Er neigte sich zu Carl von Sarkow und flüsterte diesem, mit der Hand über die Schulter nach dem Kammerherrn deutend, zu:

»Er ist nicht so schlimm, wie er aussieht – ich wußte es wohl – es ist ja der Vater von einem Saxoborussen – das liegt im Blut – der Stamm wächst ja nicht weit vom Apfel.«

Dann nahm er das große Glas mit dem schäumenden Purpurwein, blinzelte dem Kammerherrn mit freundlicher Gönnermiene, die vollkommenes Vergessen und Vergeben ausdrückte, zu und brachte endlich mit seiner durch den ganzen Saal dröhnenden Stimme ein dreifaches donnerndes »Hoch!« auf die beiden Brautpaare aus. Nachdem er dann das von Fritz Helmholt schnell wieder gefüllte Glas noch einmal geleert hatte, schwang er seine *S.C.*-Mütze über dem Kopf und eilte schnell hinaus, um noch auf der Straße seiner Zufriedenheit in lauten Rufen Ausdruck zu geben.

Heute abend war keine Kneipe, und alle Saxoborussen waren die Gäste des Kammerherrn von Sarkow in dem großen Salon des ersten Stockwerks, und selten wohl ist ein fröhlicheres Verlobungsfest gefeiert, selten sind zwei jungen Paaren herzlichere und aufrichtigere Wünsche entgegengebracht worden.

Graf Steinborn führte vor dem Souper Carl von Sarkow einen Augenblick beiseite.

»Sie hat mich dennoch betrogen!« sagte er bitter.

»Du glaubst es jetzt endlich?«

»Ich muß wohl – ich wollte es nicht glauben, – ich kannte Ihre Adresse in Paris, – ich habe ihr geschrieben.«

»Wie thöricht!« rief Herr von Sarkow erschrocken und unruhig – »und was hat sie geantwortet?«

»Sieh da,« – erwiderte Graf Steinborn, – »da ist mein Brief, – auf dem Couvert steht: ›*Refusé*‹ – deutlich von ihrer eignen Hand geschrieben.«

Herr von Sarkow athmete erleichtert auf.

»Sie fürchtet meine Drohung,« flüsterte er leise vor sich hin – »sie hat Wort gehalten!«

»Nun,« sagte er dann, dem Freunde herzlich die Hand drückend, – »ich wünsche dir Glück – der tolle Zauber ist von dir gewichen, du wirst Ersatz finden.«

Graf Steinborn schüttelte den Kopf.

»Ein Narr, wer sich zweimal betrügen läßt!« murmelte er, sich abwendend, während Herr von Sarkow seine Braut aufsuchte, um sie zu Tisch zu führen. Noch einige Tage blieb der Kammerherr mit den beiden Mädchen in Heidelberg, und wie ein duftig süßer Rausch verflog die schöne Zeit, die für den Grafen Kronau und Carl von Sarkow alles Glück in sich schloß, das die holde Jugend in ihrem vollen und doch so schnell erschöpften Füllhorn vereint.

Der Abschied wurde vergoldet durch die Hoffnung baldigen Wiedersehens, die diesmal nach menschlicher Berechnung nicht täuschen sollte, und das Leben in Heidelberg kehrte wieder in sein gewohntes, wenn auch nicht immer ruhiges Geleise zurück.

FÜNFUNDREISSIGSTES CAPITEL.

Stille, gleichmäßige Tage waren über das Krankenzimmer des verwundeten Langenberg dahingezogen, der nach den Aeüßerungen, die sein Arzt geflissentlich überall fallen ließ, als an einem Fieber erkrankt galt und auch von allen Nachforschungen befreit blieb, da Niemand in den unruhig bewegten Zeiten seine Abwesenheit bemerkt hatte.

Langenberg litt weniger an quälenden Schmerzen als an einer Erschöpfung seiner Kräfte, die ihn zuweilen in Schwermuth und Muthlosigkeit versinken ließ und ihm alle frische Lebenshoffnung nahm, die zuerst bei seiner Rettung durch Herrn von Sarkow wieder in seinem Herzen erwacht war.

Dorchen hatte ihr Wort gehalten und hielt treulich in der Pflege des Verwundeten aus. Solange er noch völlig kraftlos und fiebernd an sein Lager gefesselt war, blieb sie vom Morgen bis zum Abend, wo dann die alte Krankenwärterin erschien, fast unausgesetzt in seinem Zimmer – sie reichte ihm den kühlenden Trank und die beruhigende Arznei, las ihm aus den Büchern vor, die er ihr aus seiner kleinen Bibliothek bezeichnete, und versuchte auch wohl eine Unterhaltung, indem sie ihm dieses oder jenes von den kleinen Tagesereignissen im Hause oder in der Stadt erzählte, – aber bald stockte das Gespräch wieder, denn Dorchen konnte die Scheu nicht überwinden, die das wilde, unstäte Wesen Langenberg's ihr allezeit eingeflößt hatte. Sie wagte die Augen nicht aufzuschlagen, wenn sie fühlte, daß sein düster glühender Blick auf ihr ruhte – sie zitterte, wenn sie seine fieberheiße Hand berührte, während sie ihm die Arznei reichte, und erst, wenn Evchen Meier erschien, um ihr bei

ihrem Samariteramt zu helfen, gewann sie ihre Unbefangenheit wieder, ohne jedoch an dem munteren Geplauder ihrer Freundin theilzunehmen.

Auch Langenberg sprach wenig und nur selten; wenn Evchen ihre ganze fröhliche Laune aufbot, um ihn zu erheitern, glitt ein mattes Lächeln über seine bleichen Lippen. War er mit Dorchen allein, so schloß er wohl lange Zeit die Augen und schien zu schlummern, wenn auch seine unruhigen Athemzüge und seine hin und wieder leise geflüsterten Worte bewiesen, daß seine Gedanken dennoch arbeiteten. Dann wieder bat er das junge Mädchen, ihm vorzulesen; er bezeichnete ihr die Bücher, die sie von dem Gestell nehmen möchte, – oft Werke philosophischen und politischen Inhalts – selten verstand sie Etwas von dem Inhalt der von ihm gewählten Lectüre – aber sie las eifrig und emsig fort, als ob sie glücklich sei, der peinlichen Unterhaltung oder des ebenso peinlichen Schweigens überhoben zu sein. Er aber sah sie unverwandt, wie träumend an, – bald finster, feindlich, drohend, bald wieder kindlich weich – sehnsüchtig fragend, so daß sie unter seinen Blicken, die sie zu fühlen schien, ob schon sie diese nicht sah, erröthete und ihr Haupt tief auf das Buch niedersenkte.

So vergingen lange Tage, ohne daß zwischen dem Kranken und seiner Pflegerin eine vertraulichere und unbefangene Beziehung sich herstellte. Nur wenn sie am Morgen sein Zimmer betrat, erhellte ein lichter Freudenschimmer sein bleiches Gesicht, – er drückte ihr wohl mit einem Blick voll inniger Dankbarkeit die Hand, wenn sie ihm die Tasse leichten Thees zum Frühstück reichte; aber wenn er fühlte, wie sie bei seiner Berührung ängstlich zurückbebt, so

nahmen seine Züge wieder ihren früheren starren Ausdruck an.

Allmählig schritt seine Genesung vor, seine Kräfte kehrten zurück, und eines Tages bat er sie, ihm die Zeitung vorzulesen. Dorchen hatte nur das kleine in Heidelberg erscheinende Stadtblatt zur Hand, sie las ihm den ziemlich unbedeutenden, auf die magere Erzählung der Ereignisse beschränkten Inhalt mit all' der Gleichgültigkeit vor, die ein junges Mädchen der Politik entgegenbringt, und er hörte mit so ruhiger, unbewegter Miene zu, als ob er die Gleichgültigkeit für das Gelesene empfände, – doch aber bat er jeden Morgen von Neuem um die Lectüre der Zeitung.

Eines Tages las Dorchen, ohne dem Sinn der Worte zu folgen und wohl innerlich mit andern Gedanken beschäftigt, unter dem Tagesbericht des Inlandes die Mittheilung, daß die eingesetzten Kriegsgerichte mehrere der Anführer der Revolution zu schweren Strafen, einige zum Tode verurtheilt hätten.

Langenberg, der ruhig, den Kopf in die Kissen gedrückt, dagelegen hatte, richtete sich heftig empor; aufrecht in seinem Bett sitzend, das Gesicht mit dunkler Röthe übergossen, die Augen weit geöffnet, rief er mit lauter Stimme: »Lesen Sie das noch einmal!«

Dorchen erschrak, als sie, bei dem seltsamen Klang seiner Worte aufschauend, sein glühendes Gesicht und seine flammenden Blicke sah – sie mochte einen plötzlich ausbrechenden Fieberanfall fürchten und las zitternd den eben vollendeten Satz noch einmal.

Langenberg brach allmählig wieder zusammen und sank schmerzlich stöhnend in die Kissen zurück.

Dorchen hielt einen Augenblick inne, – als er aber kein Wort, keine Klage aussprach, las sie weiter, – gleichgültige Nachrichten aus Stadt und Land klangen mechanisch von ihren Lippen, ohne daß sie selbst von dem Inhalt des Gelesenen hätte Rechenschaft geben können.

Plötzlich erhob sich Langenberg abermals. Er stützte sich auf den Arm und beugte sich mit so brennenden, durchdringenden Blicken vor, daß das junge Mädchen ängstlich zusammenzuckte und eine Bewegung machte, als ob sie aufspringen und davoneilen wollte.

Langenberg aber streckte die Hand aus, legte sie auf ihren Arm und sagte mit dumpfer Stimme:

»Dorchen, – Sie sind ein gutes, frommes und reines Kind, – was sagen Sie dazu, daß jene dort so schwer büßen müssen, weil das Glück sie nicht begünstigt hat wie mich, – während ich hier in sicherem Versteck mich verberge und mich feige den Folgen meiner That entziehe, – obgleich ich doch die gleiche Schuld trage wie jene?«

»Mein Gott, Herr Langenberg!« sagte Dorchen mit einem ängstlichen Seitenblick nach der Thür hin, »danken Sie dem Himmel, daß Sie hier in Sicherheit sind und nicht gefangen wurden wie jene armen Unglücklichen.«

»Unglücklichen!« wiederholte Langenberg – »und ich bin glücklich gewesen,« fügte er bitter hinzu – »kann Glück oder Unglück, das heißt der blinde Zufall, über Schuld und Strafe entscheiden? – Ist es nicht niedrige, erbärmliche Feigheit, daß ich mich dem Schicksal entziehe, das meine Gefährten erreicht hat? – Ist es nicht meine Pflicht, hinzugehen und zu sagen: ›Hier bin ich, ich habe gethan, was die andern thaten, thut nun mit mir wie mit ihnen!‹ – Nicht wahr, Dorchen – so müßte ich handeln, und wenn ich es nicht thue, so bin

ich ein elender Feigling, so müssen meine Gefährten mich verachten – so,« fügte er zögernd hinzu, – »so würden Sie mich verachten müssen?«

Von Dorchens Gesicht war alle Scheu und Befangenheit verschwunden. Sie erhob sich; tiefe, innige Ueberzeugung strahlte aus ihren Augen, und mit heller, klarer Stimme sagte sie:

»Nein, Herr Langenberg, Niemand wird Sie verachten, Niemand, und ich gewiß nicht, wenn Sie thun, was Ihre Pflicht ist, das heißt, Ihre Freiheit und Ihr Leben, das Gott Ihnen schenkte, erhalten. Sie würden Ihren Gefährten Nichts nützen, wenn Sie, Ihr Schicksal zu theilen, sich hindrängen wollten; – gälte es, sie mit eigner Aufopferung zu retten, so wäre es etwas Andres, – aber so gewinnen jene Nichts, und Sie verlieren Alles, Alles, was nicht Ihr Eigenthum allein ist, denn Ihr Leben gab Ihnen Gott, um zu wirken und zu schaffen und Gutes zu thun auf Erden. Sie sprechen vom Glück und vom Zufall – nein, Herr Langenberg – nicht das Glück und der Zufall haben Sie gerettet, sondern Herr von Sarkow, der vergaß, daß Sie ihm Böses gethan, wie der Himmel will, daß es jeder gute Mensch thun soll.«

Langenberg's Gesicht verfinsterte sich. »Sie wollen den Zufall nicht gelten lassen,« sagte er rauh, – »Sie suchen die Vorsehung – und Ihre Vorsehung ist – er!«

»Nein, Herr Langenberg!« rief sie stolz und unmuthig, »meine Vorsehung ist der liebe Gott – aber er war des lieben Gottes Werkzeug; Dank und Segen gebührt ihm, daß er die himmlische Stimme in seinem Herzen vernahm und ihr gehorchte, – was so viele Menschen nicht thun, – was Sie

nicht thun würden, wenn Sie das Leben, die Freiheit wegwerfen wollten, die Gott Ihnen wieder geschenkt hat, – wieder geschenkt durch ihn, – dem Sie dennoch im Herzen noch grollen.«

»Kein Mensch ist stark genug,« sagte Langenberg, »dem Glücklichen nicht zu grollen, der ein heiß ersehntes Glück davonträgt – ich danke ihm, der mich gerettet, er ist gut und offen und treu, – ich liebe ihn,« sagte er dumpf. – »aber ich möchte knirschen, daß ich's thun muß, daß er besser ist, als ich es vielleicht gewesen wäre. Und mein Leben,« fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, – »was ist es denn werth? Ein Leben ohne Glück, ohne Licht, ohne Freude, – Sie wissen, Dorchen, was meines Lebens Freude, Licht und Glück gewesen wäre, – Sie können es mir nicht geben, – er hat es genommen.«

Flammende Gluth überzog ihr Gesicht, aber sie senkte den Blick nicht vor ihm und rief:

»Ein Glück, das ich geben könnte, hat er nie ersehnt – nie verlangt. – Sein Glück,« sagte sie leise, die Hand auf ihr Herz drückend, »liegt in weiter, weiter Ferne – ich weiß es, – ich habe *sie* gesehen, der sein Herz gehört und der sein Leben gehören wird, und ich habe Gott gebeten, daß sie seiner würdig sein und ihn glücklich machen möge.«

»Dorchen!« rief Langenberg, – »so wäre es möglich, – so wäre dennoch das höchste Glück für mich übrig – es läge in Ihrer Hand, und Sie, Dorchen, – Sie würden es mir nicht versagen, meinem Leben wieder Freude und Licht und Werth zu geben?«

Sie senkte zitternd den Kopf und sagte leise, aber mit klarem, festem Ton:

»Gott hat Ihnen das Leben geschenkt und erhalten, – kann ich Ihr Leben schmücken und erwärmen – kann ich Sie zurückhalten, das Geschenk des Himmels aus falschem Stolz wieder von sich zu weisen, so werde ich Gott dankbar sein, daß er mir vergönnt, ein gutes Werk, ein Werk seines Willens zu vollenden!«

»Dorchen!« rief er außer sich, – »Dorchen, ist das wahr – ist so viel Glück nach so vielen Leiden, so viel Licht nach so trüber Nacht möglich? – Dorchen, Gott segne Sie, auch will ich an die Vorsehung glauben, auf meinen Händen, an meinem Herzen will ich das Kleinod durch das Leben tragen, das mir der Himmel schenkt.«

Er zog sie zu sich heran und drückte seine heißen Lippen inbrünstig auf ihre Hand.

Scheu erbebend trat sie zurück und sagte:

»Noch nicht, – noch nicht – die Zeit hat ihr Recht, die Zeit heilt Wunden und läßt Blumen aufblühen – lassen Sie mir Zeit, mich selbst zu finden, Zeit – zu vergessen,« hauchte sie kaum hörbar.

Er sah sie wehmüthig, aber voll inniger Liebe an.

»Die Zeit hat viel an mir gut gemacht – sie soll ihr Recht haben, – weiß ich doch nun, daß in Ihrer Hand mein sicheres Glück ruht, – mein Herz ist gesund geworden – bald wird auch in meinen Gliedern die fröhliche Kraft wieder erwachsen, die Arbeit und den Kampf des Lebens muthig aufzunehmen.«

Evchen Meier trat ein. Sie sah wohl, wie bewegt die beiden waren, ein glückliches Lächeln flog über ihr Gesicht – aber sie fragte nicht, kein Blick verrieth, was sie denken mochte, und während sie leicht und lustig plauderte und scherzte, schien sie es nicht zu bemerken, daß Langenberg

mit geschlossenen Augen, aber glücklich verklärtem Gesicht dalag und daß über Dorchens Wangen langsam ein Thrärentropfen nach dem andern herabrann.

Bald wurde der Kranke kräftiger und kräftiger. Der Arzt stellte eine überraschend schnelle und stetige Besserung fest, – das Fieber verschwand, und in kurzer Zeit begann Langenberg wieder auszugehen und die Collegien zu besuchen. Er trat nicht aus seinem Corps, hielt sich aber von dem bewegten Studentenleben fern, um sich ganz der Arbeit und der Vorbereitung für seinen künftigen Lebensberuf zu widmen. Da er auch früher schon, wenn auch aus andern Gründen, ein ziemlich zurückgezogenes und abgeschlossenes Leben geführt hatte, so fiel seine jetzige Weise durchaus nicht auf, und außer seinen allernächsten Bekannten, deren er wenige besaß, hatte Niemand eine Ahnung davon, daß der solide und fleißige Schwabencorpsbursch in den Reihen der Revolutionskämpfer gestanden habe.

Langenberg selbst wurde innerlich immer frischer und ruhiger durch die strenge, gleichmäßige Arbeit, der er sich hingab, und durch das feste Lebensziel, das er sich gesteckt hatte.

Freilich konnte er sich noch lange nicht von der tiefen Trauer lösen, die wie ein dunkler Schatten über seine Seele dahinzog, so oft er mancher armen Verirrten und Verführten gedachte, die weniger glücklich als er ihre Auflehnung gegen die Rechtsordnung des Staates und der Gesellschaft schwer hatten büßen müssen, – aber er hatte von Dorchens Glauben an eine leitende und lenkende Vorsehung in sich aufgenommen und gelernt, sich den Beschlüssen dieser Vorsehung zu beugen. Freudig, in hoffnungsvollem Muth sah er dem Leben entgegen – wohl wußte er, daß Dorchens

ihm nicht die duftige Frühlingsblüthe der Liebe entgegenbringen könne, – aber er war zufrieden mit dem, was sie ihm geben konnte, und fühlte sich stark und warm genug, um sie zu tragen, zu leiten und auch ihr Herz zu reiner und beständiger Gluth zu erwärmen.

Mit seiner Genesung hatten Dorchens Besuche bei ihm aufgehört – er kam täglich in das kleine Wohnzimmer und plauderte ruhig, unbefangen und heiter mit Dorchen und ihrer Freundin Evchen, die fast immer da war; denn Dorchen hatte sie gebeten, zur Stunde zu kommen, zu der Langenberg seinen Besuch zu machen pflegte, da sie sich fürchtete, mit ihm allein zu sein, bis sie mit sich selbst völlig klar geworden sein würde.

Ihre Vorsicht war überflüssig; denn selbst wenn Evchen zuweilen nicht anwesend war, sagte Langenberg niemals ein Wort, das an jenes kurze und entscheidende Gespräch an seinem Krankenlager hätte erinnern können. Er war ja seiner Zukunft sicher, – er liebte Dorchen und vertraute ihr, – darum konnte er schweigen und warten. Er sprach viel von ernstern Dingen – er legte die Grundsätze Rousseau's, die sein Leben verbittert und vereinsamt hatten, dem reinen, einfachen Kindersinn des jungen Mädchens, ihrem Verständniß angepaßt, vor, – die künstlich ausgeklügelten Sätze hielten vor Dorchens frommer Einfalt, vor ihrer gefunden Natürlichkeit und ihrer demüthigen Ergebung in den Willen einer göttlichen Weltleitung nicht stand – und er freute sich dessen, denn er hatte das Gefühl, von beengenden Fesseln befreit zu werden und aus der Knechtschaft des Systems der Freiheit sich aufzuschwingen zur wahren Freiheit der demüthigen Selbstverleugnung und der Liebe, die der kalte, immer auf das eigne Ich zurückblickende Genfer Philosoph

nicht kennt. Beide freuten sich dieser Gespräche, die Evchen kopfschüttelnd anhörte und zuweilen lachend unterbrach, – er lernte glauben, und sie lernte denken; und wie stets geistiges Geben und Empfangen das innigste und festeste Band zwischen zwei Menschen bildet, so traten auch Langenberg und Dorchen, ohne daß sich in der ruhigen Form ihres äußeren Verkehrs irgend Etwas änderte, einander innerlich immer näher und näher, so daß er oft in dem Blick des jungen Mädchens, wenn sie ihm zuhörte oder das rechte Wort für ihre Erwiderung suchte, eine freundliche Wärme schimmern sah, die ihn beglückte, die er aber nicht zu bemerken schien, um die zart und allmählig sich erschließende Empfindung nicht furchtsam zurückschrecken zu lassen.

Schnell flogen die Tage und die Wochen dahin, – das Semester neigte sich seinem Ende zu.

Herr von Sarkow hatte sich mit allem Eifer dem Corpsleben und seinen Pflichten als zweiter Chargirter hingeeben, – er hatte noch einige Paukereien glücklich abgemacht und dem Paukbuch eine ganz hübsche Anzahl von Nadeln hinzugefügt; er freute sich in voller Jugendlust des frohen Verkehrs mit den Freunden, der niemals im Leben so innig, so sorgenfrei und so selbstlos hingebend wiederkehrt, – aber er sah dem Schluß seines Studentenlebens in Heidelberg, das sich gegen seine frühere Erwartung um ein Semester verkürzt hatte, nicht so wehmüthig entgegen, wie er es vielleicht früher gethan hätte. Trug er doch eine reiche und schöne, für sein ganzes Leben fruchtbare Erinnerung mit sich fort, und winkte ihm doch in der Heimath das Beste, was dem Menschen auf Erden gegeben werden kann: kräftiges Wirken und Schaffen in eigenem Besitz und warmes

Liebesglück am eignen Herd. Er vermied das kleine Wohnzimmer des Treuberg'schen Hauses nicht – er sprach freundlich und herzlich mit Dorchen, er scherzte mit Evchen, – er bat sie wohl auch, ein fröhliches Lied zu singen, aber er ging bald wieder fort, und wußte es stets ohne bemerkbare Absicht so einzurichten, daß er Dorchen niemals allein fand.

Langenburg erwiderte Sarkow's Gruß jedesmal mit aufrichtiger Herzlichkeit, er drückte ihm warm die Hand und sprach auch wohl in kurzen, innigen Worten seinen Dank aus, aber er ging über diese freundliche Begrüßung hinaus auf kein Gespräch ein und schien erleichtert aufzuathmen, wenn Herr von Sarkow den kleinen Kreis wieder verließ.

Am späten Abend suchte Herr von Sarkow Luiz Antonio auf, der sich immer zu ernstem Arbeiten zurückzog, und oft bis zum Morgen hin saßen die beiden Freunde beieinander; unter traulichen, ihre ganzen künftigen Lebensaufgaben umfassenden Gesprächen versenkten sie ihre so verschieden gearteten und doch so verständnißsinnig einander zugeneigten Seelen in tausend große, weitumfassende Pläne für künftiges Streben und künftige Thaten, – nur von den Gefühlen, die ihre jungen Herzen bewegten, sprachen sie nicht; – Luiz Antonio hatte mit seiner Liebe abgeschlossen – sie sollte Nichts mehr für ihn sein als ein Erinnerungsdenkmal, vor dem er die edlen Ruhmeskränze, von denen er träumte, niederlegen wollte – und Herr von Sarkow wagte nicht, von seiner Agnes und dem Glück zu sprechen, das ihm aus der Zukunft entgegenschimmerte, um des Freundes Schmerz nicht zu erneuern.

Die Großherzogin Stephanie kehrte nicht nach Mannheim zurück, und die dortige Gesellschaft fand sich nicht so bald

in früherer Weise wieder zusammen, so daß die Saxoborussen lange Niemand aus dem früher so fröhlich und anmuthig bewegten Kreise wiedersahen.

Nur hatte Herr von Sarkow ein kurzes Billet erhalten, in dem Fräulein von Herbingen, die bis zu ihrer zum Spätherbst festgesetzten Vermählung mit dem Kammerherrn von Felseneck aus dem Gute der Baronin Starckenburg lebte, ihm befahl, ihr genaue Mittheilung von der Abreise Luiz Antonio's zu machen. Der Augenblick dieser Abreise kam bald.

Luiz Antonio hatte die Prüfung zum *Doctor juris* glänzend bestanden und war feierlich unter öffentlicher Dissertation promovirt worden.

Alle Corps beteiligten sich an dieser Feier, da sie ja der schönen und erhebenden Thatsache galt, daß ein Heidelberger Corpsbursch deutsche Wissenschaft und Bildung zu einem fernen Welttheil über das Meer trug, um auf der Grundlage deutschen Geistes an dem Staats- und Gesellschaftsbau seiner Heimath zu arbeiten.

Unmittelbar darauf wollte Luiz Antonio seine Heimreise antreten. Es drängte ihn, die Trennung von seinen Freunden schnell zu überwinden und all' die schmerzlichen Erinnerungen, die ihn in Heidelberg mit immer neuer Pein erfüllten, in die Tiefe einer völlig abgeschlossenen Vergangenheit zu versenken.

Am späten Nachmittag sollte Luiz Antonio nach Mannheim abreisen, um an diesem Abend mit dem rheinabwärts fahrenden Dampfer nach Cöln weiterzugehen.

Das Gepäck war vorausgeschickt – die Saxoborussen versammelten sich Alle zum letzten Mal um den scheidenden

Freund auf dem Riesenstein. Noch einmal nahm Luiz Antonio, die Cerevismütze auf dem Kopf, das weißgrün-schwarz-weiße Band über der Brust, seinen gewohnten Platz an dem langen Tisch der Kneipe ein. Die auf dem Vorplatz aufgestellte Musik intonirte das Abschiedslied:

»Wohlauf noch getrunken den funkelnden
Wein!
Ade nun, ihr Brüder, – geschieden muß sein
—«

und in vollen Klängen schallte das ernst wehmüthige Lied, von Allen stehend gesungen, durch den Raum, der so oft von fröhlichem Jubel erfüllt gewesen war.

Luiz Antonio preßte die Lippen aufeinander, – seine dunkeln Augen brannten in trockener Gluth – sein Gesicht war bleich und starr wie ein Marmorbild.

Herr von Sarkow stand neben ihm – seine Lippen bebten – er hielt die Thränen nicht zurück, die immer heißer über seine Wangen herabrannen – ringsum verschleierten sich alle sonst so fröhlich strahlenden Augen.

Das Lied war bis zur letzten Strophe gesungen. Die Worte waren für den Scheidenden geändert; unter gedämpftem Spiel der Musik klang es leise und innig:

»Und Liebe, sie folgt ihm, sie geht ihm zur
Hand,
Sie folgt ihm zur Heimath, zum fernesten
Land!«

Alle traten einzeln zu Luiz Antonio heran, ihm den Scheidekuß zu geben – und leises Schluchzen unterbrach hier und dort das allmählig verklingende »Juvivallera« des Schlußritornells.

»*Silentium!*« rief Graf Kronau, als das Lied beendet war; »unser Freund und Bruder Luiz Antonio de Souza scheidet von uns – und wir Alle werden bald auseinandergehen, um auf verschiedenen Wegen unserm Beruf und Schicksal zu folgen. Ob und wo wir uns wieder begegnen, weiß Gott allein; vielleicht werden wir in verschiedenen Lagern uns gegenüberstehen im großen Kampfgetümmel des Lebens – aber wo wir uns auch begegnen mögen, wird das weißgrün-schwarzweiße Band unsre Herzen brüderlich verbinden, und sollten wir uns jemals als Gegner finden, so werden wir wie Glaukus und Diomedes die Lanzen in die Erde stoßen und uns die Hände schütteln, denn über allen Kämpfen der Menschen und der Völker auf Erden steht der leuchtende Stern der Ehre, und wohin unsre Pflicht uns einst treiben möge – unzertrennlich verbunden bleiben wir in unserm heiligen Wahlspruch: *Virtus sola bonorum corona!* Wir reiben einen Salamander auf unsern scheidenden Freund und Bruder Luiz Antonio.«

Der Salamander war mit feierlicher Präcision gerieben – schweigend stieg man die Treppen des Riesensteins herab. Die Wagen standen bereit, und kurz vor dem Abgange des Zuges trafen die Saxoborussen am Bahnhof ein.

Herr von Sarkow begleitete den Freund bis Mannheim – beide stiegen in das Coupé, und während der Zug langsam davonrollte, brachte der rothe Schiffer ein letztes Hoch dem Scheidenden und schleuderte klirrend den Schoppen auf die Steine des Perrons. Die Saxoborussen aber hoben ihre Mützen empor, und wehmüthig hallte es dem schneller davoneilenden Zuge nach:

»Und Liebe, sie folgt ihm, sie geht ihm zur
Hand,
Sie folgt ihm zur Heimath, zum fernesten
Land!«

Luiz Antonio lehnte schweigend in der Ecke des Coupés – jetzt, da er mit dem Freunde allein war, fanden seine brennenden Augen die wohlthätigen Thränen; er schluchzte leise und wiederholte nur von Zeit zu Zeit: »Vergiß mich nicht – vergiß mich nicht – und bitte Gott, daß er mir Kraft gebe, in hohem Streben und edelm Schaffen meinen Schmerz zu überwinden und meiner Liebe ein würdiges Denkmal zu errichten.«

Herr von Sarkow drückte nur des Freundes Hand, – jedes Wort war ja überflüssig.

Sie fuhren zum Dampfschiff, das zur Abfahrt bereit lag.

Herr von Sarkow führte Luiz Antonio in die reservirte Cajüte und bat ihn, ein wenig zu ruhen, während er die Verladung des Gepäcks besorgen würde.

Die Koffer waren in den Schiffsraum versenkt, die Dämmerung wurde bereits dunkler und dunkler – die rothe Scheibe des Vollmonds stieg herauf und goß ihr zauberisches Goldlicht über die Fluthen des Rheins.

Herr von Sarkow hatte mehrmals forschend nach dem Ufer hingeblickt und wollte eben in die Cajüte zurückkehren, – da traten schnell über die Landungsbrücke zwei Damen auf das Verdeck, deren Gesichter durch dichte seidene Schleier verhüllt waren.

Sie eilten, durch das Gewirr von Passagieren und Kofferträgern sich drängend, zu Herrn von Sarkow hin.

»Warum dieser schmerzliche Abschied?« fragte der junge Mann traurig und fast vorwurfsvoll, – »der Arme hat genug gelitten.«

»Ich muß ihn sehen!« rief die eine der beiden Damen heftig, und eilig vorwärts drängend folgte sie mit ihrer Begleiterin Herrn von Sarkow zu der kleinen Cajüte des Dampfers.

Als Herr von Sarkow die Thür öffnete, lag Luiz Antonio auf dem breiten Divan ausgestreckt – die von der Decke herabhängende Ampel beleuchtete sein bleiches Gesicht, dessen Wangen noch feucht waren von Thränen – seine Augen waren geschlossen, – er schlief.

Die Damen schlugen ihre Schleier zurück.

Frau von Wartenstein trat dicht an den Divan und blickte, die Hände gefaltet, stumm in das Gesicht des Schlafenden. Da bewegte er die Lippen – wie ein Geisterhauch klang es leise, leise und doch klar verständlich aus seinem Traum hervor:

»Und Liebe, sie folgt ihm, sie geht ihm zur
Hand,
Sie folgt ihm zur Heimath, zum fernesten
Land!«

Frau von Wartenstein zuckte zusammen – sie beugte sich nieder und küßte, kaum ihn berührend, Luiz Antonio's Stirn.

Dann wendete sie sich ab.

»Ich will ihn nicht wecken,« sagte sie zu Herrn von Sarkow, – »ich will dies Wort nicht von seinen Lippen nehmen, – so soll sein Bild eingegraben bleiben in meinem Herzen.«

Noch einmal blickte sie von der Schwelle nach dem Schlafenden zurück, ihre ganze Seele schien sich in ihre Augen zu

drängen, – dann ließ sie den Schleier über ihr Gesicht fallen und ging hinaus.

Fräulein von Herbingen zögerte einen Augenblick, dann schlang sie ihren Arm um Herrn von Sarkow – er fühlte einen glühenden Kuß auf seinen Lippen, er hörte die leise geflüsterten Worte:

»Sei glücklich!«

Dann war auch sie verschwunden.

Nach wenigen Augenblicken schlug Luiz Antonio die Augen auf.

»Ah, du bist da!« sagte er; »die Erschöpfung hatte mich übermannt – doch der kurze Schlummer hat mir wohlgethan – ich träumte, – o, ich träumte so schön, – ich sah sie vor mir – ich fühlte ihren Abschiedskuß – das süße Traumbild wird mich begleiten übers Meer!«

»Laß das Traumbild,« sagte Herr von Sarkow, »öffne den Blick dem sonnigen Tageslicht und spanne den Arm zum Kampfe des Lebens!«

»Ich will es,« erwiderte Luiz Antonio fest und klar, »aber im Herzen soll über alle Fernen hin ewig die Erinnerung leben an die Jugend, die Freundschaft und die Liebe!«

Dies waren die letzten Worte, die die Freunde miteinander sprachen.

Der Capitän trat ein und meldete, daß die Taue gelöst würden. Noch eine stumme Umarmung, ein letzter Kuß – Herr von Sarkow eilte hinaus – Luiz Antonio sank, das Gesicht mit den Händen bedeckend, auf den Divan nieder.

Der Dampf brauste, rauschend griffen die Räder in die Fluth, langsam fuhr das Schiff rheinabwärts davon.

Herr von Sarkow stand am Ufer, solange er die Laterne an der Mastspitze noch sehen konnte, – dann kehrte er gesenkten Hauptes nach dem Bahnhof zurück, um den nächsten Zug nach Heidelberg zu erwarten.

Mehr und mehr lichtete sich der Kreis der Freunde.

George Dudley und Charles Edward Howkins erhielten von ihrem Vater aus Boston den bestimmten Befehl, die zur Vollendung ihrer großen europäischen Tour bereits seit lange festgesetzte Reise durch Italien sogleich anzutreten. Sie waren gezwungen, diesem Befehle Folge zu leisten, da der über die lange Ausdehnung ihres Aufenthalts in Heidelberg unwillige Vater ihnen nur die zur Bezahlung ihrer Rechnungen erforderliche Summe nach Heidelberg gesendet, weitere Beträge aber auf verschiedene Banquiers an italienischen Plätzen angewiesen hatte. So reisten sie denn ab mit schwerem Herzen und entschlossen, die befohlene Reise durch Italien so schnell als möglich zu absolviren.

Ihre Reiseroute genau zu verfolgen war am besten und sichersten Herr Levi Meier im Stande; denn aus jeder italienischen Stadt, die sie berührten, erhielt er einen chargirten und unfrankirten Brief, der die einfachen Worte enthielt: »Herr Levi Meier, es brennt in Ihrem Keller!« Der unglückliche Empfänger dieser allarmirenden Mittheilungen war in keiner geringen Aufregung und verlangte von dem Grafen Kronau und Herrn von Sarkow Abhilfe. Beide wußten ihm lachend keinen andern Rath zu geben, als die Briefe einfach zu refüsiren – dazu konnte er sich aber nicht entschließen; »denn es wäre doch immerhin möglich,« sagte er, »daß ein Brief einmal nicht von den Herren Howkins käme und eine wichtige Nachricht oder Handelsmittheilung enthielte,« und

so blieb der arme Herr Levi Meier denn noch lange Zeit in einer für seine Nerven äußerst beunruhigenden Aufregung.

Graf Steinborn ging nach Wien, um in den österreichischen Staatsdienst zu treten, wo ihm durch seine Familienbeziehungen eine glänzende Carriere bevorstand. Er hatte keinen Versuch mehr gemacht, mit der Gräfin Czerwinska wieder anzuknüpfen, und auch seine frühere Heiterkeit wiedergewonnen, aber er schwor sich hoch und theuer, daß er der Liebe für immer entsagen und sich nie wieder in einem von Weiberhand geflochtenen Netze fangen lassen wolle.

Charles Clarke schied wehmüthig, aber doch glücklich von den Freunden, um seine Célie heimzuführen.

Endlich kam denn auch der Tag, an dem Herr von Sarkow und Graf Kronau ihre Abreise gemeinschaftlich festgesetzt hatten.

Herr von Sarkow trat zum letzten Mal in das kleine Wohnzimmer des Treuberg'schen Hauses. Der alte Treuberg bot dem jungen Manne einen frommen Segenswunsch, – Langenberg drückte ihm warm die Hand, – er sprach wenige Worte, aber sein innig dankbarer Blick that dem Scheidenden wohl, er nahm das Bewußtsein mit sich, ein reiches Menschenleben für eine glückliche Zukunft gerettet zu haben.

Evchen Meier nahm lachend Abschied, und doch schimmerte ein Thränentropfen an ihren Wangen.

Zuletzt trat Herr von Sarkow zu Dorchen. Sie saß an ihrem Fensterplatz und schien mit tief auf die Brust gesenktem Haupt kaum zu bemerken, was um sie her vorging.

Er reichte ihr die Hand. Ihre Hand war kalt wie Eis, in fast krampfhaftem Druck hielt sie die seine einen Augenblick

fest – dann wendete sie sich ab und ließ ihre Stirn auf das Fensterkissen sinken, während Herr von Sarkow, über ihr Haupt sich beugend, leise sagte:

»Gott segne Sie!«

Als der Wagen abgefahren war, stand Dorchen auf und trat bleich, aber freundlich und ruhig zu Langenberg.

»Sie haben eine Frage an mich gerichtet,« sagte sie sanft und innig, »wollen Sie noch, daß ich sie beantworte?«

»Dorchen!« rief er, indem sein Gesicht in heller Freude aufleuchtete, »Dorchen, Sie haben eine Antwort für mich gefunden? – Und wie heißt sie?«

»Die Antwort auf Ihre Frage heißt – ja!« hauchte sie leise; – »die erste Frühlingsknospe hat der Frost geknickt, was noch aus meinem Herzen treiben mag, gehört Ihnen!«

Er faßte ihre beiden Hände, zog sie an seine Brust und sah ihr treu und warm in die Augen.

»Die Erde,« sagte er, »treibt immer neue und immer herrlichere Blüten – und das Menschenherz ist reicher und unerschöpflicher als die Erde!«

Evchen tanzte jubelnd im Zimmer umher – der alte Treu-berg stand verwundert da, – als ihm Alles aber erklärt wurde, da drückte er Langenberg und Dorchen an seine Brust und segnete freudig den Bund der jungen Herzen, die sich in schwerem Kampfe zu einander gefunden hatten.

Der Abschiedstrunk auf dem Riesenstein war genommen, Fritz und Franz von Helmholt und die wenigen noch Zurückbleibenden hatten den Grafen Kronau und Herrn von Sarkow auf den Bahnhof begleitet. Der rothe Schiffer war da und brachte wie immer seinen Abschiedstrunk, den er diesmal auf drei Schoppen steigerte. Auch Lieber und Nürnberger waren gekommen.

»Donnerwetter!« rief Lieber, Herrn von Sarkow auf die Schulter klopfend, »es geht mir immer ein Stück von meinem Leben fort, wenn die Herren Saxoborussen abreisen – und nun gar zwei solche Herren!«

Er schlug sich mit pathetischer Gebärde vor die Stirn. »Vergessen Sie nicht,« sagte er dann flüsternd, »den Herrn Papa zu fragen, ob er nicht noch ein Wappenservice für zwölf Personen braucht, – es könnte größere Gesellschaft kommen, und es wäre doch schade, wenn dann nicht Alles zusammenpaßte.«

Nürnberger nahm wehmüthigen Abschied. Er drückte ehrerbietig die Hand, die Herr von Sarkow ihm reichte, dann trat er ganz nahe heran und sagte leise:

»Und der Prinz Mirza Schaffi – er ist noch nicht gekommen?«

»Warten Sie, Nürnberger,« flüsterte Sarkow ebenso leise zurück, »er muß wohl noch kommen – der Kislar Aga entgeht Ihnen nicht – aber –«

Er legte den Finger auf den Mund, und Nürnberger ahmte mit geheimnißvoller Miene seine Gebärde nach.

»Sie müssen einsteigen, Herr Baron!« rief er dann eifrig. – Er hatte Rauchthaler kommen sehen, drängte Herrn von Sarkow in das Coupé und stellte sich so, daß sein verhaßter Nebenbuhler in den Kreis vor der Wagenthür nicht eindringen konnte.

Auch der kleine Moses ward, in eine weiche Decke gehüllt, in das Coupé gehoben – Herr von Sarkow hatte ihn vom Corps erbeten und das feierliche Versprechen abgegeben, ihn bis an die äußerste Grenze seines Lebens zu pflegen und zu hüten, und gewiß ging der kleine Hund, der sich würdevoll auf dem Polster ausstreckte, einer so glücklichen

und behaglichen Zukunft entgegen, wie sie ein Corpshund der Saxoborussia mit Recht erwarten durfte.

Das Abschiedslied erklang, der letzte Schoppen des rothen Schiffers zerklirrte auf dem Perron – der Zug fuhr aus dem Bahnhof.

»Der Traum ist aus, – das Morgenroth der Jugend ist vorüber,« sagte Herr von Sarkow ernst, »was wird des Lebens heißer Tag uns bringen?«

»Was er mag,« erwiderte Graf Kronau blitzenden Auges, »steht doch am hellen Tageshimmel wie im duftigen Morgenroth über unsern Häuptern die flammende Mahnung: ›*Virtus sola bonorum corona!*‹ – wird es doch immer in unsern Herzen wiederklingen:

Es zeigt das Schwarz, daß wir dem Tod
nicht weichen,
Aus Hoffnungsgrün der stolze Muth erblüht.
Der hellen Ehre Glanz umspannt das Zeichen,
Das zweimal Weiß der Brüder Brust umzieht.«

Hand in Hand sangen beide mit flammenden Wangen und leuchtenden Blicken über das Schnauben und Rasseln des Bahnzuges hin:

»Ja, Saxoborussia, du unser Panier,
Treu dir zu bleiben, das schwören wir!«